Deutsche Dichtung

0902
.2947

Library of
Princeton University.

Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben

von

Karl Emil Franzos.

Fünfundzwanzigster Band.

Oktober 1898 bis März 1899.

Berlin.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

1899.

Digitized by Google

Mitarbeiter-Verzeichnis des XXV. Bandes.

Seite

Adler, Friedrich, in Prag 11. 70
Alexis, Willibald (Ungedruckter Nachlaß) . . . 226
Andreas-Salomé, Lou, in Schmargendorf bei Berlin 1. 39. 63
Arminius, Wilhelm, in Köthen i. A. . . 70. 117
Arnold, Robert F., in Wien 19. 44. 61. 90. 123. 258. 287
Assing, Rosa Maria (Ungedruckter Nachlaß) . . 224
Auerbach, Berthold (Ungedruckter Nachlaß) . . 227

Bartels, Wanda von, in München 199
Bauer, Ludwig, in Augsburg 24
Bleibtreu, Karl, in Berlin 62. 211 295
Boas, Eduard (Ungedruckter Nachlaß) 228
Bobertag, Bianca, in Breslau 129. 153. 181. 205. 229. 253. 288
Braun Ritter von Braunthal, Karl Johann (Ungedruckter Nachlaß) 273
Brömse, Heinrich, in Hamburg . . . 69. 90. 117
Bulthaupt, Heinrich, in Bremen 12. 61

Christen, Ada, in Wien 11
Clauren, H. (K. G. S. Heun) (Ungedruckter Nachlaß) 224

Dahn, Felix, in Breslau 10
David, J. J., in Wien 11. 117
Deinhardstein, Johann Ludwig (Ungedruckter Nachlaß) 225
Duhl, Fritz, in Kreuznach 235

Ebner-Eschenbach, Marie von, in Wien . 9. 135
Ehrmann, A. von, in Baden bei Wien . . . 70
Elster, Prof. Dr. Ernst, in Leipzig 7

Kattor, Emil, in Prag 91. 270. 286
Föhr, P. G, in Straßburg i. E. 260 286
Franzos, Karl Emil, in Berlin 28. 49. 75. 101. 124. 174. 222. 237. 258
Fulda, Ludwig, in Berlin 19. 68

Gittermann, Wilhelm, in Odessa . . 210. 260
Grehling, Johannes, in Braunschweig 24. 70 91. 116. 135. 166. 211. 295
Grüninger, Hans M, in Neckarbischofsheim 12. 142. 234. 260. 286

H. in Montreux 235
Hamerling, Robert (Ungedruckter Nachlaß) . . 298
Hauser, Otto, in Wien 159
Heermann, Theo, in Moskau 141
Heine, Heinrich (Ungedruckter Nachlaß) . . . 7
Herder, Maria Karoline von (Ungedruckter Nachlaß) 201
Herloßsohn, Karl (Ungedruckter Nachlaß) . . 296

Seite

Heyse, Paul, in München 6. 37. 109
Horn, Ulfo (Ungedruckter Nachlaß) 297
Hückinghaus, Karl August, in Elberfeld . 44. 285

Idel, Wilhelm, in Wermelskirchen 147. 166
Jensen, Wilhelm, in München 13. 33. 57. 81. 105. 136. 143. 167. 190. 213

Kalbeck, Max, in Wien 12. 142. 186
Karsten, Paula, in Berlin 223
Keyserling, Gräfin Margarete, in Breslau . . 117
Kiefewetter, Max, in Danzig . 96. 234. 259. 287
Kniest, Philipp, in Lübeck 261
Knodt, Karl Ernst, in Ober-Klingen 24. 124. 173. 210. 270. 295
Knuffert, Rudolf, in Donauwörth . 69. 91. 141
Koch, Julius, in Bremen 90. 117. 173 209. 235. 286
Kulenkampff, Julius, in Bremen 294
Kürnberger, Ferdinand (Ungedruckter Nachlaß) 297

Linder, Fr, in Hamburg 211
Linga, Hermann, in München 11. 62. 89. 123 295

Markus, Hugo, in Posen 258
Meinhardt, Adalbert, in Hamburg 122. 180. 186. 233
Meyer, Richard M., in Berlin 25
Milewski, Wolf, in Hannover 268
Müller-Irminger, Hans, in Zürich-Hirslanden 24. 38. 70
Oswald, J. G., in Wiesbaden . 38. 97. 110. 212
Ottmer, F., in Berlin 234

Renk, Anton, in Innsbruck 90
Ritter, Anna, in Frankenhausen . . 11. 89. 116
Roux, Heinz, in Metz 259
Rübsaamen, Rosa, in Berlin 69
Rüttenauer, Benno, in Mannheim 249

Schiller, Charlotte von (Ungedruckter Nachlaß) . 79
Schnabl, Jenny, in Wien 294
Schneider, Maria, in Bremen 123. 234. 260. 293
Schoebel, A, in Berlin 277
Semerau, Alfred, in Berlin . 12. 62. 136. 270
Sevenig, Nikolaus, in Diekirch 202
Solitta, Maria, in Marburg a. Dr. 210. 235. 270
Stern, Rudolf, in St. Petersburg 286

Vulpinus, Theodor, in Colmar 89. 136. 173. 259

Weiß, S. A. (Ungedruckter Nachlaß) 187. 236 271
Wichert, Ernst, in Berlin 20. 45 71. 92 118. 137. 161
Wolf, A., in Wien 141. 166. 211. 269

Zweig, Stephan, in Wien 123. 258

166116

Digitized by Google

Inhalt des XXV. Bandes.

Seite

Romane, Novellen, Skizzen.

Das Paradies. Novelle. Von Lou Andreas-Salomé 1. 39. 63
Der verwunschene Garten. Eine Sommernovelle. Von Wilhelm Jensen 13. 33. 57. 81. 105. 143. 167. 190. 213
Nach Jahren. Novellette von J. G. Oswald 97. 110
Des Helden Tod. Von Felix Dahn 10
Eheglück. Roman von Bianca Bobertag . 129. 153. 181. 205. 229. 253. 288
Semmeljette's Glückstag. Eine Skizze aus Ostpreußen. Von Wanda von Bartels . . 199
Der grüne Vogel. Ein Sommertags-Traum. Von Benno Rüttenauer 249
Überfallen. Erzählung von Philipp Kniest . . 261
Der Roman einer Toten. Von A. Schoebel . 277
Frühlingsmärchen. Von Maria Schneider . . 293

Lyrik.

Aus der neuen italienischen Lyrik. Von Paul Heyse:
Es dunkelt. Von Severino Ferrari . . . 6
Eine Hoffnung. Von M. Giarré-Billi 6
Ärztliche Konsultation. Von Ida Baccino 6
Mahnung. Von Hermann Lingg 11
„So wunderlich . . .“ Von J. J. David . . . 11
Der Blinde. Von Friedrich Adler 11
Bräutliches Glück. Von Anna Ritter 11
Magdalena. Von Ada Christen 11
Lanzelot und Ginevra. Von Max Kalbeck . . 12
Crocus. Von Heinrich Bulthaupt 12
Dämmerung. Von Alfred Semerau 12
Stunden des Vertrauens. Aus dem Spanischen des Antonio Canovas del Castillo von Robert F. Arnold 19
Vorbei. Von Ludwig Bauer 24
„Wenn die Blütenblätter fallen . . .“ Von Johannes Grehling 24
Frömmigkeit. Von Hans Müller-Irminger 24
An die Liebe. Von Karl Ernst Knodt . . . 24
Aus der neuen italienischen Lyrik. Von Paul Heyse:
Alte Mädchen. Von Severino Ferrari . 37
„Sprich, woher die finstre Grille . .“ Von Ugo Fleres 37
Das Märchenschloß. Von Hans Müller-Irminger 38
Lenke. Von Josef Oswald 38
Aprilnacht. Aus dem Spanischen des Juan Valera von Robert F. Arnold 44
Ein ander' Mal. Von Karl August Hückinghaus 44

Seite

Sommer. Von Heinrich Bulthaupt 61
Der Mensch und das Meer. Aus dem französischen des Charles Baudelaire von Robert F. Arnold 61
Buddha. Von Karl Bleibtreu 62
„Braune Augen . . .“ Von Alfred Semerau . 62
Knospe. Von Hermann Lingg 62
Der Traum der Braut. Von Rudolf Knussert . 69
Am Brückenbogen. Von Heinrich Brömse . . . 69
Die Myrte. Von Rosa Rübsaamen 69
Bergfahrt. Von A. von Ehrmann 70
Herbstfeuer. Von Wilhelm Arminius 70
Campo santo. Von Friedrich Adler 70
Traum. Von Hans Müller-Irminger . . 70
Ernteabend. Von Johannes Grehling 70
Namensgröße. Von Hermann Lingg 89
Junger Tag. Von Anna Ritter 89
Balbianello. Von Julius Koch 90
Prometheus. Aus dem Italienischen des Arturo Graf von Robert F. Arnold 90
Feiertag. Von Anton Renk 90
Die Niederung. Von Rudolf Knussert 91
Mein Trost und Zuversicht. Von Johannes Grehling 91
Lügen. Von Emil Faktor 91
Wanderung. Von Heinrich Brömse 96
Das Schweigen des Waldes. Von Max Kiesewetter 96
Raffaella. Aus dem Italienischen der Marianna Giarré-Billi von Paul Heyse . . . 109
Greisenlied. Von Anna Ritter 116
Schubert. Von Johannes Grehling 116
Sonnenwende. Von J. J. David 117
Mahnung. Von Heinrich Brömse 117
Es blüht manche Blume . . . Von Gräfin Margarete Keyserling 117
„Wenn Blätter fallen . . .“ Von Wilhelm Arminius 117
Siehe die Erde. Von Julius Koch 117
Nachdunkeln. Von Hermann Lingg 123
Mondlicht. Von Maria Schneider 123
Rosenknospen. Von Stephan Zweig 123
Liebesklage. Neugriechisches Volkslied. Übersetzt von Robert F. Arnold 123
Wohin. Von Karl Ernst Knodt 123
Staub. Von Th. Vulpinus 136
Dämmerung. Von Alfred Semerau 136
Stille Meerfahrt. Von Theo Heermann . . . 141
Tannendickicht. Von Rudolf Knussert 141
Ist es bis zum Himmel weit? Von A. Wolf . . 141
König Artus' Abschied. Von Max Kalbeck . . . 142
Dem Andenken meines Vaters. Von * * * . . . 142
Das Rabennest. Von Hans M. Grüninger . . 142

Digitized by Google

Seite

Traumglück. Von Wilhelm Jdel 147
Gedichte von Paul Verlaine. Aus dem französischen übersetzt von Otto Hauser:
Sie und ihr Kätzchen 159
Morgen 159
Herbstlied 159
In tiefem Schweigen 160
Der Bäume Schatten 160
Sonnenuntergang 160
Abendwanderung 160
Auf mein Leben tief 160
Vielleicht! Von A. Wolf 166
Die Näherin. Von Johannes Grehling . . . 166
Der Falter. Von Wilhelm Jdel 166
An den Frieden. Von Karl Ernst Knodt . . 173
Herzensfrühling. Von Julius Koch 173
Sonette. Von Max Kalbeck 186
Gedichte. Von S. A. Weiß (Ungedruckter Nachlaß):
Morgen im Gebirge 187
Rose im Schnee 187
Venezia 187
Natur. (Nach Longfellow) 187
Die sanfte Lehre 188
Schönes Mädchen 189
Lebensstimmung 189
Phryne 189
Ausfahrt 189
Talent und Genie 189
„Ich trete leise bei Dir ein" . . Von Julius Koch 209
Aus dem Krankenzimmer. Von Maria Solina . 210
Meiner Mutter. Von Wilhelm Gittermann . . 210
Der Winter Von Karl Ernst Knodt . . . 210
Der Schuldschein. Von A. Wolf 211
Im Schmerz beglückt. Von Fr. Linder . . . 211
Sehnsuchtsfährte. Von Johannes Grehling . . 211
Sirenenlied. Von Karl Bleibtreu 211
An den Kuckuck. Nach dem Englischen des William Wordsworth von Max Kiesewetter . 234
Kunchen. Von F. Ottmer 234
Schattendasein. Von Maria Schneider . . . 234
Am Sonntag. Von Hans M. Grüninger . . 234
Abend. Von Fritz Duhl 235
Keusch. Von H. 235
Verteidigung. Von Maria Solina 235
„Meine Brust . .". Von Stephan Zweig . . 258
Stille Fahrt. Von Hugo Markus 258
Grabschrift. Von Karl Emil Franzos 258
Liederszauber. Von Max Kiesewetter 259
Vagantenfrühling. Von Th. Vulpinus . . . 259
Kampf mit dem Schmerz. Von Heinz Rom . . 259
Die Heimkehr. Von P. G. Föhr 260
Schönheitsfeier. Von Wilhelm Gittermann . . 260
Das Wunderland. Von Maria Schneider . . 260
Weißt Du? Von Wolf Milewski 268
Schmerz. Von Emil Faktor 270
Wer weiß? Von Maria Solina 270
Lenzlob. Von Karl Ernst Knodt 270
„Zarte Flocken . .". Von Alfred Semerau . 270
Gedichte. Von S. A. Weiß (Ungedruckter Nachlaß):
Frühlingsweben 271
Italienische Frühlingstage 271

Seite

Lenzgeheimnis 271
Pfingsten 271
Sonntagmorgen 271
Im Zwielicht 271
Herbst 271
Tat twam asi 272
Schlaflos 272
Wintertag 272
Wiedersehen. Von Emil Faktor. 286
März. Von Hans M. Grüninger 286
Chiesa di San Pietro. Von Julius Koch . . . 286
Warte! Von Rudolf Stern 286
Das höchste Gut. Von P. G. Föhr 286
Immaculata. Von Richard F. Arnold 287
Kalifornisches Madrigal. Aus dem Englischen des Bret Harte von Max Kiesewetter . 287
„So still . ." Von Jenny Schnabl 294
Das Weib. Aus dem Englischen des William Wordsworth. Von Julius Kulenkampff . . . 294
Meldung. Von Hermann Lingg 295
Zwei Welten. Von Karl Ernst Knodt 295
Im Süden. Von Karl Bleibtreu 295
Eine Hand. Von Johannes Grehling 295

Sprüche. Aphorismen. Parabeln.

Aphorismen. Von Marie von Ebner-Eschenbach 9
Sprüche Von Ludwig Fulda 19
Sprüche Von Ludwig Fulda 68
Sprüche. Von Th. Vulpinus. 89
Aphorismen. Von Adalbert Meinhardt . . . 122
Aphorismen Von Marie von Ebner-Eschenbach 135
Sprüche. Von Th. Vulpinus. 173
Aphorismen Von Adalbert Meinhardt . . . 180
Aphorismen. Von Adalbert Meinhardt . . . 186
Spruch Von Karl Emil Franzos 222
Aphorismen. Von Adalbert Meinhardt . . 233
Sprüche von S. A. Weiß (Ungedruckter Nachlaß):
Einem Mädchen 236
Das Glück 236

Epische Dichtungen.

Daheim. Von Hans M. Grüninger 12
Der Leichenzug. Von Johannes Grehling . . 135
Bornhövd. Von Wilhelm Jensen. 136
Peire Vidal. Von Josef Oswald. 212
Die Schuhe der Mutter. Von Julius Koch . . . 235
Fürst Radu und die Magd. Aus dem Rumänischen des Dimitrie Bolintineau von Robert F. Arnold 258
Das Glück. Von Hans M. Grüninger . 260
Das Grafenschloß. Von Karl August Hückinghaus 285

Dramatische Dichtungen.

Die Gräfin von Schwerin. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Ernst Wichert. 20. 48. 71. 92. 118. 137. 161

Digitized by Google

Seite

Essays und Mittheilungen.

Heinrich Heine's erstes Gedicht. Mitgeteilt von Professor Dr. Ernst Elster 7
Motiv-Wanderungen. Von Richard M. Meyer:
I. Der erzwungene Ritt 25
II. Neunzehn Augen mit drei Würfeln . . 26
III. Fichtenbaum und Palme 26
Berliner Theater. Von Karl Emil Franzos.
I. Ompteda's „Eheliche Liebe", Rosland's „Cyrano de Bergerac" 28
II. Straß „Jörg Trugenhoffen", Berton's und Simon's „Jaja" 49
III. Arthur Schnitzler's „Das Vermächtnis" 75
IV. Gerhart Hauptmann's „Fuhrmann Henschel" 101
V. August Scherl's Reformvorschlag. Ludwig Fulda's „Herostrat" 174
Heine-Autographen der Kaiserin Elisabeth . . . 32
Ein Brief Charlottens von Schiller 79
Wilhelm Jensen's Gedichte 124
Neues von Philipp Kniest 148
Neue Lyrik 148
Paul Kuczynski's Erinnerungen 150
Ein Brief von Herder's Gattin 201
Über Luxemburgische Dialektdichtung. Von Dr. Nikolaus Sevenig 202
Sagen der Togo-Neger. Mitgeteilt von Paula Karsten:
Warum die Viper heilig ist 223
Die Jägertrommel 224
Bunte Reihe. Ungedruckte Briefe von H. Clauren (K. G. S. Heun), Rosa Maria Assing, Johann Ludwig Deinhardstein, Willibald Alexis, Berthold Auerbach und Eduard Boas . . 224
Konrad Ferdinand Meyer. Ein Vortrag. Mit dem Porträt des Dichters Von Karl Emil Franzos 237
Ein Gestrandeter 273
Graphologie und litterarische Kritik 274
Oesterreichische Dichter. Ungedruckte Briefe von Karl Hetloßsohn, Uffo Horn, Ferdinand Kürnberger und Robert Hamerling 286

Nachrufe.

Theodor Fontane. Georg Ebers. Mit den Jugendbildnissen der Dichter 55
Konrad Ferdinand Meyer 180

Ergänzungen und Berichtigungen.

Zu Heine's Gedicht: „Deutschland 1815" 80
Zu Briefen von Pfeffel und W. Alexis . . . 276

Litterarische Notizen.

80. 151. 180. 228. 252. 275. 298.

Neue Bücher.

32. 104. 152. 180. 204. 252. 276. 300.

Seite

Aufrufe, Preisausschreiben.

Aufruf zur Errichtung eines Gustav Freytag-Denkmals 228
Preisausschreiben für ein Lahnlied 252

Verzeichnis der besprochenen Bücher.

Adler, H. „Vorreden und Bruchstücke" 300
Baehr, Paul. „Neues Buch der Lieder" . . . 149
Berger, Wilhelm. „Schmelings Erben" . . . 152
Bobertag, Bianca. „Die Flucht" 152
Bock, Alfred. „Wo die Straßen enger werden" . 80
Franz, Paul. „Hans" 300
Panthendey, Elisabeth. „Im Lebensdrange" . 180
Ebers, Georg. „Das Wanderbuch" 275
Eschelbach, Hans. „Wildwuchs" 276
Grüninger, Hans, M. „Als em Oberland" . 299
Hango, Hermann. „Neue Gedichte". „Faust und Prometheus" 149
Hanstein, Adalbert von. „Achmed, der Heiland" 152
Heidt, Karl Maria. „Gedichte" 149
Hörmann, Leopold. „Gut aufg'legt" 275
Jensen, Wilhelm. „Das Bild im Wasser" . . 300
Jensen, Wilhelm. „Gedichte" 124
Kniest, Philipp. „Von der Wasserkante". „Wind und Wellen". „Aus Sturm und Not" . . . 148
Knuffert, Rudolf. „Frauengestalten" . . . 300
Kuczynski, Paul. „Erlebnisse und Erinnerungen" 150
Lauff, Josef. „Die Hauptmannsfrau" 275
Leiningen-Westerburg, Josefine Gräfin zu. „Dichtungen" 276
Malybrok-Stieler, O. Zeyer's „Bysehrad" 80
Müller-Irminger, Hans. „Gedichte" . . . 152
Nova, A. de. „Mein Herz" 276
Pfungst, Arthur. „Neue Gedichte" 148
Pick, Dr Albert. „Ueber den Erfurter Maler und Kunstgelehrten Manasse Unger" 299
Pudor, Heinrich. „Tragödie", Gedichte 275
Schanz, Frieda. „Neue Gedichte" 275
Söderström, Hugo. „Die Bürgermeisterwahl" 300
Sonchay, Theodor. „Lieder des Lebens" . . 299
Stegemann, Hermann. „Daphnis" 299
Telmann, Konrad. „Tod den Hüten!" 299
Umlauft's Werke 300
Waldmüller, Robert. „Liebesstürme" . . . 300
Warncke, Paul. „Peter Melander von Holzappel" 300
Wendel-Schray, Adelheid. „Aus Herz und Welt" 276
Westermann, Albert. „Der Schuldner von Alt-Zürich" 275
Wichert, Ernst. „Vom alten Schlage" 299

Druck von E. Bilsckmann Berlin W. 66, Buchhändlerhaus

Digitized by Google

Das Paradies.

Novelle

von

Lou Andreas-Salomé.

Sie entfaltete ihre feinen, lichtgrauen Flügel und flog —.

Eigentlich hätte sie noch lieber ganz weiße Flügel gehabt, schneeweiße, aber die wären wiederum Jedem sichtbar geworden, selbst wenn sie ganz harmlos mit ihnen spazieren ging, — und schon beim bloßen Gedanken an das Staunen, Tadeln und Gaffen der Leute wurden alle ihre Bewegungen schwer und schüchtern, so daß sie nur langsam durch die Luft kam.

Da waren doch wohl diese unscheinbareren Flügelchen viel besser, die sich den Falten ihres Kleides wunderlich zart anschmiegten. Niemand hatte sie noch je an ihr bemerkt. Und die Hauptsache blieb ja doch, daß sie überhaupt fliegen konnte.

— — Unter ihr Gärten, — immer, immer blühende Gärten, weite Frühlingsgärten, in deren Rasen Anemonen und Veilchen wuchsen und aus deren dichtem Buschwerk blau und weiß der junge Flieder schimmerte. Ungezählte Singvögel bauten dort ihr Nest und ihrem sorglosen Jubel und dreisten Wesen ließ sich leicht entnehmen, wie selten Jemand sie dabei störte. Alles aber, was da unter den rauschenden, breitästigen Wipfeln der Bäume blühte oder sang, sandte Duft und Klang empor zu ihr, die in seligem Flug darüber schwebte, ohne mehr zu wissen: blühte es, duftete es, tönte es, leuchtete es so berauschend um sie her, oder verflossen Ton und Licht und Farbe nicht in ein und dasselbe schwingende Schweben, das sich in lauter Sonne auflöste und sie höher und höher emportrug — ?

Von dort oben sah sie auch, daß die Gärten hier und da umfriedet waren und geschlossene Gitter hatten: deshalb wandelten keine Menschen darin. Denn die meisten Menschen konnten doch nur durch Gitter und Pforten irgendwo hineingelangen und ahnten garnicht, wie ein Frühling von oben aussah. Sie ergötzten sich nur schritt weise, von Ding zu Ding, am Gezwitscher der kleinen Vögel, am Wohlgeruch der bunten Blumen und an den Strahlen der hellen, heißen Sonne: sonst wären sie wohl auch mitten in solchem Frühling hülflos in die Kniee gesunken, — da sie nicht fliegen konnten.

Hildegard senkte die Flügel und ließ sich langsam, widerstrebend, auf den Weg herab, der voll windverwehten Blütenblättern lag. An einem der Gartengitter stand ein fremder Herr, hielt, nachdenklich hineinschauend, seinen Stock mit silbernem Knauf an's Kinn, öffnete dann und trat ein, indem er sich erwartungsvoll räusperte und suchend um sich sah. Fremd war er nur im Garten, — Hildegard selbst kannte ihn bereits. Kürzlich erst hatte die Mutter ihn ihr vorgestellt als einen durchreisenden Freund des verstorbenen Vaters, und ihr bedeutet, zuvorkommend gegen ihn zu sein.

Er schaute ja auch ganz lieb aus mit seinem blassen, etwas faltigen Gesicht, sie hatte durchaus nichts gegen ihn, außer, daß es sie langweilte, manierliche Konversation machen zu müssen, anstatt zu fliegen.

Eine ganze Zeit schritt sie korrekt neben ihm her und plauderte so, wie sie von ihrer Mutter wußte, daß junge Mädchen thun sollen, aber dann — wirklich aus reiner unbegreiflicher Zerstreutheit — flatterte sie plötzlich ein klein wenig in die Höhe.

Nur ein wenig, aber es war doch immerhin so, daß sie auf einen Hollunderbusch zu sitzen kam. Dort kam ihr das Unpassende dieser Bewegung jäh zum Bewußtsein und sie erstarrte förmlich vor Schreck.

Indessen der Herr unten am Wege war natürlich noch viel erschrockener als sie, geradezu versteinert war er. Seine Hand zitterte, als er sie hob um an der Brille zu rücken, — offenbar hoffte er noch, sich getäuscht zu haben, aber doch

Digitized by Google

wagte er nicht, so recht aufmerksam nach dem Hollunderbusch hinzusehen, denn er konnte es sich ja nicht verhehlen: vor seinen leibhaftigen Augen war Hildegard aufgeflattert.

Tief beschämt flatterte sie wieder hinunter und ging gedrückt, mit rotem Gesicht neben ihm weiter. Beide thaten wie auf Verabredung, als ob nichts geschehen sei, sie ignorierten das Unfaßliche, das sich da soeben zugetragen hatte, und versuchten ganz harmlos von da aus weiterzusprechen, wo sie vorhin im Gespräch stehen geblieben waren.

Da biß Hildegard der Übermut und mit einem Male lachte sie hell heraus, so daß ihr die Flügel zu wippen anfingen. Und den guten alten Herrn verließ alle Fassung. Sie konnte sehen, wie auf seiner Stirn der Schweiß ausbrach. Seine Augen wurden geisterhaft groß.

„Bitte —“ sagte er heiser und erblaßte, „bitte, was war das —?“

— — —

Das war ein kritischer Augenblick, allein er weckte Hildegard.

Sie erwachte noch in innerem Lachen, den feinen Kopf ein wenig gegen das Kissen zurückgeworfen und streckte den Arm gedehnt vor sich, mit träger, glücklicher Geberde.

Doch schon während sie die Augen aufschlug und über sich die nußschön bemalte Zimmerdecke eines billigen Mietshauses erblickte, anstatt der breit leuchtenden Sonnenwellen, die sie unwillkürlich erwartet hatte, erloschen Glück und Lachen in ihren Zügen.

Hastig richtete sie sich auf, schüttelte ihr wirres, blondes Haar aus der Stirn und horchte hinaus, ob die Mutter nebenan nicht komme, sie zu wecken. Die Kniee hochgezogen, die Hände um das Knie gefaltet, saß sie im Bett und fror bitterlich, hilflos, ohne sich dagegen zu wehren.

O der alte Herr! wie oft sie doch von ihm träumte. Bald so, bald anders. Immer war er im Traume alt, — in Wirklichkeit war er es ja garnicht, nur ihr — ach ihr kam er so vor. Irgend ein allererster Eindruck hatte in ihren Augen das Alter auf immer an ihn geheftet.

Im Traume trieb sie also sogar noch Scherze, trotzalledem. Im Wachen konnte sie das nicht mehr. Aber im Traum flog sie ja auch! Und im Wachen, da kroch sie am Boden.

Hildegard richtete ihre noch schlafumwölbten Augen mit einem Ausdruck von tiefer Unlust und Traurigkeit gegen das halboffene Fenster, ob nicht von dorther irgend ein kleiner Lichtstrahl sie aufmuntere.

Draußen gab's jedoch nur einen nebelgrauen, feuchten Märzmorgen. Ganz Anfang März. Er konnte sich sichtlich noch nicht recht entscheiden, ob er heute Frühling oder Winter markieren sollte. Einstweilen nahm er sich wie Herbst aus.

Nah am einstöckigen Hause stieg die riesig hohe, schwarzgetheerte Brandmauer einer richtigen Mietskaserne auf, und deutete an, daß man sich hier in einem jener Ausläufer einer Großstadt befinde, wo die winkeligen Höfe plötzlich in Brachfeld münden, die Hinterhäuser mit allen ihren Intimitäten um abschließende, bergende Nachbarwände zu bitten scheinen, und wo man den Eindruck gewinnt, als blicke man einer Stadtdekoration von hinten in ihre Coulissen.

Schmale Lindenbäumchen liefen am Hause in schnurgerader Linie vorüber und kreuzten sich mit einer ebenso kümmerlich jugendlichen Allee von Birkenbäumchen, die den hohen Namen Kaiserstraße führte. Ein ganzes Zukunftsviertel war hier mitten im flachen Feld mit großen Wegweisern und kleinen Bäumchen abgesteckt.

Der Geistliche des Vororts ging mit einer starken alten Dame am einstöckigen Hause vorbei und zog grüßend seinen Hut, als er Hildegard's Mutter am Wohnzimmerfenster erblickte. Die alte Dame hielt sich ihre langstielige Lorgnette vor und sah hin.

„Frau Malten hat ja ihre Tochter zu Besuch, — und die letzten Wochen waren sie zusammen fort, — ist es nicht ungeheuer seltsam?“ fragte sie. „Eben erst hatte ja das junge Mädchen den reichen Alfred Rengebauer, mit den Gütereien in Tirol, geheiratet. Gleich darauf reiste die Mutter ab, — aber schon der Tochter entgegen, — Sie wissen doch, was los ist?“

Der Geistliche zuckte die Achseln.

„Bin nicht eingeweiht. Frau Malten ist nicht mein Gemeindekind. Katholikin. Außerdem als Elsässerin ja halbwegs Französin. Die Tochter ist zwar nach dem verstorbenen Vater protestantisch, aber die Trauung wurde ja nicht von mir vollzogen,“ bemerkte er in einem Ton, als wären sonst ja auch derartige Seltsamkeiten nicht passiert.

„Die ärmste Mutter, sag' ich! Sie plagt sich redlich mit ihren französischen Lehrstunden an Instituten, und nun, — aber Sie wissen wirklich nicht —?“

Digitized by Google

„Ich glaube, Niemand weiß so recht, man hört munkeln von —“

„Von: Scheidung!“ fiel die alte Dame hastig ein, wie wenn sie fürchte, er könne das interessante Wort noch vor ihr auf die Lippen nehmen.

„Scheidung in den Flitterwochen! Man sagt ja —“

„Man sagt, sie soll ja einfach vor ihm davongelaufen sein “

Sie dämpften die Stimmen und nickten einander verständnisinnig zu. Und nun mit einem Mal schienen sie alle Beide zum Verwundern gut informiert. —

Hildegard's Mutter war nach dem Gruß des Geistlichen rasch vom Fenster fortgetreten. Ein feines Rot stieg in ihr schönes Gesicht mit den sprechenden, dunkeln Augen. Wohl wußte sie nicht, was zwei zufällig Vorübergehende sich gerade zuraunen mochten, aber das wußte sie: hier im Vorortsverkehr, wo stets dieselben Leute einander begegneten, übertraf der Klatsch die kleinste Kleinstadt, — und jedenfalls das elsässische Mittelstädtchen, in dem sie bis zu ihrer Witwenschaft gelebt. Sie ging seit einigen Tagen hier herum, wie ein Mensch, dem man die Haut abgezogen hat.

Als Hildegard leise, mit gesenktem Gesicht die Theemaschine hereintrug und auf den Tisch setzte, richteten sich die braunen Augen der Mutter mit sanftem Ausdruck auf sie. Und in diesem Moment sahen sie sich ähnlich wie eine jüngere und ältere Schwester, — so stark auch sonst ihre Züge und ihr Wuchs in Formen und Farben verschieden geartet waren, denn die blonde Hilde glich im Äußeren ziemlich stark dem Vater. Aber beiden sah man es so deutlich an, daß die gedrückte Stille des Wesens dem ursprünglichen Temperament gewaltsam aufgezwungen wurde.

Hildegard küßte der Mutter Hand und Mund und nahm stumm ihren Platz am Tische ein. Beide hätten gar zu gern von dem gesprochen, was ihnen das Herz beschwerte, und bei beiden war es dasselbe. Weil sie das verhielten und die Worte mit dem Thee hinunterschluckten, fand sich kein Gesprächsthema.

Dann sagte die Mutter unvermittelt:

„In diesen Tagen, — heute oder spätestens morgen, wird Dietrich uns aufsuchen.“

Hildegard fiel vor lauter Schreck der Löffel mit Geklirr auf die Untertasse.

„Dietrich? ach Mama, das ist ja schrecklich. Warum denn?“

„Sprich doch nicht so thöricht. Was soll denn schrecklich daran sein? Du hast doch diesen Vetter früher sehr gern gehabt. In ein Mauseloch verkriechen kannst Du Dich doch nicht. — — Und — mit Jemandem mußte ich die Sache doch ordnen. — — Er war ja sogar auf meine Bitte jetzt bei — — Alfred Neugebauer in Tirol.“

Die letzten Worte sprach die Mutter als fäße ihr etwas in der Kehle. Es peinigte sie selber und sie verstummte schnell wieder.

Hildegard rührte längst ihre Tasse nicht mehr an. Sie knüpfte mit zitternden Fingern an einer neben ihr liegenden dunkeln Ledermappe, die ihre Mutter zu den Lehrstunden in die Stadt mitnahm.

„O Mama!“ sagte sie leise, „dann weiß Dietrich also auch — alles. Er wird gewiß davon sprechen. Er muß wohl sogar. O Mama, warum — ach warum hast Du mir — damals auch noch zugeredet. Wäre ich doch nie von Dir fortgegangen.“

„Das ist Unsinn, Hilde. Alle jungen Mädchen heiraten. Aber nicht Jede findet einen so edlen, vortrefflichen Mann, den schon Dein Vater seinerzeit nicht genug rühmen konnte. Du weißt es auch selbst. Du hingst an ihm. Du hattest ihn lieb. Meine Menschenseele konnte ahnen, daß Du im Stande sein würdest, so ungeheuerlich, so pflichtvergessen —“

Hildegard sah sie flehentlich an.

„Schilt nicht! schilt nicht!“ bat sie ganz leise, „was heißt denn lieb haben —? Dich hab' ich noch tausendmal viel mehr lieb —. Etwas ganz anderes muß es wohl sein.“

In Frau Malten's Gesicht kam ein gezwungen kühler, etwas gemessener Zug.

„Nichts anderes. Das andere ist Sünde, Hilde. Ich bin vom Kloster aus verheiratet worden, kannte Deinen lieben Vater kaum. Aber mehr ehren und hochhalten kann man keinen “

Sie erhob sich in leichter Erregung vom Stuhl, setzte vor dem Spiegel, der zwischen den Fenstern hing, ihren kleinen schwarzen Capotthut auf und griff nach der Ledermappe.

Hildegard folgte allen ihren Bewegungen mit einem Blick, der hungrig und durstig war nach Zärtlichkeit. Endlich hielt sie es nicht länger aus und umhalste die Mutter.

„Bist Du mir böse — ?“

Digitized by Google

Frau Malten schüttelte leise verneinend den Kopf. Der lange Kuß, mit dem sie ihr Kind in die Arme schloß, fiel wesentlich inniger aus, als man nach ihren Worten hätte entnehmen können. Dann seufzte sie und wandte sich schneller als notwendig war, zur Thür, um zu verbergen, daß ihr Thränen in die Augen traten.

„Wenn nur der Tumult in den Straßen nicht so arg in der Stadt wäre", bemerkte sie dabei.

Damit ging sie fort, und Hildegard, das Gesicht an die Scheibe des einen Vorderfensters gedrückt, sah sie gleich darauf am Gartenzaun entlang kommen, — still, gesammelt, ihren täglichen, mühseligen Pflichten nachgehend, die Züge wieder etwas kühl und gemessen. Aber in Hildegard blühte noch die Freude über die von der Mutter selten bewiesene Zärtlichkeit, und fast hätte sie hell aufgesungen. Da fiel ihr ein, daß so gar kein geringster Grund dazu sei, sich zu freuen. Auch der Mutter lag es ja zentnerschwer auf dem Herzen.

Draußen wehte es heftig; der Wind zerteilte den Nebel, und gegenüber sah man an langer Wäscheleine Hemden und Beinkleider flattern. Der Garten vor dem Haus wies im grauen Tageslicht seine vier oder fünf Lauben wie ebenso viele hölzerne Käfige auf und doch hatte er nur von ihnen seinen Namen, denn viel mehr gartenartiges als diese Lauben, in denen jede Mietspartei ganz für sich allein Kaffee kochen oder den Mond anschwärmen konnte, besaß er nicht.

Hildegard dachte mit Schrecken daran, wie das wohl sein würde, wenn sie im Sommer so Laube an Laube mit den Hausgenossen sitzen würden. Wenn es doch lieber garnicht Sommer würde! Oder wenn sie noch im Elsaß wären, wie zu Lebzeiten des Vaters.

In den Nebenzimmern und der Küche hörte man die Aufwartefrau herumwirtschaften, und jetzt ging auch oben in den kleinen Mansardenwohnungen, die arme Leute inne hatten, ein großer Rumor los. Unmittelbar über der Stube, in der Hildegard am Fenster stand, schrie ein Kind. Das war das quälende, anhaltende, zeternde Schreien, welches ihre Mutter so sehr angriff: sie konnte es garnicht mehr ruhig anhören. Hildegard wollte schon einmal hinaufsteigen zur jungen Frau oben, die vor einem Monat geboren hatte, aber sie wußte nicht, was sie einem solchen schreienden Kind gegenüber vorbringen sollte.

Sie trat an den Theetisch, räumte ihn langsam ab, legte sich in der Küche zurecht, was sie zum Kochen haben mußte, schickte die Aufwartefrau nach Einkäufen zum Mittagstisch fort, und dann, müde der kleinen häuslichen Besorgungen, bei denen ihre Seele nicht war, holte sie eine große kunstvolle Seidenstickerei im Rahmen heraus und setzte sich damit ins Wohnzimmer ans Fenster.

Hildegard vertiefte sich in die feinen bizarren Blatt- und Linienmuster, die sie sich zum großen Teil selbst ausdachte und die ihr manchmal teuer bezahlt wurden, wie man sich in eine interessante Lektüre vertieft, während der die Phantasie angenehm spazieren geht. Gern wäre sie eine noch viel vollendetere Meisterin im Sticken gewesen, um alles in die Seide hineinsticken zu können, was Formen und Farben ihr Seltsames sagten. Ihr schien das am Tage eine ebenso liebste und schönste Beschäftigung, wie Nachts das Fliegen, — und dunkel empfand sie etwas Verwandtes zwischen beiden. Aber leider konnte man beidem nur mit Unterbrechungen fröhnen.

Nach einer Weile sank ihr die fliederfarbene Seide, auf der sie blattlose Birkenzweige mit hängenden Kätzchen und steifen winzigen Knospen vernähte, matt in den Schoß, sie lehnte den Kopf an die Stuhllehne zurück und ihre Augen gewannen den ängstlichen, unsichern Ausdruck wieder, mit dem sie heute erwacht war.

Der Herr vor dem Gitter am Garten ihrer Träume stand wieder vor ihren Gedanken, und sie schaute bange und reuevoll in die jüngste Vergangenheit zurück. Ja, auch reuevoll, denn gegen ihn kam sie sich wie eine Verbrecherin vor. Eine Verbrecherin an dem, was das Gesetz nun einmal von der Frau verlangte. Und dies Gefühl war das Schlimmste —

Zu wem konnte sie wohl darüber sprechen, — ganz so, wie ihr ums Herz war? Wer erlöste sie von alledem Schrecklichen: von der Reugier der Leute und von den eigenen marternden Zweifeln? Auch vor der Mutter scheute sie sich ja im Grunde.

Hildegard schloß die Augen. Vom Neugebauerschen Gut war sie heimlich auf und davongegangen, obgleich er sie ja gewiß nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte. Nein, mit Gewalt nicht, er war ja gut. Darum hatte sie ja anfänglich auch so viel Vertrauen gehabt — — Wie sie nun leise aufstand, noch vor Morgen

Digitized by Google

grauen, um zu Fuß die nahe kleine Bahnstation zu erreichen, die ein Frühzug passieren mußte, da sah sie vom Garten aus Licht in seinem, im Erdgeschoß gelegenen Zimmer.

Er schlief nicht. Er saß, im langen, faltigen Schlafrock, auf seinem Ecksopha, den Kopf mit dem dichten, leicht ergrauten Haar gebückt, die Hände lässig gefalten. In sein Gesicht vermochte sie nicht zu sehen. Aber sie wußte, wie bitter und müde es aussah. Sie wußte es, und es schnitt ihr ins Herz, und während sie von ihm hinwegglief, eilig und heimlich, wie wünschte sie da so brennend, auch diesem letzten Anblick entlaufen zu können für immer, — für immer. Ja, wie eine Verbrecherin kam sie an bei der enttäuschten und erschrockenen Mutter —

Hinter Hildegards geschlossenen Lidern drängten sich Thränen hervor, erst eine, dann noch eine, und netzten ihr die Wange, ohne daß sie die Hand hob, um sie fortzuwischen.

Da klopfte es hell an das Fenster, neben dem sie saß. „Guten Morgen, Coninchen!“ sagte eine Stimme hinter der Scheibe.

Hildegard fuhr in die Höhe. Unten in dem laubenreichen Garten stand ein Mann in englischem, karriertem Anzug, den leichten Frühjahrsmantel halb offen, einen kleinen schwarzen Filz auf dem Kopf und einen Zwicker auf der Nase. Er nickte ihr zu. Sie ging verwirrt zur Flurthür, um ihm zu öffnen. Es war der Vetter Dietrich, den ihre Mutter erwartete.

„Mama ist aus!“ sagte sie ungeschickt als erste Begrüßung, überließ ihm aber verlegen ihre Hände, die er beide ergriffen hatte und schüttelte. Ein starker Tabaksgeruch ging von ihm aus und traf sie, die deuselben nicht gewöhnt war, fremd und empfindlich.

„Aus? Na, das macht ja nichts, Kleine. Sie wird schon einmal heimkommen, nicht wahr? Kann ich es mir nicht inzwischen bei Euch ein bischen gemütlich machen? Ziehst Du, den feuchten Mantel da, den hängen wir fort. So. Und nun laß Dich nicht stören,“ bemerkte er, hinter ihr drein ins Wohnzimmer tretend, „ich sah doch vorhin solche seidene Herrlichkeit auf Deinen Knieen liegen. Aha!“

Er beugte sich bewundernd über ihre Stickerei. „Ist das nicht ganz furchtbar mühsam?“

Ein Stein fiel ihr vom Herzen, als sie ihn so ganz unbefangen von harmlosen Dingen reden hörte, wie wenn sich nichts Besonderes ereignet hätte. Sie schaute ihn dankbar an.

„Es ist eine große Freude, solche Stickerei. Ich denke sie mir selbst aus,“ sagte sie.

„Hm. Aber doch entsetzlich zeitraubend und augenangreifend. Wäre es nicht viel schöner, sich etwas Nutzbringenderes auszudenken?“

„Es bringt uns auch Nutzen, — Geld. Aber ich thäte es ohnehin. Ich liebe es,“ entgegnete sie mit einem warmen Stimmklang, als hätte sie von einem Menschen gesagt: ich liebe ihn.

„Den Nutzen meinte ich nicht gerade. Ich meinte, das Ding selbst hat etwas so Überflüssiges, — höchstens gut für die überflüssige Muße der Reichen, die es kaufen,“ entgegnete er, betrachtete aber, während er zerstreut sprach, Hildegard mit großem, ernsthaften Interesse. „Ich seh' mich also zu Dir, Hilde. Hab' Dich ja zwei ganze Jahre nicht mehr gesehn.“

„Ja.“ Sie blickte, auf dem Rande eines Stuhles sitzend, befangen auf ihre eigenen schmalen Hände nieder. „Du warst ja viel auf Reisen? Wo warst Du denn das letzte Jahr?“

„In England. Ich habe mir dort allerlei ansehen wollen, — unter anderm Erziehungsanstalten für Knaben, von denen ein paar dort nach ganz neuem System eingerichtet worden sind. So halb auf dem Lande. Wechsel zwischen theoretischer und praktischer Arbeit. Landwirtschaft zwischendurch, — nicht nur das öde Turnen und Sportstum — mit einem Wort, etwas Vorzügliches. Es kommt jetzt darauf an, vom Kultusministerium die Konzession für einen solchen Versuch auf heimischem Boden zu erhalten.“

„Das willst Du thun?“ Hildegard sah ihn lebhaft an, „— ich hatte gar keine Ahnung davon, daß Du unterrichten wolltest. Dir schien es doch immer so öde, wenn Vater davon sprach.“

„Jawohl, so auf dem gewohnten, unter thätigen Wege, wie auch Dein Vater sich mühselig bis an die Titelprofessur heran plagen mußte — Dies da wäre ja etwas ganz anderes: ein Leben für meine innersten Überzeugungen. Und das ist das einzige, das lebenswerteste Leben, Hildegard,“ sagte er mit unwillkürlicher Wärme.

„Das muß schön sein! — Aber kostet so was nicht ungeheuer viel Geld?“

„Etwas Geld freilich wenig — kann ich selbst hineinstecken, und mit dem Geld zusammen meine ganze Kraft. Das Übrige aber glaube ich mir auch schon zieulich gesichert zu haben. Je mehr Geld, desto besser natürlich. Denn mein Lieblingsgedanke ist, daß diese Anstalt auch armen Knaben offen stände.“

Digitized by Google

Seine rasche, sichere Art zu sprechen und Urteile abzugeben, wirkte auf Hildegard befreiend und erfrischend; ehemals war er ihr immer etwas burschikos und rüde erschienen. Aber jetzt zog er sie in ein Stück Welt, ein Stück Leben hinein, über dem sie sich selbst momentan vergaß. Sie hätte ihm gern gesagt: „Erzähle mir noch mehr, viel mehr!"

Dietrich war aufgestanden und mit einem Erlaubnis einholenden Blick auf Hildegard zog er ein Feuerzeug heran, um sich seine Cigarre anzuzünden. Dabei musterte er mit aufmerksamen Augen das längliche, niedrige Wohnzimmer, wandte sich dann Hildegard zu und bemerkte:

„Ich werde eine kleine Weile hier bleiben. Ich meine, hier draußen bei Euch, solange ich mit Deiner Mutter und Dir allerlei zu besprechen habe. Später nehme ich in der Stadt drinnen Quartier. Hier wird es wohl mehr als genügend leere Zimmer im Vorort geben."

Hildegard sah verwirrt aus und wurde dunkelrot. Sie hatte an den nächsten Zweck seines Hierseins garnicht mehr gedacht. Nun drängte der sich ihr auf. Und er, der so schön und harmlos geplaudert, rührte ganz ohne weiteres daran.

„Nun? Ist es Dir denn nicht recht, wenn ich ein wenig bleibe?" Er beugte sich mit forschenden Augen zu ihr nieder und als sie nicht gleich antwortete, faßte er sie leise am Handgelenk. Seine Hand entsprach nicht ganz der männlichen, etwas hagern Gestalt, sie besaß einen Ansatz zur Fülle und harte gewölbte Nägel, die an gut beschnittene Thierklauen erinnerten. Hildegards feine Finger zuckten, sie schaute in plötzlicher Zerstreutheit auf die seinen nieder. Ginge er doch fort! Was half es, daß er zu plaudern wußte? Viel lieber säße sie ganz allein in einem kleinen dunkeln Mauselach versteckt.

Dietrich blieb sekundenlang in der gebeugten Haltung vor ihr stehen, er wartete nicht mehr auf eine Antwort, sondern studierte förmlich ihr Gesicht. Seine Hand wurde heiß um ihr schmales Gelenk. „Ich glaube, es war Zeit, daß ich kam," sagte er.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der neuen italienischen Lyrik.

Übersetzungen von Paul Heyse.

„Es dunkelt . . ."

Von Severino Ferrari.

Es dunkelt. Schatten haben schon im Zimmer
Auf eine weiße Stirne sich geneigt.
Du harrst, im Herzen einer Hoffnung Schimmer.

Du horchst hinaus, kein Schritt will draußen tönen.
Der Springbrunn nur, der plätschernd aufwärts steigt,
Klingt hell, als wollt' er lachend dich verhöhnen.

Ausgeht das Lämpchen, das sein Öl vermißt —
Wie trüb und traurig doch das Warten ist!

Eine Hoffnung.

Von Marianna Giarré-Billi.

O heil'ge Jungfrau, der mein Herz liegt offen,
Der ich vertraue, was ich denk' im Stillen,
Ob Frohes oder Trübes mich betroffen,
Dir muß ich alles ohne Scheu enthüllen.
Heut beicht' ich dir; es lebt in mir ein Hoffen,
O heil'ge Jungfrau, laß es sich erfüllen!

Und wenn es sich erfüllt, früh oder späte,
So oft ich zu dir komme im Gebete,
So oft ich komme, wie gewohnt ich war,
Mit Rosen dir zu schmücken den Altar,
Dann komm' ich nicht allein, Maria, dann
Begleitet mich zu dir mein lieber Mann.

Ärztliche Consultation.

Von Ida Baccino.

Dich, feiner Forscher auf der Wahrheit Spur,
Dich, vielerfahrner Arzt, der alle Fibern
Des Leibes kennt und weiß, an welchen Nerven
Das Weinen hängt, das Lachen und die hohen
Gefühle, die uns übers blinde Volk
Erheben, dich befrag' ich:

Kannst du wohl
Mir sagen, was das sei, wie es entstand,
Wodurch es Macht gewinnt, dies nie empfundene
Herzweh, das mich beherrscht und ungeahntes
Holdes dem Geiste vorfingt?

Feiner Forscher
Der Wahrheit und Natur, kannst du mir sagen,
Was die geheimnisvolle Süße sei,
Die mich bezwingt, daß ich mir Flügel fast
Am Rücken sprießen fühle?

Lang verharrte
Der gütige alte Mann in heil'rem Schweigen.
Dann, zärtlich wie ein Vater, legt' er mir
Die weiße Hand aufs Haupt und fragte lächelnd:

Und Er, mein teures Kind, liebt er Dich wieder?

Digitized by Google

Heinrich Heine's erstes Gedicht.

Mitgeteilt von **Prof. Dr. Ernst Elster.**

Als Hermann Hüffer im Jahre 1878 sein schönes Büchlein „Aus dem Leben Heinrich Heines" veröffentlichte, da bot er uns, außer vielen anderen hochinteressanten Gaben, auch ein Jugendgedicht Heines in ursprünglicher und vollständiger Fassung dar, das viele Leser dem ungezogenen Liebling der Grazien nicht zugetraut hätten: das Gedicht „Deutschland, ein Traum" (Werke, Bd. 2, S. 159 ff.). Verfaßt 1819 von dem Bonner Studenten, ist es durchdrungen von inniger Schwärmerei für die deutsche Vorzeit, von dem romantischen Teutonismus, der in den Kreisen der alten Burschenschaft so leidenschaftlich gepflegt wurde. Und Heine, der später über das schwarz-rot goldne Banner unzarten Spott ergossen hat, er hielt sich damals selbst zur Burschenschaft und dachte und dichtete im Sinne ihrer teutonischen Begeisterung. Aber mit dieser Begeisterung für die deutsche Vergangenheit verband sich auch bei ihm die schwermütige Klage über die Entartung des lebenden Geschlechts, des „Völkleins Zwerge", das „auf der Riesen Grab" einherkriche. Das waren Gedanken und Gefühle, die damals in weiten Kreisen verbreitet waren. Und auch bei ihm bricht die Erkenntnis durch, daß es so wie damals — 1819 — noch kurz zuvor nicht ausgesehen habe in deutschen Landen:

Einst stand ich in schönern Tagen
Auf dem höchsten Berg am Rhein;
Deutschlands Gauen vor mir lagen,
Blühend hell im Sonnenschein.

Unten murmelten die Wogen
Wilde Zaubermelodein;
Süße Ahndungsschauer zogen
Schmeichelnd in mein Herz hinein.

Lauscht' ich jetzt im Sang der Wogen,
Klingt viel andre Melodei:
Schöner Traum ist längst verflogen,
Schöner Wahn brach längst entzwei.

Wir haben bisher nichts davon gewußt, daß Heine bereits in jenen früheren Tagen, als der „schöne Traum", der „schöne Wahn" sein Herz noch mit „Zaubermelodeien" umgaukelte, seinem Gefühl dichterischen Ausdruck verliehen hatte. Jetzt bin ich durch die Güte des Herrn Privatdozenten Dr. Schwering zu Münster i. W. auf ein Jugendgedicht Heines aufmerksam gemacht worden, das der begeisterten Stimmung jener besseren Zeiten des schönen Wahns sein Dasein verdankt und sich in Form und Inhalt als Seitenstück zu dem Gedichte „Deutschland, ein Traum" erweist. Es ist abgedruckt in den „Allgemeinen Unterhaltungs-Blättern zur Verbreitung des Schönen, Guten und Nützlichen" (Bd. 5, S. 246—47; „erste Juni-Hälfte" des 3. Jahrgangs, 1820; Münster und Hamm, in der C. A. Wundermann'schen Buchhandlung); aber sicherlich ist es nicht durch Heine selbst dem bekannten westfälischen Buchhändler zur Veröffentlichung übergeben worden, sondern durch einen seiner litterarischen Jugendfreunde, vermutlich durch Jean Baptiste Rousseau. Denn der junge Heine hütete seine Manuskripte keineswegs ängstlich: seine Freunde Sethe, Steinmann und Rousseau bewahrten manches wertvolle Schriftstück aus seiner Feder, und die beiden letzteren thaten ihm, als er längst mit ihnen zerfallen war, den Tort an, allerlei Briefe und dichterische Jugendsünden an das Licht der Öffentlichkeit zu ziehen, teils um ein mageres Honorar zu erschnappen, teils um Heine zu ärgern und um ihm zu schaden. Der Druck des nachfolgenden Gedichtes scheint ihm entgangen zu sein, und das ist bedauerlich; denn vielleicht würde er den Mut gehabt haben, über die ästhetisch patriotischen Purzelbäume seiner Jugend herzhaft zu spotten. Vielleicht auch nicht! Denn kein Meister läßt sich gern daran erinnern, daß er einst ein Stümper gewesen, und der Verfasser des „Buchs Legrand", der Heros der Napoleon-Legende, hätte schwerlich viel Freude daran gehabt, sich coram publico im teutonischen Flausrock dargestellt zu sehen. Abgesehen von einem Spottgedicht auf einen Schulkameraden Namens Wünneberg, ist das mutige das älteste, das wir aus Heines Feder besitzen, und so werden auch weitere Kreise es gern kennen lernen. Es lautet:

Deutschland.

Von h. heine. Geschrieben 1815.

Deutschlands Ruhm will ich besingen.
Höret meinen schönsten Sang!
Höher will mein Geist sich schwingen,
Mich durchbebet Wonnedrang.

Digitized by Google

Vor mir liegt das Buch der Zeiten;
Was auf Erden hier geschehn;
Wie das Gut' und Böse streiten,
Alles meine Blicke sehn.

Kam aus fernem Frankenlande
Einst die Hölle schlau, gewandt,
Brachte Schmach und schnöde Schande
In dem frommen, deutschen Land.

Und die Tugend und den Glauben
Und die Himmelsseeligkeit —
Alles Gute sie uns rauben,
Gaben Sünde uns und Leid.

Deutsche Sonne wurde düster,
Will nicht leuchten deutscher Schand',
Und ein dumpfes Trau'rgeflüster
Sich durch deutsche Eichen wand.

Und die Sonne wurde lichter,
Und die Eiche rauschet Freud'.
Kommen sind die Rächerichter,
Wollen sühnen Schmach und Leid.

Und des Trugs Altäre wanken,
Stürzen ein im grausen Schlund.
Alle deutschen Herzen danken;
Frei ist deutscher, heil'ger Grund.

Siehst du's lodern hoch vom Berge?
Sag', was deut' die Flamme wild?
's deut' dies Feuer auf dem Berge,
Deutschlands reines, starkes Bild.

Aus der Sündennacht entlauchet
Stehet Deutschland unversehrt;
Hoch die dumpfe Stelle rauchet,
Wo die schön're Form entfährt.

Aus dem Stamm der alten Eichen
Sprossen Blüthen, herrlich, schön,
Und die fremden Blumen weichen;
Teutsch grünt das alte Wehn.

Alles Schöne kommet wieder,
Alles Gute kehrt zurück,
Und der Deutsche, fromm und bieder,
Froh genießt sein deutsches Glück.

Alte Sitte, alte Tugend,
Und der alte Heldenmuth,
Schwerter schwingel Deutschlands Jugend;
Hermanns Enkel scheut kein Blut.

Helden zeugen keine Tauben,
Löwen gleich ist Hermanns Art;
Doch der Liebe schöner Glauben
Sei mit Stärke mild gepaart.

Eig'nes Leid dem Deutschen lehrte
Christus sanftes Wort verstehn;
's zeugt nur Brüder deutsche Erde,
Nur die Menschlichkeit ist schön.

Auch die alte fromme Minne
Kehrt zurück, die Sängerlust,
Dieses herrlich, fromme Minne,
Deutschen Mannes Heldenbrust.

Er ist zogen aus im Kriege
In die heiße Frankenschlacht;
Um zu rächen Meineidslüge
Blutig mit gewalt'ger Macht.

Und daheim die Frauen regen
Liebevoll die sanfte Hand,
Und der heil'gen Wunden pflegen,
Die geblut't für's Vaterland.

Festlich in dem schwarzen Kleide
Glänzt das schöne deutsche Weib
Und mit Blumen und Geschmeide,
Demantgürtel schmücht den Leib.

Doch noch herrlicher geschmücket
Mit Gefallen ich sie schau',
Wenn am Krankenbett gebücket
Sorgend schafft die deutsche Frau.

Himmels Engeln wohl sie gleichet,
Wenn sie letzten Labetrank
Dem verwund'ten Krieger reichet;
Sterbend noch er lächelt Dank.

Muthig sich ein Grab erwerben
In der Feldschlacht — das ist süß;
Doch in Frauenarmen sterben,
Das ist Gottes Paradies.

Arme, arme Frankensöhne,
Euch war nicht das Schicksal hold;
An der Seine Strand die Schöne
Buhlet nur nach feilem Gold.

Deutsche Frauen, deutsche Frauen!
Welch ein Zauber birgt dies Wort!
Deutsche Frauen, deutsche Frauen,
Blühet lange, blühet fort!

Deutschlands Töchter wie Luise,
Deutschlands Söhne Friedrich gleich.
Hör' im Grabe mich Luise!
Herrlich blüh' das deutsche Reich!

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß manche Leser die Echtheit dieses seit 1829 verschollenen Gedichtes bezweifeln werden. Aber abgesehen davon, daß es zu Heines Lebzeiten wohl niemand gewagt hätte, gefälschte Verse mit seinem Namen zu veröffentlichen, trägt das interessante Schriftstück in Inhalt und Form die deutlichen Spuren der noch jugendlich unbeholfenen Kunst unseres Dichters. Das beigedruckte Datum der Entstehung „1815“ ist zweifellos richtig, vermutlich ist das Gedicht bald nach der Schlacht bei Belle Alliance geschrieben; Heine war damals 17½ Jahr alt. Die vaterländische Begeisterung ist in dem 1819 entstandenen Gedichte „Deutschland, ein Traum“ noch ebenso groß, und in einem Briefe vom 27. Oktober 1816 schreibt Heine folgende Worte, die auch manchem unerwartet sein dürften: „Der homerisch göttliche

Digitized by Google

herrliche Bücher . . . war unlängst hier, und ich habe das Glück gehabt, in seiner Gesellschaft zu speisen bei Onkel; so ein Kerl macht Freude." Wenn aber Heine 1816 und 1819 begeisterte Äußerungen im Sinne der Deutschnationalen gethan hat, warum sollten wir sie ihm nicht auch 1815 zutrauen, also zu der Zeit, als die Wogen des Patriotismus am höchsten gingen?

Zwingendere Gründe für die Echtheit des Gedichtes ergiebt die Form. Schon daß das Versmaß dasselbe ist, wie in dem Parallelgedicht „Deutschland, ein Traum", besagt viel. Aber auffälliger sind einige sprachliche Eigentümlichkeiten. Heine stand in seiner Frühzeit mit dem Dativ und Akkusativ auf gespanntem Fuße; er schreibt z. B.: „Mancher deutsche Sänger hat sich hier schon die Schwindsucht a m H a l s e gesungen"; oder: „Meine Adresse ist Herrn Heine bei Wittwe Rodbertus auf d i e Große Bleiche in Hamburg, Nr. 307"; oder: „Dir zu zeigen, wie die neue Thorheit auf d e r a l t e n gepfropft ist" und dergl. mehr. Ähnliches finden wir auch in unserm Gedichte; so am schlimmsten in V. 61: „Er ist zogen aus i m K r i e g e"; aber auch in V. 11—12: „Brachte Schmach und schnöde Schande I n d e m frommen deutschen Land", und in V. 25—26 „Und des Trugs Altäre wanken, Stürzen ein i m g r a u s e n S c h l u n d" — auch hier verrät sich eine wiederholte Abneigung gegen den Akkusativ. — Häufig zeigt sich beim jungen Heine die dialektische Verkürzung der auf -e auslautenden Substantiva; so auch hier (im Reim, V. 18 und 22) „Schand'" und „Freud'"; häufig die Auslassung des Präfixes g e im Partizipium, so auch hier in V. 23 („Kommen sind die Rachrichter") und in V. 61 („Er ist zogen aus"); häufig weiterhin die Auslassung des Personalpronomens (er, sie, es, du 2c.), so auch hier in V. 9, 18, 24, 59; häufig die starken Synkopen (Unterdrückung unbetonter Vokale im Wortinnern), so hier V. 69 „geblut't", und V. 79 „verwund'ten", ja in V. 30 und 31 ist in „denk'" (gleich „bedenket") nicht nur das Flexions-e der letzten Silbe, sondern auch das ganze Präfix b e - unterschlagen; typisch bei Heine ist auch die Nominativform „der Glauben" statt „der Glaube". Am meisten fällt die aus Versnot veränderte Wortstellung auf, so z. B. in V. 8, 15, 16, 44, 74, 77, 80, und auch in dieser Hinsicht ließen sich aus Heines Jugendgedichten viele Parallelstellen anführen.

Nach alledem halte ich die Echtheit des Gedichtes für zweifellos, und alles, was uns befremdlich darin erscheint, müssen wir als Zeugnis eines jugendlich unklaren Geistes betrachten, der sich aus dumpfer Anempfindung noch nirgends zu selbstständiger Auffassung emporgerungen hat. Wie sonderbar klingt das tugendhaft-nationale Pathos aus Heines Munde! Wie sonderbar die Verehrung für Luise, den alten Fritz und das deutsche Reich! Die Klage, daß uns die „Hölle" aus dem fernen Frankenlande Sünde und Leid gebracht habe, daß aber Deutschland, „aus der Sündennacht entlauchtet", unversehrt daliege, daß „der Deutsche, fromm und bieder, Froh genießt sein deutsches Glück", während „An der Seine Strand die Schöne, Buhlet nur nach feilem Gold" — wer kann dies und anderes aus Heines Mund vernehmen, ohne zu lächeln? Gewiß würde Heine sich später selbst über manche Gemeinplätze des Gedichtes herzlich ergötzt haben, und vielleicht würde auch er, wie ich, vergeblich nach einem befriedigenden Kommentar gesucht haben für die Verse (35 f.):

Noch die dumpfe Stelle rauchet,
Wo die schön're Form entgährt . . .

eine Stelle, wo aus der Gährung seines Kopfes jedenfalls keine schöne Form hervorgegangen ist. Eher klingt schon etwas von dem künftigen Heine aus den Worten heraus: „Helden zeugen keine Tauben"; in den Versen 53 bis 56 gelangt vermutlich der Wunsch des Juden zum Ausdruck, daß seine Glaubensgenossen Duldung und Menschlichkeit erfahren möchten von dem Volk der Deutschen, das aus Erfahrung wisse, was Leid und Unterdrückung sei. Am lieblichsten erscheint wohl die vorletzte Strophe, wo Vater Horaz dem Genius des Dichters auf die Beine geholfen hat;

Mutig sich ein Grab erwerben
In der Feldschlacht — das ist süß;
Doch in Frauenarmen sterben,
Das ist Gottes Paradies.

Aphorismen.

Modern sein, heißt, auf dem Wege sein, unmodern zu werden.

*

Anerzogen ist wie angeklebt, manchmal aber verwächst das Angeklebte.

*

Alles, was du sagen willst, sagen können, wie du willst, ist Talent.

Jedes Lämmlein drängt sich heute kampflustig in die Arena.

*

Das edelste, wohlthuendste Verständnis findet der Künstler bei einem bescheiden gebliebenen Dilettanten.

*

Der Verstand kann ein Held sein, die Klugheit ist meistens ein Feigling.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Digitized by Google

Des Helden Tod.

Von **Felix Dahn.***)

Die Sonne sank blutrot in die See.

Die Schlacht war geschlagen am einsamen Fjord.

Allzuviele Speere hatten die Landwüster geschwungen, die, aus den Drachenschiffen gesprungen, Mord, Brand und Raub in die Gehöfte getragen von Halgaland.

Auf schaumbedecktem Roß hatte ein Bote um Hilfe gerufen bei König Sigwin Weißbart.

Der hatte gerade auf seinem Hochsitz in der Halle zu Halga Björg das Horn erhoben zum Nacht-Trunk: er setzte es nieder, bevor er's zum Munde geführt. „Zu Roß!" sprach er. „Königshilfe eilt."

Und mit den wenigen Helmen, die er um sich hatte in der Halle, war er den Vikingern entgegen geritten, seine Bauern zu schützen.

Nun lag er speerwund auf zersplittertem Schild; der weiße Sand der Düne ward rot von des alten Mannes Blut. Tot neben ihm lagen fast all' seine Gefolgen: in die Ferne, landeinwärts, — gen Mittag — tobte der Lärm der verfolgenden Sieger hinter den Schlachtflüchtigen her. — —

Die Wellen der beginnenden Ebbe wichen mählich, mählich zurück: immer leiser, leiser, — wie absterbend Leben.

Es war nun totenstill auf der Strandheide, darauf vor kurzem der rasselnde Kampf getost.

Der wunde König hatte die Augen geschlossen: nun schlug er sie auf: denn von Niedergang — aus dem nahen Föhrenwald — rauschten zwei Raben dicht über seinem Haupte hin, als wollten sie ihn wecken. Dann bäumten sie auf in der alten, morschen Dünen Weide.

Der König hob den Kopf und sah gegen Westen.

Und nickte stumm. Er schien ihn zu kennen, den Wanderer, der von daher nahte, langsam heranschreitend aus dem Saum der düsteren Bäume. Erwartet schien er ihn zu haben.

Denn als der sich schweigend auf den schwarzen Banta Stein zu seinen Häupten setzte, den Speer über die Schulter gelehnt, die der dunkelblaue Mantel bedeckte, das gewaltige Haupt unter dem Schlapphut zu ihm gebeugt, da sprach der Wunde: „Du hältst mir Wort."

„Wie du es mir gehalten."

„Nach unserm Bund und Vertrag! Sieg und Glück hattest du mir versprochen: und hast sie gewährt all' diese langen Jahre. Dafür sterb' ich jetzt den Blutod und folge dir nach Walhall, unter deinen Einherjar für dich zu kämpfen."

„Und Walhalls Wonnen zu teilen. Schau empor! Schon nahen dort im Gewölk auf ihren grauen Rossen die Walküren. — Aber du blickst nicht freudig. Fürchte nicht das Sterben: es schmerzt nicht. Nur das Leben schmerzt: — — zuweilen."

„Ich fürchte nichts für mich. Aber mein Knabe! Wenige Winter erst zählt er. Einen Spätling gebar ihn mir die Mutter. Und starb. Schutzlos spielt er im Bann-Anger von Halgabjörg. Meine Gespippen, meine Gefolgen liegen tot. Wer wird ihn schützen?"

„Ich! Sein Pate! Der ihm den Namen gab: — Sigwalt Odhinsfreund — ich schulde ihm Patengabe. So gelob' ich dir: ich rette ihn jetzt vor allen Feinden. In diesen Mantel geschlagen trag' ich ihn hoch durch die Wolken auf ein fernes Eiland: sicher vor Schaden wächst dort er heran. Zur rechten Zeit kehrt er zurück, sein Erbe zu erstreiten mit sieghaftem Schwert. Alsdann geb' ich ihm zum Schutz einen Schild. Einen lebendigen Schild."

„Einen lebendigen Schild?" staunte der Wunde. „Ich kann's nicht fassen."

„Einen lebendigen Schild, der ihn schützt

*) Das vorliegende, in sich geschlossene Bild ist zugleich die Einleitung zu einer neuen „nordischen Erzählung" des Dichters: „Sigwalt und Sigridh", die im November d. J. im Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig erscheinen wird. D. R.

Digitized by Google

immerdar. Wenn er nicht selbst ihn zerstört."

„Das wird er nicht."

„Weißt du das? Selbst die Nornen wußten's nicht, als ich sie fragte. Denn was sie weben, — nicht wissen's die Weber. Auch nicht die Schicksal-Weberinnen! Sie weben, was sie müssen, nicht, was sie wollen. Aber gesorgt wird für das Patenkind so treu der Pate sorgen kann. Du weißt: reich lohnt Odhin . . ."

„Treue Freundschaft!" nickte der Held. „Ich danke dir. Sieh, mit letztem Blicke schau' ich dort die Walküre nahn. Ich höre das Schnauben ihres Rosses. Nun wird es Nacht vor meinem Auge . . ."

„Bald wirst du wieder strahlend Licht erschau'n. Rasch, Helmwine, trag ihn empor!"

Mahnung.

Wißt ihr, daß über Euch empor
Die Rachwelt zum Gerichtstag steigt,
Und dem, der hier den Streit verlor,
Gerecht sich zeigt?

Die Steine, die ihr markt nach dem,
Der schuldlos litt, nimmt ihre Hand,
Und macht daraus ein Diadem,
Ein Purpurband.

Vergoss'nes Herzblut und die Flut
Der Thränen war der Flammenborn
Für künftiger Geschlechter Mut
Und heil'gen Zorn.

Hermann Lingg.

„So wunderlich . . ."

So wunderlich hab' ich geträumt:
Es kam, nachdem es lang gesäumt,
Hat listig, gleich dem Dieb in Nacht
Das Kammerthürchen aufgemacht.
Dann huschte's herein. Aus Augen blau

Sah hell um sich die schönste Frau.
Die Wange rosenfarben war,
Dem Sonnengolde glich das Haar,
Der süße Mund zum Kuß sich bot —
Und, dem es galt, der Mann war tot . . .

J. J. David.

Der Blinde.

Ein blinder Bettler lehnt an einer Wand,
Vor sich gestreckt die hagre offne Hand.
Ein Knabe mit dem Vater kommt daher,
Er plaudert, lauscht und fragt nur immer mehr.
Der Knabe sieht den Bettler, hält und nimmt
Aus seinem Täschchen, das dafür bestimmt,
Die Spende schnell und reicht sie hin dem Mann,
Hinauf zur Hand, doch langt er nicht hinan.
Wie sehr er auch sich auf die Zehen stellt —

Die Hand bleibt hoch und greift nicht nach dem Geld.
Der Knabe blickt dem Bettler ins Gesicht
Und fragt: „Papachen, warum nimmt er's nicht?"

Der Vater schweigt; er ändert wohnmisvoll,
Der Antwort denkend, die er geben soll,
Dem Knaben, der so froh, die Welt zu schauen,
Zu gießen in das Herz das erste Grauen.

Friedrich Adler.

Bräutliches Glück.

Der Frühling blüht! Herz, war er je so schön?
Lag je ein solcher Schimmer auf den Höhn
Und in den Thälern solch ein lieber Glanz?
Ein jeder Baum trägt seinen Blütenkranz.
Auch du, mein Haupt, willst unter grünen Zweigen
Dich ahnungsvoll dem Glück entgegeneigen.

Die beiden Hände drück' ich auf die Brust . . .
Ist's Schmerz, der drinnen lodert, ist es Lust?
Ach, wunderlich verwoben und verwebt
Ist beides mir, und meine Sehnsucht schwebt
Darüber hin, aus dieses Frühlings Tagen
In der Erfüllung Frieden mich zu tragen.

Anna Ritter.

Magdalena.

Es war ein grauer kalter Tag,
Die dürren Zweige bebten
Im Park, wie müde Seufzer lag
Verhallende Lüfte webten . . .

Dann weinte schrill der Abendwind,
Vom Himmel rannen Thränen,
Und ein verwaistes Menschenkind
Erzählte von totem Wähnen.

Und schluchzte Irrtum, Schuld und Leid
In Deine blühweißen Hände,
Dein blondes Haar, Dein weiches Kleid,
Als ob's dort Ruhe fände . . .

Doch oft durchdunkelt Dein Gewand
Den Fluch jener schwarzen Stunden,
Dein blondes Haar, Deine schlanke Hand
Kühlten im Traum die Wunden . . .

Ada Christen.

Digitized by Google

Daheim.

„Ja", sprach der alte Schindelmacher Franz,
Vor seiner Hütte sitzend Sonntag Abends,
„Ich könnt' es freilich besser haben, hört nur:
Mein jüngster Sohn, der sechste von sechs Buben,
War aufgeweckt und voll von tollen Streichen.
Hat nicht der Lehrer bündelweise Ruten
An ihm zerschlagen? Aber ehrlich war
Mein Hansjörg, da ist nichts zu sagen! Als er
Vom Militär zurückkam, wo er es
Bis zum Gefreiten brachte, sprach er: „Vater,
Hier bring ich es zu nichts, ist Alles ja
In festen Händen und zum Schindelmachen
Fühl ich mich doch zu gut, ich will auswandern."
Was wollt' ich machen? Meinen Segen gab
Ich meinem Sohne, das war alles. — Wie er
Hinüber kam? Als Heizer auf dem Schiffe.

An zwanzig Jahre war er ganz verschollen.
Sein Stolz litt nicht zu schreiben eher als
Er etwas vor sich brachte. — Pflügten war's
Vor einem Jahre, und ich saß wie heute
Auf dieser Bank und rauchte meine Pfeife,
Da rollte auf der Straße her ein Fuhrwerk.
Die Kutsche war es aus dem nahen Städtchen,
Dem Hirzwirt zugehörig, kennt' sie wohl.
Drin saß ein Herr und eine schöne Frau
In besten Jahren und zwei heroige Kinder.
Die Kutsche hielt vor meinem Häuschen und
Der Herr darin, das war mein Sohn, mein jüngster.
Die Frau war meine Schwieger, die er aus
Amerika gebracht mit beiden Kindern.
Denkt euch die Freude! Also, meinem Jüngsten
War's drüben gut ergangen, anfangs schlecht.
Jetzt hat er eine Farm, ist größer als
Zehn Bauernhöfe auf dem Schwarzwald sind.
Denkt nur, sie pflügen dort mit Dampf, 's ist Wahrheit!
Vier Wochen blieb mein Sohn im nahen Städtchen;
Doch endlich mußt' er wieder über's Wasser.
Und er und seine Frau bestürmten mich:
‚Geh mit und führ' bei uns ein Herrenleben.'"
Den ganzen Tag hält ich dort rauchen können
Und nichts thun; doch ich bin zuhaus geblieben."
„Warum seid Ihr nicht mitgegangen?" frug ich,
„Wo Reichtum Euch erwartet und die Ruhe?"
„Ja", sprach der alte Schindelmacher Franz
Und schaute liebevoll auf seine Hütte
Und auf die Tannenwälder und die Matten,
„Vom Vater weiß ich einen alten Reim:
In der Fremde bist du nicht daheim!"

Hans M. Grüninger.

Lanzelot und Ginevra.

Entschlafen ist der Tag, und tiefes Schweigen
Erfüllt den blumenüberdeckten Raum.
Wir sind allein. Des Gartens Wipfel neigen
Sich sehnsuchtsvoll in unsern wachen Traum.

Von Liebe schluchzt des nächt'gen Vogels Kehle,
Die dunkeln Rosen duften bang und schwül,
Herz schlägt am Herzen, Seele fließt in Seele,
Es schmilzt die Welt, zerronnen in Gefühl.

Und ob auch kurz die höchste Wonne dauert,
Wir zahlen sie mit unsres Lebens Preis!
Vielleicht ist der Verrat, der uns umlauert,
Am Werk im Stillen schon — wer weiß, wer weiß?!

Wie Morgenröteln schauerts durch die Glieder,
Die nur Umarmung innig noch vereint —
Es frevelt' uns beide jetzt ein Streich darnieder!
Komm, Tod, komm, Mordred, komm, o Freund und Feind!

Max Kalbeck.

Crocus.

Kommt das liebe Kind und ruft beglückt:
„Eine Crocus hab' ich dir gepflückt",
Und sie nestelt mit der kleinen Hand
Mir die blasse Zier an's Staatsgewand.

Holdes Ding, dem Alles Frühling wird,
Ach, dich hat das eig'ne Blüh'n verwirrt.
Nur die Blume fand die rechte Ruh':
Eine Herbstzeitlose pflücktest du!

Heinr. Bulthaupt.

Dämmerung.

Der Himmel ist grau verhangen,
Die Sonne leuchtet nicht mehr.
Verlassen liegt der Garten,
Die Wege öde und leer.

Und meine Gedanken wandern
Weg aus der Einsamkeit,
In die Rosensommertage
Der fernen Jugendzeit.

Unter der Linde der Brunnen
Plätschert wie im Traum —
Vorüber geht Lieben und Leben —
Du spürst es kaum . . .

Alfred Semerau.

Digitized by Google

Der verwunschene Garten.

Eine Sommernovelle

von

Wilhelm Jensen.

Drollig und für einen fremden Hörer unverständlich klang's durcheinander, wie sie sich mit lateinischen Namen riefen und anredeten: Pulsatilla, Bellis, Hirta, Calendula, Minima, Viscaria, Specularia, Nummularia, Wigella, Genista, Dulcamara, Tuberosum, selbst Ophioglossum.

Nicht ausschließlich Schmeichelnamen waren es mannigfach und in der Mehrzahl sogar recht anzügliche. Denn auf Deutsch bedeuteten sie in der obigen Reihenfolge: Küchenschelle, Tausendschönchen, Veilchen, aber das duftlose, Morgenrot, die Zwergaurikel, denn bei Minima war Primula zu ergänzen, Pechnelke, Venusspiegel, Pfennigkraut, Gretel in der Heck, Genista schloß vulgaris ein und meinte damit den Besenstrauch, Bittersüß, Kartoffel und schließlich Natternzunge.

Die Rufe und Anreden kamen von den Lippen lauter junger Dinger, so zwischen sechzehn und achtzehn, Amtsrichters-, Pastors-, Doktors-, Rechtsanwalts-, Apothekers-, Buchhändlers-, angesehener Kaufmannstöchter, und was es sonst in der kleinen Stadt an weiblicher Honoratorennachkommenschaft gab. Alle nannten sich Du, denn sie hatten alle von kleinauf zusammen auf der Mädchenschulbank gesessen. Das thaten sie jetzt nicht mehr, ob zu ihrem Vorteil oder Nachteil mochte dahinstehen, zweifellos aber zu ihrer allgemeinen großen Befriedigung. Ihre bürgerlichen Namen trugen nicht ganz die Klangfülle der lateinischen in sich, denn sie lauteten, um ein paar der Hauptwortführerinnen zu nennen: Jette Riednagel — die Küchenschelle — Minna Mühlwein — das Pfennigkraut — Malchen Süßwieder — die Pechnelke — Elli Sack — das Bittersüß. Klärchen Brann war natürlich ihrer etymologischen Prädestination gemäß der Besenstrauch, Lina Schnurrbusch, so ziemlich luens a non lucendo, der Venusspiegel, und schließlich Annchen Wicht, nicht ganz ohne etwas erworbenen Anspruch darauf, das Ophioglossum, die Natternzunge.

So hatten sie sich an dem schönen Juninachmittag bald nach Tisch in der großen Gartenstube angesammelt, wie Sperlinge, die einer um den andern auf irgend einen von Menschenhand oder der Natur hergerichteten Futterplatz herunterfliegen, und an die Unterhaltung von Spatzen erinnerte auch ihr Schwatzen, Ausplatzen, gelegentliches sich Anpatzen und Austeilen von kleinen Tatzen. Sämtlich waren sie selbstverständlich in hellen Sommerkleidern, doch diese nicht durchweg von gleicher Vorzüglichkeit und Preislage der Stoffe. Denn wenn auch alle einigermaßen auf derselben Bildungs-Stufenleiter standen, so befanden ihre Väter sich doch nicht gleicherweise auf der nämlichen Sprossenhöhe gutangelegter Kapitalien oder einträglicher Geschäftskundschaft, und infolgedessen belegte Annchen Wicht, mehr oder minder raunend, einige der im übrigen durchaus frischfarbenen Kleider mit der ein wenig naserümpfenden Titulierung von vorjährigen gewaschenen „Fahnen" und „Fähnchen". Sie sah sich dazu befähigt und berufen, da ihre Oberhälfte in einer zum ersten Mal getragenen gelblichen Waschmirbluse steckte; aber Minna Mühlwein, die Tochter des reichen Weinhändlers und darum „das Pfennigkraut", konnte doch nicht umhin, ihrerseits wieder auf den Abstand zwischen ihrem knickelnagelneuen „Modekostüm" und der leiblichen Hülle Annchens ein bischen aufmerksam zu machen, und äußerte besorgt: „Hoffentlich giebt's keinen Regen, das wär' schade um deine Bluse, denn ich fürchte, der Stoff verträgt's nicht". Das faßten unverkennbar alle drüber lachenden Hörerinnen dahin auf, die Sprecherin halte den im vorans ihr freundschaftliche Besorgnis einflößenden Stoff nicht für waschechte Qualität, und Annchen Wicht erwiderte: „Deinem wundervollen Kostüm wird's

Digitized by Google

gottlob nichts thun, weil's jedenfalls schon einmal durch Wasser gezogen ist". Und diese Antwort rief ein noch vergnügteres Lachen wach, da sie vertraulich auf die stadtgesprächige wörtliche Quelle hinwies, aus welcher Minna kühlweins Vater hauptsächlich die hübschen Jahreserträgnisse seines Weinkellers und damit auch die überstrahlende modernste Kleidfaçon seines Töchterchens schöpfte. „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft", besagt ein tiefsinniges Wort der überrheinischen Nachbarnation; im Französischen aber waren alle Anwesenden, wenn man ihnen nicht zu weit auf den Zahn fühlte, bildungsgerecht beschlagen und zählten offenbar solche kleine wechselseitige Zungenbescherungen mit zu den „petits cadeaux de l'amitié"!

Doch nun verstummte und verstummte das Lippengeschwirr und Gesurr in dem Raum, denn durch eine Nebenthür trat der Professor Feierabend herein, nickte freundlich mit dem, noch jugendlich lebendige Augen umschließenden Gesicht unter dem pflaumenblüteweißen Haar und sagte dazu:

„Es freut mich, meine junge Damen, Sie alle hier zu sehen".

Er war Professor der Botanik an einer Universität gewesen, hatte mit dem Abschluß seines siebzigsten Lebensjahres sein Lehramt niedergelegt und sich hier in der kleinen, von stiller landschaftlicher Anmut umgebenen Stadt, ein ‚otium cum dignitate' zu genießen, Haus und Garten angekauft. Aus seinem etwas ungewöhnlichen Vornamen „Heinrat" war die Meinung entstanden, er führe den Titel „Geheimrat", und er wurde fast allgemein im Ort so benannt und angeredet. Das hatte er anfangs einigemal als ihm nicht zuständig abgelehnt, aber dann ließ er sich's lächelnd gefallen und meinte: „Es kommt eigentlich bei einer Pflanze nicht darauf an, was für einen Namen ihr die Leute geben".

Mit dem ‚otium' indes ging's doch nicht so, wie er sich's vorgestellt, denn er war noch im Kopf und in den Füßen zu beweglich und obendrein die Umgegend der Stadt besonders nach botanischer Seite von der Natur begünstigt; dies letztere freilich hatte er selbstverständlich vorher gewußt und wohl im Grunde eben deshalb sich hierher zurückgezogen. In dem Garten hatte er sich noch ein beträchtliches Stück Ackerland erworben, auf dem er eifrig junge Bäumchen aller Sorten pflanzte und propfte. Das fanden die Leute schnurrig und nicht recht von gesunden Verstandeskräften zeigend, denn nach dem Gang der Erdendinge konnte ihm schwerlich zugemessen sein, noch aus einem kräftigen Aufwuchs seiner Anpflanzung Vorteil und Erfreuung zu ziehen. Außerdem lag an der andern Seite seines Besitztums, mit schon hoch gewachsenen Linden und Roßkastanien bestanden, ein Grundstück, das er um den gleichen Preis zu kaufen und darauf unter den breiten Laubdächern den besten Schatten zu finden vermocht hätte. Diese Anschauung eines von ihm begangenen Kauf-Mißgriffs teilte auch seine mit gebrachte vieljährige Haushälterin Irina Löffelholz; und gab ihrer Meinung einmal Ausdruck. Doch er entgegnete freundlich darauf: „Ja, liebe Katharina, Sie hat ja von Ihrem Standpunkt und Ihrer Namensabstammung gewiß ganz recht, daß die Linden uns Holz zur Anfertigung nützlicher Geräte liefern, und der Schatten, den sie verleihen, dient zur Zeit der Sommerhitze gewiß zu einer Annehmlichkeit. Auch weiß ich es wohl zu schätzen, daß jene alten Bäume schon eine lange Vergangenheit besitzen und gar Mancherlei gesehen haben, was sich unter ihnen zugetragen. Aber wenn ich auch gern mit dem Rückblick bei dem Gewesenen verweile, hat für mich die Voraussicht auf das Kommende doch noch mehr Anziehendes, so daß es mir erfreulicher ist, junge Bäume für die Nachwelt zu pflanzen und mir dabei vorzustellen, was künftig einmal unter ihnen geschehen wird."

Das äußerte der Professor Heimrat Feierabend seiner Gewohnheit nach eigentlich weniger für das Gehör seiner alten Wirtschafterin als laut vor sich hin, wie er wohl einmal seinen Gedanken auch ohne Zuhörer Worte geben konnte. Denn die Anschauungsweise und geistige Auffassung der sonst sehr verständigen Irina Löffelholz deckte sich allerdings nicht grade überall mit der seinigen und sie erkannte und benannte es nachträglich auch sogleich selbst als thöricht, daß sie einen Versuch angewandt hatte, ihren weißköpfigen und ab und zu ein bischen rappelköpfigen Herrn von einer seiner wunderlichen ‚Schrullen', mit denen die Natur ihn leider Gottes einmal behaftet hatte, abzubringen.

Wie mit seinen Bäumen ging's ihm ebenfalls mit den Menschen, und auch diese ließen ihn nicht zu dem in Sinn getragenen otium gelangen. Er hatte durch so viel Lebensjahre, die das Mahagonibraun seines Kopfes in Schnee

Digitized by Google

farbe unverändert, eine zwar immer wechselnde, aber durch stätige Erneuerung doch auch beständig bleibende Umgebung von jungen Kollegzuhörern um sich gehabt, mit denen er im Sommer suchend und sammelnd über Berg und Thal gewandert und die im Winter mehr oder minder achtsam und lernbegierig unter seinem Katheder gesessen. Das war auch so eine Art junger Baumschule gewesen, die in künftige Tage voraussies, auf Gedeihen, Blühen und Fruchtbringen, oder auch auf Mißwuchs und Verkümmerung, und Heimrat Feierabends Gedanken ergingen sich gern unter diesem neuen Menschenwachstum in ähnlicher Weise wie zwischen seinen Baumpflanzungen für die Zeit und Welt nach ihm. Die Möglichkeit dazu aber hatte er mit der Aufgabe seines Lehramts eingebüßt, und das empfand er schon bald nach seiner Übersiedlung hier als einen täglichen Lebensmangel, etwa wie jemand, der an frisches Bergwasser gewöhnt gewesen und in eine Gegend mit nur in Cisternen gesammeltem verschlagen worden. Einen Ersatz von gleicher Beschaffenheit konnte allerdings das Städtchen nicht bieten, es besaß keine gelehrte Schule, geschweige denn eine Universität, und das botanische Interesse seiner Jünglinge beschränkte sich auf die richtige Preisschätzung von Pfefferkörnern, vertrockneten, südländischen Tranben und gedörrten Lorbeerblättern. Doch das Lebensbedürfnis des in den Ruhestand Getretenen ließ ihn auf die Annahme verfallen, daß möglicherweise die Jugend nicht von der Bekleidungsart abhänge, sondern auch in einer anderen als der seiner ehemaligen Hörer verwandte menschliche Eigenschaften beherberge und ebenfalls Jugend sei. Er hatte auf seinem Erdengange nicht übermäßig viel, eigentlich nur recht wenig zu dieser anderen Hälfte des Menschengeschlechts in Verbindung gestanden, und ein bischen „zog“ er sich zuerst, den ihm aufgestiegenen Gedanken zu einer Verwirklichung umzusetzen. Dann indes faßte er den Entschluß dazu und erzielte damit nicht allein vollständigsten Erfolg, sondern begegnete allseitiger dankbarster Anerkennung seines Erbietens, den schulentwachsenen jüngeren Mädchen der „gebildeten“ Familien bei sich in Sommertagen botanischen Unterricht zu erteilen. Zunächst entzückte er jene selbst durch die Aussicht auf etwas vollständig Neues, auf das tägliche Zusammenkommen und jedenfalls zu vielerlei Vergnüglichkeit Anlaß gebende gemeinschaftliche Umherziehen durch Wiesen und Wälder; dann berückte es die Eltern, ihre Töchter ohne irgend welchen Kostenaufwand noch um eine Sprosse höher auf der Leiter der ästhetischen Bildung aufrücken zu sehen, und nicht am geringsten beglückte es die jüngeren Geschwister, sowohl in Mitteln und Jacken, als in kürzeren oder schon etwas längeren Mädchenkleidern. Wenigstens herrschte unter ihnen unverhohlene einmütige Mundgabe, daß sie „heilsfroh“ seien, Lina und Clärchen, Anuchen und Jette, Minna, Malchen und Elli täglich für mehrere Stunden sicher aus dem Hause los zu werden, und so ließ die Zufriedenheit bei allen Teilen nichts zu wünschen übrig. Augenscheinlich aber im Großen und Ganzen auch bei dem Lehrer nicht, denn es war nun bereits der dritte Sommer, in dem er bei seiner Unterrichtsverteilung fortbeharrte. Zwar etwas anders geartet als im akademischen Hörsaal zeigte sich sein Auditorium, doch war auch der Zweck ein andrer, und was er für sich selbst als Zweck im Auge gehalten, bereitete ihm keine Enttäuschung. In den hellen Kleidern, aus welchen mehr oder minder schätzbaren Stoffen sie bestehen mochten, saß, stand, hüpfte, flog und flatterte Jugend um ihn, durchschnittlich viel lachend und wenig lernend, indes da und dort ging von der ausgestreuten Saat doch ein Körnchen auf und erfreute den Sämann.

„Wär's nichts weiter,“ meinte er, „als daß die Augen geübt werden, auch unscheinbare Pflänzchen am staubigen Wegrand zu entdecken, ihre kleinen Blüten zu betrachten und nicht mit achtlosem Fuß zu zertreten“, und die Mutmaßung lag bei ihm nicht fern, daß er unter solchen Wegründern nicht allein die von wirklichen staubigen Landstraßen verstehe. Eines der ausgestreuten Körner aber hatte in allen Köpfen gleichmäßig fruchtbaren Keimboden gefunden. Zum heimlichen Graus von Trina Löffelholz, der es wie ein Durcheinander aus einem Narrenhaus in den Ohren schwirrte, wenn sie die jungen Botanikerinnen sich mit den lateinischen Namen anrufen hörte. Denn in der passenden Verwertung der letzteren hatten sie sich sämtlich von merkwürdiger erfinderischer Kraft bewährt, handhabten die fremdsprachlichen Worte ohne Anstoß und Irrung alsbald mit geläufigster Zunge, und auch der Spaßlustigkeit der Jugend zeigte Heimrat Feierabend sich keineswegs abgeneigt, sondern mochte selbst zur Übertragung mancher der Pflanzennamen auf die beweglichen jungen Pflanzen um ihn her unvermerkt Anlaß gegeben haben.

Digitized by Google

Und nun trat er aus seinem Arbeitszimmer in das als Hörsaal dienende große Gartengemach herein und sagte:

„Es freut mich, meine jungen Damen, Sie alle hier zu sehn."

Darauf scholl's von rundum als Antwort:

„Guten Tag, Herr Geheimrat! — Geht es Ihnen gut, Herr Geheimrat? — Ihre Katharina sagte, es wär' besser, wir gingen wieder nach Hause, Herr Geheimrat. — Das Wetter ist heute so schön, Herr Geheimrat. — Machen wir einen botanischen Gang, Herr Geheimrat? — Ach, ja, bitte, Herr Geheimrat!"

Der Dichtmunddrängte nickte lächelnd: „Hat die Katharina das gesagt? Ja, ja, glücklich leben die Cicaden, denn sie haben stumme Weiber, spricht der weise Grieche."

Das war eigentlich zum Ausplatzen, da es sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf die Äußerung von Trina Löffelholz bezog. Aber damit hatte es eine Bewandtnis; man konnte wohl in Gegenwart des alten Professors über etwas laut lachen und auch hinter seinem Rücken über ihn selbst, doch ihm in's Gesicht, wenn er eine mit den freundlichen Augen ansah, gings nicht. Nicht um der Schicklichkeit willen oder der Freundlichkeit der Augen, sondern — weshalb ließ sich nicht angeben, aber das Gefühl war allgemein gleichmäßig, sogar bei Anuchen Wicht, es ging nicht. Überhaupt, man konnte innerlich sich über ihn lustig machen, doch seine Augen durften keine Ahnung davon bekommen und draufhin freundlich-fragend ansehen. Und man mußte äußerlich dem Folge leisten, was er thun hieß.

„Nun wollen wir ein bischen Ordnung in das Herbarium bringen", sagte er mit einer begleitenden, leichten, auf eine Anzahl im Halbrund aufgestellter Stühle hindeutenden Handbewegung. Das konnte sich allerdings auf ein von seiner anderen Hand gehaltenes Papierpäckchen mit gepreßten Blumen beziehen, allein es litt kaum Zweifel, daß er augenblicklich, wie nicht selten, den Pflanzenbegriff etwas weiter ausdehne. Und demgemäß ordneten sich die in diesen mit Eingeschlossenen unter verhaltenem Lippenzucken schweigsam auf die Sitzplätze, nur ihre grünen Botanisierbüchsen klapperten ein wenig, denn die hatten alle vorsorglich mitgebracht.

Heimrat Feierabend hielt keine Vorträge wie früher für Leute, die selbst Botaniker zu werden gedachten, oder für wissensdurstige Pharmaceuten mit Einschluß examenbedürftiger Mediziner. An Stelle systematischer Gelehrsamkeit betrieb er mehr ein heiteres Spiel; das Leben brachte ungerufen genug an ernsten Dingen mit sich, und wo es der Lebensernst nicht forderte, bedünkte auch die Wissenschaft ihn, ihre Gaben am besten als Darbieterin des Schönen und Freudigen auszuteilen. Denn diese letzteren betrachtete er als sehr nötig in der nicht von sorglicher Gärtnerhand eingerichteten und überwachten Welt, als die seltenen Blüten, die sie hervorbringe, und auch das nur, wenn ihnen bedachtsame Pflege zu teil werde. Andrerseits reichte so weit auch die von ihm über das weibliche Geschlecht angesammelte Erfahrung, daß er die Angehörigen desselben im Ganzen nicht als hervorragend berufen und dranggetrieben erkannt hatte, sich ihren Lebenskoffer mit viel anderem als hübsch kleidsamen und angenehm mundenden Gepäck und Gebäck zu beschweren, und so hielten sich seine botanischen Lehrstunden ungefähr an das, was einmal ein altrömischer Poet mit dem Vers, et prodesse volunt et delectare' als den Zweck der Dichter angegeben hatte. Darauf richtete er auch heute sein Augenmerk, setzte sich an seinen, die Stelle eines Katheders vertretenden Tisch und hob mit einer sanft-deutlichen Stimme in seiner mehr unterhaltungsartigen Sprechweise an:

„Wir wollen uns heut' einmal mit etwas beschäftigen, was sich schon vor einem Jahrtausend begeben hat. Das ist eine recht hübsche Zeit, in der sich mancherlei verändert, anderes aber und eigentlich das Hauptsächlichste nicht, weil es immer bleibt. Goethe schreibt einmal: Weder der Tag, noch der Frühling, noch die — nun, er meint mit anderem Ausdruck wohl so viel als die Jugend — ältere nicht, denn sie seien beständig wieder in gleicher Art da, und ich bin überzeugt, wenn ich hier vor einer gleichen Zuhörerschaft aus jener Zeit, von der ich sprechen will, säße, so würde ich keinen wesentlichen Unterschied vermerken. Zu diesen stets unverändert wiederkehrenden Dingen gehören auch die wirklichen Pflanzen und zwar im allgemeinen seit einer uns unbekannten, doch jedenfalls recht beträchtlich über ein Jahrtausend hinausreichenden Zeit. Im Besonderen jedoch hat der Anfang dieses letzteren uns eine Anzahl von ihnen zusammengesammelt und bis auf den heutigen Tag übermacht, die wir zumeist, ohne uns grade viel dabei zu denken, im Sommer täglich nach

Digitized by Google

bartlich bei einander vor Augen sehen. Und noch weniger fällt uns ein, daß der Kaiser Karl, den die Geschichte, ob nun mit Recht oder mit weniger stichhaltiger Begründung, den Großen zubenannt, sich um uns das hauptsächliche Verdienst an jener noch gegenwärtigen botanischen Augenerfreuung durch sein ‚Capitulare de villis' erworben hat."

Das war so ein überraschender und würgender Bissen für junge Leckermäuler, mit dem der alte Professor ihren Appetit zu reizen und auch zur Aufnahme nachfolgender, vielleicht weniger schmackvoller nahrhafter Kost zu kräftigen verstand. Ein Doppeldutzend neugieriger Augen hielt sich auf seinen Mund gerichtet, was für ein Zusammenhang zwischen Karl dem Großen und der Botanik bestehen könne; doch nur Male Müßwieder konnte sich nicht versagen, ihre umfassenden geschichtlichen Kenntnisse oder sonstige Belesenheit durch die Frage an den Tag zu legen:

„Capitulare — bitte, Herr Geheimrat, ist das ein Kapitel aus dem Roman von Emma und Eginhard?"

Das ließ Heimrat Feierabend die Augen in der Richtung zu der wißbegierigen Fragestellerin aufheben und erwidern:

„Ich muß meine Unbildung gestehen, Fräulein Malchen, denn ich weiß nicht, was ist das, ein Roman? Wenn Sie mich vielleicht darüber unterrichten können, wäre ich Ihnen dankbar."

Er wartete sichtlich mit aufmerksamer Miene auf die erhoffte Belehrung, doch ward er dieser nicht teilhaft; nur ein etwas grinsender Ton kam von sämtlichen Lippen des Auditoriums, ohne sich in diesem Fall sonderlich zwang anzuthun, da er auf Kosten Malchen Müßwiedersging, die hurtig ihr plötzlich von zinnoberroter Färbung umrahmtes Stumpfnäschen gegen ihren Schoß heruntergebückt hatte. Der Professor aber fuhr freundlich fort:

„Nein, capitulum heißt eigentlich ein kleiner Kopf, wird von den römischen Dichtern sowohl auf Menschen wie auf Gewächse angewandt und bedeutet in letzterem Falle ein Pflänzchen, dessen Blüte keine Frucht ansetzt, so daß man es etwa mit Hohlköpfchen übertragen könnte. Capitulare dagegen ist eine ‚Verordnung', ein nur zur fränkischen Kaiserzeit bräuchliches Wort, und das vorhin genannte capitulare de villis enthielt demgemäß eine vom Kaiser Karl erlassene Verordnung über die Anlegung seiner Gärten. Wir müssen ihn danach als einen Kollegen von Ihnen, einen mit großem botanischen Eifer ausgerüsteten Herrn ansehen, denn er bestimmte genau, in namentlicher Aufzählung, welche Pflanzen gesäet und gepflegt werden sollten. Des weiteren jedoch zeigte er sich auch für Andere bedacht, indem er gebot, Jedem, der den Wunsch danach hege, unentgeltlich Samen aus seinem Garten abzugeben. Und so stammt von diesem nach tausendjähriger Umherwanderung durch alle deutschen Lande eine große Anzahl der Blumen her, die wir heute überall fast gleichmäßig in den Gärten und besonders in den Bauerngärten antreffen. Doch ist dabei zu bemerken, daß es dem Kaiser Karl nicht etwa lediglich um Zierpflanzen zu thun war, vielmehr wählte er nur solche aus, die sich neben ihrer Augenerfreulichkeit auch als nutzbringend erwiesen, oder denen wenigstens jene Zeit die letztere Eigenschaft zur Bereitung von Nahrungsmitteln und Arzeneien beimaß. In diesem Andetracht dürfen wir ihm wohl den Namen des „Verständigen" zuerkennen, denn es ist ebenso in unseren Tagen durchaus wünschbar, daß wir nicht nur äußerlich artig anmutende, sondern zugleich auch innerlich nützliche Gewächse kultivieren. Und nun, meine jungen Damen — da Sie vorhin die Freundlichkeit hatten, mich davon in Kenntnis zu setzen, daß heute besonders schönes Wetter sei — wollen wir dies benutzen, einen Ausgang nach einem Nachbardorfe zu unternehmen, um uns dort in den Bauerngärten wissenschaftlich nach Abkömmlingen der ehemaligen Pflegebefohlenen des Kaisers Karl umzusehen."

Die hellen Kleider flogen sämtlich wie ein zusammengeratener Schwarm in's Riesenhafte angewachsener Weißlinge, Citronenfalter, Bläulinge, Pfauenaugen, Schwalbenschwänze, Perlmutterfalter und sonstiger „Buttervögel" in die Höh', nur nicht ganz so geräuschlos, sondern ein bischen an das Aufbullern eines Rebhühnervolks erinnernd. Die Wanderung zu den nützlichen Gewächsen Karls des Großen entsprach augenscheinlich ganz ihrem Geschmack, und außerdem war an diesem vielleicht eine Vorahnung von köstlicher Rahmmilch und Landbrot mit guter Butter im Dorfkrug noch mitbeteiligt, denn Heimrat Feierabend pflegte bei längeren botanischen Umzügen nicht allein für den geistigen Wissensdurst seiner Schülerinnen Sorge zu tragen. Gegenwärtig indes hatte er der von ihm eröffneten herrlichen Bereicherungsaussicht noch etwas nachzufügen, denn er nahm aufstehend nochmals das Wort:

„Es ist gestern Abend mein Neffe — wie

Digitized by Google

man sich in der Zeitrechnung irrt! mein Großneffe meine ich — zu längerem Besuch bei mir eingetroffen, und in Anbetracht dessen, daß er wenigstens zur Hälfte einen botanischen Namen, Engelhardt Lindener, führt, hoffe ich, wird es den Damen nicht zu einer Widerwärtigkeit gereichen, wenn er an unserem heutigen Wegen teilnimmt."

Die ‚Damen' standen ohne Ausnahme für einige Augenblicke mumdtarr, während in jedem ihrer Köpfe ziemlich das nämliche vorging. Den Namen Engelhart Lindener kannten sie alle, und die meisten erinnerten sich auch seiner Persönlichkeit, denn seine Eltern hatten hier gelebt, er war eigentlich ein Stadtkind, doch nach ihrem Tode als halbwüchsiger Junge fort und unter die Obhut seines Großonkels von mütterlicher Seite gekommen. Dazwischen lag also etwas wie ein Stück von der Ewigkeit — nach den eilfertig angeteilten Rechnungen mußte er jetzt ungefähr zwanzig Jahre alt sein — doch die Erweckung des Gedächtnisses an ihn brachte eigentlich nicht besonders erfreuliche Vorstellungen mit. Er hatte sich um andere Knaben fast gar nicht bekümmert und noch weniger um Mädchen, war keineswegs liebenswürdig gewesen, sondern unter Umständen sogar, und nicht allein gegen die Jungens, handgreiflich, wenn man's drauf anlegte, ihn wider seinen Willen zum Mitherumjachtern zu nötigen. Braune Haare und helle Augen hatte er gehabt, im Grund etwas Verschlafenes, und draußen am Bergwaldrand hatte man ihn ab und zu unter einem Baum liegend treffen können, wahrscheinlich eben aufgewacht und den Himmel angaffend. Einfältig und gewissermaßen hochmütig miteinander war er gewesen und sicherlich niemandem eine Thräne darüber in die Augen gekommen, daß er über alle Berge davongegangen.

So drückte sich bei der unerwarteten Ankündigung in sämtlichen Gesichtern ziemlich das Gleiche aus, nur Elli Sack, das Bitterfüß, machte sich zur Dolmetscherin der allgemeinen Empfindung, indem sie nach kurz eingetretener Schweigsamkeit, ihrer Geschlechts-Zungenbegabung mit Ehren nachkommend, erwiderte:

„Da Sie den Wunsch hegen, Herr Geheimrat, sich von Ihrem — Ihrem Herrn Verwandten begleiten zu lassen, so kann es uns natürlich nicht zustehen, eine andere Antwort als die von Ihnen gewünschte zu geben."

Darin wiederholte sich zu deutlicherem Verständnis zweimal, daß der in Rede stehende Wunsch von Seiten — und zwar in einseitiger Weise — des Professors ausgehe, doch vielleicht diente grade diese doppelte Fürsorglichkeit dazu, in seinem Ohr ein Mißverstehen und ihn zu gegenteiliger Auffassung zu veranlassen, denn, den Kopf seitwärts drehend, rief er durch die offen gebliebene Thür des Nebenzimmers hinüber: „Lieber Engelhart, die jungen Damen hegen den Wunsch, daß Du uns auf unserem botanischen Weg begleiten mögest." Danach ward drüben ein Fußtritt vernehmbar, und genau im selben verschwindend winzigen Bruchteil einer Sekunde tauchte, da zufällig alle Augen sich nach der nämlichen Richtung gekehrt hielten, vor jedem Blick gleichzeitig über der Schwelle die Erscheinung des Gerufenen auf. Dazu sagte Heinrat Feierabend, in ein wenig einseitiger Art die Bekanntschaft vermittelnd:

„Mein Großneffe Engelhart Lindener, Studiosus der Geologie und Mineralogie. Es würde uns etwas viel von unserer Zeit kosten, Dir sämtliche Namen dieser jungen Damen zu Gehör zu bringen, aber sie werden Dir auch wohl von früherher wieder einfallen."

Ja, das war er, Engelhart Lindener, ohne Zweifel. Alles stimmte noch, das Haar, die Augen, auch die eigentümliche, etwas vorgebückte Haltung des Kopfes. Nur das Längenmaß nicht, das natürlich nicht mehr; wohl beinah um's Doppelte war er inzwischen aufgeschossen, auch nach Fuß und Zoll, wörtlich genommen, ein ungewöhnlicher Großneffe des Geheimrats. Am Zweifellosesten aber trug er zu seiner Wiedererkennung durch sein Behaben bei. Obgleich die Thür zum Nebenraum offen gestanden, hatte er bisher durch nichts etwas von seiner dortigen Anwesenheit kundgethan, vermutlich nicht einmal einen Blick in den Gartensaal hereingeworfen. Danach sah er nämlich ganz aus, und fast zum Beweis verstärkt ward diese Annahme durch die Verbeugung, die er jetzt vor den hellen Kleidern machte. Sie war nicht geradezu linkisch, doch gewiß nicht elegant zu nennen, und vor allem von einer Gleichgiltigkeit, angenehmen Eindruck zu erregen, die über jede Grenze des bis dahin Vorstellbaren hinausging. Da er die Augen dabei aufgeschlagen hielt, mußten sie die Gesichter vor ihm wahrnehmen, aber in ihnen lag ein Ausdruck, als sehe er garnichts, und Minna Kühlwein kam als nächstes die Empfindung, ihm

Digitized by Google

gebreche es an aller Befähigung, ihr Kostüm von Anuchen Wichts Blusc, ja selbst von dem ordinärsten gewaschenen Kattunkleid zu unterscheiden. Ganz offenbar erkannte er nicht nur keine Einzige der im Halbkreis vor ihm Aufgereihten wieder, sondern gab sich auch nicht die allergeringste Mühe dazu; ihm geriet garnicht in den Sinn, daß einer ihrer Namen in seinem Gedächtnis noch vorhanden sein könne, und diesen Erinnerungsmangel durch seinen Großonkel verbessern zu lassen, erachtete er augenscheinlich als vollkommen überflüssig.

Ja, das war Engelhart Lindener, bis auf seine Längenzunahme durchaus unverändert geblieben; wahrscheinlich schlief er mit den offenen Augen, oder wenigstens halb. Und so sah etwas aus, was seit dem Gedenken Aller, mindestens seit einem halben Jahrzehnt, im Städtchen noch niemals leibhaftig in die Erscheinung getreten, nur als ein strahlenumflossener Begriff, einem aus Weltenraumesweiten glitzernden Stern gleich, aus unnahbarer Ferne die Phantasie angeglimmert hatte, ein Student. Allerdings waren die Väter der meisten wohl zu ihrer Zeit auch einmal Studenten gewesen, aber das ließ sich so wenig vorstellen, als daß die Mütter einmal kurze Kleider getragen haben sollten. Freilich etwas Tröstliches bot die Mitteilung, er studiere Geologie und Mineralogie. Ganz durchsichtig, was es damit auf sich habe, wars nicht, doch soviel, er befasse sich mit Steinen und derlei Sachen. Das sah wieder Engelhart Lindener vollkommen ähnlich, und jedenfalls war er kein richtiger Student, wie einer, der Theologie und Philologie und Philosophie oder Jurisprudenz und Medizin studierte. Zwar hatte Elärchen Braun, der Besenstrauch, bei der Vorstellung zuerst statt „Geologie" Theologie verstanden und war als die Tochter des lutherischen pastor loci davon sehr eingenommen worden. Doch die nachgefolgte Mineralogie diente ihr zu unliebsamer Aufhellung ihres Gehörirrtums und stellte sie nach Gepflogenheit derartiger Enttäuschungen an die Spitze der allgemeinen immunen Empörung.

„So wollen wir denn," sagte Geheimrat Feierabend, nach seinem alten, etwas zerknitterten Panamahut fassend, „in der Hoffnung aufbrechen, meine Damen, daß unser Weg uns das Gewünschte finden und guter Belehrung teilhaft werden läßt."

(Fortsetzung folgt.)

Stunden des Vertrauens.

Will ich die Tücke dieser Welt erwägen,
Wie dächt' ich deiner da?
Doch weiß ich ihren tausendfält'gen Segen,
So ist dein Bild mir nah.

Denn deiner hellen, frohen Augen Schimmer
Strahlt allzeit sonnenrein,
Und deine weiße Stirne kannte nimmer
Der schnöde Trug entweihn.

Und jagst du selbst das feine Netz der Lügen
Als Maske vors Gesicht,
Und wär's dein fester Wille gar, zu trügen:
Fürwahr, Du könntest's nicht.

Ja, du bist wahr. Ich laß es mir nicht rauben,
Sei's Wahrheit oder Wahn.
Und einer glauben, heißt an alle glauben,
Der Schritt ist schnell gethan.

Beglückt, wem Glaub' an Menschen noch beschieden,
Sein Herz ist wohl bewehrt.
Unselig der, dem selbst der Träume Frieden
Des Zweifels Wut verheert.

Wenn oft mein Aug' in sehnsuchtstrunknem Schauen
An deinen Blicken hing;
Da sucht ich angstvoll wieder das Vertrauen,
Das mir verloren ging.

Aus dem Spanischen des **Antonio Canovas del Castillo** von **Robert S. Arnold.**

Sprüche.

Die Faulheit ist uns angeboren,
Der Fleiß nur ein erworb'ner Schmuck;
Damit er uns nicht geht verloren,
Braucht's täglich einen neuen Ruck.

Der Berl schmeißt sämtliche Fenster ein,
Und wenn man ihn forljagt voll Empörung,
Dann fängt er wöleend an zu schrei'n
Über die heillose Friedensstörung.

(Nietzsche.)

Heil ihm! Er schützt ihr teueres Ich
Vor allen moralischen Ruten und Stöcken:
Als Übermenschen fühlen sie sich,
Weil sie begierig nach Unterröcken.

Ludwig Fulda.

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Alle Rechte vorbehalten.

Die Gräfin von Schwerin.

Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Ernst Wichert.

Personen:

Heinrich VII., Sohn Kaiser Friedrich II., deutscher König. (Im Knabenalter.)

Waldemar II., König von Dänemark und Gothalbingien, Herr der Slaven, genannt „der Sieger".

Engelbert, Erzbischof von Köln.

Hermann von Salza, Deutschmeister des deutschen Ordens.

Graf Heinrich von Schwerin.

Margarete, Gräfin von Schwerin, seine Gemahlin.

Gunzelin, ihr Söhnchen (sechsjährig).

Wanda, Herrin v Slawin, Margaretens Mutter.

Graf Albrecht von Orlamünde, König Waldemars Neffe.

Bischof Brunward

Eberhard von Waldburg, Truchseß
Konrad von Winterstetten, Schenk u. Minnesänger
} im Gefolge König Heinrichs.

Placentius, Mönch, Kaplan Engelberts.

Hussein, ein Sarazene im Dienst Schwerins.

Hilde, Tochter des Schloßvogts von Dannenberg.

Hinz, Burgvogt zu Schwerin, später Kämmerer in Dannenberg.

Knut, ein Däne.

Ein Bote.

Ein Ritter.

Ein Herold.

Zwei Knechte des Kämmerers.

Ritter, Geistliche, deutsche u. dänische Jäger, Knechte, Frauen.

Ort der Handlung: im 1. Aufzuge Schloß Schwerin, im 2. ebenda und auf der Insel Lyöe, im 3. bis 5. Schloß Dannenberg.

Zeit: um 1223.

Erster Aufzug.

Gemach im Schlosse zu Schwerin. Links führt eine Holztreppe zu einer Galerie hinauf, die sich an der Hinterwand quer über die Bühne zieht und auf Steinpfeilern ruht. Hauptzugang durch die Mitte unter der Galerie. Eine Thür links hinter der Treppe, eine andere rechts im Vordergrunde, eine dritte führt auf die Galerie. An den Wänden Bänke mit Polstern und Stühle mit gotischen Lehnen. Fenster rechts vorn.

Erster Auftritt.

Der Däne Knut sitzt bewaffnet auf den untersten Stufen der Treppe, Hinz steht neben ihm nach dem Fenster zu.

Hinz. Wenn Euch dürstet, wie Ihr sagt, kommt hinab in die Knechtstube. Wir haben ein Bier, wie Ihr's in Dänemark schwerlich schon getrunken habt.

Knut. Ich darf doch nicht, Freundchen.

Hinz. Warum nicht? Habt Ihr hier das Schätzchen zu bewachen, das König Waldemar heimlich in die Burg Schwerin eingebracht hat?

Knut. Kann sein, kann sein. Vielleicht auch den König selbst — in anderer Art. Ich soll auf passen, daß niemand ab- und zugeht ohne des Grafen Orlamünde Erlaubnis, der hier gebietet.

Hinz. Ja, der gebietet jetzt in der Burg. Gott sei's geklagt! Wir hatten einen guten Herrn, aber keiner weiß, ob der noch lebt oder wo seine Gebeine im gelobten Lande modern. Seit drei Jahren fort und keine Nachricht, seit drei langen Jahren.

Knut. Deshalb hat ja der König den Grafen Orlamünde, seinen Neffen, über die Burg Schwerin gesetzt. Das ist des Lehnsherrn Recht. Das Land ist ein Lehn von Dänemark.

Hinz. Weiß wohl, weiß! Der Kaiser mußt's in der Not aufgeben. Aber Graf Heinrich hat einen Sohn und Erben.

Knut. Pah! ein Kind.

Hinz. Lebt nicht die Mutter? Unsere gnädige Frau ist nach Kopenhagen gereist, sich für das Kind die Verwaltung zu sichern, aber darüber sind Monden vergangen, und man hört auch von ihr nichts mehr. Gewalt geht vor Recht.

Knut. Das sagt nicht, Freundchen. Graf Heinrich hatte einen Bruder, der war mitbelehnt. Er starb und hinterließ eine Tochter —

Hinz. Auch die ist tot.

Knut. Ja, aber sie war mit einem von des Königs Verwandten vermählt und hinterließ ein Söhnchen. Für das tritt der König ein.

Hinz. Ohne Grund. Die Tochter konnte doch ins Lehn nicht erben. Seit wann ist Schwerin ein Weiberlehn?

Knut. Das wird der König besser wissen.

Hinz. Er hat die Macht in Händen. Aber wir, die wir dem alten Grafen Heinrich geschworen haben, leiden es unwillig, daß uns ein fremder Herr gesetzt wird. Kehrt der Graf zurück, so soll er unsre Treue erfahren.

Knut. Er kehrt nicht zurück.

Hinz. Das verhüte Gott! Wir harren seiner jeden Morgen und Abend.

Digitized by Google

Kunt. Fügen müßt Ihr Euch ja doch. Was König Waldemar will, das will er.

Hinz. Ja, er hat einen harten Kopf und treibt's manchmal toll. Horcht! was für Lärm ist da auf der Brücke? (Tritt ans Fenster.) Bewaffnete wollen einreiten, des Grafen von Orlamünde Leute halten sie zurück. Eine Frau auf weißem Zelter — Seh ich recht? Die Herrin von Plawin, unsrer gnädigen Frau Mutter. Sie zetert und wettert. Nun öffnet sich das Thor. — Und der bärtige Pilger da mit dem braunen Kerl in seiner Begleitung — gehören die zu ihnen? Man läßt sie, wie es scheint, ungefragt durch. (Geht wieder nach der Treppe.) Gäste, Gäste! das wird dem Herrn König verdrießlich sein.

Kunt. Ihr meint —?

Hinz. Hm — der Dame wegen, die in der Frau Gräfin Gemach (zeigt nach oben) versteckt gehalten wird. Niemand von den Burgleuten durfte sie sehen. Wen hat er uns denn da zugeführt?

Kunt. Da fragt Ihr zuviel, Fremdchen. Uns ist der Mund verboten.

Hinz. Aha!

Kunt. Und ich weiß es auch selbst nicht, wahr haftig! ich weiß es selbst nicht. Wir waren zu Schiff und liefen in ein Flüßchen ein —

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Orlamünde (durch die Mitte).

Orlamünde (zu Kunt). Stellt Euch vor die Thür und laßt niemand ein ohne meinen Befehl. Wird nach mir gefragt, so antwortet, Ihr wüßtet nicht, wo ich sei, und meldet mir's.

Kunt (ab d. d. Mitte).

Orlamünde. Was wollt Ihr hier? Geht an Euer Geschäft.

Hinz. Mein Geschäft war ehedem, die Burg zu hüten als ihr Vogt. Das habt Ihr mir abgenommen. Nun such' ich mir Kurzweil, wo ich sie finde.

Orlamünde. Seid nicht frech, Gesell. Ich glaube, Ihr spioniert, ob Ihr Eurem alten Herrn etwas hinterbringen könntet, wenn er zurückkehrt. Das laßt bleiben, sonst möcht' ich Euch die längste Zeit hier gelitten haben.

Hinz. Wir sind des Grafen Heinrich Mannen und nur mit Gewalt auszutreiben.

Orlamünde. Wo ist Euer Herr? Tot oder in der Sarazenen Gefangenschaft. Er braucht Eure Dienste nicht mehr. Macht fort!

Hinz. Wir harren aus, bis es gewiß ist, Herr. (Ab d. d. Mitte.)

Orlamünde (klopft an die Thür links). Mein König —! Öffnet mir — es hat Eile.

Dritter Auftritt.

Graf Orlamünde. König Waldemar (von links).

Waldemar. Was soll's?

Orlamünde. Die Herrin von Plawin steht draußen —

Waldemar. Verteufelt! Täuschtet Ihr Euch nicht, Albrecht? Die Mutter, sagt Ihr —

Orlamünde. Muß die Spur gefunden haben und Euch nachgesetzt sein.

Waldemar. Unmöglich, ganz unmöglich. Das Schiff läßt keine Spuren. Wie kann sie wissen, daß mich der Sturm in die Rostocker Bucht verschlug und ich den Weg hierher mit ihrer Tochter zu Lande nahm.

Orlamünde. Kann sein, sie weiß es nicht. Das aber ist sicher, Ohm, daß sie mit einem Haufen Reisiger eben vors Schloß ritt und Einlaß forderte. Durft' ich ihn ihr weigern? In dieses Schloß Schwerin

Waldemar (ärgerlich). Hört, was sie will. Verdrießlich wär's, wenn auch nur ein Zufall .... Gern blieb' ich unentdeckt, bis ich bei der schönen Frau ans Ziel der Wünsche kam. Die Leidenschaft verzehrt mich — sie muß mein werden. Noch sträubt sie sich, mir freiwillig zu folgen — (lachend) ah! so wild ... Ich weiß doch, was ich weiß. Sie ist in Liebe für mich so heiß entbrannt, wie ich für sie. — Verleugnet mich bei der Mutter, so lange es geht.

Orlamünde. Mein König, Ihr wagt auf Eure Ritterehre zu viel. Ein Weib gewaltsam —

Waldemar. Das ist geschehen. Jetzt muß ich ihr das Einverständnis abtrotzen, soll meine That vor der Welt gerecht sein. Drum schafft mir Zeit bis morgen.

Orlamünde. Haltet Euch denn still in Eurem Gemach. (Er begleitet ihn nach links.)

Waldemar. Meinetwegen bis zum Abend, so groß auch meine Ungeduld ist. Dann breche ich aus und zähme meine wilde Taube. Weiß der erzürnten Donina von Plawin das Schlafgemach nach Möglichkeit entfernt von hier an und sorgt, daß sie nicht störe. (Ab nach links.)

Vierter Auftritt.

Orlamünde (hinter der Treppe). Graf Heinrich (im Pilgerrock durch die vordere Thür rechts.)

Heinrich. Der König war's. Mein Zweifel. Und Margret's Mutter mit Bewaffneten im Schloß; hoi .... Was geht hier vor? Ich darf mich nicht zu erkennen geben. (Drückt den Hut tiefer in die Stirn.)

Orlamünde (kommt von links zurück). Ein Pilger.

Heinrich. Gott grüß' Euch, Herr, und gebe Euch seinen Frieden, wenn Ihr ihn sucht.

Orlamünde. Wer ließ Euch ein?

Heinrich. Ich fand das Burgthor offen, da eben eine Dame mit Reisigen einritt. Der folgt' ich und fand hier hinauf.

Orlamünde. Kommt in eine Schlafkutte. Euer Begehr?

Digitized by Google

Heinrich. Gewährt mir und einem Knecht kurze Rast, edler Herr, ein Lager für die Nacht, Speis' und Trank.

Orlamünde. Ihr seid auf der Pilgerfahrt?

Heinrich. Ich kehre vom gelobten Lande heim. Gestattet, daß ich Euch meinen Namen verschweige: frommes Werk will nicht von sich reden machen.

Orlamünde. Wie es Euch beliebt. Meldet Euch beim Burgvogt. — Nein, wartet noch. Sahl Ihr dort den Grafen Heinrich?

Heinrich. Ihr meint —?

Orlamünde. Den Grafen Heinrich von Schwerin, der vor mehr als drei Jahren das Kreuz nahm und noch nicht heimgekehrt ist.

Heinrich. Ich sah und sprach ihn öfters. Es war ihm traurig genug ergangen. Er hatte gehofft nach Jahresfrist wieder daheim sein zu können. Aber von Anfang an verfolgte ihn Ungemach. Das Schiff, auf dem er mit vielen Edlen übersetzte, wurde von Sarazenen angegriffen, die Sultan Kâmil von Egypten ausgesandt hatte. Zwar blieb er Sieger und gelangte nach Damiette, doch schwer verwundet. Lange dauerte es, bis er zum Kampf fürs Kreuz gestärkt war. Dann stand er immer in den vordersten Reihen, dem Christenheere den Weg zum heiligen Lande zu erzwingen, kam in Gefangenschaft und wurde gelöst; aber Jerusalem hatte er, als ich ihn zuletzt sah, noch nicht erreichen können. Und er sehnte sich nach seinem jungen Weibe, nach seinem Söhnchen, so sehr!

Orlamünde. Man erzählte, daß er viel im Gefolge des ketzerischen Kaisers ritt.

Heinrich. Wenn Ihr den heldenhaften Hohenstaufen Friedrich so nennt, weil Papst Honorius ihn gebannt hat, mag's richtig sein.

Orlamünde. Jeder gläubige Christ nennt den Todfeind der Kirche so. Es scheint, Graf Heinrich blieb ihm trotzdem befreundet.

Heinrich. War er doch einst des Kaisers Lehnsmann gewesen und von ihm zum Ritter geschlagen worden. Doch vergaß er nie, daß Kaiser Friedrich selbst, sich in größter Not der mächtigen Feinde zu erwehren, die Länder an der See, darunter auch das seine, König Waldemar abgetreten hat.

Orlamünde. Vergaß er nicht — so, so.

Heinrich. Er habe, sagte er, dem neuen Lehnsherrn stets treu gedient und erwarte, daß der König ihm gleiche Treue beweisen werde, so lange er auch fern sei.

Orlamünde. Zweifelte er daran?

Heinrich. Er erfuhr von seines Bruders Tod, und daß der König — (er unterbricht sich).

Orlamünde (scharf). Was?

Heinrich. Sich des Lehns bemächtigt habe.

Orlamünde. Fürden unmündigen Verwandten.

Heinrich (sich zwingend). Es geht mich nichts an. Aber den Grafen verdroß es so sehr, daß er an Heimkehr dachte, bevor noch sein Gelübde ganz erfüllt.

Orlamünde. So, so. — (lauschend.) Ob der Graf noch am Leben ist?

Heinrich. Ich bin schon seit vielen Monden auf der Reise. Dort im Morgenlande bringt jeder Tag neuen Kampf, und furchtbar wütete die Pest. Ich wollte, daß ich ihm gute Nachricht von den Seinen zugehen lassen könnte. Darf ich die Frau Gräfin sprechen?

Orlamünde. Die Frau Gräfin . . . ist nicht hier.

Heinrich. Nicht hier? Ein dänischer Kreuzfahrer sagte dem Grafen, er habe sie im Königsschloß zu Kopenhagen gesehen, wegen ihrer Schönheit viel umworben. Er hielt es nicht für glaubhaft und kam deshalb mit ihm in Streit. Also doch! Und noch ist sie nicht zurück?

Orlamünde. Sie begab sich von da zu ihrer Mutter, der Herrin von Slawin.

(Knut tritt durch die Mitte ein und spricht leise mit Orlamünde.)

Heinrich. Zu ihrer Mutter? (bei Seite.) Und eben reitet Frau Wanda hier ein — Und der König . . . Was ist das?

Orlamünde (ärgerlich). Schon gut, mag sie denn in Teufelsnamen kommen. Und nehmt den frommen Pilger mit Euch. Ich danke Euch für Eure Auskunft, Herr. Sagt dem neuen Burgvogt, ich schicke Euch, und schließt mich in Euer Nachtgebet ein.

Knut. Kommt, Herr.

Heinrich (mit Knut ab d. d. Mitte).

Fünfter Auftritt.

Graf Orlamünde. Frau Wanda von Slawin (mit einigen Bewaffneten, die am Eingang stehen bleiben, d. d. Mitte).

Orlamünde. Das wird einen heftigen Strauß geben.

Wanda (ruft). Wer war der Pilger? Ich sah das Gesicht schon —

Orlamünde (ihr entgegen). Willkommen, hohe Frau!

Wanda. So, willkommen! Ich zweifle, Graf Orlamünde. Ihr ließet mich lange vor dem Burgthor warten, sehr lange.

Orlamünde. Ihr seid ganz außer Atem, edle Herrin.

Wanda. Ja, ganz außer Atem bin ich — ganz außer Atem will ich sein. Es hat mich aufgebracht. So lang mich warten lassen —!

Orlamünde. Verzeiht, die Dienerschaft wußte nicht Bescheid. Ihr kamt mit reisigem Volk, das machte sie stutzig. Und dann fand man mich nicht gleich. Nehmt gütig Platz. Welchem guten Zufall verdank' ich

Digitized by Google

Wanda. Gebt Euch keine Mühe, Unwissenheit zu heucheln, Herr Graf. Ihr seid hier der Vertraute des Königs, und was in diesen Küstenländern geschieht, geschieht — wenn nicht mit Eurer Hilfe — doch sicher nicht ohne Euer Vorbewußt.

Orlamünde. Aber was ist geschehen? Ich schwör' Euch —

Wanda. So schwört ihr falsch.

Orlamünde. Ich bitte Euch, mäßigt Euch. Was ist also geschehen? Gern steh' ich Euch in jeder gerechten Sache ritterlich zu Dienst —

Wanda. Auch gegen den König? In Einem denn, mein Schloß ward nächtlings überfallen und geplündert. Das Brückenhaus und Thor sind zerstört. Den Schaden schätz' ich schlechtgerechnet —

Orlamünde. So hoch Ihr wollt; aber sagt mir —

Wanda. Ich hab' es schon gesagt: mein Schloß ward von den Dänen überfallen.

Orlamünde. Von den Dänen?

Wanda. Ja, von den Dänen. Ich erkannte sie leicht an der Sprache — auch den Führer. Den auch. Ich riß ihm die Kappe vom Gesicht — sie kamen alle vermummt — und da war's der König.

Orlamünde. König Waldemar? Ihr täuschtet Euch im Dunkel der Nacht.

Wanda. Lehrt meine Augen sehen! Der Fackelschein war auch hell genug. Ich sag' Euch — glaubt es oder glaubt es nicht — es war der König!

Orlamünde (lachend). Als Räuberhauptmann — der König!

Wanda. Lacht doch, lacht — er war's. Auf meine Tochter hat er's abgesehen, auf Margarete, die Gräfin von Schwerin. Ja, ja! auf die.

Orlamünde. Aber wie wißt Ihr —

Wanda. Wie ich's weiß? Nun — er nahm sie auf den Arm und trug sie hinab ans Schiff. Sie sträubte sich und schrie. Wir haben dafür Zeugen. Sie schrie aus vollem Halse — aber umsonst.

Orlamünde. Und weshalb sollte der König —

Wanda. Ja, weshalb war sie denn aus Kopenhagen, wohin er sie gelockt hatte, entflohen? Entflohen — ich nenn' es so: obgleich sie nicht eigentlich gefangen war und bei hellem lichten Tage abfuhr. Ich nenn' es so. Als sie noch Fräulein war, hatte der König schon ein sehr dreistes Auge auf sie, so daß ich sie eiligst dem Grafen vermählte. Wenig nach ihrem Sinn damals. Er war schon ein alter Mann und von rauer Gemütsart. Hatt' ich nun geglaubt, der König sei geheilt, so war's Täuschung. Er verfolgte sie mit seinen Anträgen, und da sie ihr heißes slavisches Blut fürchten mochte — das hat sie einmal in den Adern und ist jung und schön — floh sie zu mir, um ein ehrbares Weib zu bleiben, und wies auch die Boten ab, die er ihr schickte. Da kam er denn selbst und brauchte Gewalt.

Orlamünde (kopfschüttelnd). War er so hitzig? Und wohin, meint Ihr, hat er Eure Tochter entführt?

Wanda. Weiß ich das?

Orlamünde (erleichtert). Ihr wißt's nicht.

Wanda. Ich denke, hier auf dem Festland wird er sie verborgen halten. Deshalb kam ich zu Euch. Ihr seid sein Neffe, habt regelmäßigen Verkehr mit ihm und bringt es leicht heraus. Auch hat er Euch ja doch zum Stellvertreter eingesetzt. Laßt ihn erfahren, daß ich meine Tochter suche und nicht gewillt bin, solche Schmach zu dulden.

Orlamünde (achselzuckend). Er ist der König.

Wanda (dumpf). Ja, der König. Aber es lebt ein Gott im Himmel, der ist über ihm, und der Reichstag soll hören —

Orlamünde. Ihr wollt Lärm schlagen?

Wanda. Helft mir zu meiner Tochter und zu meinem Schaden, Graf. Der König achtet das Recht seines Lehnsmannes schlecht, der um das heilige Grab kämpft. (Kam.) Verdammt sein frevelhaft Gelüst —

Orlamünde. Laßt uns in Ruhe beraten, was zu thun ist; ich steh' Euch bei, so weit es mit meinem Eide —

Wanda (heftiger). Verdammt des Königs Habsucht!

Orlamünde. So hört doch! Ihr schreit Euch ganz umsonst heiser. Ich will Euch helfen, wie ich kann. Erholt Euch von der Reise, und morgen früh beraten wir dann —

Wanda. Es eilt, es eilt, Graf.

Orlamünde. Aber heute ist nichts mehr zu thun. Erlaubt, daß ich Euch nach der Gastkammer geleite. (Reicht ihr den Arm.)

Wanda. Sorgt für mein Gefolge. Hintergeht Ihr mich, Graf Orlamünde, so weiß ich, wer mich rächt.

Orlamünde. Still doch! Ihr habt mein Wort.

(Beide ab d. d. Mitte; die Bewaffneten schließen sich an.)

Sechster Auftritt.

Margarete. Später Waldemar.

Margarete (tritt aus der zur Galerie führenden Thür, von zwei Frauen gefolgt, die sie aufhalten wollen). Bin ich gefangen? Laßt mich! Die Hände fort, sonst — Das war die Stimme meiner Mutter. Sollte sie —? Ja, die Stimme war's. (Sie eilt die Treppe hinab.) Ah —! der König —

Waldemar (ist aus der Thür links getreten). Edle Gräfin, hört mich an!

Margarete. Ich will nicht! Eure Hoheit zwang mich schon zu oft zu hören, was ich nicht hören durfte. Nein! nicht noch einmal — und gar in diesem Hause, das meines Gatten Haus ist.

Waldemar. Auch das Eure. Ich glaubte,

Digitized by Google

am besten für Euch besorgt zu sein, wenn ich Euch dahin brachte, wo ich Euer Gast sein konnte. (Er stellt sich hinter sie vor die Treppe.) Seid gütig, schöne Frau!

Margarete (erstaunt). Verstellt mir nicht den Weg! Ich will frei sein. Zu seiner Sklavin erniedrigt König Waldemar das Weib, das er fesselt und dann liebtoll umwirbt. (Zu den Frauen.) Ihr bleibt.

Waldemar. Bedürft Ihr des Schutzes dieser Dienerinnen?

Margarete (kalt). Nein.

Die Frauen entfernen sich auf einen Wink des Königs.

(Fortsetzung folgt.)

Vorbei!

Buntspecht unverdrossen hämmert
Auf und ab den Fichtenstamm,
Aus der feuchten Tiefe dämmert
Eisig kühl die steile Klamm.

Über starre Felsenkanten
Stürzt der Gießbach jäh zu Thal,
Prunken blitzt es wie Diamanten
Im verlor'nen Sonnenstrahl.

Wie das irre Lichtgeflunkel
Unterm Farrenkraut erlischt, —
Da umgiebt mich grünes Dunkel,
Das mich wunderbar erfrischt.

Binnen mich nun, den Weltverlor'nen,
Bach des Lebens Kampf und Streit
Auf als einen Neugebor'nen,
Heilige Waldeinsamkeit!

In den Traum der sel'gen Stunde,
Die wie Andacht mich ergriff,
Wirft das Dampfroß tief im Grunde
Seinen unbarmherz'gen Pfiff.

Und mir ist's, als wär's aus tausend
Herzen wilder Jammerschrei;
Nun ganz nah erdröhnt es sausend, —
Traum und Glück — vorbei, vorbei!

Ludwig Bauer.

„Wenn die Blütenblätter fallen . . ."

Auf dem Garten liegt die Sonne
Und bestrahlt den gelben Sand,
Über den ein wellig Zittern
Flimmert in dem Sonnenbrand.

Wie ein Baum liegt es auf allem,
Auch die Rosen duften kaum,
Sehn im Sande ihren Schatten
Wie ein dunkles Bild im Traum. —

Kommt ein Wechselwind geflogen,
Und sie neigen seinem Spiel
Ihre Zweige, ihre Blüten,
Wanken, schwanken ohne Ziel,

Achten arglos ihrem Schatten
Einen Gruß so schmuck und hier,
Und der Schatten, der nicht wieder:
Balde kommt ihr ganz zu mir!

Johannes Grebling.

Frömmigkeit.

Ich bin nicht fromm, mein liebes Kind; —
Ich bete nicht wie Du; —
Doch jetzt, da wir im Elend sind,
Bewunder' ich Deine Ruh'.

Aus Deinen Briefen geht sie still
Auch mir ins Herz hinein: —
Die Hände fall' ich, eh' ich's will,
Und bet' und denke Dein.

Hans Müller-Irminger.

An die Liebe.

Die Du von den Sternen hernieder
Als ein barmherziger Engel schwebst,
Goldner Flügel und weißen Gewand's
Und leuchtender Krone teilhaftig, —
Sterne in Menge in deinen Rechten
Und ewige Blumen im Schoße tragend:
Cränste, o Göttliche, auch einen Tropfen
Himmlischen Lichts in die dunkele Seele,
Sende nur einen Strahl Deiner Sterne,
Einen vergoldenden mir in die Nacht!
Oder verschenke von deinen Blumen
Nur ein einziges blühendes Zweiglein

In den verwilderten Boden des Herzens,
Der nur Dornen und Disteln trägt . . .

Sündige Leidenschaft löschte die Lichter,
Plötzlicher Glutwind welkte die Blumen,
Ach, als ein Büßender geh' ich im Staube.

Die Du Felder und Wiesen und Wälder
Und des Winters verödete Auen
Schmückst mit des Lenzes leuchtenden Blüten,
Die Du selber die Wüste noch wandelst:
Wende die Nacht auch meines Winters,
Schmücke mit Sternen und Blumen sie wieder,
Sei barmherzig der Seele!

Karl Ernst Knodt.

Digitized by Google

Motiv-Wanderungen.

Von Richard M. Meyer.

Den verschlungenen Wegen einzelner Motive in der Litteratur nachzuspüren, gewährt einen eigenen Reiz. Zudem das gleiche Moment wiederkehrt, bietet es Gelegenheit, an der Verschiedenheit seiner Behandlung Verschiedenheiten der dichterischen Eigenart aufzudecken: es wird zum Probierstein für die Individualität der Autoren. Und kleine Züge erweisen sich hier leicht noch dankbarer als bedeutsame Themata: bei diesen wirkt die Tradition mit großen Mustern ein, hier läßt sich jeder frei gehen ohne an Vorgänger zu denken. Manchmal ist ja auch die Übereinstimmung mit früheren Beispielen wirklich nur Zufall; aber die Regel ist doch die, daß wie ein kleiner Bach, hier von Gebüsch verdeckt, dort im Sonnenlicht einherrieselnd, und dann wieder verhüllt diese kleinen Motive ihre Wanderungen machen und so bald bei diesem, bald bei jenem auftauchen. Beiseuere werden auch noch andere Zwischenglieder oder Nebenläufer aufweisen können; uns genügt hier mit ein paar aufgeteckten Fähnchen wie auf einer Kriegskarte den Weg zu bezeichnen. Wir vertiefen uns deshalb auch nicht in weitschichtige Litteraturangaben; unsere drei kleinen Wanderer wollen ohne Gepäck aufmarschieren und zeigen, wie eng auch in der Poesie die Welt ist, wie unvermeidlich Begegnungen und Wiederkehr.

I. Der erzwungene Ritt.

Wenn das Mittelalter die Gewalt der Liebe über die Weisheit besonders anschaulich darstellen wollte, so fabelte es gern von der Geliebten des Aristoteles, die den weisesten der Männer zwang, ihr als Reittier zu dienen. Daneben hat aber die mittelalterliche Tradition noch zwei andere Versionen des Motivs. Die eine ist jene groteske Anekdote von der ungehorsamen Frau. Der Ritter, den es vor der Untreue seiner Gattin bangt, schickt seinen Knecht mit einer darauf bezüglichen Warnung nach Hause; aber der kluge Diener fürchtet, die Frau durch das Verbot nur auf die verbotenen Wege zu locken und bestellt statt dessen: sie solle ja nicht auf dem großen Hofhund reiten. Natürlich kann das Weib der Versuchung nun nicht widerstehen, setzt sich auf das Tier und ein wilder Ritt beginnt, dessen Spuren dann später dem Ritter den Ungehorsam seiner Gattin verraten. Die dritte Form ist die, daß ein grausames Wesen ein anderes Geschöpf sich zum Reittier macht, nicht aus Übermut, sondern damit es ihm diene. Aus „1001 Nacht“ kennen wir Alle Sindbads Abenteuer mit dem furchtbaren fruchtigen Greis, der wie ein Alpdrücken auf seinen Schultern sitzt und ihn nicht losläßt, bis der Seefahrer seinen schlimmen Ausbeuter betrunken macht. In abgeschwächter Form kehrt dies Motiv in Mendozas Lazarillo de Tormes, dem Erstling der Schelmenromane, wieder, wo der Blinde seinen Führer, den Lazarillo, beim Wandern am Rockkragen fest hält und ihn ganz so ausbeutet und mißhandelt, wie jener lahme Greis den Sindbad. — Auch an die Indianergeschichte in G. Kellers „Sinngedicht“ sei erinnert, wo die Fürstin hochmütig ihre Sklavin als lebenden Sitz verwendet.

Was einst der Sklave war, ist nun das Tier aber auch das Tier hat Sklaven. Der Schakal ist der Leibdiener des Löwen; aber er braucht noch andere. Und so schildert Freiligraths „Löwenritt“, wie der Wüstenkönig die arme Giraffe mit wildem Sprunge zu seinem Reittier macht und sie ihn, bis sie niederbricht, tragen muß. Man hat mit Recht bemerkt, wie unmöglich das Alles ist: beim ersten Sprung des Löwen mußte die Giraffe einknicken. Dennoch war das abenteuerliche Gedicht lange Freiligraths populärster Ruhmestitel (etwa neben „Der Blumen Rache“) und der verstorbene Bildhauer Albert Wolff suchte die Ungeheuerlichkeit sogar in einer Erzgruppe zu verewigen. Besser würdigte ein französischer Dichter die Schwierigkeiten. Denn von Freiligrath ist doch wohl Leconte de Lisle angeregt, wenn er (1868) in seinen Poèmes barbares den „Jaguar“ (S. 208) dichtete. Aber statt des Löwen, der gar kein großer Springer ist, wählte er den Jaguar, eine wilde Katze, und statt der schwachen Giraffe einen großen Büffel. Und doch bricht der Stier fast zusammen.

> Le boeuf cède, en trouant la terre de ses cornes,
> Sus le choc imprévu qui le force à plier;
> Mais bientôt, furieux, par les plaines sans bornes
> Il emporte au hasard son fauve cavalier.

Digitized by Google

Wenden wir uns von diesen wilden und grausamen Bildern zum Schluß zu einer harmloseren Form des erzwungenen oder doch nicht ganz freiwilligen Rittes. Von Heinrich IV. von Frankreich wie von Friedrich Wilhelm I. von Preußen erzählt man, sie wären von Hofleuten überrascht worden während sie ihre Kinder auf dem Rücken reiten ließen. Hertslet in seinem „Treppenwitz der Weltgeschichte“ (3. Aufl. S. 252) weiß das ab, weil schon bei Plutarch dieselbe Anekdote von Agesilaus erzählt werde — oder doch eine ähnliche. Mir scheint die Wiederholung eines solchen Vorfalls doch nicht ganz außerhalb der Möglichkeit zu liegen!

Abseits und doch nicht ganz abseits liegen Sagen von bösen Geistern, die sich dem Menschen auf den Rücken hocken: dann reitet ihn der Alp. Aber hier fehlt doch das charakteristische Merkmal, daß der „Besessene“ wirklich gezwungen wird, zu galoppieren wie ein Reittier; es bleibt bloß das Gefühl der Last ohne seine Erhöhung durch den Zwang der eiligen Bewegung. —

11. Neunzehn Augen mit drei Würfeln.

„Rom, wenn, geblänt von Glück, Du mit drei Würfeln doch Nicht neunzehn Augen werfen wolltest!“

So ruft der verwundete Varus in Kleists „Hermannsschlacht“ (Akt V., 21. Auftritt). Was aber hier als sprichwörtliches Beispiel unmöglicher Leistung gilt, soll doch wiederholt ausgeführt worden sein!

Eine alte Legende erzählt, der Teufel habe mit Gott (oder mit einem Heiligen) um eine Seele gewürfelt; der Teufel warf 18 Augen mit 3 Würfeln und glaubte gewonnen zu haben, aber sein Gegenpart warf — 19. Wie, wird nicht berichtet; es ist eben ein Wunder. Rationalistischer wird das Kunststück in H. Kurz' Roman „Schillers Jugendjahre“ aufgefaßt: der Oberst Rieger spielt mit einem großgewachsenen Burschen um dessen Militärfreiheit. Der Bedrängte wirft wieder 18 — da schlendert der Werber rasch die Würfel aus dem Becher, wirft das Taschentuch darüber und ruft: 19! — Unmöglich ist die Sache aber nicht. Kästner, dem mathematische Spielereien so viel Vergnügen machten, hat es angegeben, wie man's macht: „Wie sich mit drei Würfeln, ohne Wunder, mehr als Achtzehn werfen lassen“ („A. Kästners zum Teil noch ungedruckte Sinngedichte und Einfälle, 2. Sammlung“, Frankfurt und Leipzig 1800. S. 282). „Soldaten sollten uns Henken würfeln. Dem ersten fielen drei Sechse. Der zweite warf doch in der Wut der Verzweiflung. Ein Würfel sprang, und da lagen drei Sechse und ein As.“ Commentmäßig dürfte der Wurf freilich kaum gelten.

Zu neuerer Zeit entsinne ich mich nur einmal eine Beziehung auf die hübsche Geschichte gefunden zu haben: in einem Berliner Witzblatt, als nämlich Fürst Bismarck bei den Amendements des Reichstages zur Justizreform gerade 19 Punkte beanstandet hatte.

111. Fichtenbaum und Palme.

Unter den Liedern des wirksamsten unter den deutschen Lyrikern hat kaum ein Gedicht stärkere Wirkung gehabt, als das von Fichtenbaum und Palme. Wie Hessel in seiner trefflichen Auswahl der Dichtungen Heine's (Bonn 1887) angiebt, ist das Lied nicht weniger als 75 Mal komponiert worden; nur drei Stücke aus dem Buch der Lieder fanden noch mehr Tonsetzer: „Leise zieht durch mein Gemüth“ und „Ich hab im Traum geweinet“ mit je 83, und gar „Du bist wie eine Blume“ mit 100 Kompositionen. Aber schwerlich hat eins von diesen oder sonst ein Heinisches Gedicht in gleichem Grade wie „Fichtenbaum und Palme“ den Triumph erlebt, auch von späteren Dichtern in immer neue Tonarten umgesetzt zu werden.

Hessel vermutet (a.a.O. S. 314), ein Aufsatz Carovés im „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst“ von 1816 habe wie neun andere Gedichte Heines so auch dies veranlaßt. Carové vergleicht dort die mittelalterliche Dichtung mit den Waldbäumen Eiche und Buche; dieselbe sei nicht, heißt es weiter, „traurig und schaurig, wie die nordischen Fichten und Tannen, noch gewaltig oder üppig wie Cedern und Palmen“. „Bei der ungemein anregenden Wirkung dieses Büchleins auf Heines Phantasie“, fährt der ausgezeichnete Kenner unseres Poeten fort, „ist wohl die Vermutung erlaubt, daß dieser Vergleich der Keim für obiges Gedicht gewesen sein kann.“ Sicherlich wird man die Vermutung nicht abweisen dürfen. Die nordische Fichte und die tropische Palme sind als typische Vertreter ihrer Landschaften und gleichzeitig als Repräsentanten des äußersten Gegensatzes gewählt; Tanne und Ceder müssen zurückstehen. Die Ceder in ihrer einsamen Strenge eignet sich nicht zum Symbol schweigender Liebe; der Tannenbaum aber hat leicht etwas gemütlich-philiströses.

1823 erschien das Gedicht zuerst im „Lyrischen Intermezzo“ der Tragödien, 1827 dann nochmals im „Buch der Lieder“. Der Erfolg dieser Veröffentlichungen war wohl der größte, den ein deutscher Dichter je auf einmal mit seiner Gedichtsammlung erzielt hat. Es dauert garnicht lange, so hören wir von allen Seiten das Echo; und gerade unser Lied klingt wieder. 1835 dichtet Anastasius Grün seine „Lieder aus Italien“; er eröffnet die Sammlung mit dem Gedicht „Pinie und Tanne“ (Werke 1, 141). Statt der Palme die Pinie, statt der Fichte die Tanne, denn statt der weltweiten Entfernung ist hier die Nachbarschaft bezeichnet; aber auch diese beiden Bäume sollen Land und Volk symbolisch vertreten:

Digitized by Google

„Rah des Grenzpfahls kaltem Baume
Zwischen deutsch' und wälschen Landen,
Eine Pinie, eine Tanne
Hart beisammen, grünend standen.

Wie Vorposten grüner Jäger,
Ihren Heeren vor sich wagend,
Zweier Reiche Bannerträger,
Nords und Südens Fahne tragend;

Oder gleich zween Abgesandten,
Die mit Friedensgruß und Kränzen
Hier sich hart begegnend fanden
An der beiden Reiche Grenzen."

Die Zerstörung des einen Bildes durch das mit „oder" eingeleitete zweite ist für den „bildernden" Dichter so charakteristisch wie der grotteske Mißklang in dem Vers „Nords und Südens Fahne tragend". Wo Heine knapp und klar die Linien hinzeichnet, die in uns mündliche Vorstellungen anfregen, da malt der liebenswürdigste der Dilettantendichter Bildchen an Bildchen. Es folgt eine lange Ausdeutung, die natürlich gänzlich Heines erotisches Symbol auf das politische Gebiet verpflanzt.

Ferner steht das in dem gleichen Jahr (1845) verfaßte Gedicht Hebbels „Horn und Flöte" (Werke, Hamburg 1867. B. 7. S. 195). Die ethnographische Parallele wird hier durch kein Nebenmotiv gekreuzt: die Flöte vertritt den Sandelbaum, der an des Ganges Ufer in der Schatten heißer Glut stand (wobei, ein völlig unmögliches Pflanzenbild, der Lotos ihm durch seine Düfte geklüht haben soll!), das Horn aber spricht für das nordische Bergwerk. Als verarbeitete Kunstwerke der Menschenhand begegnen sie sich nun aus tiefer Erdendichtung und ferner indischer Zauberwelt. Ein Einfluß Heines liegt hier schwerlich vor: der Gedanke entspricht ganz Hebbels Art, grüblerisch Fernes zusammentragen und zu seinen Tonstücken „Horn und Flöte" aus zweierlei Weltenden zu holen. —

Etwa zur gleichen Zeit verfaßt der junge Freiligrath sein Gedicht „Die Tanne" (Gesammelte Dichtungen 1, 113 f.). Die Tanne sieht wieder, wie Heines Fichte, auf des Berges Spitze — aber nicht dauernd. Die Entfernung zwischen nordischem Nadelholz und südlichem Palmenwald war bei Heine von sprichwörtlicher Unüberbrückbarkeit; bei Anastasius Grün waren die Bäume zusammengerückt; bei Freiligrath reist die Tanne als Schiffsmastz zu der glühenden Felsenwand:

„Isländisch Moos im Norden
Grüßt ich auf Felsenspalten;
Mit Palmen auf südlichen Borden
Hab Zwiesprach ich gehalten."

Aber immer zieht es den Baum in die alte Heimat zurück. Wie bezeichnend: romantisch sehnt sich Heines nordischer Baum in den Süden, der ausgewanderte Sohn der deutschen Heimat strebt bei Freiligrath in die liebe kalte Ursprungserde zurück!

Im gleichen Jahr mit Freiligraths Gedichten (1838) erschien von dem damaligen Führer der jungen Litteratur, Gutzkow, der mißratene humoristische Roman „Blasedow und seine Söhne". Hier ist das Gleichnis schon zur Metapher verkürzt. „Wie steht er da", heißt es von Blasedow, „ein Fruchtbaum mitten unter Tannenkiefern, eine indische Palme auf deutschem Lande" (Werke 8, 32). Ein weiterer Schritt: die Palme ist nun wirklich auf deutschen Boden verpflanzt; aber es bekommt ihr noch schlimmer als der Tanne Freiligraths die Reise zu den südlichen Borden. Und ferner: bei Heine handelte es sich um unglückliche Liebe, bei Grün um Völkerversöhnung, bei Freiligrath um die Entwurzelung des Nationalen — bei Gutzkow um das Problem der künstlerischen Individualität und ihres Verhältnisses zur Umgebung.

Rein individuell bemerkt auch Leberecht Dreves (1841) die Metapher:

„Du gleichest, kalt geworden,
Und doch so leicht erregt,
Halb einer Tann' im Norden,
Die spitze Blätter trägt,
Halb einer Palm' aus Süden,
Die leicht berührt der Schmerz,
Du, eines Lebensmüden
Erstarrtes weiches Herz."

(Gedichte S. 444.)

Eine lange Pause. Und als sie vorüber ist, finden wir auch die Behandlung des alten Themas verändert. F. W. Weber sagt in „Dreizehnlinden" (1877):

„Menschen sind die Menschenkinder
Aller Zeiten, aller Zonen,
Ob sie unter Birkenbäumen,
Ob sie unter Palmen wohnen."

(25. Aufl. S. 225.)

Die Palme blieb; für Fichte oder Tanne trat weniger glücklich die Birke ein. Und was somit den unversöhnlichen Gegensatz der Klimata ausdrückt, das wird jetzt eine Formel, um ihre Wirkungslosigkeit gegenüber der allgemeinen Menschenart hervor zu ziehen.

Den Reigen schließt 1886 Detlev von Liliencron in seinem kunterbunten Epos „Poggfred". Da thut sich eine Vision auf:

„Aus den drei deutschen Kiefern werden Pinien,
Und die drei Pinien wandeln sich zu Palmen"

(S. 80), und Jerusalem steigt auf.

Kiefern, die düstersten und magersten unter unsern Nadelhölzern, wagt der Poet doch nicht gleich in Palmen zu wandeln; als seltsame Zwischenstufe schiebt er Pinien ein. So aber ist das Letzte erreicht: die „Versöhnung der Gegensätze"; der nordische Nadelholzbaum und die Palme des Südens sind eins geworden. Das ganze aber ist rein landschaftlich gemeint; Webers religiöses Interesse, Gutzkows künstlerisches, Freiligraths nationales treten

Digitized by Google

zurück und die souveräne Lust am Schauen herrscht allein.

Durch all diese Phasen blieb das Nadelholz in wechselnden Vertretern der Bannerträger der nordischen Landschaft. Das war es schon für Al. v. Humboldts „Ansichten der Natur“ (1807): „Das ewig frische Grün der Nadelhölzer erheitert die öde Winterlandschaft. Es verkündet gleichsam den Polarvölkern, daß wenn Eis und Schnee den Boden bedecken, das innere Leben der Pflanzen, wie das Prometheische Feuer nie auf unserm Planeten erlischt“ (Dritte Ausgabe 2, 33). So optimistisch faßte der große Wanderer das Nadelgehölz, das unsern Dichtern so oft das Symbol dumpfer Formlosigkeit ward. Aber auch ihm ist (a. a. O. S. 26) die Palme die höchste und edelste aller Pflanzengestalten und sie vor allem malt ihm die Physiognomie der warmen Zone. Schildert dagegen der große Häuptling des nordischen Realismus den Gegensatz von Süd und Nord, so nimmt er keinerlei pflanzliches Ornament zu Hilfe; Ibsen sagt ganz schlicht:

„Zu den Hütten des Nordens
Aus südlicher Pracht
Reitet ein Reiter
Jegliche Nacht.“

Wie Freiligraths Tanne ist er auf den glühenden Boden versetzt, sehnt sich heim, träumt sich heim; aber das alte Symbol (das übrigens in seiner Jugend auch Ibsen einmal verwandt hat) ist abgethan. Und ich glaube, wir haben gesehen, daß es seine Schuldigkeit reichlich gethan hatte!

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

Sommer und Herbst haben diesmal ihre Rollen getauscht; im Juli frösteln, im September schwitzen wir, und so gehen denn auch nur die Fremden ins Theater. Kein Wunder, daß die Berliner Bühnenleiter nur Neuheiten aufführen, über deren Schicksal kein Zweifel möglich ist: Stücke, die gewiß bald verschwinden werden, und solche, die unter allen Umständen volle Häuser machen. Ein Beispiel aus mehreren für die erste, und das einzige Beispiel für die zweite Reihe hat uns heute zu beschäftigen: Georg von Ompteda's dreiaktiges Schauspiel: „Eheliche Liebe“ im Lessing Theater, und Edmund Rostand's fünfaktige, von Ludwig Fulda verdeutschte „romantische Komödie“: „Cyrano de Bergerac“.

Das Stück des Dresdener Romandichters ist vom Publikum und der Kritik mit einer Höflichkeit abgelehnt worden, die leider hier nicht häufig, geschweige denn selbstverständlich ist. Die Zuhörer klatschten weder noch zischten sie, sie gönnten den dreißig oder vierzig Freunden und Anhängern des Autors, sowie ihm selber die Freude eines zweimaligen Hervorrufs; der Beifall klang dünn, aber ohne Widerspruch; daß das Stück tot war, wußte zum Schluß doch jeder; ein klares Verdikt ist also auch ohne Zischen, Stampfen, Husten und höhnische Zwischenrufe möglich. Ähnlich benahm sich die Kritik; sie sagte dem Dramatiker ehrlich, wenn auch deutlich die Wahrheit und benützte die Gelegenheit, an die Verdienste des Romandichters zu erinnern; von der beliebten Manier, ein schwaches Stück wie ein Verbrechen zu züchtigen, das alle sonstigen Leistungen des Dichters vergessen macht, zeigte sich diesmal kaum eine Spur. Es wäre erfreulich, dies als ein Zeichen der Besserung unserer üblichen Premièren-Sitten begrüßen zu dürfen, aber zutreffend wäre diese Deutung leider nicht. Es war ein schwüler Abend; viele Premièren-Tiger fehlten und auf ihren Sitzen saßen harmlose Provinzler, welche die Feinheit unseres literarischen Tons nicht weg haben; zudem wickte die Schreckenskunde aus Genf, die sich im Zwischenakt verbreitete, dämpfend auf die Gemüter. Was aber die Kritik betrifft, so gehört Ompteda zu der jetzt herrschenden Partei der „Modernen“ und lebt nicht in Berlin, hat also auch keine persönlichen Gegner . . .

Indes, ob nun die Grabreden laut oder unlaut gewesen, verschwunden ist das Stück, und daß es anderwärts auftauchen wird, ist nach dem Verliner ungewöhnlichen Mißerfolg — es wurde jählings abgesetzt — fraglich. Zudem ist es ein schwaches, uninteressantes Werk, über das zum Guten sehr wenig und selbst zum Schlimmen nicht viel zu sagen ist. Wenn ich hier gleichwohl dabei verweilen will, so geschieht es nur deshalb, weil das Schauspiel für die jetzt herrschende litterarische Mode überaus bezeichnend ist. Ompteda's „Eheliche Liebe“ ist ein warnendes Beispiel, wohin es führen muß, wenn ein feines, tüchtiges Talent statt in der ihm natürlichen in einer erzwungenen Stimmlage spricht, wenn es, statt zu reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, abwechselnd flüstert oder schreit, weil dies andere thun, die jetzt — und sogar mit Grund — sehr verehrt werden. Derlei rächt sich ja nur innerlich, am künstlerischen Wert, immer und unausbleiblich; äußerlich, am Erfolg, rächt es sich zuweilen nicht. Es giebt Fälle, wo die künstliche Maschine so geschickt gebaut ist, daß sie den herrschenden Wind wirklich in die Flügel

Digitized by Google

bekommt und von ihm emporgetragen wird, als fliege sie aus eigener Kraft in die Lüfte. Hier war der Bau nicht geschickt genug und trotz allen Anpassens an den Wind von heute ist die Maschine am Boden geblieben.

Herr von Ompteda ist heute erst 35 Jahre alt und gilt daher als „Moderner“; ich wenigstens fürchte, daß er nicht dazu zählen würde, wenn er zehn Jahre früher zur Welt gekommen wäre. Er erweist in seinen Novellen und Romanen viel Beobachtungsgabe, er sieht im ganzen nicht allzuscharf, aber gut und richtig; er bemüht sich Menschen zu schildern, nicht Engel oder Teufel, und auch ihre Umgebung der Wahrheit gemäß zu zeichnen; ein ihm bekannter Boden, z. B. das deutsche Offiziersleben, mehrt ihm die Kraft, ein ihm unbekannter schwächt sie, kurz, er ist ein Realist, aber deren sind schon vor 1850 etliche geboren worden. Von den Tollheiten des extremen Naturalismus, der ja im Grunde auch nur eine uralte, bloß neu wiedergekehrte Kleidertracht war, hat er sich im ganzen fern gehalten, vielleicht weil ihm ein gewisses Maß im Blute steckt, vielleicht weil er immer auch einen Blick für das praktisch Wirksame hatte; ebenso hat er seine hübsche Begabung für Stimmungsmalerei nie zum Überschwang ausarten lassen. Ferner erfindet er leicht und geschickt, weiß, wo es angebracht ist, zu spannen und effektvolle Scenen einzuflechten, aber auch dies mit Maß. Kurz, ein feines, tüchtiges Erzähler-Talent, aber weder ein großes, noch ein ganz originelles Talent, noch endlich „modern“, was man heute so nennt; 1850 geboren, wäre er heute zum alten Eisen geworfen, was übrigens seine Bücher nicht schlechter machen, sondern ihm höchstens einige Leser kosten würde.

Es liegt auf der Hand, daß ein Talent von dieser Struktur sich gedrungen fühlen mußte, ein Drama zu schreiben, noch etwas mehr, als andere Dichter, denn es sind ja wenige Lyriker und Epiker von einiger Bedeutung zu grauen Haaren gekommen, ohne es mindestens einmal mit der Janbertin Bühne zu versuchen. Welcher Art ein Drama Ompteda's sein würde, war auch mühsam vorauszusehen: gewiß spannend, mit starker Handlung, voll effektvoller Scenen, und, was das Milieu betrifft, vermutlich aus dem Offiziersleben. Hätte Ompteda ein solches Drama geschrieben, so wäre es zwar nicht gewiß, — denn die Technik des Dramas ist für den geübten Epiker eine schwerere Kunst, als für jeden anderen Dichter —, aber doch möglicher Weise sehr viel aufgeführt worden. Jedoch „modern“ — wäre es „modern“ gewesen?! Nein, gewiß nicht; „modern“ sind nur Stücke ohne Handlung und ohne wirksame Scenen. Will man aber als „Moderner“, so will man auch ein „modernes“ Stück schreiben; der Platz eines deutschen Ibsen, eines deutschen Tolstoi ist ja noch immer offen. Freilich, diese überfeinerten Konflikte mit tiefinnerlicher, nach außen kaum sichtbarer Lösung — der große Norweger, der große Russe können das, jedoch so leicht ist's nicht . . . Aber nur Mut! — unterdrücken, was man kann, erstreben, was man nicht kann — es wird schon gehen, und wie immer es sein wird, „modern“ wird's sein . . .

Was aber ist dabei herausgekommen? Kopfschüttelnd hat's das Publikum angehört, kopfschüttelnd wird man's lesen.

Viktor Schröter, ein Berliner Fabrikant, hat als junger Mensch mehr Geld verthan, als die Verhältnisse der väterlichen Fabrik gestatten, und war, als er das Geschäft übernahm, genötigt, sich nach einer reichen Braut umzusehen. Man sieht, kein seltener Fall; auch daß sich der Freier hier eines gewerbsmäßigen Heiratsvermittlers bedient hat, um an einen Goldfisch zu kommen, soll, sagt man, im Leben auch schon zuweilen vorgekommen sein. So viel Glück aber, wie Schröter, hat bei solchem Handel schwerlich schon Einer gehabt. Vor Allem ist er an eine Perle von Vermittler gekommen, den ehemaligen Hauptmann von Suberjeanr; der Mann hat ihm auf eine richtige Millionen Erbin aufmerksam gemacht, seine Mission taktvoll erfüllt und sich nach Empfang der üblichen Prozente diskret zurückgezogen. Ferner aber war die Geschichte so fein eingefädelt und ist so glatt gegangen, daß Niemand, nicht einmal Viktors Mutter ahn. es sei keine Liebesheirat gewesen. Am wenigsten aber bezweifelt dies die junge Frau; sie ist überzeugt, daß sich Viktor auf den ersten Blick in sie verliebt hat, und das ist begreiflich, denn er ist der zärtlichste Gatte und Vater, nicht etwa aus Heuchelei; er liebt die edle, holde Hedwig wirklich, eben mit „ehelicher“, d. h. in der Ehe entflammender Liebe. Kurz, ist je ein unfeiner Handel gut ausgegangen, hat je ein Mann sein Verschulden gesühnt, so ist dies hier der Fall. Geschädigte giebt es dabei nicht; auch Hedwig hätte keine beglücktere, innigger geliebte Frau werden können, und wenn Viktors Liebe eine noch so „vorehelichе“ gewesen wäre. Dennoch fühlt sich Viktor als Verbrecher, geht immer mit einer Last auf der Seele umher und empfindet den Drang, für jenen Handel Buße zu thun. Schon dies wäre nur dann verständlich, wenn uns der Mann als besonders fein fühlig und eigenartig geschildert wäre; denn ist durchaus nicht so; Viktor ist ein guter Kerl und nichts weiter, nebenbei bemerkt, wohl die undankbarste Rolle, die sein Menschengedenken für einen Schauspieler geschrieben worden ist. Aber gleichviel, er ist gedrückt, will büßen. Da taucht plötzlich der Heirats-Agent auf; der Mann hat falsch gespielt und muß nach Amerika flüchten; sein Klient Schröter soll ihm das Geld dazu geben. Der Hörer horcht auf: da ist der dramatische Konflikt, und wahrlich kein schwacher. Natürlich wird der Agent mehr er-

Digitized by Google

pressen wollen, als ihm Schröter gewähren kann, ohne das Schicksal der Fabrik und damit das seiner Familie auf's Spiel zu setzen; natürlich wird der Fabrikant lieber die Achtung seiner Frau einbüßen wollen, als sie der Not preisgegeben; er wird den Erpresser abweisen und dieser wird Hedwig das Geheimnis preisgeben. Damit beginnt dann Schröters Buße, die unseres Mitgefühls gewiß ist; hat er doch alles gethan, um dem geliebten Weibe den Schmerz zu ersparen, und läßt sie nun nur deshalb durch die Enthüllung leiden, weil er nicht anders kann. So denkt der Hörer, aber nicht Herr von Unpteda; das wäre ja ein wirklicher zwingender Konflikt; in einem „modernen" Stück muß aber alles so fein sein, daß man's gar nicht mehr versteht. Und darum fordert der Agent in Wahrheit nur — tausend Thaler, eine Summe, die für den reichen Fabrikanten ein Bettel ist, und Schröter weist ihn die Thüre. Warum? Weil er dem Agenten nicht „sein Weib zum zweiten Mal abkaufen", weil er seine Buße haben will; der Erpresser mag Hedwig die Wahrheit sagen! Seltsam, denkt der Hörer, unter „Buße" versteht man doch sonst etwas anderes, als daß Jemand ohne Not und Zwang ein geliebtes, schuldloses Wesen dem herbsten Schmerz preisgiebt! Gewiß mag es Schröter, wenn er feinfühlig ist, schwer fallen, dem Schurken das Geheimnis abzukaufen, aber diese Pein soll eben seine Strafe sein; wer A gesagt hat, muß auch B sagen, und dem freiwillig geopferten, sehr schmutzigen A das relativ harmlose B selbst notgedrungen nicht folgen lassen wollen und lieber das Lebensglück seines Weibes zerstören, heißt nicht feinfühlig, sondern ebenso beschränkt, als rohgehandelt. Nun, der Agent ist gar nicht so schlimm, als er aussieht; er hat noch einen anderen Klienten in Aussicht und läßt sich darum von Schröter hinauswerfen. Aber auch dieser andere will nichts von einem Nachtrags-Honorar für die Vermittelung wissen, und so erscheint Suberieaux zum zweiten mal bei Schröter; der Fabrikant ist nicht zu Hause. Frau Hedwig empfängt den Unbekannten. Diese Szene ist die wirksamste des Stückes; wie die Güte der Frau, der Anblick ihres Glücks den innerlich nicht schlechten, nur eben gesunkenen Mann entwaffnen, so daß er ihr die Wahrheit verschweigt und die tausend Thaler nur als angebliche Spielschuld reklamiert, ist derb, mit den alten, bewährten Mitteln des Rührstücks — sogar der Säugling muß auf die Bühne — aber lebensvoll und ergreifend dargestellt. Das ist eine Mischung von Theater und poetischer Wahrheit, in dem doch die letztere überwiegt; was nun folgt, ist nur noch mühselige Tüftelei nach den berühmten nordischen Mustern. Heimgekehrt, erfährt Schröter, daß Suberieaux aus Mitleid mit Hedwig das Geheimnis nicht preisgegeben habe. Wie nun würde ein feinfühliger gewissenhafter Mann in Wahrheit in solcher Lage handeln?! Er würde dem Menschen die tausend Thaler geben — und das thut auch Schröter — und das demütigende Gefühl, von dem Entarteten geschont worden zu sein, als Buße auf sich nehmen; sicherlich aber würde er schweigen, dem weniger Mitleid mit der Schuldlosen kann doch er, der Schuldige, aber ein zärtlich liebender Gatte, nicht haben, als der fremde, wüste Mensch. Anders Schröter, weil Ibsen Wahrheit fordert und Tolstoi eine berühmte Beichtszene geschrieben hat: er sagt Hedwig nun ohne Nötigung alles und schmettert sie dadurch nieder. Natürlich ist sie nun ebenso unglücklich, als sie vorhin glücklich gewesen, und wendet sich von ihm ab. Wie hier noch eine Lösung finden? Nach allen Gesetzen der Vernunft müßte Schröter nun endlich einsehen daß er auf die häßliche, aber durch seine Zwangslage bis zu einem gewissen Grade entschuldbare Gemeinheit von einst nun eine zwecklose, überflüssige, unentschuldbare Brutalität gepfropft hat, daß es nicht die rechte „Buße" war, jemand anderen elend zu machen. Aber Ibsen fordert Wahrheit und Tolstoi, siehe oben. Noch ahnt seine greise, edle Mutter nichts von dem alten, unsauberen Handel; sie sieht nur zu ihrer Qual die Entfremdung zwischen den beiden und befragt sie um den Grund. Da will Schröter seine „Buße" fortsetzen und auch die Mutter tödlich kränken! Schon ist er im besten Zuge, da wirft sich Hedwig dazwischen und verzeiht ihm, um der Mutter das Leid zu ersparen. Das Stück ist aus . . . Die Freunde des Autors klatschten, die Zuhörer verließen lächelnd das Haus und wie ein Lauffeuer ging das Witzwort von Mund zu Mund: „Gottlob, daß ihm Hedwig verziehen hat, er hätte sonst noch seine Beichte in der „Vossischen Zeitung" inserieren lassen!"

Herr von Unpteda war diesmal ein Opfer der litterarischen Mode, ein schuldiges Opfer; ihm ist nicht Unrecht geschehen. Aber Unrecht wäre es, zu übersehen, daß die oben hervorgehobene große Scene thatsächlich dramatisches Talent bezeugt. Sie ist zugleich die einzige, in der er mit seiner eigenen Stimme redet — das mag ihm eine, hoffentlich heilsame Lehre für die Zukunft sein.

Viel kürzer muß ich mich angesichts des wiederholt dargelegten Zwecks dieser Aufsätze über Rostands Komödie äußern, obwohl es ja höchst ungerecht wäre, sie an stofflichem Interesse, wie an dichterischem Wert mit jener deutschen Eintagsfliege auch nur in einem Atem zu nennen. Uns können Bühnen-Neuheiten an dieser Stelle nur insoweit interessieren, als sie Strömungen der deutschen Litteratur widerspiegeln, und daher ein Werk aus einer fremden Litteratur nur insoweit, als es etwa mit diesen heimischen Strömungen in Verbindung steht oder auf sie voraussichtlich Einfluß üben wird. Bei Rostands „Cyrano de Bergerac" trifft das erste nicht zu, und das zweite

Digitized by Google

ist sehr unwahrscheinlich. Man kennt den ungeheuren Erfolg, den das Stück in Paris gehabt hat; die Lektüre des Originals — und wer, der sich für Litteratur interessiert, hätte es nicht gelesen?! — konnte die Gründe dieses Erfolgs sehr wohl klar machen. Es ist, um sie in aufsteigender Linie zu nennen — ein Drama voll Farbe, Temperament und Bewegung; es ist ein Werk voll dichterischer Feinheiten und in Versen geschrieben, die an Schönheit, Wohllaut und Grazie ihres Gleichen suchen; es stellt einen glorreichen Abschnitt ihrer politischen und Litteratur-Geschichte vor die Franzosen hin, und dies in einem Augenblick, wo sie wahrlich Grund haben, gern aus der Gegenwart in die Vergangenheit zurückzuflüchten; es ist endlich — und das dürfte, unbeschadet aller Vorzüge, doch vielleicht der ausschlaggebende Grund dieser phänomenalen Wirkung sein — eines der nationalsten Werke, die je geschrieben worden sind, so ganz und gar aus dem französischen Volksgeiste geboren, ihm so ganz und gar widerspiegelnd und allen seinen Strebungen und Instinkten schmeichelnd, daß es wohl als das französischste aller französischen Stücke gelten darf. Daß es in Deutschland eine ähnliche Wirkung unmöglich üben könne, war ja vorauszusehen; von den beiden zuletzt genannten Gründen des Erfolgs wirkt der eine auf uns nicht, der andere vermag auch auf den Unbefangensten, der nichts von Chauvinismus wissen will, nur behindernd zu wirken, eben weil er das volle Verständnis erschwert; so ganz und gar vermag sich uns eine fremde Volksseele doch nicht zu erschließen, um im Theater ihren tiefgeheimsten Regungen folgen zu können; beim Lesen geht dies viel leichter. Was ferner die Diktion betrifft, so stellt die Verdeutschung Anforderungen an den Nachdichter, die glattweg unerfüllbar sind; schon die Mischung von Esprit und Chauvinismus — es ist kein Zufall, daß man dafür fremde Worte wählen muß; das, was damit ausgedrückt sein soll, haben wir eben in unserer Sprache, in unserem Volksgeist nicht ganz ebenso — ist nur annähernd wiederzugeben, ebenso die altertümelnde Färbung; aber wie wären die vielen gascognischen Dialekt-Ausdrücke nachzubilden? — etwa durch einen deutschen Dialekt und dann durch welchen?! So bleibt also unverkümmert nur der dichterische und theatralische Wert des Dramas an sich; man brauchte ihn wahrlich nicht zu unterschätzen, um sich doch zu fragen, ob er voll ausreichen würde. Darüber konnte nur der Erfolg entscheiden, und es ist selbstverständlich, daß die Probe gemacht werden mußte; wollten wir darauf verzichten, ein Werk, wie dieses, uns anzueignen, so wäre dies gleichzeitig ein Verzicht auf die Mission einer „Weltlitteratur" in deutscher Sprache, wie sie uns unser größter Dichter vorgezeichnet hat.

Wie nun ist die Probe auf's Exempel ausgefallen? Gut genug; das Stück hat interessiert und wird seine Zugkraft hier wie anderwärts bewähren. Aber es war doch reichlich auch ein Erfolg des Rufs, der von Paris vorausging, dann ein Erfolg der Schaukunst — das Auge findet hier seine volle Befriedigung —; eine unmittelbare, zwingende Wirkung wollte sich nicht recht einstellen, mindestens auf die Dauer nicht. Mit allem Nachdruck sei es gesagt: den Übersetzer trifft daran keine Schuld; Fuldas Nachdichtung ist eine meisterhafte Leistung und hat an einzelnen Stellen selbst jene, die seine Verskunst auch bisher nach Verdienst schätzten, freudig überrascht; was Talent, Übung, Fleiß und Geschmack leisten können, hat er — natürlich in den Grenzen seines eigenen Naturells, dem nun einmal das Zarte und Geistreiche besser liegt, als das Derbe — geleistet; wir wüßten heute in Deutschland niemand zu nennen, der die Aufgabe im ganzen und großen besser gelöst hätte; die derberen Stellen hätte vielleicht Otto Gildemeister kraftvoller wiedergegeben, an Wohllaut und Eleganz der zarteren Stellen hätte auch er Fulda nicht erreicht. Kurz, hier ist das Mögliche geleistet, nur eben das Unmögliche nicht — und solcher Stellen, die eben glattweg unübersetzbar sind, giebt es im Original leider sehr viele. Fuldas Übersetzung verdient an dieser Stelle nähere Würdigung, um dessentwillen, was sie leistet und um dessentwillen, was sie nicht zu leisten vermochte; diese nähere Betrachtung, die freilich erst möglich sein wird, wenn die Buchausgabe vorliegt, wird auch für die Erkenntnis der Grenzen, die naturgemäß aller Nachdichtung gesteckt sind, lehrreich sein. Und wie über Fulda konnte sich Rostand auch über den hiesigen Darsteller seines Helden, Josef Kainz, nicht beklagen, eher über die Liebhaberin, die Vieles bis zur Unkenntlichkeit verzöberte. Indes, der Grund, warum das Werk hier interessierte, aber nicht erwärmte, war doch ein innerer, lag in ihm selbst. Es mutete die Hörer fremd an, in der Handlung, in der eigentümlichen, echt französischen Mischung von Witz und Sentimentalität, aber auch in seinem aesthetischen Wesen. „Cyrano de Bergerac" ist, litterar-historisch betrachtet, ein Sprößling der „Drei Musketiere", gewiß ein verfeinerter, psychologisch auch ein wenig (aber nicht allzuviel) vertiefter, äußerlich unendlich sorgfältiger bekleideter Sprößling jener kuriosen Gesellen, aber doch Blut von ihrem Blute. Die historisch-realistische Romantik dieses Schlages ist, wie man weiß, wenige und dichterisch sehr tiefstehende Nachahmer der Franzosen abgerechnet, bei uns nie heimisch gewesen, und die Gründe sind sehr tiefe: sie liegen im deutschen Volkscharakter, wie im Entwicklungsgang, den unsere Litteratur genommen hat. Darum glaube ich auch nicht, daß Rostands Komödie in Deutschland einzelne Nachahmer finden, und vollends scheint mir ausgeschlossen, daß sie Schule machen wird.

Berlin, Mitte September 1898.

Digitized by Google

Heine-Autographen der Kaiserin Elisabeth.

Die Verehrung, welche die edle, in so grauenvoller Art aus dem Leben geschiedene Fürstin für Heinrich Heine hegte, ist bekannt. Einen Beweis, diese Verehrung aus ihrem Wesen heraus zu erklären, sowie einige Details darüber, wie sich ihre Pietät durch die That kundgab, behalte ich mir für später vor; heute möchte ich auch an dieser Stelle nur die Berichtigung eines Märchens folgen lassen, das eben durch die Presse der ganzen Welt geht, ohne bisher — und das ist unendlich bezeichnend — Widerspruch gefunden zu haben.

Ich meine die zuerst von einem ungarischen Blatte, dem „Magyar Ujság", veröffentlichte Mitteilung, daß die Kaiserin im Besitze des Original-Manuskripts von Heine's „Buch der Lieder" war und wie sie zu demselben gelangte. Dieser Erzählung zufolge besaß eine Hamburger Verlagsfirma das kostbare Manuskript; Kronprinz Rudolf erfuhr davon reiste sofort nach Hamburg, kam jedoch zu spät; ein Amerikaner war ihm zuvorgekommen. Kurz entschlossen reiste der Prinz dem Amerikaner nach und bot ihm das Zehnfache des Kaufpreises; es war vergeblich; als jedoch der Amerikaner erfuhr, für wen das Manuskript als Geschenk bestimmt sei, erklärte er sofort, „er würde sich glücklich schätzen, wenn Ihre Majestät das Manuskript als Geschenk annehmen wollte". „So gelangte", schließt „Magyar Ujság" „das Manuskript des „Buchs der Lieder" in den Besitz der Königin Elisabeth".

Eine ähnliche Erzählung, nur noch nicht ganz so phantastisch ausgeschmückt, ging, gleichfalls aus ungarischer Quelle, vor etwa drei Jahren durch die Presse. Nach jener Version war das Original-Manuskript des „Buchs der Lieder" in Paris zu haben, nicht in Hamburg; auch reiste nicht der Kronprinz selbst zu diesem Zwecke nach Paris, sondern entsandte den Hofrat Weilen dahin. Allerdings kam auch nach jener Version der Käufer zu spät; auch war schon damals ein Amerikaner der Erwerber, doch benahm sich derselbe nach dieser älteren Mitteilung minder edel; wohl verzichtete auch er auf das Manuskript, als er hörte, für wen es bestimmt sei, ließ sich aber den Selbstkostenpreis ersetzen.

Aber noch mehr in beiden Geschichten gemeinsam: sie sind beide ganz und gar erfunden — den kleinen thatsächlichen Kern, der so ausgeschmückt wurde, lege ich weiter unten dar —; die ältere Geschichte in allerdings minder plump erdichtet, als die jüngere.

Ein Original-Manuskript von Heines „Buch der Lieder" giebt es nicht und hat es niemals gegeben; das im Oktober 1827 zuerst zur Ausgabe gelangte Werk war lediglich die Gesamt-Ausgabe der bis dahin bereits in Buchform erschienenen lyrischen Gedichte Heine's; er vereinigte unter diesem Titel seine „Gedichte" (1821) das „Lyrische Intermezzo" zu den „Tragödien" (1823), endlich die metrischen Dichtungen, die der erste und zweite Band der „Reisebilder" enthalten hatte, also den Cyclus „Die Heimkehr", die beiden Abteilungen der „Nordsee", endlich den Cyclus: „Aus der Harzreise". Was Heine mit dem Buche wollte, erhellt aus seinem Brief an Friedrich Merckel vom 16. November 1826: „Einige Freunde dringen darauf, daß ich eine auserlesene Gedichtsammlung, chronologisch geordnet und streng gewählt, herausgeben soll, und glauben, daß sie ebenso populär, wie die Bürgerliche, Goetheliche, Uhlandische je werden wird." Derselbe Brief beantwortete den Freund, Gamze zu sondieren, ob er den Verlag übernehmen wolle; da es sich durchweg um bereits in Buchform Gedrucktes handelte, so wollte Heine „keinen Schilling Honorar verlangen". Gamze zögerte dennoch, besonders da Heine, namentlich mit Berufung darauf, daß er eine Vorrede beifügen müsse, dann doch Honorar verlangte; endlich bewilligte der Verleger 50 Louisd'or für alle Auflagen; es war das beste Geschäft, das Gamze mit Heine gemacht hat.

Selbstverständlich unterzog sich Heine nicht der unsinnigen Arbeit, das in Buchform Gedruckte nochmals abzuschreiben; Druckvorlage des „Buchs der Lieder" waren eben die oben aufgezählten vier Werke Heine's; die nicht erheblichen Aenderungen trug er handschriftlich ein. Natürlich hätte auch diese Druckvorlage, wenn sie vollständig erhalten wäre, bezüglich jener Blätter, auf denen Heine Korrekturen verzeichnete, für den Verehrer Heine's einigen Wert, doch fand Strodtmann nur noch einige wenige Seiten auf und benutzte sie für seine Ausgabe; wie mir Herr Prof. Dr. Ernst Elster in Leipzig, der Herausgeber der unterdrückten Heine-Ausgabe des „Bibliographischen Instituts", kürzlich hier sagte, sind auch ihm einige wenige Blätter durch die Hände gegangen; das Meiste ist vernichtet oder in aller Welt zerstreut, ein Schicksal, das fast alle Manuskripte Heine's betroffen hat. Das wissen Jene, die sich dafür interessieren, so wie ihnen die derzeitigen Besitzer der erhaltenen Blätter mit wenigen Ausnahmen bekannt sind.

Die beiden abenteuerlichen Geschichten können sich also auch auf kein anderes größeres Manuskript Heine's beziehen.

Einstanden sind sie vermutlich aus folgendem Anlaß. Im Herbst 1885 wünschte Kronprinz Rudolf seiner edlen Mutter Manuskripte ihres Lieblingsdichters unter den Weihnachtsbaum legen zu können, und fragte neben Anderen auch mich, wie er dazu gelangen könne. Ich riet, bei den Verwandten des Dichters anfragen zu lassen, aber auch die Autographenhändler nicht zu vergessen; wenigstens an diese letzteren hat sich der Kronprinz denn auch, wie er mir später mitteilte, durch eine Mittelsperson, bei der die Händler kein besonderes pretium affectionis voraussetzen konnten, gewendet, auch einiges auf diesem Wege erhalten; viel war es nicht, auch nichts Erhebliches.

Zweifellos hat die verewigte Fürstin seit 1885 bis zu ihrem Tode noch manches Autograph Heine's erhalten, sei es durch Kauf oder durch Schenkung. Die Schwester des Dichters, Frau Charlotte von Embden, sowie sein Neffe, Herr Ludwig von Embden, haben der fürstlichen Verehrerin Heines, namentlich anläßlich eines Besuchs, den sie ihnen in Hamburg abstattete, Gedichte und Briefe geschenkt; das Gleiche mögen einzelne Persönlichkeiten, die Heine-Autographen besaßen, gethan haben, vielleicht in der Hoffnung, mehr als bloß einen Dankbrief dafür zu erhalten. Angekauft endlich hat Kronprinz Rudolf, wie der „Berliner Börsen-Courier" aus offenbar gut unterrichteter Quelle meldete, die Briefe Heine's an Alexander Weill und sie der Kaiserin geschenkt. Mit einiger Bestimmtheit aber glaube ich aussprechen zu dürfen, daß sich ungedruckte Reliquien Heine's, die den Druck verdienen, nicht im Besitz der Kaiserin befanden oder jetzt im Nachlaß zu suchen sind. Denn derlei entspräch nicht dem Hochsinn und Wahrheitsdrang dieser herrlichen Frau, deren wahrer Wert erst allmählich erkannt wird; sie wünschte von Heine alles veröffentlicht, was irgend druckwert war.

Zum Schluß kann ich eine Frage nicht unterdrücken. Angenommen, daß eine so handgreifliche Ente, wie die vom Original-Manuskript des „Buchs der Lieder" in einem Blatt des Auslands über das Manuskript eines großen englischen oder französischen Dichters, sagen wir Byron oder Musset, aufgetaucht wäre — ist es denkbar, daß auch sie durch alle englischen oder französischen Blätter gegangen wäre, ohne daß auch nur einer der Redakteure das Unsinnige der Mitteilung, die er verbreiten half, erkannt hätte! . . . Die deutschen Zeitungen haben diese Notiz über das Hauptwerk eines der berühmtesten deutschen Dichter fast ohne Ausnahme gebracht . . . Fr.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Busse, Carl, Dr. Novalis' Lyrik. Oppeln. Georg Maske Verlag. 1898.

Rathmann, Paul. Reales und Ideales. Neue Gedichte. Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1898.

Scholz, Wilhelm von. Hohen-Klingen. Eine Zeit in Bildern und Gestalten. München. Gotar Fritsch. 1898.

Schmidt, Lothar. Die Unparteiischen. Komödie. Oppeln. Georg Maske. 1898.

Edward, Georg. Balladen und Lieder. Großenhain. Baumert und Ronge. 1897.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Bückmann in Berlin.

Digitized by Google

Der verwunschene Garten.

Eine Sommernovelle

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Das Haus des Professors lag am Ausgang des altväterischen und zum Theil noch von einer mittelalterlichen Ringmauer umschlossenen Städtchens, an deren zerbröckeltem Rand der botanische Wandertrupp entlangschritt und ausschwärmte. Ersteres thaten, nebeneinander gehend, der Großonkel und der Großneffe, letzteres, einigen Zwischenraum zwischen sich und jenen belassend, der ungleich größere Nachtrab von farbigen Kleidern und bunten Sonnenschirmen. Doch wohnte ihren Inhaberinnen heute gegen sonstige Neigung ein Trieb inne, sich statt in lockerem Schwarm aneinander zu flattern, möglichst auf einen Haufen zusammen zu drängen, und sie zeigten offenbar weniger Befliſſenheit, sich in der Hörnähe des Professors, als außer seiner Hörweite zu halten. Was die Erreichung dieses Zweckes etwa noch zu wünschen übrig ließ, ersetzten sie durch Herabdämpfung ihrer Stimme zu einem Raunen, Flüstern und Wispern, mit dem sie einen darum jedoch nicht minder lebhaften und sich in erfreulicher Empfindungsharmonie bewegenden Gedankenaustausch vollzogen. Minna Kühlwein äußerte unfraglich aus dem Gemeingefühl aller:

„Gott sei Dank, daß ich ihn nur von rückwärts zu sehen branche, sonst könnten mir lieber alle Pflanzen Karls des Großen gestohlen werden".

„Was meint Ihr, wollen wir ihn Engelhart den Großen nennen?"

„Nein, den langen Engelsstudenten."

„Er ist gar kein rechter Student", meinte Elli Sack, mit passendster Auswahl ihre Bemerkung an die dafür jedenfalls am besten mit Verständnis begabte Apothekerstochter Lina Schnurrbusch richtend, „bloß ein halber, wie die Apotheker."

„Mineralogie und — und das andre, glaube ich, ist gar kein Brotstudium".

Auf diese Vermutung war Jette Niednagel, die Pulsatilla, geraten und veranlaßte dadurch zu allseitigem Heiterkeitsausbruch die Erwiderung:

„Daran denkt die Küchenschelle natürlich zuerst."

Anuchen Wicht aber hatte ihr Verdikt aufgespart und gab es erst bei wieder eintretender Stille zum Besten:

„Wer mit Steinen hantiert, meine ich, ist ein Maurergesell."

Das traf, wie einmütiges helles Lachen rundum kundthat, mitten in's Schwarze, und Minna Küßwieder pflichtete in augenblicklichem neidlosem Entzücken so laut, als es die Umstände erlaubten, bei:

„Die Natterzunge hat den Vogel abgeschossen, der ‚Maurergesell' soll er heißen!"

Doch da rief eine Stimme: „Draba — seht da drüben — Draba — Draba muralis in ganz frischer Kattunblüte!" Und alle Köpfe flogen herum, und alle Lippen wiederholten vergnügt: „Wahrhaftig — Draba muralis — in ganz frisch gewaschenem Kleid!"

Der Weg schnitt hier eine Einwinklung der Stadtmauer ab, und die Rufe galten einem jungen Gesichöpf, das in einiger Entfernung drüben an jener entlang kam. Ein Mädchen war's, dessen Kleid, wenn auch heil und sauber, seine Trägerin als nicht zu den Honoratorentöchtern gehörig erkennen ließ; sie war langsam mit halb geschlossenen Lidern in der nachmittägigen Sonnenblendung gegangen, doch bewegte sie sich nun hastig weiter, wie ein scheu aufflatternder Schmetterling, auf den plötzlich ein Schatten gefallen. Trotz ihrem ziemlich hohen, schmächtigen Wuchs hatte sie noch etwas von einem großen Kinde, freilich wenn der Blick ihr nahkam, von einem Kinde, dem die Lebenspflugschar schon einen leisen Furchenstrich über die Stirn gezogen; wie sie erschreckt die Augen jetzt aufschlug, konnten diese an zwei dunkle Veilchen

Digitized by Google

erinnern, die der Frühling aus einer Ecke des alten Steinwalles neben ihr so aufschauen lassen mochte. Doch sie sah sich nicht um, sondern schlüpfte hurtig in eine Oeffnung der Mauer hinein, die Thür eines in die letztere von späterer Zeit hineingebauten, halbverfallenden kleinen Hauses.

Daher stammte der Name, der ihr gegenwärtig nachklang. In dieser Richtung verfügten die jungen Botanikerinnen über findige Köpfe und hatten mit rascher Behendigkeit die gelegentliche Klassifizirung eines kleinen verkümmerten Schutthügelpflänzchens durch den Professor passend aufgefaßt, um die Bewohnerin des ärmlichen Mauerhäuschens danach Draba muralis, das Mauer-Hungerblümchen zu betiteln. Der Vergleich deckte sich so ausgezeichnet nach allen Seiten, daß er überaus witzig und köstlich klang und es jedesmal ein Vergnügen war, die Gelegenheit am Schopf greifen zu können, um wetteifernd „Draba—Draba muralis!“ zu rufen. Was es bedeute, wußte die damit Gekennzeichnete nicht, nur daß es ihr gelte, und wenn's ihr an's Ohr traf, suchte sie immer möglichst schnell nach irgend einer Seite hin auszubiegen.

Engelhart Lindener hatte einmal den Kopf umgedreht, wandte ihn zu seinem Großonkel zurück und fragte: „Die alberne Sippe — was haben sie denn?“

„Ja, sie sind grausam“, erwiderte Heimrat Feierabend, „die Jugend hat's so an sich, aber sie weiß es nicht“. Er erklärte den Zusammenhang des Namens mit dem jetzt grad' im verschossenen blaßbläulichen Kleid durch die kleine Hausthür verschwindenden Mädchen. „Wer ist sie denn?“ fragte der junge Student.

„Sie hat einen hübschen Namen, denn sie heißt Almut Farnbühl, die vom Farrenhügel herstammende, und schau't man sie näher an, ist auch etwas an ihr, das an ein übernickendes schmales und zierlich gefurntes Farnblatt gemahnen kann. Aber der Name, den sie ihr gegeben, paßt auch, sie ist ein Hungerblümchen auf der Mauer, dem der dürre Boden nur kärgliche Nahrung giebt, doch ich glaube, es sind nicht Mund und Magen an ihr, die am meisten hungern. Sie bildet eine Art Widerpiel von uns — von Dir, meine ich, lieber Engelhart, denn ihre Eltern sind wie Deine früh gestorben, und sie ist bei ihrer alten Großmutter aufgewachsen, wie Du bei deinem alten Großonkel. Das mag für einen Knaben, dem es dazu an dem auf der Erde einmal Notwendigen von Natur her nicht mangelt, doch immer noch leichter sein, als für ein mittelloses Mädchen — nun, der Wind trägt eben den Samen fort und die Pflanzen geraten so in verschiedenartiges Erdreich, dem sie sich fügen müssen.“

„Kennst Du die Leute denn persönlich, lieber Onkel?“

„Ja, ich sehe sie wohl einmal, so ab und zu, die räumliche Entfernung von ihnen bis zu mir ist ja nicht grade beträchtlich, da fügt sich's hin und wieder.“

Der Professor bückte sich an den Wegrand nach einer blaßblauen Blüte: „Eine verspätete Hepatica, um die Sonnenwendzeit. Ihr Boden muß auch mager sein, aber schließlich hat sie sich durchgerungen, noch zum Blühen zu kommen. Das hat Erfreuendes, wenn der Lebensdrang doch Sieger bleibt; wir wollen sie stehen lassen, damit sie noch mehr Blüten treiben kann. Es ist eigentümlich mit solchen Spätlingen, besonders im Herbst, wenn alles abgewelkt liegt und man meint, es sei mit allem Leben zu Ende gegangen. Da findet man in einem Winkel eine Anemone, eine Primula elatior, eine Gentiana verna, wohl nicht so freundlich leuchtend als im Frühling, weil der rauhe Wind darüber gegangen und Reif auf sie gefallen, aber sie sehen Einen doch mit denselben blauen Genzianenaugen an, wie in den Maitagen. Sind's eigentlich Spätlinge, oder kommen sie vielleicht zu früh und haben sich von der warmen Sonne und der Saftströmung in ihnen täuschen lassen, es sei Frühling und ihre Zeit, zu blühen? Darüber läßt sich verschiedener Meinung sein, aber jedenfalls sind's arme Dinger, über die der Frost kommt, wenn nicht eine gute Hand sie herausnimmt und in einen linden Raum versetzt, um sie vor dem Erfrieren zu bewahren.“

Engelhart Lindener war kein Botaniker und nahm an Pflanzen kein sonderliches Interesse. Er hatte bei'm Weitergehen den Aeußerungen dessen, den er, eine Generation ausfallen lassend, kurzweg ‚Onkel‘ anredete, nur mit halbem Ohr zugehört und sagte jetzt, den Kopf hebend:

„Da ist ja auch noch die alte Glasscherbenmauer, über die ich als Junge immer gern einmal hinüber und sehn wollte, was dahinter wäre. Aber ich brachte es nicht weiter, als mir die Hände zu zerkratzen und die Hosen zu zerreißen. Wie hieß unsre alte Trude ihn doch? Den verwünschten — nein, so war's nicht, aber

Digitized by Google

ähnlich — jetzt fällt's mir ein, den verwunschenen Garten. Der Name that's vermutlich, das ich durchaus hinein wollte und Wunder glaubte, was drin sein müsse. Doch wann man kam, war das große graue Thor zugesperrt."

„Ja, so benennen sie das Grundstück wohl im Ort", nickte Heimrat Feierabend, „den verwunschenen Garten."

Sie waren ein Stückchen vor die Stadt hinausgekommen, wo Hügelgelände sich leicht anzuheben begann, und zum Teil an diesem empor, zum größeren auf dem Flachland davor zog sich eine lange und hohe, auf dem Oberrand dicht mit eingemörtelten dunklen Glasscherben überdeckte Mauer entlang. Sie mußte einen sehr großen, parkartigen, wohl schon aus dem vorigen Jahrhundert stammenden Garten umschließen; eine hochwipflig aufgeschossene Fülle verschiedenster Laub- und Nadelbäume umgürtete nach innen rings das Gemäuer, verwehrte auch bei höherem Standpunkt jeden Einblick. Zur Linken, nah an die Mauer gerückt, lag ein Gebäude, ehemals, wie es schien, von zierlichem Ansehen gewesen, ein Landhaus vor'm Thor, wie die Zeit es geliebt, doch jetzt verwahrlost und im Verfall. Gardinen an ein paar teilweise zerplissenen, zum Halt mit Papier beklebten Fensterscheiben zeigten es kleinbürgerlich bewohnt, in einem kleinen Hofraum hingen an ausgespannten Seilen Wäschestücke zum Trocknen. Eine hagere, fast weißhaarige Person hantierte daran, und der Professor sagte: „Da perenniert die alte Phine auch noch immer über ihre Dauerzeit hinaus."

„Ja, ich erinnere mich ihres Gesicht's", antwortete Engelhart, „wer ist sie doch?"

„Seraphine Borstelmann — ein guter Name für ihr Lebensamt, denn er ist aus ‚Burgstallmann' zusammengeschrumpft, freilich sollte sie danach Borstelfrau heißen. Sie ist die Besitzerin des Hauses und Gartens — oder richtiger die Nutznießerin — oder eigentlich das noch weniger, da sie mindestens von dem Garten nur einen sonderbaren Nutzen genießt. Vor bald fünfzig Jahren — ja, so vor einem halben Säkulum, das ist eine etwas unverständliche Zählweise für Dich, lieber Engelhart — war sie einmal jung und Verwalterin von dem Haus und Garten da für einen jungen Herrn, dem beides von einer Erbschaft her angehörte. Er wohnte in einer ziemlich entfernten Stadt und konnte sich nicht viel um sein hiesiges Besitztum kümmern, darum hatte er sie dafür angestellt, und sie war eine tüchtige Wirtschafterin. Einmal aber im Frühling — wie sie's mir erzählt hat — schrieb er ihr, daß sie alles gut in Stand setzen sollte, denn er hatte sich verlobt und wollte mit seiner Braut und ihrer Mutter herkommen, hier Hochzeit zu halten und den Sommer zu verleben. Ein schönes Mädchen muß es gewesen sein mit wundervollen blauen Augen, ich denke mir etwa so wie die Gentiana acaulis — die Seraphine sagt, ihr sei nichts Ähnliches vorgekommen — daß es sich wohl begreifen lassen, wie noch Andere von ihnen eingefangen worden und auch sehnlich gewünscht, ihr Lebelang in sie hineinblicken zu können. Das konnte aber ja nur der Eine, dem sie dies bewilligt hatte, oder der wenigstens glaubte, sie habe dies gethan. Doch sie war dabei wohl ein bischen vorcilig zu Werk gegangen, vielleicht auf Antrieb ihrer Mutter, die den Reichtum ihres künftigen Schwiegersohns sehr zu schätzen gewußt, und jedenfalls handelte dieser nicht behutsam damit, daß er mehrere seiner Freunde zum Besuch hierher zu sich einlud. Denn in einer Mondnacht, in der Sonnenwendnacht grad' war's, klopfte er noch spät an das Zimmer seiner Braut, ihr etwas durch die Thür zu sagen, bekam jedoch keine Antwort und konnte es auch nicht, weil sich niemand in der Stube befand. Vermutlich war sie noch in den großen Garten gegangen, und er begab sich dorthin, nach ihr zu suchen, traf sie auch an, aber nicht so, wie er erwartet, nicht allein, sondern auf einer Bank mit einem Andern sitzend, der seinen Arm um sie geschlungen hielt. Das will ich nicht gut heißen, denn sie war die Braut ihres Verlobten; doch von Liebe zu ihm hatte ihr Herz wohl nicht gewußt, vielmehr schon von länger her für jenen Andern, den er thöricht vor der Hochzeit zu sich eingeladen. Das hieß Kohlen an sonnenwarme Reifer legen, und wie die Natur ihre Geschöpfe ausstattet, vermochte es kaum anders zu geschehen, als daß die Flamme aufschlug. Freilich ein Treubruch war's, doch einer, der ein Lebenszukunft voll Sicherung und Glanz für Dürftigkeit und Sorgen dahingab; das läßt sich wohl etwas mit in die Wagschalen legen, auf denen das Urteil gerechter Weise Menschenthum abwägt. Nun, der Morgen sah die Ungetreue nicht mehr dort in dem Hause, und auch der von ihr Verlassene blieb nur so lange noch, bis nach seiner Anordnung die hohe Mauer rund

Digitized by Google

um den Garten gezogen und mit den Glasscherben bedeckt worden, kein Hinübersteigen möglich zu machen. Ein Mensch sui generis war er, phantastisch angelegt und gleich empfänglich für überschäumenden Jubel und bitter fressenden Schmerz, für hingebende Liebe und unauslöschlich fortbrennenden Zorn. Der Abfall seiner Braut von ihm hatte ihn im Innersten getroffen und zu Tode verwundet; ab und zu kam er wieder hierher, gewissermaßen sich selbst noch mehr zu zermartern, indem er eine Mondnacht in dem Garten zubrachte, den keine Hand anrühren durfte. Dann blieb er aus, denn er ist schon nach wenigen Jahren jung gestorben. In seinem Testament aber hatte er Seraphine Vorstelmann zur Besitzerin des Hauses und Gartens für Lebenszeit eingesetzt, doch unter der unverbrüchlichen Bedingung, daß beide verfallen und verwildern sollten und daß sie das Nutznießungsrecht in dem Augenblick einbüße, sobald sie irgend etwas, das Geringste ausbessern oder nur einen Zweig im Garten wegschneiden lasse. Der Anblick des Hauses zeigt, wie sie dieser Verpflichtung seit bald einem halben Jahrhundert getreulich nachgekommen, und wie es hinter der Scherbenmauer aussehen mag, das hast Du ja, lieber Engelhart, als Knabe vergeblich zu ergründen gesucht."

Heimrat Feierabend hatte seine Auskunfterteilung über den ‚verwunschenen Garten' im Weitergehen nach seiner ruhigen Art einer geschichtlichen Ueberlieferung gleich vor sich hin gesprochen. In die Augen des jungen Studenten war dabei allmählich ein eigentümlich aufflackernder Schimmer geraten, der davon zu reden schien, daß Engelhart Lindeners Kopfinhalt doch nicht lediglich an geologischen und mineralogischen Forschungen hänge, und er versetzte jetzt:

„Woher hast Du das Alles so genau erfahren, lieber Onkel, als wärest Du in jener Mondnacht zugegen gewesen?"

„Ich unterhalte mich dann und wann einmal mit der alten Phine, die ist redselig nach Altersart und hat's mir ausführlich berichtet. Nun wollen wir hier in's Thal einbiegen, die Pflanzennachkommen aus den Gärten des Kaisers Karl aufzusuchen. Es vergeht alles, was lebt, doch es giebt einen Lebenskeim weiter, der sich neu entwickelt, wenn ihm Sonne und Sommerwärme zu teil wird, und so bleibt auch alles, niemals alternd. Goethe sagt, wie der Tag, wie der Frühling und die Liebe".

Nun aber ging es mit dem Dual der beiden männlichen Anführer des botanischen Wandertrupps zu Ende, denn vielstimmig drängte jetzt der bisher im Nachtrab gebliebene weibliche Plural sich wieder herau. In die wissenschaftliche Wißbegierde mochte sich ein bischen die der allgemeinen Geschlechtsmitgift einmischen, des Dranges, sich darüber zu unterrichten, was eigentlich der Gegenstand der Zwiesprache zwischen Großonkel und Großneffen bilde. Dazu gab nicht unwesentlich auch Anlaß, daß bei gerechterer und darum richtigerer Bemessung der einschlägigen Umstände die Erkenntnis sich geltend gemacht hatte, daß Engelhart Lindener, wenn er sich auch mit Steinen befasse, doch immerhin ein Student sei und als solcher angesehen werden müsse. Und zwar war dies nicht durch eine abwägende Entscheidung des Plenums festgestellt worden, sondern weit verdienstlicher jeder Einzelnen in der Stille eigenen gereifteren Urteils aufgegangen. Keine gab ihrer berichtigten Auffassung gegen eine andre Ausdruck, doch in verschwiegner Zurückhaltung herrschte darüber erfreuliche volle Einmütigkeit.

Zugleich indes ergriff jetzt alle die übliche Neigung zum Ausschwärmen, Vordrängen und Umkreisen des freundlichen Wanderlehrers, und ringsum klang es: „Herr Geheimrat, was ist dies? Bitte, Herr Geheimrat, sehen Sie einmal hierher! — Steht da nicht echtes Labkraut, Herr Geheimrat? — Ich glaube, Herr Geheimrat, hier hab' ich etwas sehr Seltenes."

Dabei wandte jede Fragestellerin in botanischem Eifer den Kopf nach dem Professor zurück, und es war unvermeidlich, daß jeder Blick infolge davon auch einmal rasch über das Gesicht des neben jenem gehenden oder stehenden jungen Studenten hinstreifen mußte. Deshalb konnten alle gleichmäßig auch nicht umhin, wahrzunehmen, daß in seinen hellen Augensternen noch der eigentümliche Glanzschimmer fortspielte und ihn völlig anders als bei seiner kürzlichen Grußverneigung im Gartenhörsaal erscheinen ließ. Vom Auffall der Sonnenstrahlen auf sein braunes Haar rührte wohl her, daß es sich jetzt erst als von besonders schöner Farbe, wie ungewöhnlicher Feinheit und Weichheit zeigte, und eigentlich war die Bezeichnung, er sehe verschlafen aus, nicht die zutreffende, sondern er hatte mehr etwas von Einem, der wachend und mit offnen Augen lebhaft zu träumen schien.

Heimrat Feierabend antwortete, willig zu

Digitized by Google

jeder gewünschten Auskunft bereit, auf alle über ihn hinstürmenden Fragen, dann bückte er sich einmal, der Weg führte an einem hochährigen Kornfeld entlang, und von dessen Saumrand eine schönfarbige rote gestirnte Blüte auf schlankem Stengel pflückend, sagte er: „Adonis aestivalis, der Sommer-Adonis. Er hat wirklich etwas, als sähe er uns mit einem Gesicht an."

„Ja, wirklich." Alle umringten den Professor, das hübsche Blumengesicht zu betrachten, und stimmten der letzten Äußerung bei. Und so entzückt waren sie, daß sie fast sämtlich ihr Augenmerk darauf richteten, im Weitergehen gleichfalls eine der roten Blüten zu entdecken. Nur Anuchen Wicht schien sich nicht mit daran zu beteiligen; zwischen den mit dem Blick Umherforschenden gehend, äußerte sie einmal: „Wie der Maurergesell den Hut auf dem Kopf sitzen hat, als käm' er eben von der Schnapsbank!" Aber schweigsam tiefe Entrüstung malte sich in den Mienen der Hörerinnen und beließ der Natternzunge keinen Zweifel, der so von ihr Getaufte müsse in der letzten Viertelstunde bei jeder Einzelnen seinen Namen verändert haben. Und auch darüber, welchen anderen er angenommen habe, blieb sie nicht im Unklaren, denn beinah' von jedem hellen Kleid um sie her hob sich vor der Brust rotleuchtend ein Sommer-Adonis ab. Das gab Anuchen Wicht Anlaß zu einem spöttischen Lippenverziehen, doch ihr Mund machte eine kleine Mördergrube aus ihrem Herzen. Sie hatte nur scheinbar nicht an der allgemeinen Suchefrigkeit teilgenommen, in Wirklichkeit war sie von der nämlichen, nur bisher erfolglos, beseelt gewesen und der Maurergesell ihr nicht mehr überzeugungsernsthaft aus dem Innern gekommen. Das gab sich bei ihr, wie bei allen übrigen, durch die Blume, kund, denn ihre gelbe Kaschmirbluse tauchte jetzt einmal unvermerkt zwischen die hohen Roggenhalme hinein und, kam ebenfalls mit einer am Busen vorgesteckten Blüte des Adonis aestivalis geschmückt, wieder zum Vorschein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der neuen italienischen Lyrik.

Übersetzungen von Paul Heyse.

Alte Mädchen.

Von Severino Ferrari.

Die Kinder And'rer wiegen, Brautstaat nähen
Nur für die Schwestern, eine Stütze sein
Gramvoller Eltern, Dichts, was schön und fein,
Für sich anrühren, stets beiseite stehen,

Wo's lustig zugeht, nach und nach vergehen
Die Jugend fühlen und: du schrumpfst so ein
Im Haus! sich sagen hören voller Pein,
Und Thränen schlucken, eh' sie Freunde sehen,

Ist, dünkt mich, ein so traurig Mädchenlos,
Zu solchem Kampf braucht's so viel Tapferkeit,
Daß himmlisch mir erscheint ihr sanftes Lachen.

So glänzt der Erde Antlitz wolkenlos
Am hellen Morgen, und zu wie viel Leid
Und Thränen müssen Tausende erwachen.

„Sprich, woher die finstre Grille . . ."

Von Ugo Fleres.

Sprich, woher die finstre Grille,
Alle Dinge schwarz zu sehn,
Breitend eines Fahrluchs Hülle
Über das, was hold und schön?
Böse Menschen mag es geben,
Doch auch edle fand ich schon —
Sage, sahst du sie nicht eben,
Wie sie trat auf den Balkon?

Willst du mit der Hand erfassen,
Was erreicht das Auge kaum?
Was im Dunkel ward gelassen,
Benutzt du einen Lügenraum?
Ob ein Gott regiert das Leben,
Ob ein blindes Ungefähr,
Weiß ich's? Aber sahst du eben,
Wie sie grüßte zu mir her?

Armer, du verlorst den Glauben
An die Kunst, die wir verehrt,
Möchtest nun auch mir ihn rauben,
Rühmst mir als des Schweißes wert
Dieser heut'ger Welt Bestreben,
Nur um schnödes Gold bemüht
Aber sahst du sie nicht eben,
Wie ihr Lächeln aufgeblüht?

Heute, Freund, ist klar der Himmel,
Um mich her im Frühlingswind
Schwirrt der Vögel bunt Gewimmel,
Und ich werde neu zum Kind.
Schilt's ein selbstisch Überheben,
Sprich der Götterwonne Hohn —
Ach, du sahst wohl nicht, wie eben
Sie gelacht auf dem Balkon?

Digitized by Google

Das Märchenschloß.

Wir haben noch den alten, schönen Glauben
An Menschenwert und Liebesglück gehegt.
Wir glauben noch, daß die Gefühle herrschen,
Die einst, als holde Feen auf den Fluren,
Im Wald Dryaden wohnten, mächtig waren . . . .
Ein Hohngelächter war die Antwort drauf,
Und Märchen war auch dieser fromme Glaube!

Doch komm! Vielleicht gelingt es Dir und mir,
Ein Märchenschloß zu bauen aus all' den Trümmern
Der allzu schönen, allzu stolzen Träume.
Ist nur ein einzig Kämmchen wohnlich drin,
Hoch, hoch im Turm, ein eng', ein kleines Zimmer,
Wir sind's zufrieden, wenn wir unter sind!

Sonst mögen Nachtgespenster drinnen hausen
Ringsum im Schlosse, — sind wir unser nur,
Was kümmerts uns?

Froh sitzen Abends wir
Beisammen. Im Kamine knistert's leis. —
Mit braunen Augen schaut vielleicht einmal
Ein Knabe, Deiner, in die Herrlichkeit
Des weltentrückten, nun so schönen Glückes. —

Und wir erzählen ihm von den Gespenstern,
Den schwarzen Bächten, die im Menschenherzen
Selbstsucht und enge Vorurteile pflanzen,
Daß er sie kennen lerne und verachten, —
Erzählen ihm von jenen hellen Geistern,
Die mit den Nachtgespenstern ewig kämpfen.

„Die Menschen freilich — ruchlos sind die Menschen
Sind ihnen gram. — Jedoch von Zeit zu Zeit
Schaut solch' ein Geist mit seinen Sonnenaugen
Aus einem Angesicht. Es staunt die Menge.
Doch — wenn der Träger dieses Angesichts
Kein Gold verdient, den überkommnen Kram
Vergilbter Glaubens-, Ehr- und Sittensätze
Nicht eben achtet, weil er anders denkt,
Dann speit der Pöbel, wirft mit Kot nach ihm, —
— Selbst die ihn zeugten, stoßen ihn von sich.

„Verlassen irrt er in der weiten Welt,
Kein wohnlich Heim, kein Herz, das ihn versteht . . .
Doch findet er vielleicht hoch, hoch im Turm
In einem Märchenschlosse, fern den Menschen,
Sein Glück an einem gleichgestimmten Herzen!"

Wenn Deines Kindes dunkle Augen dann
Wie Sonnen glühn, daß der verfolgte Geist
Ihm doch als des Begehrens wert erscheint,
Wenn auch nur Leid und Jammer von ihm kommt,
Dann sink' ich dankbar an Dein treues Herz,
Und beten will ich mit erhob'nen Händen,
Daß jene Macht, die nur das Gute will,
Die Saat mit leinem Herzchen wachsen lasse.

Und in dem Märchenschloß im Kämmerlein
Wird Jubel herrschen, Jubel ohne Grenzen. —

Hans Müller-Jrminger.

Leuke.

Weiß, von silberblitzenden Flügeln,
Scheu umstrichen in Mittagsglut,
Ragt mit schroffen, zackigen Hügeln
Leuke aus der blauen Flut.

Wo nur leise die Wasser lechzen,
Kühlend an der Bucht Gestein,
In den einsamen Verstecken
Bog bewimpelt ein Fahrzeug ein.

Ahn und Enkel sind die Fergen,
Wein und Blumensträuße die Fracht;
Sie an heiliger Stätte zu bergen,
Haben sie still sich aufgemacht.

Mühsam wird der Pfad erstiegen.
Aber plötzlich — grün und groß —
Sehn ein schattiges Thal sie liegen
In der weißen Felsen Schoß.

Warmorn, mit ernsten dorischen Säulen
Steigt unwaldet ein Tempel empor,
Helmgekrönt, mit Schilden und Keulen,
Schwertern und Speeren ein Grabmal davor.

Nur der Schwingen Blitz um die Höhen;
Keine Regung sonst zu schau'n.
Wie sie da betrachtend stehen,
Spricht der Alte und lenkt die Brau'n:

„Lau und sternenleer sind die Zeiten,
Der Entgötterten Gott ward das Geld . . .
Daß der flotte Liebling der Saiten,
Daß Achilleus, der hohe Held,

Knabe, Dich küre, Dich führe und weihe,
Mannesadel und Siegerruhm
Herrlich wie den Vätern Dir leihe —
Komm mit mir in sein Heiligtum!

Also fromm ist ihr Beginnen:
Blumen streu'n sie, lyrengen Wein,
Bis der Abend sie scheucht von hinnen,
Wandeln sie selig in Tempel und Hain.

Josef Oswald.

Digitized by Google

Das Paradies.

Novelle von Lou Andreas-Salomé.

(Fortsetzung.)

Hildegards Mutter saß bei Dietrich in der Stube, die er für Monatsfrist ganz nah von ihnen gemietet hatte. Während ihr Neffe noch im Zimmer herumging und die letzten Sachen aus seinem Koffer nahm, besichtigte Frau Malten einige Briefe und Papiere, die vor ihr auf dem Tisch lagen.

Dann legte sie Blatt für Blatt wieder zurück und bückte den Kopf tiefer.

„Also ist es erledigt!" sagte sie leise; „und daß es in dieser Form geschah, — über dieses Eingehen, — Du mußt selbst zugeben, es ist ein Beweis, wie edeldenkend er ist, wie selten gut —"

Dietrich murmelte etwas gereizt, in seinen Sachen kramend:

„Die Hilde lieb zu gewinnen, ist doch am Ende kein Kunststück. Weiter ist doch keine besondere Güte dabei. Auf die Sache eingehen mußte er doch schließlich. — —"

Frau Malten schüttelte den Kopf.

„Ein Anderer würde sich rächen. Sie war doch nun einmal vor Gott und Menschen verpflichtet —"

„Das allein thut's doch mal nicht!" rief er übermäßig lebhaft und vergaß, weiter auszupacken. „Und daß die Hilde trotz all' dem konventionellen Wust, den ihr den Mädchen anerzieht, so urwüchsig natürlich handeln konnte, — verzeih, wenn's Dich kränkt, aber mich freut's. Da ist mal die verschrobene Erziehung zu Schanden geworden."

„Ich habe sie so erzogen, wie ich es allein verantworten kann," entgegnete Frau Malten still und ernst, „— wir Frauen leiden mehr oder weniger alle, glaube mir's. Ob eine kurze Leidenschaft vorangeht: das macht es nicht besser. Schließlich entscheidet die Pflicht und giebt den Frieden."

„Brr! Na ja. Ich kenne diese Auffassung ja," bemerkte Dietrich, und unterdrückte, was ihm auf der Zunge saß. Er dachte an Hildegards Vater, den kränklichen, mit Sorgen kämpfenden Gelehrten, der sicher auch „edel und gut" gewesen, aber bis zum Tode wahrscheinlich nicht geahnt hatte, wieviel Temperament und Jugendblut in der anmutigen Frau neben ihm verkümmern mußte, bis: „die Pflicht ihr den Frieden gab".

Frau Malten dachte vielleicht an dasselbe, nur auf sehr andere Weise. In ihrem still gewordenen Gesicht erschien der etwas gemessene, gezwungen kühle Zug um die Mundwinkel, der Hilde schüchtern machte. Sie stand müde auf und sagte:

„Du denkst so frei und rücksichtslos über alle Dinge der Pietät und Sitte. Aber Du bist auch noch jung. In meinem Alter und wenn das Leben schon hinter einem liegt, fühlt man doch mit brennender Unruhe, daß man dem eigenen Kind nur eine Kostbarkeit überliefern, vermachen kann: das ist der Ertrag unserer schwersten und persönlichsten Erfahrungen. Aber den Kindern scheint das dann Strenge und entzogene Freiheit."

Dietrich blieb vor ihr stehen und sah ihr mit seinen scharfen, guten Augen aufrichtig ins Gesicht.

„Ich denke, über diesen Fall streiten wir nicht mehr lange," antwortete er, „ich helf' Dir ihn ordnen, — und dann, — ja, eins wüßt' ich dann freilich gern: ob Du trotz diesen Vorwürfen mich gern genug hast, und — kurz, ob Du mich für einen durch und durch anständigen Kerl hältst, dem Du vertrauensvoll Einfluß auf die Hilde läßt."

Sie gab ihm die Hand.

„Mach' sie mir wieder froh!" sagte sie leise und ging hinaus.

Sie ging mit zögernden, langsamen Schritten.

Digitized by Google

Vielleicht lag doch wirklich an ihr die Schuld, daß alles so gekommen war. Sie hatte es nicht besser gewußt.

Es schien ihr ein so großes Glück, Hilde rechtzeitig vor allen Jugendgefahren zu bergen, vor Sünde und Leidenschaft. War denn beides nicht im Grunde ein und dasselbe? Wenn in ihrer eigenen mustergiltigen Ehe einmal ihr heißes Blut, ihre Phantasie stürmisch aufbegehrten, so spiegelten sie ihr allerlei geheimnisvolle Seligkeiten vor, hinter denen doch nur Sünde lauerte. Wenn sie ihnen nun ledig hätte folgen können — ?! Und Hilde, die war wie sie —

Das fühlte sie, aber sie konnte zu Hilde nicht davon reden. Wenn sie ihrem Kind in die Augen sah, konnte sie das Wort „Sünde" so schwer auf die Lippen nehmen. Denn in diesen Augen lag etwas, das erinnerte an so ferne — ferne Jugendzeit. Und es weckte dunkel etwas in ihrem eigenen vergangenen Leben, — irgend einen Traum, einen lang vergessenen und verfehmten, — einen Traum, in welchem volle, flammende Jugendkraft und Leidenschaft sich so triumphierend erhob, wie ein Bild nackter Unschuld, das von Himmeln Zeugnis giebt. —

Dietrich blieb einige Augenblicke nachdenklich vor dem Tisch stehen, auf dem noch ein unordentliches Kunterbunt von Dingen herumlag, und pfiff kaum hörbar vor sich hin.

Mechanisch faßte er nach diesem und jenem, es gleich darauf zerstreut wieder hinstellend. Ihm geriet ein Briefbeschwerer in die Hand, den er gar nicht mitgenommen zu haben glaubte, — ein drolliges Ding aus imitierter Bronce: drei Schweinchen in Reih' und Glied, 'eines immer kleiner als das andere und alle drei mit ausgenommenen Hinterteilen, an deren Stelle, aus der gleichen Bronce gefertigt, Federhalter, Bleistift und Radiergummi saßen.

Dietrich drehte es in den Händen. Vor Jahresfrist etwa, zu Weihnachten oder Neujahr, hatte es ihm eine lustige Witwe geschickt, damit er in der Ferne einer, sehr intim mit ihr verlebten, ob auch leider kurzen, Freudenzeit gedenke. —

Solche Dinge trieben sich gelegentlich zwischen seinen praktischen, vernünftigen Reisesachen herum und verschwanden dann wieder. Im allgemeinen ging es ihm mit seinen Frauen erlebnissen ganz ähnlich. Gelegentlich gerieten sie unter seine ernstgemeinten Pläne, Gedanken, Studien, wie durch einen schalkhaften Zufall, und ihr geringer Wert ließ ihn kaum darauf Acht geben, wann und wodurch er sie ebenso zufällig wieder verlor.

Dietrich versetzte den drei Schweinchen einen kleinen übermütigen Stoß, so daß sie hinpurzelten; eine plötzliche Ungeduld hatte ihn ergriffen. Draußen fing es leise zu dämmern an: jetzt würde Hilde ihre ewige Stickerei lassen müssen, und mit ihm wie gestern spazieren gehen.

Schon in der nächsten Minute befand er sich unterwegs und stand nach wenigen Schritten an ihrem Wohnzimmerfenster, bereit an die Scheibe zu klopfen, wie vor ein paar Tagen.

Aber dazu kam es nicht mehr: Hilde hatte ihn kommen sehen und beeilte sich, ihm, zum Ausgang fertig angekleidet, von der Hausthür her entgegenzutreten. Als er ihr in seiner etwas zu kräftigen Manier die Hand schüttelte, lächelte ihr Gesicht ihn heute froh und erwartungsvoll an.

„Du bist ja ein kleines, gehorsames Mädchen!" bemerkte er, durch ihr promptes Kommen erfreut. „Sieh', das gefällt mir. Wirst Du mir immer so schön folgsam sein, wenn ich Dich drum bitte?"

„Ja", sagte sie sanft, „wenn Du es immer so schön machst wie gestern. Ich mußte noch lange darüber nachdenken. Lauter neue und interessante Dinge hast Du mir erzählt, — oder eigentlich: wie Du alles beurteilst und ansiehst, das ist für mich neu und interessant. — Laß' uns gegen das Wäldchen zu gehen," fügte sie hinzu, „dort ist die Sonne am längsten".

Die Mutter stand am Fenster und sah ihnen in Sinnen verloren nach. Aber sie merkten es nicht. Schon waren sie, während sie zwischen den kleinen, kahlen Allee-Bäumchen die Straße hinunterschritten, so tief im Gespräch, als schlösse die gestrige Nachmittagsunterhaltung lückenlos an die heutige an.

„— Nach langer Dürre, im Mairegen, da kommt es vor, daß das Laub in Stunden, — greifbar, sichtbar — wächst, und an Glanz und Saft zunimmt", äußerte Dietrich mit einem Beschützerblick von oben her auf die zierliche Gestalt neben ihm, „ — so kommst Du mir auch vor. Ein reines Vergnügen, mit ein paar erfrischenden Wassertropfen von Dir all' das Trockene, Staubige abzuspülen, das nun einmal in Eurer Erziehung steckt. Warum solltest Du mit Deinem empfänglichen Sinn das Leben in seinen hundert-

Digitized by Google

fältigen Beziehungen nicht so ansehen lernen, wie es wirklich ist?"

Sie blickte dankbar und eifrig zu ihm auf.

„Du, — hilf mir dazu!", sagte sie in kindlichem Ton, „wenn ich Dich so reden höre, dann möchte ich auch noch etwas recht Tüchtiges thun und werden. Nicht so vor mich hinsitzen wie bisher —"

„— Mit der ewigen Stickerei", ergänzte er spottend.

„Ach nein, Du, die Stickerei laß' ich mir nicht schelten, die erzählt mir auch genug Schönes und Interessantes, — aber davon magst Du wohl nichts verstehen, als Mann" — Hildegard blieb stehen und sah sich nach der anderen Seite um.

„Was ist denn?", fragte er ungeduldig, „gehst Du nicht weiter?"

„Nein, es ist nur, — laß uns den andern Weg gehen," bat sie, „man kommt auch dort herum ans Wäldchen, und — hier werden wir auf Bekannte stoßen."

„Doch höchstens auf vorübergehende Menschen, was schadet denn das?" bemerkte er, durch den ängstlichen Klang ihrer Stimme aufmerksam werdend, „darf man uns hier etwa nicht zusammen spazieren gehen sehen?"

„O doch — was das betrifft. Aber — ich möchte so ungern, daß sie mich grüßen, oder vielleicht — vielleicht gar ansprechen."

„Hilde! bist Du etwa menschenscheu? oder was ist mit Dir? bist Du auch so, wenn Du allein gehst?"

„Allein?" Ihre Augen vergrößerten sich unwillkürlich, als flöße diese Vorstellung ihr Furcht ein, „— wenn ich es vermeiden kann, so gehe ich allein jetzt niemals durch die Straße dort, in der, kaum an Haus, lauter Bekannte oder wenigstens lauter nicht ganz Fremde wohnen. Ich geh' immer hinten herum und verschwinde im Wäldchen. Da kommen sie nicht hin. Und am liebsten — am liebsten geh' ich gar nicht aus der Stube."

Dietrich schwieg einen Moment lang. Dann faßte er sie mit leichtem Druck bei der Hand und sagte bestimmt:

„Komm, laß uns weitergehn. Gerade durch die Straße dort. Gerade an den Leuten da vorüber. Krankhafter Scheu darf man nicht nachgeben. Das mußt Du ganz schnell überwinden."

Hildegard sah ihn erschrocken an. Sie machte eine halbe Wendung mit dem Körper, wie wenn sie entfliehen wollte, und dann irrten ihre Augen an den Fenstern der nächsten Häuserfaçaden entlang, die nur in den wenigsten Straßen des Vorortes schon so dicht aneinandergereiht dastanden, wie hier. Aber anstatt davonzulaufen, was ihr erster Impuls gewesen, gehorchte sie fast mechanisch dem leisen Druck der Hand, welche die ihre festhielt, ihr ohne weiteres die Richtung gab und sie dann erst los ließ. Sie gehorchte wider Willen, weil sie sich schämte, es nicht zu thun, und als jetzt eben aus dem offen stehenden Fenster eines zweiten Stockwerks ein junges Mädchen heranswinkte und ihr ein paar Worte zurief, die man nicht verstand, die aber von pathetischem Händezusammenschlagen illustriert wurden, da grüßte Hildegard hinauf, während fliegende Röte über ihr Gesicht ging.

Nur einige Arbeiter begegneten ihnen, erst ganz am Ende der Straße kam langsam eine alte Dame auf Hilde zu und erkundigte sich mit vielen Worten nach dem Ergehen ihrer lieben Mutter.

Dietrich blieb einen Schritt zurück stehen und beobachtete Hildegard, die mit halber Stimme antwortete.

„Für Ihre liebe Mutter ist es gewiß eine große Freude, Sie schon bei sich zu haben, — hatte gewiß schon Sehnsucht, — bleiben Sie denn — lange?" fragte die alte Dame noch mit einem, Mütterlichkeit markierenden Blick, der zwischen und hinter den Worten ihr teilnehmendes Verständnis bekunden sollte.

„Ich — ich weiß noch nicht," entgegnete Hildegard hülflos und wurde blaß. Ihr schlug das Herz zum Zerspringen, als sie sich verabschiedete und wieder zu Dietrich herantrat.

Obgleich sie die Augen gesenkt hielt, empfand sie, daß er ihr Gesicht scharf fixierte und litt heftig darunter, denn sie fühlte es wie ein schweigendes Abschätzen ihrer Kraft. Sie versuchte daher gewaltsam, sich zusammenzunehmen, aber unter diesem Blick vermochte sie es nicht. Noch einen Moment Kampf und dann, am Rande der Fichtenwaldung, auf die sie zugingen, brach sie plötzlich in Thränen aus.

Seine Brauen rückten zusammen.

„Also doch!" sagte er ruhig. „Aber es macht nichts, morgen wird es schon besser gehn. Denn morgen gehen wir den Leuten ebenso wenig aus dem Wege wie heute, und ich schicke Dich auch allein solche gefürchteten Wege, — bis Du Dich vor ihnen nicht mehr fürchtest."

Digitized by Google

„Nein!“ bat sie außer sich, „— nie mehr — thu' ich's. Warum hast Du, — das ist grausam von Dir. Denn Du weißt ja warum — ach, Du weißt ja alles.“

„Ja, Hilde. Und gleich vom ersten Augenblick meiner Ankunft hier wußte ich auch, daß es für mich hier mehr und wichtigeres zu thun geben würde, als all' das, was ich in Deiner Angelegenheit mit Deiner Mutter besprechen sollte. Nämlich all' die thörichte Scheu und Beschämung Dir aus dem Herzen wegzureden. Wie kann man sich nur durch die blöden Menschen das Leben verbittern lassen! Du bist doch nicht feige, Hilde? Weißt Du nicht, was das Allerhöchste sein kann? Den Kopf hoch tragen, wenn die Leute schmähen.“

Sie ging ganz langsam am Waldrande hin, den die Sonne mit ihrer letzten Glut warm überstrahlte. Es war sehr still um sie. Nur ein Specht klopfte eifrig hoch oben auf einem Fichtenast in festem Takt.

„Ich bin nicht feige!“ sagte Hildegard stockend und schüttelte den Kopf, „den Kopf hoch tragen — das könnte ich auch. Wenn die Leute mit Unrecht schmähen. Die Menschen würden mich nicht bedrücken, — wenn ich nur nicht selbst — “

„Mindkopf Du!“ Dietrich blieb stehen und maß sie mit einem großen, lächelnden Blick. „Du verurteilst Dich selbst, — weil es Dir zufällig so eingeredet worden ist: Du sollst das und das, — nein, Hilde, erschrick doch nicht gleich, ich rühre an nichts, solange Du selbst nicht davon sprichst. Nur sagen wollte ich Dir bei dieser Gelegenheit, daß dasjenige, wofür Du Dich verurteilen zu müssen glaubst, dasselbe ist, was meine Meinung über Dich und meine Achtung für Dich — sehr, sehr hoch gesteigert hat.“

Hilde starrte ihn an. Er sprach die letzten Worte nachdrücklich und ernst. Seine Augen logen nicht. Gelogen hatte er überhaupt nie, seit sie ihn kannte.

„So wie Du, urteilt aber niemand,“ sagte sie zaghaft, „das kann ja auch gar nicht, nein, wirklich niemand —“

„Niemand?“ Er trat näher an sie heran und fuhr mit gedämpfter Stimme fort: „Wirklich niemand? Ich glaube doch, noch jemand: Du selbst, Hilde. Du selbst urteilst mit Deinem unmittelbaren Gefühl, in einer unwiderleglichen Initiative so, — in der entscheidenden Stunde Deines Handelns. Alles andere ist Dir nachträglich gekommen, — Deinem Verstand, der noch kein selbständiger Verstand ist, sondern sich von traditionellem Klimbim gängeln läßt. O, wieviel größer seid Ihr Frauen im ersten Gefühl als im zweiten, für Euch zurechtgedrechselten Urteil. Da bleibt Ihr hinterdrein kläglich stecken, — Eurer eignen That nicht gewachsen; — siehst Du, ich muß Dir sogar beispringen, damit Du nur wieder richtig auf die Füße kommst! Aber es schadet nichts, denn Du warst doch kühn und herrlich, Mädchen, — durch Deine Natur und ihre heiligen Befehle warst Du es, und hoch über hunderten, ja hunderten andern, die jetzt an Deiner Stelle im Behagen und in der „Pflicht“ — und im Reichtum säßen.“

Hildegard hatte die Lippen halb geöffnet. Er konnte deutlich sehen, wie alles an ihr ihm lauschte, — stammend erst, aber auch durstig, verlangend, — und je länger er in sie einsprach, desto größer und gläubiger hingen ihre Augen an ihm.

Die Thränen an ihren Wangen hatte die laue Frühlingsluft längst getrocknet. Noch war sie blaß, — aber diesmal blaß vor innerer Bewegung, die mit Furcht und Demütigung nichts mehr gemein hatte. Als Dietrich schwieg, atmete sie tief auf. Sie senkte den Kopf im schlichten, schwarzen, breitrandigen Strohhut und schien nachzudenken. So ernst, so fast feierlich ernst sah sie dabei aus, daß er sie nicht zu unterbrechen wagte.

Der Specht auf dem Fichtenast pochte mit seinem harten langen Schnabel emsig weiter, aus einiger Entfernung gab ein zweiter ihm dumpfe Antwort. Das Sonnenlicht tauchte im Scheiden die Ebene um den Wald herum in weiche, goldrötliche Töne, und obgleich noch kaum eine Blattknospe am Buschwerk sich zaghaft öffnen wollte und der sandige Boden mit Winterlaub und trockenen Fichtennadeln bedeckt war, erglänzte alles in vertiefter, warmer Färbung wie mit einem Lächeln dem Frühling entgegen. Das Moos am schmalen Waldsaum hatte einen förmlichen Smaragdschimmer, und sanft legte sich derselbe grünliche Reflex über die Rinde der alten Baumstämme und über den Reisig am Wege.

Hildegard schritt langsam weiter; sie schaute, ohne zu sprechen, weit hinaus in die leuchtende Landschaft.

Aber, obwohl sie nicht zu ihm sprach, be-

Digitized by Google

griff Dietrich, daß sie ihm in dieser Stunde nah' gekommen war, — daß sie sich innerlich gleichsam an ihn lehnte, — dankbar, vertrauend. Ihr Gesichtsausdruck war fast selig friedvoll.

Unvermittelt sagte sie:

„Der Frühling ist noch kaum da, nicht wahr? Aber man spürt ihn. — — Weißt Du, der Frühling und ich, wir sind auf eine geheimnisvolle Weise verbunden, wir haben ein Geheimnis miteinander. — — Und ohne den Frühling — den frühen Frühling da unten in Südtirol — wäre ich jetzt nicht hier."

„Du wärst nicht hier? Du meinst, Du wärst auf dem Neugebauer'schen Gut dort unten? Das glaub' ich Dir nicht."

Hildegard wandte sich nach ihm um, der dicht hinter ihr auf dem moosigen Wegrand zwischen Wald und bestellter Wintersaat ging.

„Du denkst Dir eben etwas ganz Verkehrtes von mir, — was weiß ich," sagte sie sanft, „ich aber weiß: es war der Frühling. Nichts anderes. Es ist freilich schwer zu erklären. Der Frühling war da. Er empfing uns, als wir kamen. Er blühte um unser Zimmer. Das lag zu ebener Erde mit weiten — weiten Flügelthüren, die direkt hinausführten, — in den Garten hinaus. So etwas Schönes hatte ich nie noch gesehn, — wenigstens im Wachen nicht. Ich ging wie berauscht dazwischen herum, mir war fast weh vor Freude. Es dämmerte schon etwas, wie wir ankamen, — so wie jetzt. Dann wurde es dunkler; im Sternenschein ahnte man diesen Frühling mehr, als man ihn sah, — nur die Nachtigallen verkündeten ihn die ganze Nacht, und der süße Duft, — ach, der Duft — "

Sie brach ab. Dann fuhr sie sehr leise fort:

„Da geschah mir etwas so Wundersames. Ich weiß nicht, wie ich es sagen soll. Es war wie ein Glaube an ein Paradies. Ja, das war es. An mein Paradies. Ungefähr so, wie wenn Dich jemand in Deiner tiefsten Seele in etwas hineinschauen läßt, so daß Du nur gerade weißt: es wartet auf Dich. Noch ist es nicht da, aber es wartet auf Dich. Und während Du das erlebst, während der Frühling um Dich Dir das sagt, — so süß und laut und sehnsüchtig und selig wie noch nie, — sollst Du plötzlich im selben Augenblick Dich selbst aus dem Paradies stoßen. Jemandem folgen, der Dir's nehmen will! Der Dich glauben machen will: jeder andre Garten thut's auch! Sich da packt es Dich mit einer solch' unsinnigen Bangigkeit, solcher Angst es zu verlieren, es zu entweihen, — — als hinge es von Dir — von Dir allein noch ab, ob überhaupt ein Frühling wiederkehren darf, — ob überhaupt die Sonne noch Sonne ist — "

Hildegards Worte wurden immer abgerissener, leidenschaftlicher, aber der vibrierende Klang ihrer Stimme verlieh ihnen eine eigentümliche Beredsamkeit; in ihrer Erregung war sie unwillkürlich stehen geblieben, und die Macht dessen, was ihre Seele bewegte, durchbrach für den Augenblick ganz ihre sanfte Zurückhaltung, — ihre Augen leuchteten und blitzten im tiefen Feuer, und alle ihre Bewegungen erhielten etwas fast andachtsvoll Hingegebenes, ja Hingerissenes, als wüchse sie —

Dietrich lehnte an einem Stamm vor ihr und hüllte sie förmlich ein mit seinen Blicken, die unverwandt und entzückt an ihr hingen. Auch seine Augen blitzten dabei in einem besonderen Feuer, während er ihr Bild in sich aufnahm, wie sie so dastand im Abendrot zwischen den dunklen Fichten, und den Schleier von den Geheimnissen ihrer Seele riß.

Dennoch hörte er kaum, was sie sagte, doch wie sie es sagte, — das Temperament, mit dem sie es that, und das mit einem Zauberschlage ihre sanfte Mädchenhaftigkeit zu leidenschaftlicher und seltsamer Schönheit umwandelte, das berauschte ihn und riß auch ihn hin.

„Der Tropf! der Tropf! Dieses Weib nicht zu besiegen! Diese Verwandlung nicht zu bewirken!" fuhr es ihm voll Hohn und Aufregung durch's Herz, und plötzlich schmeichelte es seinem Selbstgefühl bis zur Exgriffenheit, daß Hildegard sich von seinen Worten und Unterweisungen beeinflussen ließ.

Etwas frohlockte laut auf in ihm. Auf dem Punkt, in dem er ihr eine überlegene Macht war, hatte er sie schon besiegt: sie folgte ihm. Das thaten die Mädchen, die er kannte, meistens. Aber was waren das für Mädchen! Diejenigen seines Standes floh er, — er floh sogar die Frauen seines Standes, weil sie ihm als ein Inbegriff anspruchsvoller und konventioneller Langweiligkeit erschienen.

„Aber Du, — Hilde! Du Holde!" dachte er tief erregt.

Hildegard schien ihn vergessen zu haben. Sie schaute wieder in die Landschaft hinaus, und mit weiten, offenen Augen, in deren weltverlorenem Blick noch die Leidenschaft ihrer

Digitized by Google

Worte nachzitterte, schien sie von irgend etwas zu träumen, was gar keinen Bezug auf ihn und ihre momentane wirkliche Umgebung hatte.

Dietrich machte es ungeduldig und unruhig. Ihm kam es vor, als dürfe diese märchenhafte Stunde hier im Abendrot nicht zu Ende gehen, ohne ihm etwas zu schenken.

Sein ganzes Wesen drängte zu Hildegard hin, — ungestüm, verlangend.

Er sagte halblaut:

„Du hast mich verzaubert, Hilde; machst Du es wieder gut?“

Da sah Hildegard erwachend, zur Gegenwart zurückkehrend, auf, und, ohne daß sie noch auf seine Worte recht hingehört hatte, lief über ihr Gesicht Glanz und Lächeln und Freude wie lauter Sonne hin. Sie errötete und streckte ihm zugleich ihre beiden Hände entgegen.

„Ach, Du!“ sagte sie mit einem tiefen Atemzuge, „wieviel Glück und Wunder für mich, daß Du kamst! Ich weiß selbst nicht, was Du mit mir gemacht hast. Frei hast Du mich gemacht. Du hast etwas Schreckliches von mir abgeschüttelt, unter dem ich mich zusammenkrümmte, Tag für Tag. Vielleicht kommt's wieder, — aber so schwer doch wohl nie. Und wenn — dann hilfst Du mir wieder, nicht wahr?“ fügte sie kindlich hinzu.

Er hielt ihre Hände fest und suchte mit seinem Blick den ihren zu ergründen und festzuhalten.

„— Hörtest Du, was ich sagte, Hilde? — Hilfst Du mir?“

Sie sah ihn in ehrlicher Bewunderung an.

„Ich — Dir? Ach, wie sollte ich das wohl, — Du bist so viel klüger, stärker, mutiger als ich. Ich will Dir immer folgen, wenn Du mir etwas räfst. Das thut gut. Man ist so gut geborgen.“

„— Immer folgen?“ fragte er mit verhaltener Stimme.

Hildegard nickte.

„Und alles thun, was ich sage? was es auch sei?“

„Was es auch sei!“ rief sie froh und sah glücklich aus; „wenn's Dir lieb ist, dann gewiß. Ich bin Dir ja so dankbar!“

(Schluß folgt.)

Aprilnacht.

Schwarze Schwingen hält der Schlummer
Über Stadt und Meer gebreitet,
Und in tiefem Schweigen schreitet
Ammutvoll dahin die Nacht.
Ihren Schoß erschließt die Blüte
Vor des Nachtlaus süßem Kosen,
Und der Atem junger Rosen
Webt sich durch die Lüfte sacht.

O Brapels Zaubernächte!
Wenn der Welt geheimstes Sehnen
Durch die tausend, tausend Venen
Heiß als Strom der Liebe bricht.
Balsam duftet rings die Erde,
Nymphen schlingen ihren Reigen,
Harmonie entklingt dem Schweigen,
Aus dem Dunkel flutet Licht.

Alles zittert ineinander,
Alle Grenzen sind vergangen,
Schwermut nimmt das Herz gefangen,
O so leis, du merkst es kaum.
Und der Menschen müde Herzen,
Die den rauhen Tag verschliefen,
Wachen nun; in Höhn und Tiefen
Schweben sie, von Traum zu Traum.

Und auf einem Mondenstrahle
Gleitet sinnt ein Elf herunter,
Flattert, jeder Blüte munter
Küsse raubend, hin und her.
Auf des Meeres klarem Spiegel
Zieht er helle Funkengleise,
Bahnt sich immer weit're Kreise,
Und schon seh ich ihn nicht mehr.

Aus dem Spanischen des **Juan Valera** von **Robert F. Arnold.**

Ein ander' Mal.

Die Muse ist bei mir zu Gast; am Fenster
Großäugig lehnt sie sinnend mir gegenüber.

Da stürmt es plötzlich in der Thür herein —
Sind's Amoretten? Ist es eine junge
Bacchantenschar? Nein, meine Knaben sind's,
Denn Sonntag ist es heut und Sonntag wähnen
Sie ja leibeigen stets sich den Papa;
Auf meinem Knie schon schwingt mein Jüngster sich,
Der Ält're hält mir beide Augen zu
Beim Gutenmorgenkuß; kann wehr' ich mich
Der allzu stürmischen . . . .

Da rauscht es leis
Von knisterndem Gewand; die Muse ist's,
Sie läßt den Wilden mich, doch in der Thüre
Noch wendet sie einmal ihr blondes Haupt
Und lacht und nickt mir zu: Ein ander' Mal!

Karl August Hückinghaus.

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Alle Rechte vorbehalten.

Die Gräfin von Schwerin.

Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Waldemar. Ich geb' Euch frei, ichöne Frau, wenn ich Euch je anders als durch des Herzens Zwang gefangen hielt. (Tritt zurück.) Verlaßt mich — wenn Ihr könnt! Ich will nicht den Fuß regen, nicht den Arm heben, nicht einmal mit einem Blick Euch halten . . . Geht an mir vorüber, wie an einem Steinbild Waldemars — wenn Ihr könnt! Lächerlich, Euch an den Ort zu binden, da Eure Lippen doch kein Befehl öffnet! Mir kann nur Wert haben, was freier Wille mir schenkt. Ich bin so stolz wie Ihr; Euer Gehorsam wär mir verächtlich. Ihr nennt mich liebetoll — kann sein, ich bin's wirklich. Doch nicht im Kopf, der kühl bedenkt. Hier innen, Margarete, tobt und stürmt, wie die wilde See im Aufruhr der Elemente, toll die Leidenschaft, mich selbst bewältigend. Euch aber — seid unbesorgt — verletzt sie nicht.

Margarete. So sprecht und handelt Ihr ungleich, König Waldemar. Soll ich vergessen, daß Ihr mit dem Schwerte in der Hand Euch meiner bemächtigt habt?

Waldemar. Auch das geschah, glaubt mir, wohl überlegt. Habt Ihr denn erwartet, daß ich mich fügte? Die Hand aufs Herz, Margarete — nein. Liebt ich Euch, wie ich es Euch schwur, so war ich in Eurem Augen ein jämmerlicher Wicht, wenn ich Euch ziehen ließ und nicht bis ans Ende der Welt folgte. Ihr zürntet nicht — spart den Widerspruch! Ihr zürntet nicht, daß ich um Liebe warb.

Margarete. Deshalb gerade flüchtete ich —

Waldemar. Aus dem Königsschlosse, wo Späherblicken stets Thür und Thor offen. Das begreif' ich.

Margarete. Ihr wollt mich nicht verstehen.

Waldemar. Aber noch weniger in Eurer Mutter Haus vermocht' ich, Euch unbemerkt nahe zu sein. Und ohn' Euch leben konnt' ich nicht. So entführte ich Euch klug bedacht, als hätten Räuber die Beute fortgeschleppt. Wer ahnt, daß der König ihr Anführer war? Und kam's heraus, so wäret Ihr doch ohne Schuld, Margarete.

Margarete. Und hätt' Euch noch für zarte Rücksicht zu danken! Kam's nicht schon heraus? Sagt's ehrlich —: Ist nicht meine Mutter hier?

Waldemar (ausweichend). Es sprach jemand sehr laut —

Margarete. Ihre Stimme drang bis in mein Gemach.

Waldemar. Sie wird sich beruhigen lassen.

Margarete. Sie soll nicht. (Geht einige Schritte.) Ich will zu ihr.

Waldemar (vortretend). Nein, bedenkt —

Margarete (energisch). Ich will zu ihr! Zeigt mir nun, daß ich frei bin.

Waldemar (senkend). Zu Eurem Unheil frei. — Ja, geht denn zu ihr und sagt ihr . . . Noch weiß sie nicht, daß Ihr hier seid. Graf Ortlamünde deckt mir den Rücken und hütet das Geheimnis. Nun geht und verratet ihr . . . Margarete, wär's denn möglich? Euer Mund könnte . . . Nein! Zu dem, was ich gethan, und war's ein Verbrechen, zwang mich die Liebe. Könnt Ihr die Liebe so strafen? Und zürntet Ihr dem Manne, der allzu wagemutig das Glück herausforderte, den König könnt Ihr nicht verderben wollen. Denn der König war's, der Gewaltthat übte, und so darf's nicht Gewaltthat gewesen sein.

Margarete. Daß ich mich aber mit Schimpf belade —

Waldemar. Ihr! Ein mutiger Entschluß bringt Euch über jeden Angriff hinweg. Ergebt Euch mir mit ganzem Willen, so ist's ein König, der Euch überwand. Der aber . . . Seid Ihr sein, so darf er stolz das Haupt heben und vor aller Welt vertreten, was er that.

Margarete. Der mutige Entschluß ist gefaßt, König Waldemar. Er heißt: nicht weiter!

Waldemar. So liebt Ihr mich nicht.

Margarete. Steht ab! Ich bin nicht die Herrin meiner Hand.

Waldemar. Doch Eures Herzens!

Margarete. Das ist Eins. Es konnte Euch scheinen, daß ich mich zu willig an vergangene Zeiten erinnern ließ . . . Ich bin ein Weib, König Waldemar. Aber — die heilige Gottesmutter sei gepriesen — ich fand mich zurück zu meiner Pflicht.

Digitized by Google

Waldemar. Nur hier an meiner Brust habt Ihr vor Euch selbst Frieden.

Margarete. Als Eure Buhle?

Waldemar. Warum so häßlich nennen, was holdesten Klang hat, wenn die Liebe ihm die rechte Weihe giebt? Sei mein, und ich sorge dafür, daß Ihr allezeit mein sein dürft, Margarete. Mein in allen Ehren. Hört! Der Papst will mir wohl, weil ich ihm den Kreuzzug zugesagt und aus anderen guten Gründen; er wird — gern oder ungern — meiner Bitte Gehör schenken und die Scheidung aussprechen. Dann setze ich Dir die Krone aufs schöne Haupt, geliebte, angebetete —

Margarete. Schweigt! Ihr bethört mich nicht. Was Ihr verspracht, steht zu halten nicht einmal in Eurer Macht.

Waldemar. Sei mein, und ich muß halten, was ich versprach. Die Kirche rechnet allezeit mit dem Geschehenen. Wenn diesmal nicht, trotz ich allen ihren Strafen um Deine Liebe! (Er umarmt sie.)

Margarete (stößt ihn zurück). Rührt mich nicht an! — Wenn ich Euch auch liebte . . . Ich lieb' Euch nicht — es war Trug der Sinne — aber wenn ich Euch auch liebte . . . Nie werd' ich den Schwur brechen, den Gott gehört hat. Nie — nie! Ich bin Eures Lehnsmanns, des Grafen Heinrich von Schweriu Eheweib!

Waldemar. Du schreckst mich damit nicht. Stumpf sind die Waffen der Pflicht, und Dein Herz verzagte längst, sie zu schärfen. Gezwungen nahmst Du die Hand des Mannes, der Dir an Jahren ein Vater sein konnte, und fühl war Deine Neigung von Anbeginn. Und er ! Hat er verdient, daß Du seinetwegen das Leben vertrauerst? Weshalb verließ er sein jugendliches Weib und nahm das Kreuz, durch keine zwingende Pflicht genötigt, und vergaß die Rückkehr?

Margarete. Ihr wühlt in meinem Innersten verhaltnen Grimm auf . . . Und doch doch —!

Waldemar. Wenn er tot wäre —

Margarete. Tot —! Wenn er tot wäre . . . Aber ich wünsch' es nicht.

Waldemar. Was kann er Dir noch sein, Margarete?

Margarete. Der Vater meines Sohnes!

Waldemar. Ja, gedenke Deines Sohnes. Kehrt Graf Heinrich je zurück — ich nahm ihm zuviel, wir können nicht Freunde bleiben. Und meiner Feindschaft erliegt sein Sohn und Erbe mit. Nur die Mutter kann ihm eine reiche Zukunft sichern, die Königin —

Margarete. Ein Teufel spricht aus Euch.

Waldemar (tritt vor ihr nieder). Der Sieger heiß' ich in des Volkes Mund. Wohlan denn, laß mich auch hier der Sieger sein, schöne Margarete! Ich flehe Dich an, folge mir, wohin ich Dich zu unserm Glück führe! Noch diese Nacht —

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Heinrich durch die Tapetentür rechts

Heinrich. Ha! König Waldemar —

Waldemar (sich rasch erhebend). Wer ruft mich?

Heinrich. Zu Füßen meines Weibes —!

Waldemar. Ein Pilger —

Heinrich (wirft Hut und Gewand ab). Ein Kriegsmann!

Margarete (fällt vor ihm nieder). Heinrich! Heinrich!

Waldemar. Graf Heinrich —!

Heinrich (wie gelähmt). Was ist hier geschehen? Mein Weib . . . Mein König . . .

Waldemar. Ihr kehrt auf Schleichwegen in die Heimat zurück. (Zeigt auf die Tür rechts.)

Heinrich. Die offenen sind mir verlegt. (Schwer atmend zu Margarete.) Steh auf! Ich hoffe — Dein Platz — ist hier an meiner Brust.

Margarete (ihn umarmend). Willkommen in der Heimat, mein teuerster Gemahl!

Heinrich (sich von ihr lösend). Erkläre mir . . . der König lag zu Deinen Füßen —

Margarete. Ich konnt's nicht hindern. Aber glaube mir . . . (Ihr Blick fällt auf den König; sie schreckt zusammen.)

Heinrich. König Waldemar! Als ich zur Kreuzfahrt auszog, trat ich vor Euch hin und sprach: Du bist mein Lehnsherr, behüte mir mein Weib und nimm mein Gut in Deinen Schutz! Das gelobtet ihr mir mit Handschlag und Königswort. Und jetzt . . .

Waldemar (der sich gefaßt hat). Euch mag verwunderlich erscheinen, Graf Heinrich, was Ihr gesehen. Aber leicht erklärt sich's. Ein Wunder seid Ihr selbst uns, wie Ihr da lebend vor uns steht. Denn ein mir zu glaubhaftes Gerücht lief um, Ihr wäret im gelobten Lande gestorben. Deshalb bedacht ich Recht und Pflicht des Lehnsherrn, mich des Lehns zu versichern, da Euer Sohn noch ein Knäblein. Und weil Frau Margarete, gütlichem Vergleich abhold, sich mir entzog und bei der Mutter verteckt hielt, besser zu trotzen, gab ich den Befehl, sie aufzuheben und hierher zu schaffen. Doch da sie mir auch jetzt — in unsinniger Furcht, ich wolle Gunzelin ein Leid anthun — den Knaben anzuvertrauen verweigerte, schwur ich ihr auf den Knieen zu, das Recht des Kindes heilig zu halten. So habt Ihr uns gefunden. Gott sei Dank, Ihr lebt, Graf Heinrich! Reicht mir die Hand und seid auch mir in der Heimat willkommen.

Heinrich (schlägt zögernd ein). Ich lebe — dessen seid gewiß.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Orlamünde durch die Mitte Ebenso Wanda und Hussein.

Orlamünde (eilig). Seht Euch vor, mein König, ich höre . . . Ah! zu spät!

Digitized by Google

Hussein (zu Wanda). Da ist der Graf.

Wanda. Graf Heinrich! (Will ihn begrüßen. Verwundert:) König Waldemar — meine Tochter —?

Margarete (sie unterbrechend). Mutter —!

Wanda. Hier sind ich Euch?

Margarete. Schweigt! Es giebt ein Unglück.

Waldemar (der mit Orlamünde gesprochen hat). Laßt die Pferde satteln, Graf. Noch in dieser Stunde reit' ich ab.

Heinrich. Mein König — ihr solltet wohl Zeit für mich haben —

Waldemar. Eilige Geschäfte rufen mich nach Kopenhagen. Ein andermal verweil' ich länger. Weiß ich doch jetzt den Herrn zu Hause. Werte Frau, lebt wohl und — tragt nicht nach, wenn ich im Eifer zu weit ging. (Küßt ihre Hand.) Hoffentlich begrüße ich Euch bald bei Hofe. Dort, Graf Heinrich, verhandeln wir freundschaftlich über alle streitigen Punkte. Jndes lebt wohl!

(Ab mit Orlamünde durch die Mitte.)

Heinrich (steht eine Weile in Gedanken versunken, nimmt dann Margaretens Kopf zwischen seine beiden Hände und biegt ihn zurück). Laß Dir in die Augen schauen, Margret, liebes Weib, in die schönen klaren Augen, die mir immer ein rechter Jungbronnen waren. Wie haben sie mir all die Zeit gefehlt!

Margarete (zwingt sich und sieht ihn offen an, schließt aber gleich wieder die Augen).

Heinrich. Du erschrickst —: so alt bin ich geworden.

Margarete. Nein, nicht das —

Heinrich. Was der König vorbrachte, klang sehr sonderbar. Aber es könnte so geschehen sein. Bestätigt mir Dein Mund die Wahrheit, Margret?

Margarete. Jch kann nicht . . . Glaube mir, mein Gemahl, ich bin unschuldig.

Heinrich. Unschuldig . . . Woran? Wenn das die Wahrheit war . . . Wo ist Gunzelin?

Wanda. Auf Schloß Zlawin in Sicherheit.

Heinrich. Bei Euch? (Zu Margarete.) Er sagte, Du hättest gefürchtet, daß er ihm ein Leid anthue — und da hätt' er Dir auf den Knieen zugeschworen —

Margarete. Nicht das, Heinrich, nicht das.

Heinrich. Nicht — das? Margret —!

Margarete. Jch darf ihn nicht schonen — will nicht! Du sollst alles wissen, Heinrich. Dein Weib hat er begehrt.

Heinrich (wild). Er hat — mein Weib —?

Wanda. Ja, mit allen Listen hat er meiner Tochter nachgestellt und sie, da sie standhaft blieb und zu mir flüchtete, gewaltsam entführt. Das ist die Wahrheit.

Margarete (schmiegt sich an ihn). Die Wahrheit, Heinrich.

Heinrich. Nein, laß . . . Mein Kopf ist dumpf. Jch begreif's noch nicht — ich — begreif's noch nicht. König Waldemar falsch — mein Lehnsherr? Und gab mir sein Treuwort . . . Ah! mein Gut entwand er mir —

Margarete. Bezwinge Dich! Er ist Dein König.

Heinrich. Ward er auch in dem andern wortbrüchig, dann — war er mein König!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Vorhalle einer Kapelle, von dieser durch einen, noch geschlossenen, schweren Vorhang getrennt. An einem Seitenpfeiler links ein Muttergottesbild mit ewiger Lampe davor. Eingänge zu beiden Seiten.

Erster Auftritt.

Margarete, vor dem Muttergottesbilde kniend, Wanda mit Hussein von rechts. Frauen im Hintergrunde.

Wanda (zu Hussein). Ihr folgt uns auf Schritt und Tritt — jetzt selbst hierher in die Kapelle. Aus jedem dunklen Winkel leuchten Eure Katzenaugen. Was wollt Ihr von uns?

Hussein. Jch liebe hohen Frauen überall zu Dienst nach meines gnädigen Herrn Befehl.

Wanda. Euer Herr ist zu gütig. Sagt ihm, wir brauchen keinen Thürsteher, außer an großen Festtagen.

Hussein. Ist heut großer Festtag, gnädigste Herrin.

Wanda. Jch habe den christlichen Kalender wohl noch nicht gut im Kopf. Was für ein Festtag?

Hussein. Geruht zu warten ab, was sich so gleich wird ereignen im Chor von Kapelle. Mein Herr ladet hohe Frauen dazu ein.

Wanda. Durch einen Heiden? Das ist wunderlich. Geht und bringt uns nicht in schlechten Ruf. Es ist noch nicht lange her, daß diese slavischen Lande zum Christentum bekehrt sind. Das laßt Euch selbst gesagt sein. Man hat hier eine scharfe Witterung für alles, was einen heidnischen Geruch hat. Und nun tretet jedenfalls so weit zurück, daß ich meiner Tochter nicht ins Ohr zu zischeln nötig habe, wenn ich nicht ausgehorcht sein will.

Hussein (legt die Hände über die Brust, verneigt sich und tritt zu den Frauen, die sich vor ihm scheu zurückziehen, worauf er sich nach rechts entfernt).

Wanda (tritt zu Margarete und legt den Arm um ihre Schulter). Mit Beten und mit Fasten marterst Du Dir Seel' und Leib und thust Dir in guten Werken nicht genug. Um was, teures Kind? Jch denke, Du hast den Heiligen nichts abzubitten.

Margarete (steht auf und bekreuzt sich). Doch, Mutter, doch.

Wanda. Was hättest Du —?

Margarete. Es ängstigt mich Tag und Nacht. Jch — verriet den König.

Wanda. Was heißt das? Was heißt das? Sein böser Anschlag verriet sich selbst. Wie konntest Du ihm einen Deckmantel leihen? Schon Dich

Digitized by Google

selbst vor Verdacht zu wahren, der leicht Anhalt finden konnte, hattest Du die Pflicht, ihn offen anzuklagen.

Margarete. Ich verriet ihn doch, Mutter. Wie er die Gewaltthat und den Fußfall erklärte, — der Graf hätte ihm glauben müssen, wenn ich nicht . . . Und warum sprach ich? Weil ich in der Angst nur aus nächste dachte —

Wanda. Weil Du mit gutem Grund Deiner Empörung Luft machtest. Darum! Weil Du wußtest, was Du Deinem Gatten schuldetest. Darum!

Margarete. Wenn der König frevelte — geschah's nicht aus Liebe zu mir?

Wanda. Aus Liebe! Nennst Du so sein sträfliches Gelüst? Wohl weil er Dir spitzbübisch Gift der Schmeichelei ins Ohr geträufelt und Dich mit Schwüren geködert hat, die nichts gelten, sobald der Fisch an der Angel hängt! Und wenn aus Liebe? Kann die Liebe Vollmacht geben zu frevetn? Wußte er nicht, daß Du Graf Heinrichs Eheweib warst? Und hat ein König das Privileg gegen Gottes Gebot zu sündigen? Du ihn verraten! Was für eine grillenhafte Gewissenhaftigkeit! Du thatest Deine Pflicht.

Margarete. Meine Pflicht. — Und wenn nun . . . Graf Heinrich brütet über einer Rachethat.

Wanda. Das kann ich verstehn.

Margarete. Der König ist ihm für offenen Angriff zu mächtig; heimlich wird er . . . Er hat sich einen Diener mitgebracht, der ihm blindlings gehorcht — (blickt scheu um und bemerkt Hussein) den dort.

Wanda (zurechtweisend zu Hussein). Fort, sagt' ich Euch!

Hussein (rechts ab).

Margarete. Und was gewann ich für mich selbst? Weiß Gott, ich wollt' ihm ein treues Weib bleiben, trotz allem. Und er lohnt mir mit Mißtrauen! Ja, mit Mißtrauen! Ich les' es aus seinen Blicken, hör's in jedem Wort ausgesprochen. Er hält mich geflissentlich fern, wehrt jede Liebkosung ab. Verdien' ich das dafür, daß ich ihm drei lange Jahre trostloser Witwenschaft verzieh? Mein Herz empört sich, ich' ich mich so zurückgesetzt, und vergeblich bitt' ich Maria, mir trotzige Gedanken zu verzeihen.

Wanda. Steht es so? Dann will ich mit dem Grafen ein Wort sprechen! Ist Dir der Mund geschlossen, mich muß er doch hören. Gieb acht, ich stell' ihn offen zur Rede, ich sag' ihm meine Meinung ohne Rückhalt — ja! das thu' ich. Dort naht er.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Heinrich und Graf Orlamünde.

Heinrich (zu Orlamünde). Geht, Ihr seid doppelzüngig.

Wanda. Graf Heinrich, beliebt's Euch —

Heinrich. Sogleich, sogleich. Stört mich jetzt nicht.

Wanda. Ich denke, wenn ich —

Heinrich (zu Orlamünde). Ihr behauptet mir ins Gesicht, der König sei mir wohlgeneigt und achte die alte Freundschaft; aber bei ihm fördert Ihr meine gute Sache schlecht. Ihr haltet die Burg mit Euren Leuten nach wie vor besetzt.

Orlamünde. Nur die Hälfte.

Heinrich. Weshalb die Hälfte? Mir gehört die Burg und das Land Schwerin ganz. Hätt's Grund gehabt, in meiner Abwesenheit das Lehn zu schirmen, so fällt jeder Vorwand fort, nun ich heimgekehrt. Ich ersuch' Euch zum letzten Male: zieht mit Euren Leuten ab.

Orlamünde. So ungern ich Euch Ärgernis gebe — ich darf nicht gegen des Königs Befehl.

Heinrich. Dann weiß ich, wie er mir gesinnt ist.

Orlamünde. Es kam ein Bote von ihm. Wollt ihr ihn sehen?

Heinrich. Gewiß.

Orlamünde. Ich führ' ihn Euch sogleich vor. (Ab nach rechts.)

Wanda. Graf Heinrich, ein Wort! Meine Tochter klagt Euch an —

Margarete. O Mutter —!

Wanda. Nun denn, meine Tochter klagte mir ihr Leid. Ihr hattet alle Ursache, denk' ich, ihr den Kummer in Vergessenheit zu bringen, den sie drei Jahre lang um Euch mit Engelsgeduld getragen hat. Statt dessen behandelt Ihr sie unfreundlich und rückhaltig —

Margarete. So ist es, mein Gemahl. Ihr wißt, ich ließ Euch damals ungern fort. Auf den Knieen beschwor ich Euch, mich nicht allein zu lassen. Ihr hörtet nicht auf mich. Hätt' ich mit Grund befürchtet, daß Ihr ginget und so lange ausbliebt, weil ich Euch gleichgiltig geworden?

Heinrich. Gleichgiltig? Wie schwer ich mich losriß . . . Ich durft's nicht verraten, ohne mir lächerlich zu werden.

Wanda. Und doch —?

Heinrich. Weshalb ich ging — jetzt mag's gesagt sein. Als ich mit Margret vor dem Altar stand und meine reifen Jahre bedachte und ihre hoffnungsgrüne Jugend, da that ich der Gottesmutter ein Gelübde: würde mir so spät noch ein Sohn und Erbe geschenkt, so wollt' ich das Kreuz nehmen und ihr am Grabe des Heilands danken. Und siehe da! meine Bitte ward erfüllt und mein Herz froh. Da der Knabe nun heranwuchs, unsere Freude, fiel mir's schwerer und schwerer aufs Gewissen, daß ich zögerte, mich zu lösen. Gunzelin erkrankte. Ich stand an seinem Lager, hob die Hände auf und betete still: Herr Gott, nimm ihn mir nicht — ich will mich von meinem Weibe trennen, wie auch mein Herz blutet, und Dir dienen.

Digitized by Google

Zu dieser Zeit rüstete Kaiser Friedrich den Kreuzzug — ich zog ihm zu.

Margarete (betroffen). Und verschwiegst mir das?

Heinrich. Ich hatte mir's zugesagt, nicht zu sprechen, bis das Gelübde erfüllt sei. Daß ich drei Jahre zurückgehalten wurde und doch Jerusalem nicht sah, war nicht meine Schuld.

Margarete. Daß Du Dich mir anvertraut hättest!

Heinrich. Glaubst Du, meine Heimkehr wäre weniger trüb gewesen?

Wanda. Weshalb war sie das? Ihr quält Euer Weib. Ja, das thut Ihr. Soll ich mir Vorwürfe zu machen haben, daß ich thöricht handelte, als ich ihre Hand in die Eure legte? Ich mag nicht flehn, daß sich mein Kind um nichts die Augen verweint.

Heinrich. Um nichts?

Wanda. So sagt doch, was für Grund sie hat, oder was für Grund Ihr zu haben meint, damit sie sich offen verteidigen kann.

Heinrich (flüstert). Ich sieh' Euch Rede, Margret, noch bevor wir diese Kapelle verlassen. Geduldet Euch so kurze Zeit.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Orlamünde und ein königlicher Bote von rechts.

Orlamünde. Der Bote, Graf Heinrich.

Heinrich. Was kommt Ihr mir zu melden? Ist der König zur Einsicht gelangt, daß ich Herr auf meiner Burg bin?

Bote. Entschuldigt, hoher Herr, ich habe keinen Auftrag dies zu erörtern. Vielleicht ist's seiner Hoheit Absicht, selbst mit Euch den Fall zu besprechen. Wie freundlich der König Euch gesinnt ist, wollet aus dem erkennen, was meiner Botschaft wahrer Inhalt. Er sendet seinen gnädigen Gruß zuvor und befahl mir zu künden, daß er sich zur Jagd nach der Insel Lyöe begebe, wohin er Euch einlade mit der Bitte, ihm Gesellschaft zu leisten und dort sein Gast zu sein, so lang es Euch gefalle.

Heinrich. Zur Jagd auf Lyöe . . . (Für sich). Was soll das? Er führt etwas gegen mich im Schilde. (Ausweichend zum Boten) Liegt die Insel nicht im Belt?

Bote. Ganz richtig, gnädiger Herr: im kleinen Belt nahe bei Alsen.

Heinrich. Gut — ich dank' Euch. Es will bedacht sein. Ich will's bedenken.

Bote. Gnädiger Herr, Seine Hoheit erwartet —

Heinrich. In einer Stunde habt Ihr Antwort. Ich trage mich mit mancherlei . . . In einer Stunde! Nehmt indessen an der Kirchenfeier teil.

Orlamünde. Zweifelt Ihr noch an des Königs Huld?

Heinrich. Wie könnt' ich? Mich zur Jagd einzuladen — welche Gnade! Ich werde darauf denken müssen, wie ich ihm willfahre, ohne hier etwas zu versäumen. Das will ich.

(Orgelspiel in der Kapelle.)

Mit aller Eile. (Er winkt rechts hinaus.) Hussein!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Hussein von rechts, ein Kästchen mit Seitenwänden und Deckel von getriebenem Metall auf dem Arm.

Hussein. Herr!

Heinrich. Du hast bereit, was ich Dir gab?

Hussein (zeigt auf das Kästchen). Bereit.

Heinrich. Gut. Warte hier, bis ich Dich berufe.

Orlamünde. Laßt Ihr Ungläubige durch die Kirchenpforte ein?

Heinrich. Hussein glaubt an Gott, und Christus ist auch ihm ein Prophet.

Orlamünde. Das mag am Hofe des Kaisers gelten. Bei uns —

Heinrich. Ich bedenke mein Seelenheil selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Theater.

Von **Karl Emil Franzos.**

Der Zufall will's, daß auch die zweite Hälfte des September nur zwei Novitäten gebracht hat, deren nähere Betrachtung dem Zwecke dieser Aufsätze entspricht. Und wieder ist es ein deutsches und ein französisches Stück: „Jörg Trugenhoffen", ein „deutsches Schauspiel" in fünf Aufzügen von Rudolf Stratz (Königliches Schauspielhaus) und „Zaza", Schauspiel in fünf Aufzügen von Pierre Berton und Charles Simon (Berliner Theater). Beiden ist trotz ungeheurer Verschiedenheiten doch einiges gemeinsam: keine guten Stücke und doch lohnt es sich, sie kennen zu lernen und über sie nachzudenken, wenn auch nicht aus denselben Gründen: das deutsche interessiert in litterarischer, das französische in psychologischer Hinsicht. Ferner aber kann man von beiden dem Leser nur ein annähernd richtiges Bild geben, indem man den Inhalt erzählt. Auch dies bedeutet mehr als eine äußerliche Ähnlichkeit; der Kritiker ist nur dann dazu genötigt, wo das Stoffliche die Hauptsache geblieben ist.

Stratz' Drama spielt in furchtbarer Zeit,

Digitized by Google

während des großen Bauernkrieges von 1525. Der Kampf der Ritter, der Sickingen, Hutten und ihrer Genossen gegen die Fürsten ist zu Ende, aber nun haben sich die Bauern gegen die Ritter und Fürsten erhoben; in Franken und Schwaben bis an den Rhein und Main wütet der „Arme Konrad". Auch rings um Heidelberg gehen Burgen und Städte in Flammen auf; wer nicht mit den Bauern gemeinsame Sache macht, ist verloren. Während so sein Land verheert, und alles, was zu ihm hält niedergemäht wird, sitzt der Pfalzgraf am Rhein ein tapferer, entschlossener Herr, samt seinem Marschall, dem grimmigen, blutgierigen Landschad von Habern und all seinen Rittern unthätig in Heidelberg — warum, erfahren wir nicht. Pfaff Eysenhut, der Führer der Bauern, hat seinen Freund, den Ritter Jörg Trutzenhoffen, der mit Sickingen gegen die Fürsten gekämpft und sich nach Niederwerfung des Aufstandes in die Schweiz geflüchtet, herbeigerufen, mit ihm gegen den Pfalzgrafen zu ziehen. Jörg kommt auch, weigert ihm aber seine Mithilfe; er kenne nicht der Herren und nicht der Bauern, nur seine eigene Sache: Rache an dem Landschad, der ihm seine Burg verbrannt, sein junges, heißgeliebtes Weib, sein „Puppenmännle" ermordet hat; sie ist bei der Belagerung der Burg von herabfallenden Trümmern erschlagen worden. Vor dieser Ruine, am Grab der Frau spielt der erste Akt; Buschklepper haben sich im Gemäuer festgesetzt, Jörg läßt sie gewähren; als sie aber eine Jungfrau, Engele Western, geschleppt bringen, die sich auf dem Ritt nach Heidelberg zu weit von ihren Begleitern getrennt, jagt er den Strolchen die Beute ab — aus ritterlichem Sinn, nicht weil ihm das Mädchen gefällt, denn sein ganzes Herz gehört der Toten; darum läßt er auch Engele frei ziehen. Vorher aber erzählt sie ihm, daß sie zu ihrem Bräutigam nach Heidelberg reise, noch heut Abend Hochzeit zu halten, und nicht das allein: Name und Herkunft, ihr Leben, die Geschichte ihrer Werbung, ihre Empfindung für den künftigen Gatten — sie liebt ihn nicht, nimmt ihn aber gern, weil er ein reicher, großer Herr ist — dies alles erfahren wir, und nur Eines sagt sie nicht und nach diesem Einen frägt auch der sonst so fragelustige Ritter nicht, und es ist doch das Nächstliegende: der Name des Bräutigams, dessen Dank die Jungfrau oben, drein dem Befreier in Aussicht stellt! Selbst der naivste Hörer spürt die Lücke, während sie den minder naiven sofort die Stricke erkennen läßt, an denen die Maschinerie des Dramas hängt: natürlich hat Jörg da seinem Todfeinde, dem Landschad die Braut gerettet! Richtig, in der nächsten Scene erfährt er's und schwört sofort: „Mein Weib hat er mir weggenommen. Nun will ich ihm seines nehmen." Er will sie noch vor der Hochzeit, also binnen wenigen Stunden, in Heidelberg aus des Landschads Armen reißen. Daß das arme holde Ding dabei zu Grunde gehen wird, ist ihm ganz gleichgiltig: „Meine Rache will ich. Meine Rache allein!"

Im zweiten Akt führt Jörg seinen Vorsatz aus. Am hellen Tage dringt der verfehmte Mann, den die Wachen kennen, auf die Terasse des Heidelberger Schlosses, und trifft dort die Braut, die binnen einer Stunde Hochzeit halten soll, allein. Höchst seltsam — aber solche äußere Unwahrscheinlichkeiten sind nur für den Epiker Todsünden, der Dramatiker kann thatsächlich ohne sie nicht wirtschaften, ihm verzeihen wir sie leichten Herzens, und nur die inneren Unwahrscheinlichkeiten verzeihen wir ihm nicht, so wenig, wie einem anderen Dichter. Ja noch weniger, weil es nicht tote Lettern, sondern lebendige Menschen sind, durch die er zu uns spricht, weil jeder Bruch, jede Unklarheit im Charakter in diesem grellen Licht erkennbar werden muß. Und wenn den Helden sonst Niemand im Stück durchschaut und versteht, uns muß dies möglich sein, wir müssen ihm jeden Augenblick ins tiefste Herz hinein blicken können, mit uns darf er nicht Komödie spielen, sonst wird er uns gleichgiltig. Hier liegt der Krebsschaden dieses Stückes: der Jörg des ersten Akts ist uns verständlich, eben der Mann voll zügelloser Rachsucht, vom zweiten Akt ab wissen wir nicht mehr, wen wir da eigentlich vor uns haben. Schon in jener Terassenscene nicht: er will das Engele bethören, daß sie mit ihm entflieht — natürlich, aber wie er nun zu ihr spricht: „Ich kann nicht fort von Euch ... Euch bin ich nachgegangen ... wie einer der im Schlafe wandelt ... über Stock und Stein ... durch Dörfer und Gassen ... in meiner Feinde Haus ..." — ist dies auch nur Heuchelei oder glüht da ein Funke von Empfindung auf? Wir wissen's nicht, und auch der vortreffliche Schauspieler, der den Jörg gab, freilich ein mehr temperamentvoller als nachdenkender Künstler, wußte es offenbar auch nicht. Aber das wiederholt sich noch peinlicher: die Beiden werden überrascht, der Landschad, der Pfalzgraf treten hinzu; Jörg, der verfehmte Rebell soll am nächsten Morgen hingerichtet werden. Als letzte Gunst erbittet er sich vom Pfalzgrafen, jetzt mit Engele allein reden zu dürfen; dieser gestattet es. Und nun bethört der Verlorene das Mädchen mit heißen, wilden Reden, bis sie ihm an die Brust sinkt. Noch mehr, sie will sich nun mit ihm trauen lassen, nicht mit dem Landschad, und — der Pfalzgraf wehrt auch dies nicht. So werden denn von dem bereit stehenden Priester Jörg und Engele für die eine Nacht zusammengegeben; für den nächsten Morgen steht der Henker bereit. Damit schließt der zweite Akt.

Die äußeren Unwahrscheinlichkeiten, so grell sie sind, seien auch diesmal nicht erst betont. Aber die inneren?! — Kann man schlimmere ersinnen, die

Digitized by Google

Unnatur noch weiter treiben? Ich glaube: nein. Man erwäge, der Landschad ist des Pfalzgrafen Marschall, ihm im bevorstehenden Krieg unentbehrlich, ein trotziger, ungestümer, rachsüchtiger Mann, der Pfalzgraf aber ein starker, besonnener Fürst — und er giebt Engele der Verführung des Rebellen preis und der Landschad läßt es geschehen, bloß weil die „letzte Bitte" erfüllt sein muß! Aber noch mehr, auch die Trauung giebt der Pfalzgraf zu, weil er — „das Sakrament wahren muß". Was sich der Autor dabei gedacht hat, mag der Himmel wissen; für uns andere ist's eben eine hohle Phrase. Denn richtig ist das Gegenteil: eine solche Ehe zulassen, heißt das Sakrament entweihen. Der arme Sünder pflegt sich sonst, wenn er verliebt ist, für die letzte Nacht einen guten Trunk zu wünschen, dieser hier verlangt zur Kurzweil des Marschalls Braut, ein reines, gutes, holdes Geschöpf — und der Pfalzgraf gewährt, und der Marschall schluckt auch das herunter. Sind das noch Menschen?! Aber vor allem: ist dieser Jörg noch ein Mensch?! Nein, ein Monstrum ist er, gleichviel was ihn bestimmen mag: Rachedurst oder jähe Liebe oder beides zugleich. Sind seine Liebesreden nur Heuchelei, so ist er ein Scheusal, das seinem Rachedurst ein schuldloses Wesen opfert. Und sind sie nicht oder doch nicht ganz erheuchelt, so ist er doppelt ein Scheusal, denn er reißt die Geliebte mit in den Abgrund. Man sollte denken, daß es dem Hörer nun nicht mehr so viel darauf ankommen kann, was von beiden zutrifft. Oh doch, diese Ungewißheit erhöht die Peinlichkeit der Szene. Freilich, nachdem sie vorbei ist, ist auch dies nicht weiter von Belang; uns ist dieser Jörg jedenfalls ein unverständliches Monstrum und dem Autor ein Held, der Teilnahme verdient; über diese Kluft können auch die folgenden Akte unmöglich mehr eine Brücke schlagen. Und darum dürfen wir sie auch hier nur kurz analysieren.

Dritter Akt. Morgengrauen nach der Brautnacht. Der Pfalzgraf erscheint mit dem Henker vor Jörgs Gefängnis. Da wirft sich ihm Engele zu Füßen und fleht um des Gatten Leben. Vergeblich; auch die Fürsprache der Ritter, die sie aufruft, nützt nichts. Als aber die Kunde von einem neuen Sieg der Bauern eintrifft, da weiß Engele den Fürsten durch die Vorstellung, was in solcher Zeit ein tapferer Ritter wert sei, schließlich doch zur Begnadigung zu bestimmen. Natürlich stellt der Pfalzgraf die Bedingung, daß ihm Jörg neuerdings Treue schwöre. Aber der weigert sich: „Die Treue schuld' ich meinen Brüdern im Geist!" — dem Eisenhut und seinen Bauern. Wieder einmal muß der Hörer den Kopf schütteln. „Entschuldigen Sie, Herr Ritter," möchte man dazwischen rufen, „aber das ist ein Irrtum von Ihnen. Sie haben im ersten Akt Ihrem Freunde Eisenhut erklärt, daß die Sache der Bauern Sie nichts angeht, gar nichts. Und nun, wo es um Ihr Leben geht, haben Sie plötzlich Ihre Treue für diese Sache entdeckt?!" Worauf Jörg nur antworten könnte: „Ganz richtig, meine Herrschaften. Aber bedenken Sie gefälligst, daß ich der Held eines abendfüllenden Schauspiels bin. Wir sind ja erst im dritten Akt — da muß ich ja auch noch was zu kämpfen und zu thun haben." Im Ernst: Theater ist dieser unverständliche Konflikt, Theater im schlimmen Sinn des Worts, und nichts weiter. Natürlich schwört Jörg doch, nachdem ihn Engele darum angefleht.

Vierter Akt. Die Bauern werden geschlagen, oder wie es hier ausgedrückt wird: „Bundschuh, Dreschflegel und Freiheitssonne liegt im Dreck." Das hat, sagt uns der Autor, Jörg durch seine Hinterlist bewirkt, er hat Eisenhut und die Bauern bethört und an den Pfalzgrafen verraten, aber so gern wir ihm in dieser Nebensache den Gefallen thun und Glauben schenken wollten, wir können's nicht, denn es widerspricht dem, was wir mit eigenen Ohren mit angehört haben. Jörg reitet zu Eisenhut und fragt ihn als des Pfalzgrafen Vetter und in dessen Namen, „was sein Sinn und Meinung ist für die Zukunft". Der Pfalzgraf will also unmittelbar vor dem entscheidenden Treffen noch das politische Programm der Bauern erfahren, und Eisenhut teilt es mit: Was der „Arme Konrad" von 1525 aufriebt, ist in allem Wesentlichen die Deutsche Reichsverfassung von 1871. Da Eisenhut dies begreiflicher Weise nicht so präzis sagen kann, sondern weitläufig umschreiben muß, so gewinnt der Pfalzgraf inzwischen Zeit, das Heer der Bauern zu umzingeln. So haben wir's in den ersten Scenen des vierten Akts selber mit angesehen und begreifen darum gar nicht, wie hier von Hinterlist und Verrat des Pfalzgrafen oder gar Jörgs die Rede sein kann. Der Pfalzgraf hat Jörg zu Eisenhut mit der dümmsten Frage geschickt, die ihm überhaupt einfallen konnte, denn wenn Eisenhut seine fünf Sinne beisammen hat — und auf das Gegenteil deutet zunächst nichts — so muß er Jörg antworten: „Erwidre Deinem Pfalzgrafen, daß für zwecklose Reden jetzt keine Zeit ist. Siegen wir und bleibt er am Leben, so wird er ja erfahren, wie wir Deutschland einrichten." Und was Jörg betrifft, so hat er ja dem Eisenhut das Programm nicht entlockt; der Mann recitiert es, kaum, daß das Stichwort gefallen, freudig herunter, würde es gewiß auch einem Anderen nicht vorenthalten; du lieber Gott — wenn ein Mensch 1525 weiß, wie es 1871 in Deutschland aussehen wird, so will er damit doch auch nicht hinter dem Berg halten. Also: Theater, wie diese Scene im Bauernlager, ist auch die andere nach der Schlacht, wo Jörg, der inzwischen den Landschad erschlagen, dessen Leben, das ihm der Pfalzgraf geben will, zurückweist, weil

Digitized by Google

ihn sein Gewissen verhindert, den Lohn des Verrats zu empfangen; Theater die dritte Scene, wo ihn der gefangene Eysenhut einen Judas schilt, und ebenso die letzte, wo Jörg „sterben geht zu den Bauern".

Da bleibt denn vollends für den fünften Akt nichts übrig, als eine melodramatische Scene mit Mondscheinbeleuchtung. Die Trümmer von Jörgs Burg: er hat sich zu den Bauern geschlagen, einige Ritter getötet und kommt nun heim, sich hier, am Grab seiner ersten Frau, erschlagen zu lassen. „Mein Puppenmänsle! Dich hab' ich arg lieb gehabt. Was ich übles gethan hab', das hab' ich aus Liebe zu Dir gethan." Und als Engele kommt, hält er sie für den abgeschiedenen Schatten und sagt's ihr, daß er nur die Tote geliebt. Sie hält dennoch bei ihm aus. Und da sagt er wieder ihr, wie vorhin der Toten: „Ich hab' dich lieb!" und Beide erwarten gemeinsam den Tod. Es ist ein Schluß, so wahr und psychologisch richtig, wie das ganze Theaterstück.

Theaterstück und nicht Drama, denn mit diesem Wort verbindet man den Begriff des Dichterischen oder doch Litterarischen, und von beiden kann hier nicht die Rede sein. Aber ist es doch wenigstens ein wirksames Theaterstück? Auch dies nicht. Der zweite Akt hat auf einen Teil des Publikums gewirkt, auf Jene, die mit den Nerven, nicht mit dem Verstand und dem Gemüt zu urteilen pflegen; die andern wirkten wenig oder gar nicht.

Also ein verlorenes Stück. Und darum so viel Worte?! Ja, und aus demselben Grunde, der mich Omptedas „Eheliche Liebe", eingehend betrachten ließ. Aus ganz demselben. Wie man Omptedas Können nicht nach jenem Stück beurteilen darf, so das von Straß nicht nach dem „Jörg". Auch er ist kein schlechter, er ist ein guter Schriftsteller von Talent, Fleiß und Streben. Noch mehr, was ich jüngst zur Charakteristik des Dresdener Romandichters gesagt habe, kann im Wesentlichen auch von diesem in Berlin lebenden Heidelberger gelten; er steht Ompteda nicht bloß an Alter, Lebensgang, Verbindungen, sondern auch innerlich nahe, nur muß man das Lob für ihn wohl um eine Nüance dämpfen, auch dies jedoch nur, weil Straß etwas viel und darum naturgemäß nicht immer Gleichwertiges schreibt. Aber einige seiner Novellen und Skizzen aus dem modernen Leben sind doch wahrlich weit mehr, als bloße Unterhaltungslektüre; sie zählen auch litterarisch mit, ja Einiges davon hat ein Dichter geschrieben. Wie kommt dieser Mann zu diesem Stück? Ich glaube so, wie Omptteda zu dem seinen. Beide sind Opfer der herrschenden litterarischen Mode und keine schuldlosen. Beide haben, um sich der Strömung von heute anzupassen, mit anderer als ihrer eigenen Stimme gesprochen. Die Mittel, die sie in dieser Absicht ergriffen, sind unendlich verschiedene, ja einander diametral entgegengesetzt, aber der Beweggrund war derselbe.

Fr. Overbeck.

Jugendbildnis.

Nach einer Kreidezeichnung von Kersting-Dresden aus dem Jahre 1842.

Text vergleiche S. 55.

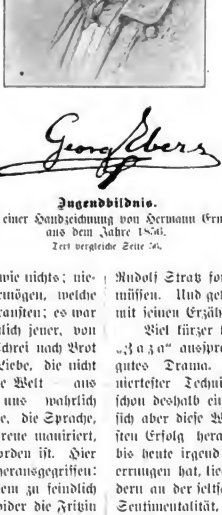
Wer heute Stoffe der Gegenwart behandeln und von der Clique als Moderner respektiert sein will, muß allen Effekten aus dem Wege gehen und Konflikte ergrübeln, so fein, daß man sie mit der Lupe nicht mehr sieht. Und da sind zwei Schriftsteller, in deren Art der starke Effekt, der derbe Konflikt liegt. Was fangen sie nun an? Der Eine, Omptteda, bleibt in der Gegenwart, unterdrückt seine Art, stammelt Ibsen und Tolstoi nach und bringt sich dadurch um alle Wirkung. Anders Straß. Die Bühne, sagt er sich, erfordert Handlung, Spannung, Effekte; holt sich ein Dichter das alles aus der Gegenwart, die er kennt, so ist er die längste Zeit „Moderner" gewesen; jede äußere Unwahrscheinlichkeit, jedes starke Geschehnis wird ihm als Todsünde gegen den Realismus angerechnet; derlei kommt ja auch wirklich im Leben nicht alle Tage vor. Aber wie, wenn er statt dessen in die Vergangenheit zurück griffe, die er allerdings nicht kennt? Du lieber Gott, was ist in grauen Zeiten nicht alles geschehen — und wenn er die größten, unwahrscheinlichsten Schrecknisse häuft, wer will ihn kontrollieren, wer ihm nachweisen, daß er nicht deshalb doch ein Realist ist?! Und historische oder gar Märchenstoffe behandeln, das ist ja jetzt sogar das Allermodernste, weit mehr, als die Schilderung

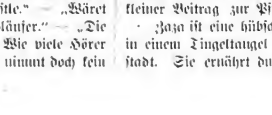
Digitized by Google

unseres Lebens, die nun immer mehr zur Mode von gestern wird. Also — zurück in die Vergangenheit, die deutsche Vergangenheit natürlich, denn die Moderne ist immer national, das heißt, so weit sie nicht sozialdemokratisch ist. Da wäre z. B. die Zeit des Bauernkriegs; was sind da nicht für Greuel geschehen, und dieser Stoff ist gewiß ein „moderner" — hat nicht Hauptmann einen „Florian Geyer" geschrieben?! Es war ein Mißerfolg, aber Hauptmann brachte eben weder einen Helden noch eine Handlung. Die dürfen natürlich nicht fehlen — im Gegenteil. Und die Sprache muß womöglich noch altertümelnder sein, als die seine — das gebietet der Realismus . . . Möglich, daß ich irre, aber ich habe keine andere Erklärung dafür, wie aus dem Verfasser so guter Erzählungen aus dem modernen Leben der Autor des „Jörg" werden konnte.

Es ist gerade für den Realisten am gefährlichsten, eine andere Zeit, als die eigene zu schildern, das erweist sich auch hier. Wer das Stück gesehen, und nun gar wer es gelesen hat, wird gar nicht daran zweifeln, daß Straß ehrlichen Fleiß an das Studium der Quellen gewendet hat. Und wie wenig ist dabei herausgekommen! Vom Geist jener Zeit erzählt uns das Theaterstück so gut wie nichts; niemand wird daraus zu erkennen vermögen, welche Stürme damals die Gemüter durchbrausten; es war eine beispiellos gewaltige Zeit, ähnlich jener, von der die Evangelien berichten; der Schrei nach Brot und der Sehnsuchtsruf nach einer Liebe, die nicht von dieser Welt ist, durchhallten die Welt — aus diesem Schauspiel schlagen sie uns wahrlich nicht entgegen. Bleibt das Äußerliche, die Sprache, die eben durch das Streben nach Treue manieriert, ab und zu ganz unverständlich geworden ist. Hier einige Beispiele, auf gut Glück herausgegriffen: „Denen schweißet der Zahn ohnedem zu feindlich nach uns stillen Leuten. — „Aber wider die Fritzin bin ich freilich ein hitziges Fäustle." — „Wäret Ihr auch harschlich, wie die Reisläufer." — „Die Schelme will ich türmen" u. s. w. Wie viele Hörer konnten das verstehen?! Und man nimmt doch kein Wörterbuch ins Theater mit! Da hat Hauptmann denn doch im „Florian Geyer" ein viel feineres Sprachgefühl erwiesen!

Aber auch mit einer anderen Mode kokettiert das Stück, und auch dies zu seinem Schaden. „Ein deutsches Schauspiel" nennt es sich. Warum? Weil es auf deutschem Boden spielt? Unmöglich, sonst müßten wir Schillers „Jungfrau" ein „französisches" Trauerspiel nennen und den „Fiesco" ein „italienisches". Oder weil Ensenhut sein Programm vom nicht papistischen Kaiser entwickelt? Ja, freilich deshalb, oder richtiger, er entwickelt es, damit sich das Werk ein „deutsches Schauspiel" nennen kann. Nun, auch das hat nichts genützt — nein, wie alles Kokette, geschadet.





Jugendbildnis.
Nach einer Handzeichnung von Hermann Euecke aus dem Jahre 1856.
Text vergleiche Seite 56.

Straß' „Jörg" ist nicht sein erster, aber doch wohl sein schwächster Versuch, die Bühne zu erobern. Und doch habe ich die Empfindung, als ob man ihn nicht entmutigen dürfte, auch nach diesem Kranz zu streben. So seltsam dies nach Allem, was ich einwenden mußte, klingen mag, ich meine auch dies genau so, wie ich es sage. Ein gewisses Theaterblut, eine gewisse Fähigkeit, von der Bühne herab zu wirken, verrät sich doch mindestens in einzelnen Scenen. Freilich, mit seiner eigenen Stimme wird Rudolf Straß fortab auch an dieser Stelle sprechen müssen. Und geht es trotzdem nicht, so mag er sich mit seinen Erzählungen trösten. Die sind gut.

Viel kürzer kann ich mich über die französische „Zaza" aussprechen. Ich sagte schon: auch kein gutes Drama. Aber ein vorzüglich, mit raffiniertester Technik gearbeitetes Theaterstück, dem schon deshalb eine gewisse Wirkung sicher ist. Daß sich aber diese Wirkung hier nachgerade zum stärksten Erfolg herauswächst, den seit dem Sommer bis heute irgend ein Stück auf einer Berliner Bühne errungen hat, liegt nicht an der Technik allein, sondern an der seltsamen Mischung von Cynismus und Sentimentalität, und ist, im Grunde besehen, ein kleiner Beitrag zur Psychologie der Großstadt.

Zaza ist eine hübsche, talentvolle Volkssängerin in einem Tingeltangel einer französischen Provinzstadt. Sie ernährt durch ihre Kunst sich und ihre

Digitized by Google

Mutter, aber nicht durch ihre Kunst allein; neben ihrem Kollegen Cascart, der ihr gute Engagements schafft, hat sie auch andere, wohlhabendere Freunde. Dies und die ganze Wirtschaft hinter den Kulissen enthüllt uns der erste Akt mit fröhlichem Cynismus; Alles offenbar vortrefflich beobachtet und lebensvoll wiedergegeben; selbst karrikierte, scharf satirische Züge sind so geschickt eingewoben, daß sie den Eindruck der Echtheit erhöhen. Einzelnes ist köstlich; so wenn der Direktor den Geliebten einer seiner Künstlerinnen in sittlicher Entrüstung hinauswerfen läßt, weil er nur Postbeamter mit 80 Francs Gehalt ist und daher weder im Lokal etwas verzehren, noch für die Freundin recht sorgen kann. Und weil alles echt scheint und die Autoren Leute von Geist sind, hört selbst das Stärkste nicht ernstlich: so als Zaza vor unseren Augen einen jungen Kaufmann, Dufresne, der sie meidet und den sie eben deshalb begehrt, so lange attakiert, bis sie ihn erobert hat. Die Scene gehört zu dem Deutlichsten, was man auf der Bühne zu sehen bekommt, aber das schlechthin Widrige kommt erst dann, in den decenten Scenen.

Der zweite Akt bereitet den Übergang vor von dem Cynismus, der sich so unbefangen, ja ehrlich giebt, daß er kaum beleidigt, zu der falschen, verlogenen Sentimentalität, die ein Mensch von gesundem Empfinden kaum noch ertragen kann. Zaza ist seit sechs Monaten die Geliebte Dufresne's, zum tiefen Kummer ihrer Mutter, die ihm seine geringe Wohlhabenheit nicht verzeihen kann, zur Empörung Cascart's, weil die ehemalige Geliebte sich für einen Menschen opfert, der ihr so wenig bieten kann und obendrein ein Heuchler ist; er giebt sich für ledig aus, während er in Paris Weib und Kind hat. Die Empfindungen der beiden biederen Leute, die ganze Bohème-Wirtschaft, dies alles ist wieder sehr lustig, sehr geschickt gemacht. Cascart klärt endlich Zaza auf, und diese eilt nach Paris, sich Gewißheit zu verschaffen. Dem Zuschauer aber, der die Bezeichnung „Schauspiel" auf dem Zettel gelesen hat, ahnt Böses: eine Rührscene zwischen der Sängerin und der legitimen Frau.

Es kommt aber viel schlimmer: nicht die Frau, sondern das Töchterchen Dufresne's tritt Zaza entgegen, und entwaffnet durch seine Unschuld ihren Zorn, so daß sie die Wohnung verläßt, ohne sich, wie sie es vorgehabt, durch eine Enthüllung an dem Heuchler zu rächen. Ich glaube, es giebt nicht viele Scenen, auch in französischen Stücken nicht, die so durch und durch verlogen, so im schlimmsten Sinne sentimental wären, wie diese Kontrastierung der Chansonette mit dem schrecklich naiven Kinde, das von der fremden Dame durchaus geküßt sein will. Kaum ein Wort wahr. Alles theatralische Rührseligkeit — und wie raffiniert in Scene gesetzt! Man muß starke Nerven haben, um nicht feuchte Augen zu bekommen, aber man muß wenig gesundes Empfinden haben, um sich nicht dessen hinterdrein zu schämen. Wer erfahren will, daß Sentimentalität dieses Schlages nichts Harmloses, daß sie etwas Gefährliches und Entsittlichendes ist, der sehe sich diese Scene und ihre Wirkung auf das Publikum an.

Da wirkt es denn ordentlich befreiend, daß der vierte Akt die Autoren als das zeigt, was sie sind: geist- und talentvolle Cyniker und Kenner des Milieus, das sie schildern. Wieder Zazas Wohnung im Provinzneſt. Sie waffnet sich mit Entrüstung, den Heuchler moralisch niederzuschmettern, wenn er es wagen wollte, wieder vor ihr zu erscheinen, und fliegt ihm bei seinem Eintritt in die Arme. Wahr, wie dieser Zug, ist Alles in diesem Akt, am wahrsten — geradezu schrecklich wahr — der Schluß. Zaza gesteht, daß sie in Dufresne's Wohnung war, und als er sie deshalb zornig anfährt, lügt sie ihm vor, daß sie seiner Frau Alles enthüllt habe. Da wallt er in sittlicher Entrüstung auf: „Dirne!" — und eilt ab, seine Frau zu begütigen. Zaza aber stürzt ans Fenster, ihn zurückzurufen; es ist zu spät, er hat's natürlich eilig gehabt und ist bereits verschwunden.

Damit wäre ja das Stück von Rechtswegen aus. Aber auf drei cynische Akte ein sentimentaler, das wäre doch nicht die rechte Mischung; gerührt und „erhoben" will das Publikum aus dem Theater gehen, und darum hat „Zaza" einen rührseligen Schlußakt. Er spielt drei Jahre später, vor dem großen Pariser Tingel Tangel, dessen star die Heldin nun ist; Dufresne findet sich vor dem Ausgang ein, sie nach Schluß der Vorstellung zu erwarten. Er lebt nun mit Weib und Kind in Amerika, ist auf einen Monat in Geschäften nach Paris gekommen und möchte die Zeit natürlich so angenehm als möglich ausfüllen. Dies die Situation. Wie nun wird die Begegnung verlaufen? Wird ihn Zaza entrüstet abweisen? Das wäre unwahr, aber nichts „fürs Gemüt." Wird sie ihm an den Hals fliegen? Das wäre wahr, aber vollends nicht sentimental. Und darum haben sich die Herren Verfaſſer anders geholfen. Es ist richtig, Zaza hat einen alten, reichen Liebhaber, ist also trotz ihrer Berühmtheit und ihrer riesigen Einnahmen noch immer käuflich, aber der Ruhm hat doch ihre Seele geläutert: kauft, in beweglichen Worten, die wieder ihre Wirkung auf die Thränendrüsen nicht verfehlen, erklärt sie dem einstigen Geliebten, daß nun nur noch für die Kunst in ihrem Herzen Raum sei, nicht mehr für die Liebe. Und dann fährt sie in der Equipage des Millionärs, der sie eben ausholt, in ihr einsames Heim zurück. Arme Zaza! Armer Dufresne! Das Publikum aber applaudiert mit nassen Augen und geht dann befriedigt heim. Man hat ein moralisches Stück gesehen, hätte man denn sonst geweint?!

Digitized by Google

Stücke, wie „Zaza“, können gewiß nur auf französischem Boden wachsen. Schon weil diese überaus geschickte Technik noch eine Eigenschaft der Pariser Autoren ist, die ihnen die deutschen — bisher wenigstens — nicht nachmachen können; aber auch der Inhalt: diese Gattung Cynismus, diese Art Sentimentalität und diese Mischung beider sind pariserisch. Aber warum übt das Stück in Berlin eine solche Zugkraft?! Das bleibt eine offene Frage. Aber wenn etwa Jemand die Antwort gäbe: „Weil Berlin bereits nahezu das ist, was Paris seit lange bedeutet, eine wirkliche Weltstadt, weil es im Wesen der Weltstadt liegt, ihre Bewohner im erbitterten Kampf ums Dasein zu Cynikern zu prägen, und weil der Cynismus echtes, starkes Empfinden abtötet und höchstens nur eben noch für Sentimentalität Raum läßt“ — wenn Jemand so sprechen wollte, so meine ich, könnte man ihm eigentlich nicht allzuviel Triftiges einwenden.

Berlin, Ende September.

Nachrufe.

(Theodor Fontane — Georg Ebers.)

Nun ist auch unser Theodor Fontane dahingegangen, sanft und jählings zugleich ist er abgeschieden; ein schönes Leben hat der schönste Tod beschlossen, den ein Mensch sich und denen, die er am meisten liebt, wünschen kann. „Der Tod ist es nicht . . . aber das Sterben!“ stöhnt die gute, alte Frau Nimptsch in seinem prächtigen Buch: „Irrungen, Wirrungen“, als sie ihre letzte Stunde herannahen fühlt, und das Bangen, nicht vor dem Tod, aber vor der Todesangst zittert auch in anderen Geschöpfen des greisen Dichters auf; es mag die einzige Furcht gewesen sein, die dieser furchtlose Mann kannte. Nun ist ihm auch diese Qual erspart geblieben, wie er jene andere, noch schwerere nicht gekannt hat, die sonst der alternde Künstler nach dem erbarmungslosen Gesetz der Natur zu erleiden verurteilt ist: die Kraft schwinden zu sehen und damit die Wirkung auf andere, bei lebendigem Leibe ein Toter zu werden, dessen Stimme man nicht mehr hören mag, auch wenn er zu reden fortfährt. Mit diesem Schmerz, dem schlimmsten vielleicht, der ein Menschenherz durchbohren kann, zahlt sonst ein Dichter das höchst zweifelhafte Glück, zu hohen Jahren zu kommen — nur Theodor Fontane hat ihn nie gekannt. Vieles an seinem Leben ist in seinem höchsten Sinne interessant, daß es zum Nachsinnen zwingt, vieles an seinem Schaffen ist des Genießens, einzelnes der Bewunderung wert, und fast Alles, auch dies Wort voll genommen, merkwürdig, aber das Interessanteste und Merkwürdigste an ihm ist doch dies Schicksal, weil es in seiner Art einzig dasteht: ich wenigstens wüßte keinen andern zu nennen, den es gleichfalls begnadet hätte. Gewiß giebt es Dichter, deren Ruhm noch im Greisenalter wuchs, weil die Schöpfungen ihrer Jugend- und Mannesjahre immer mehr zur Geltung kamen, aber auch in dies Glück fiel der Wermutstropfen: „Wenn sie heute dem lauschen, was Du ihnen etwa noch zu sagen hast, so geschieht es doch nur um deswillen, was Du ihnen früher gesagt hast.“ Und nun gar jene anderen Dichter, die ihr eigenes Geschlecht verkannte, bis ein neues die Schuld sühnte, jene, die erst ihr siebzigster oder achtzigster Geburtstag aus der Verschollenheit herausriß — diesem Glück war vollends so viel Bitteres beigemischt, daß einige, so Hölderlin, fast betrübt waren, auch noch ihre Auferstehung aus dem Grabe erlebt zu haben. Anders Fontane. Er hat, die Gedichte abgerechnet, sein Bestes und Eigentümlichstes in den rund zwei Jahrzehnten zwischen seinem sechzigsten Jahre und seinem Tode geschaffen, ihm ist die Kraft in Jahren gewachsen, die anderen das Erlöschen dieser Kraft bringen, und darum — nicht darum allein, sondern auch durch ein Zusammenwirken der verschiedensten sachlichen und persönlichen Gründe, aber doch in erster Linie aus diesen Gründe — ist auch von Jahr zu Jahr sein Leserkreis und sein Ruhm gewachsen. Darin, meine ich, hat er keinen Glücks- und Schicksalsgenossen und hier liegt auch die Ursache für die tiefe Wirkung, die sein Tod geübt hat. Gewiß, die erste Empfindung war die Wehmut, den prächtigen Dichter, dem man so viele gute Stunden dankte, nicht mehr unter den Lebenden zu wissen, aber daran reihte sich auch die andere: „Es ist ein Verlust für unsere Litteratur; wie viel hätte er uns noch geben können!“ Und es war ein neunundsiebzigjähriger Greis, an dessen Bahre diese Klage laut wurde — und man hatte vollen Grund dazu. Wie alt war er, als er seinen besten Roman schrieb, „Effi Briest“?! Sechsundsiebzig! Und seine letzten Verse, die auf Bismarcks Tod, sind bester, edelster Fontane.

Aber nicht nur in dieser Hinsicht bedeutet sein Tod einen Verlust für unsere Litteratur. Wie auf den Menschen im Dichter, so übt auch auf sein Schaffen die Art, wie er anderen begegnet und sie ihm, welcher Ton zeitweilig im Verkehr und in der Kritik herrscht, die tiefste Wirkung; die litterarischen Sitten oder Unsitten einer Zeit sind keineswegs ein apartes Kapitel für sich, sondern die Litteratur selbst wird von ihnen beeinflußt, schon weil durch sie die Kraft des einzelnen Dichters gesteigert oder geschwächt wird. Wie es damit in unseren Tagen steht, weiß jedermann: schlimm steht's, so daß man weit zurückgreifen muß, um Ähnlichem zu begegnen, um reichlich sechzig Jahre. Kampf hat's immer gegeben, Kampf muß sein — gewiß! Aber die litterarischen Parteikämpfe der Gegenwart werden selten ehrlich mit dem Schwert des Geistes ausgefochten, häufiger mit dem vergifteten Dolch der persönlichen Gehässigkeit, am häufigsten mit dem Knüppel der Grobheit. Und wer und was alles kämpft gegen einander! Die Jungen gegen die Alten — noch immer, obwohl sich die Alten kaum mehr verteidigen — die Jungen unter einander; wir haben keine großen Parteien mehr, die um sachliche Gegensätze sachlich gegen einander streiten, sondern eine Unzahl kleiner Häuflein, die sich gegenseitig den Tagesruhm neiden und vergällen. Arge Sitten! — wollte jeder Dichter mitthun oder sie sich zu Herzen nehmen, er käme kaum mehr zur Arbeit. In dieser Zeit nun war Fontanes Stellung in der Litteratur ein Lichtbild; er war allen gut und alle ihm. Noch mehr, er war der einzige Dichter der Gegenwart, den die Alten liebten, die Mittleren schätzten, die Jungen ehrten.

Also in zwiefacher Hinsicht ein Schicksal, dessen Gleichen man vergeblich suchen würde. Überflüssig zu sagen, daß es in letzter Linie seinen Grund in Einem hat, was auch immer einzig ist: in der Persönlichkeit. Warum wuchs Fontane's Kraft erst im Alter am frischesten empor, warum wurde selbst in unserer Zeit ihm allein so begegnet, wie man jedem Dichter von Verdienst begegnen sollte? Weil er — er war, von diesem Aeußern, diesem Wesen, dieser geistigen und gemütlichen Veranlagung, diesen Freundschaften und Verbindungen, diesen äußern Schicksalen. Aber um das Nähere darüber zu sagen, hieße nicht blos weit über den Zweck dieser Zeilen hinausgreifen, die nur eben ein Zeichen trauervollen Erinnerns sein wollen, sondern das gäbe einen Aufsatz, sondern ein Buch. Denn eben weil es sich dabei immer wieder um etwas handelt, was die meisten Leser nicht gekannt haben und was durch und durch eigentümlich ist, eben die Persönlichkeit, darf man sich bei einem solchen Thema nie mit Andeutungen begnügen. Zudem glaube ich zwar zu wissen, wie Theodor Fontane war, das heißt, ich habe mir ein Bild seiner Persönlichkeit zu machen versucht, aber ob es in Allem der Wahrheit entspricht, weiß ich nicht. Ein Dutzend Gespräche und etwa doppelt so viel

Digitized by Google

Briefe — das ist kein genügendes Material für eine solche Arbeit.

Bliebe eine Betrachtung und Abwägung dessen, was er geschaffen hat. Diese Pflicht aber hat diese Zeitschrift längst erfüllt — in Band VII. S. 122 ff. steht ein eingehender Essay über ihn und seine Werke, und das Meiste, was er seither veröffentlichte, ist gleichfalls an dieser Stelle gewürdigt worden. Und wäre dies Alles nicht rechtzeitig geschehen, so käme es doch jetzt zu früh. Am offenen Grabe kritisiert sich's schlecht.

Nur Eines also habe ich heute und an dieser Stelle noch zu sagen: daß auch diese Zeitschrift durch Theodor Fontane's Tod einen Mitarbeiter verloren hat, dem sie aufrichtigen Dank für wertvolle Gaben schuldet. Als im Frühling 1886 die Einladungen zur Mitarbeit an der „Deutschen Dichtung" ausgingen, war er, der pünktlichste Briefschreiber unter der Sonne, einer der ersten, der sich mit einem freudigen „Ja!" und einem herzlichen, ermutigenden Glückauf einfand. Dem Versprechen folgte prompt die That, schon das erste Heft des 1. Bandes konnte sein schönes Gedicht „Gulbrandsdal" bringen. Auch zahlreiche andere Gedichte hat diese Zeitschrift zuerst bringen dürfen, darunter einige, die zu seinen besten zählen, so: „Die große Marthanse vor Papst Paul," „Olaf Tragebein," „Admiral Herluf Trolles Begräbnis," „Svend Gabelbart," „Balaklawa" (frei nach Tennyson), „Man hat es oder hat es nicht", „Aber wir lassen es Andere machen," „Erstes Bataillon Garde", endlich das schöne Gedicht an Bismarck: „Jens in Mission." Auch drei Prosa-Arbeiten durfte die „Deutsche Dichtung" aus seiner Feder bringen, die feine Novellette: „Eine Frau in meinen Jahren," eines der hübschesten Kapitel aus seinem Buche: „Meine Kinderjahre": „Meine Schülerjahre", endlich seinen Beitrag zur Serie „Die Geschichte des Erstlingswerks": „Das Schlachtfeld von Groß-Beeren." Nur die Geschichte einer Schüler-Arbeit und ganz kurz skizziert, und doch: da haben wir den ganzen Fontane. Alle diese Beiträge sind seither auch in Buchform erschienen, nur ein bisher nicht erwähntes, kurzes Gedicht ausgenommen, das er mir gab, als ich ihn um etwas recht Kurzes und recht Charakteristisches bat, weil es als Probe seiner Handschrift faksimiliert werden sollte. Als er es mir übergab, blickte er mich fragend und lächelnd an. „Sie sind d'rin," sagte ich, „und darum schönsten Dank." — „Ja, ich aber sonst nichts," erwiderte er. Aber ich meine, selbst wenn er Recht hätte, so würde das genügen, und da die Verse, wie gesagt, seither meines Wissens nie gedruckt worden sind, so lasse ich sie hier nochmals folgen:

Welches von beiden?

Rom im Siebenhügelkranz,
Gremmen, Schwante, Wehlefanz.

Remi-See, Genzano-Sträußchen
Stralau, Treptow, Eierhäuschen.

Blick auf's Forum, Ara Coeli, —
Tasse Kaffe bei Stehely.

Lockt auch Fremde, Schönheit, Pracht,
Glücklicher hat mich die Heimat gemacht.

Berlin, 4. November 89.

Th. Fontane.

* * *

Auch eine andere, gern geübte Pflicht der Pietät sei heute erfüllt, nachdem leider Raummangel eine Verspätung bewirkt hat.

Dem Ausdruck aufrichtiger Trauer um das Hinscheiden eines begabten und fruchtbaren Schriftstellers, eines vortrefflichen und charaktervollen Mannes, mit dem die ganze deutsche Presse die Nachricht von Georg Ebers' Tode aufgenommen hat, schließt sich die „Deutsche Dichtung" nun so wärmer an, als ihr damit auch ein treuer Freund und Mitarbeiter entrissen wurde. Wie ich oben sagte: Am offenen Grabe kritisiert sich's schlecht; wir wollen heute nicht festzustellen versuchen, was vom rein künstlerischen Standpunkt, den diese Zeitschrift vertritt, für und gegen Ebers' Schaffen zu sagen wäre, und dürfen dies um so mehr unterlassen, als ihm die „Deutsche Dichtung" schon vor langen Jahren (im 1. Hefte des VIII. Bandes) einen liebevoll, aber gerecht abwägenden Essay aus der Feder eines Kritikers gewidmet hat, den Ebers selbst als einen der kompetentesten ehrte. Auch seither hat diese Zeitschrift anläßlich des Erscheinens einzelner Werke, namentlich seiner Selbstbiographie, wiederholt Gelegenheit genommen, seinem Wirken gerecht zu werden. Er habe, schrieb mir Ebers einmal, fast nur Lobredner oder Schmäher, aber selten Kritiker gefunden; was die „Deutsche Dichtung" über ihn sage, gehöre zu diesen Ausnahmen, und ich citiere das Wort, weil es zu der Bemerkung eines vielgelesenen Blattes, Ebers sei seit Auerbachs Ableben der empfindlichste deutsche Autor gewesen, den berichtigenden Kommentar giebt.

Auch eine andere Eigenschaft, die Ebers nachgesagt wurde, hat diese Zeitschrift nie kennen gelernt, sondern vielmehr ihr Gegenteil. Gemeint ist seine angeblich merkantile Gesinnung. Bei einem Gespräch, das der Herausgeber dieser Zeitschrift im Jahre 1884 bei einer zufälligen Begegnung in München mit Ebers führte, äußerte dieser, er schreibe in der Regel nur für Zeitschriften, die ihm ein bestimmtes Honorar für die Druckzeile (er nannte einen für deutsche Verhältnisse exorbitanten Betrag) gewähren könnten. Es handelte sich um keinen bestimmten Fall, die „Deutsche Dichtung" war noch ein im Stillen gehegtes Projekt), doch dachte der Herausgeber an diese Äußerung, als er zwei Jahre später die Einladungen zur Mitarbeit ausgehen ließ, und sandte an Ebers keine solche, da der Etat des Blattes eine derartige Belastung nicht vertragen hätte. Da meldete sich, nachdem einige Hefte erschienen waren, Ebers selbst mit der brieflichen Anfrage, warum er keine Einladung erhalten; wenn etwa der Grund in jener Äußerung liege, die er vor zwei Jahren über seine Honorar-Ansprüche gemacht, so bitte er zur Kenntnis zu nehmen, daß er einer Zeitschrift von dem Inhalt und der Tendenz der „Deutschen Dichtung" zu dem bei ihr gebräuchlichen Honorare zur Verfügung stehe. Das Anerbieten wurde natürlich gern angenommen und Ebers ist seither auch in den Spalten dieser Zeitschrift ein oft und gern gesehener Gast gewesen.

Hier erschien jenes seiner längeren Gedichte, das er seltsamer Weise nie als Büchlein hat erscheinen lassen, obwohl es sein geistvollstes und eigentümlichstes ist: „Aus dem Jenseits. Ein Blatt aus dem himmlischen Tagebuche des seligen Doktors Modestus" (Band II S. 83 ff.); warum es Ebers beim Abdruck in unserer Zeitschrift bewenden ließ und das Gedicht nicht in Buchform veröffentlichte, wissen wir nicht, vermögen auch keinen Grund dafür zu finden. Eine Freude für alle unsere Leser war auch der schöne Aufsatz über die Vegetation der Wüste in „Wüstengrün", mit dem er den VIII. Band dieser Zeitschrift eröffnete; es ist eine Beschreibung voll poetischer Kraft und Anschaulichkeit. Auch zwei wertvolle selbstbiographische Aufsätze dankt ihm diese Zeitschrift: „Aus meiner Kindheit" (Band XIII, S. 98) und seinen Beitrag in der Serie: „Die Geschichte des Erstlingswerkes": „Mein Erstling: Eine ägyptische Königstochter" (Band X, S. 15). Zuletzt (Band XX, S. 161) konnten wir seine liebenswürdige und charakteristische Skizze aus dem Berliner Leben: „Unsere Aussicht" bringen. Auch der vorige Jahrgang sollte eine kleinere Dichtung von Ebers veröffentlichen; der Zusage folgte leider vor einigen Monaten die Mitteilung, er sei so leidend, daß er kein Wort nicht halten könne. Doch sprach der Brief in so bestimmten Worten die Hoffnung auf Genesung aus, daß ich keine Befürchtung um ihn hegte. Um so schmerzlicher hat mich dann die Kunde von seinem Hinscheiden berührt. Der treffliche, warmherzige Mann hat es, wie um Alle, die ihn kannten, so auch um mich und diese Zeitschrift verdient, daß wir sein Andenken treu in Ehren halten.

* * *

Die Porträts beider Dichter aus den Jahren vor ihrem Hinritt sind in den letzten Wochen unzählige Male veröffentlicht worden. Da dürften denn die Jugendbildnisse, welche dieses Heft bringt, den Lesern schon deshalb von Interesse sein, weil sie eine Vergleichung mit den wohlbekannten Zügen der gealterten Männer ermöglichen. Beide Porträts sind dem von mir herausgegeben Buche „Die Geschichte des Erstlingswerks" entnommen. Fr.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von C. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Der verwunschene Garten.

Eine Sommernovelle

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Abgesehen von der bevorzugten Lage in anmutigem Thalgrund zwischen mäßig hohen Berggeländen und -Spitzen, war's ein Landstädtchen wie hundert andre, von der Fürsorge des deutschen Bundestages überwacht, doch vermutlich nur äußerst wenig Mitgliedern desselben jemals dem Namen nach vorgekommen. Die Überbleibsel der ehemaligen Ringmauern wiesen symbolisch auf ähnliche alte Überlieferungen in den Köpfen der Ortsinsassen hin, und wie in den Bauerngärten die als nützlich angesehenen Pflanzen aus der Zeit Karls des Großen sich forterhielten, that ein gleiches vielfach auf Marktplatz und Straßen zwischen der sehr euphemistisch ‚Pflaster' benannten Versammlung großer und kleiner, spitzer und bucliger Steine das Gras, das Vorväterangen ebenso an den nämlichen Stellen gekannt. Vorteilhaft freilich konnte man es nur da heißen, wo es zu solcher Üppigkeit gedieh, daß die Ziege des Nachtwächters sich dran für ihre Pflichterfüllung täglicher Milchlieferung zu kräftigen vermochte; dagegen hielt sich allgemein das vererbte Wachstum in den Köpfen durchaus auf Nutzbringung verwandt. Ziemlich gleichmäßig fand sich in jedem Hause eine allerdings nicht im Linné'schen System aufgeführte Pflanze angebaut und gepflegt, weniger um augenerfreuende, duftende Blüten zu tragen, als zur Reifung nahrhafter Früchte; ihr Name war ‚die praktische Verständigkeit', und was sonst noch neben ihr gezogen wurde, bestand aus allerhand, je nach dem Geschmack und der Liebhaberei der Züchter ausgewählten Küchenkräutern. Aus diesem von vernünftiger Lebensanschauung gezimmertem Rahmen fiel zwar die botanische Beschäftigung der jungen Honoratorentöchter etwas heraus; doch erstens verursachte sie keinerlei Unkosten, und dann war sie nur ein bischen unschädliches buntblühendes Unkraut, wie es eben im Frühling gern aus dem Ackerboden auftrieb. Damit hatte es keine gefährliche Bewandtnis, Väter und Mütter entschlugen sich jeglicher Befürchtung, es könne etwa durch zu starke Wucherung dem späteren Ertrag der Felder Abbruch thun. Vielmehr waren sie aus Erfahrung ruhig überzeugt, sämtliche Äcker würden nicht minder die wünschbare Ernte an Sommergemüsen, Rüben und Kartoffeln zur Reife bringen.

Ja, hier hatte Engelhart Lindener einige seiner ersten Knabenjahre verlebt; mählich ging's ihm im Gedächtnis wieder auf, die Straßen, die Häuser, die aus den Fenstern blickenden Gesichter. Sein Vater war vorübergehend für einige Zeit in einer amtlichen Stellung ins Städtchen versetzt gewesen, dann zu einem höheren Posten aufgerückt, doch auf diesem nur nach der Landeshauptstadt gelangt, dort bald jung zu sterben. So viel Engelhart noch wußte, hatten seine Eltern sich hier nicht heimisch gefühlt und keinen Verkehr mit andern Familien unterhalten, oder eigentlich schloß er dies wohl aus einer Erinnerung an sich selbst, daß er nur selten einmal mit anderen Kindern zusammen gekommen, sich meistens allein im Garten oder draußen an den Berghängen befunden. Er besuchte die Stadtschule nicht, sein mit erheblichem Vermögen begabter Vater ließ ihm im Hause Unterricht erteilen, so fiel eine tägliche Gemeinschaft mit Lernbank-Kameraden für ihn weg. Doch ihm nicht zur Entbehrung, in seiner Natur lag kein Bedürfnis danach; weder die männliche noch die weibliche Hälfte des hoffnungsvollen Bewohnernachwuchses der Stadt flößte ihm ein Anschlußverlangen ein. So war's auch nachher auf dem Gymnasium und bis heut' auf der Universität geblieben; er gehörte keiner Verbindung an, besaß keine näheren Freunde und hatte nie einen Ball besucht. Tanzen zu lernen und gewandte Verbeugungen zu machen, war ihm als etwas außerordentlich Überflüssiges erschienen und die junge Damen-

Digitized by Google

welt der Universitätsstadt durch ihn selbst ausreichend mit Gründen versehen, ihn als ein höchst unnützes Mitglied der verfeinerten menschlichen Gesellschaft zu betrachten. Nicht nur in seine Bildung, auch in seine Bildungsfähigkeit mußte man mit Recht Zweifel setzen, besonders, da auch sein Großonkel nach diesen Richtungen keinerlei veredelnden Einfluß auf ihn ausübte, vielmehr ihn ganz eigenem Gefallen gemäß gehn und thun ließ. Es gab leider auf der Welt sowohl durch sich selbst, wie durch erzieherische Nachlässigkeit zur Verwahrlosung prädestinierte Geschöpfe.

Wie er eigentlich darauf verfallen war, Geologie zu studieren, wußte er nicht recht genau, vermutlich durch eine Art von Ausschluß, weil er zu keinem der üblichen Fächer Neigung gefühlt. Zoologie hätte ihm vielleicht im Grunde mehr entsprochen, von kleinauf hatte er an allem Tierleben der Natur betrachtend und bedenkend Anteil genommen. Doch als er von der Schule abgegangen, war's ihm gerade nicht eingefallen, wie's ihm öfter vorkam, zeitweilig einmal nicht mit seiner Verstandsmitgift und reiflicher Überlegung bei einer Sache zu sein. Er konnte dann vor den Augen Dinge sehen, die nicht da waren oder wenigstens sah er sie anders, als sie sich in der Wirklichkeit verhielten; sein Kopf und die Sinne drin hatten etwas von einem Feldstecher, bei dem es drauf ankommt, wie er eingestellt wird. Vor Engelhart Lindeners Gesicht umgaben sich die Anschauungsgegenstände leicht mit chromatischen Rändern; bräuchliche pädagogische Ausdrucksweise hätte es dahin benannt, das Gehirn sei bei ihm geneigt, seine klarordnende Thätigkeit zeitweilig von wuchernder Einbildungskraft beeinträchtigen zu lassen. Das bildete allerdings weniger eine passende Veranlagung für die Geologie, denn die war der Hauptsache nach eigentlich eine mit nüchterner Verstandessicherheit arbeitende Wissenschaft, und er selbst trug auch eine Empfindung davon in sich. Aber wenn er einen Fehlgriff gethan, stand's bei ihm, diesen jederzeit zu verbessern; der Gedanke dran bekümmerte ihn nicht, zu einem Brotstudium sah er sich ja nicht genötigt. Zudem stellte sich noch ein anderes Gefühl ab und zu in ihm zum Besuch ein, er könne bis jetzt noch keine endgültige Entscheidung über seinen Lebenszweck treffen, denn dafür mangle es ihm noch an umfassenden Kenntnissen. Vielleicht sei in der Welt etwas seiner Erfahrung bisher durchaus unbekannt Gebliebenes vorhanden, das ein glücklicher Zufall ihm noch einmal in den Weg bringe, ihn gleichsam mit der Nase darauf zu drücken. Freilich, sich eine Vorstellung davon zu gestalten, was dies etwa sein könne, dazu reichte auch seine ungewöhnliche Phantasiebegabung nicht hin. Nur das erschien ihm als recht unzweifelhaft, hier werde ihm nichts Derartiges vorkommen.

So ging er denn nun durch die Straßen des Städtchens, und sie regten ihm allerhand, doch nur wenig ihn innerlich berührendes Gedächtnis an. Äußere Merkmale ließen ihn sich dieses und jenes Hauses wieder erinnern; natürlich erkannte er auch das, in welchem er selbst gewohnt. Betrachtend blieb er davor stehen, doch im Gemüt schlug sich ihm gleichfalls keine rechte Brücke zu der Thür, durch die er so oft aus- und eingegangen, hinüber. Er war erst neun Jahre gewesen, wie er es verlassen und nur um ein bischen älter, als seine Eltern gestorben, so daß ihm zur eigentlichen Jugendheimat das Haus seines Großonkels geworden. An diesem hing er, als an dem einzigen ihm nahestehenden Menschen mit dem Herzen, zumal da die Liebe zwischen ihnen auf Gegenseitigkeit beruhte. Von einer pädagogischen Einwirkung auf ihn war ihm nie etwas zum Bewußtsein gekommen, er meinte im Grunde wild aufgewachsen zu sein, doch in Wirklichkeit bildete er einen jungen Ableger von dem alten Professor. Freilich keinen botanischen, aber das sah Heimrat Feierabend trotz seiner eigenen Haupt-Lebensbeschäftigung doch nicht für das Hauptsächlichste im Leben an. Er mochte im Alter des jungen Studenten den Zügen nach Ähnlichkeit mit diesem gehabt haben und wohl auch innerlich mancherlei Übereinstimmendes. Dahin gehörte, daß er ebenfalls keinen sonderlichen Trieb nach Umgang mit Altersgenossen besessen, sich ebensowenig um Mädchen gekümmert, nicht getanzt, kurz vermutlich einen gleichen Ruf der Unliebenswürdigkeit und gesellschaftlichen Unbrauchbarkeit genossen hatte. Und so war's allerdings bedauerlich, indes gerade kein Wunder, wenn durch das tägliche Zusammenleben mit ihm Engelharts natürliche Anlage noch weiter zur Entwicklung geraten.

Zum ersten Mal besuchte der Letztere seinen Onkel in dessen neuem Aufenthaltsort und zwar unvorhergesehen, oder verfrüht, denn das Universitätssemester ging noch lange nicht zu Ende. Aber ihn hatte Verlangen nach dem Wiederzu-

Digitized by Google

sammensein mit dem Alten, zugleich mit einem Begehren, aus der toten Steingrube der Großstadt herauszukommen, angefaßt, und in Anbetracht der selbstherrlichen Sorglosigkeit, mit der er seinem Studium und seiner Lebenszukunft gegenüberstand, war zwischen dem ersten Impuls und der Ausführung nur eine äußerst geringe Zeitspanne vergangen. Bei seiner plötzlichen Ankunft aber hatte Heimrat Feierabend auch an diesem unzeitgemäßen Desertieren aus der Fahnenhalle der Wissenschaft mit keinem Wort etwas auszusetzen gehabt; er schien die Geologie nicht als etwas so übermäßig Wichtiges zu betrachten, freute sich in höchstem Maße über das Eintreffen Engelharts, doch so wenig davon verwundert, daß man beinahe hätte auf die Vermutung geraten können, er habe selbst durch irgend eine unbedachte briefliche Äußerung den jungen Erdbildungskunde-Beflissenen zu dem eigenmächtigen Ferienmachen veranlaßt und verleitet.

So gereichte denn das aus dem Stegreif Hervorsetzbein ingleichen dem Ankömmling zur Erfreuung, wenn er auch nicht recht begriff, weshalb sein Onkel sich gerade diesen Fleck Erde zum Lebensabend Aufenthalt ausgesucht habe. Allerdings sahen derartige Nester sich, hauptsächlich, was die Bewohner anging, wohl überall einigermaßen ähnlich, so blieb's ziemlich einerlei, in welchem Jemand sich still zwischen seinen vier Wänden und seinem Gartenzaun einfriedete und abschloß. Die Landschaft mußer zeichnete sich sogar entschieden vor vielen anderen aus, und stellenweise gewann auch das Städtchen bei näherer Augenscheinnahme, besonders wo der Rest der alten Ringmauer sich herumzog. Eine gewiße Romantik lag drin, für die ein Knabe noch nicht Blick und Verständnis hatte, dazu kam man erst später. Auch des in die Mauer eingebauten Hauses erinnerte Engelhart sich jetzt und dabei gleichfalls, daß er ein paar Mal zu seiner halben Verwunderung ein Kind aus der sonderbaren Thür heraustreten gesehn, wahrscheinlich das inzwischen großgewachsene Mädchen, dem das Mundwerk der sogenannten städtischen Honoratorentöchter den Namen ‚Mauer-Hungerblümchen' beigelegt hatte.

Wie sein Onkel dazu gekommen, sich einen solchen Haufen von Kolleg-Hörerinnen ins Haus zu schaffen, begriff er am wenigsten. Er titulierte sie innerlich einen „Elsternschwarm", ziemlich respektlos und in Ansehung des botanischen Namens, der ihm von Jeder im Stillen zuerkannt worden, noch mehr undankbar. Aber die Natur hatte ihn einmal zu einer geringen Schätzung des weiblichen Geschlechtes, so weit dies bisher in seinen Kenntniskreis gefallen war, veranlagt.

Wie er so am nächsten Vormittag nach dem für ihn wenig erquicklich gewesenen Besuch bei den Nachkommen der Gartenpfleglinge Karls des Großen in Betrachtung der alten Mauer an dieser entlang schlenderte, öffnete sich gerade die Thür des eingebauten Häuschens und etwas Weibliches trat daraus hervor. Zu entfernt, um Genaueres unterscheiden zu lassen, höchstens so viel, daß es nicht die „Draba muralis" Benannte sein könne, denn die ziemlich hochgewachsene, sich mit zierlich-keck-sicheren Schritten fortbewegende Gestalt schien elegant gekleidet, trug einen Sonnenschirm von kirschroter Seide in der Hand und am befederten modernen Hut einen vergißmeinnichtblauen, das Gesicht verdeckenden Schleier. Weil der Blick Engelharts gerade dorthin gerichtet war, nahm er mit seinen guten Augen diese Ausstattung gewahr, doch im übrigen beließ sie ihn zusamt der Trägerin selbst so gleichgültig, wie irgendein in einem Schaufenster der von ihm verlassenen Großstadt ausgestelltes Modekostüm.

Bis zum Mittag waren noch ein paar Stunden, und es lockte ihn zum Aufstieg an einer Berglehne, unter der er fortgewandert. Dort oben am Höhenrand hatte er als Knabe manchmal gelegen, und nun streckte er sich wieder hier auf den Boden. Der Quendel fing an zu blühen und durchduftete die Sonnenluft, Bienen summten, Schmetterlinge flatterten, und drunten lag das Städtchen. So war es damals gewesen und nichts anders geworden, als daß seines Onkels Haus und Garten hinzugekommen.

Eigentlich war auch er noch unverändert derselbe, nur daß sein Körper etwas mehr Raum in Anspruch nahm. Aber im Kopf fand er noch die gleichen Gedanken geblieben; das bezeichnete es nicht ganz richtig, mehr die nämlichen Empfindungen, die sich nicht mit Worten ausdrücken ließen. Deutlich entfann er sich, diese Sehnsucht nach etwas hatte er schon ebenso gekannt und ebenso nicht gewußt, wonach. Doch unverändert in ihm geblieben war's, wie um ihn die Scene, der Thymianduft, das leise Summen in den Föhren, wie die weißen, bei längerem Ansehen die Augen süß ermüdenden und zum Einnicken bringenden Sommerwolken. An denen

Digitized by Google

hatte sein Blick immer besonders gehangen, wie sie sich langsam umbildeten, verdichteten, phantastische geheimnisvolle Gestalten annahmen, die vor den geschlossenen Lidern fortdauerten, bis sie mählich mit dem Bewußtsein auseinanderflossen und zergingen.

Sommer-Sonnenwendtag war's heute, und so blitzten und blendeten die weißen Wolken in höchstem Glanz, daß er die Augen von ihnen abwenden, zum grünen Land niederkehren mußte. Doch dort unten trafen sie nicht weniger auf etwas die Phantasie Erregendes und in Thätigkeit Versetzendes. Das hatte sich allerdings erst neu hinzugesellt, seit gestern, aus der Mitteilung, die sein Onkel über die Vergangenheit des ‚verwunschenen Gartens' gemacht. Ringsum übersehbar dehnte dieser sich mit seinen langen Glasscherbenmauern drunten aus. Doch an keiner Stelle vermochte auch von hier oben der Blick ins Innere hinein zu dringen. Hunderte von dichtbelaubten Wipfeln wölbten sich gleich einer Kuppel drüber; wie ein hoch mit dunklem Grün zugedecktes, verschlossenes Geheimnis lag das Ganze in der weit um offenen Landschaft.

Als Knabe hatte er sich einmal umsonst die Hände zerfratzt und die Hose zerrissen, um zu sehen, was hinter der Mauer sei, danach kaum weiter daran gedacht. Doch wie er jetzt drauf hinunterschaute, wachte auch jenes Verlangen wieder in ihm auf. Nichts Verschlafenes lag in seinem Gesichtsausdruck, aber wie er es als Kind gewesen, war Engelhart Lindener trotz seinem nüchternen geologischen Studium, oder möglicherweise grade deshalb, noch heut ein Träumer mit offenen Augen.

* * *

Wie auf jeden gewöhnlichen Tag, so folgte auch auf diesen sich nur einmal im Jahr ereignenden Sommer-Sonnenwendtag die Nacht, aber sie regte den Eindruck — das weibliche Geschlecht hält mehr auf die äußere Erscheinung daß sie danach trachte, sich jedermann unanzweifelhaft in ihrer auszeichnenden Bedeutung als Sommer-Sonnenwendnacht kundzugeben. Nach uralteste Kleiderordnung war ihr verwehrt, in einem Goldgewand aufzutreten, da gegen sprach kein Verbot ihr die Berechtigung ab, sich beim Eintritt den Scheitel mit ihrem prachtvollen Erbschmuck, einer tausendfältig gestirnten, funkelnden Krone zu verzieren, und darunter legte sie allmählich den ganzen Prunk der ihr zustehenden fürstlichen Tracht an. Alles dran war, wie an dem Mondenkleid im Märchen, aus silbernen Fäden gesponnen, gewebt und gestickt, auf den ersten Blick hin einfach wie ein großer, bis zur Erde niederwallender Hermelinmantel, doch bei näherem Beschauen unzählbar mit aufgeheftetem gleichfarbigen Zierrat besetzt. Überall, wohin das Auge ging, schimmerte, flimmerte, glimmerte das wunderbare Gewand von glanzverfehlenden Falbeln, Schleifen, Einfassungen, Aufschlägen und Geschmeiden, eigentlich vielfach überflüssigem und die hoheitliche Wirkung des Ganzen eher etwas beeinträchtigendem Putz. Doch auch die Sonnenwendnacht gehörte zum Frauengeschlecht und konnte sich offenbar von der angeborenen Meinung desselben nicht losmachen, sie müsse ihre siegreiche Schönheit durch die Zuthat von allerhand gliterndem Flitterbesatz noch erhöhen.

Großonkel und Großneffe verbrachten den Abend in einträchtig befriedigendem Zusammensitzen bei einer guten Flasche Wein. Dazu bemerkte beim letzten Glas der Professor: „Du bedarfst zwar eigentlich dieses Fruchtproduktes der Vitis vinifera nicht, lieber Engelhart, denn nach der richtigen Aussage Goethes ist „Jugend Trunkenheit ohne Wein". Und er setzte hinzu: „Trinkt sich das Alter wieder zur Jugend, so ist es wundervolle Tugend." Nur daß diese Tugend sich leider noch etwas schwieriger übt, als manche andere."

Der junge Student sah auf. „Ein merkwürdiger Ausspruch. Warst Du etwa in Deiner Jugend trunken, lieber Onkel, ohne getrunken zu haben?"

„Nun, ich verhielt mich darin mäßig", antwortete der Alte mit einem leichten Lächeln, „vielleicht weniger aus eigenem Verdienst, als weil mir die Mittel versagt waren, meinen Durst an dem lieblichen Wein zu stillen, der mir besonderes Gefallen erregt hätte. Da muß man sich denn bescheiden und ihn anderen, besser damit bestellten überlassen. Ja, so ist es denn aufs neue erfreuliche Blütezeit, und wie der Mensch nun einmal ist, hofft er auch mit weißem Kopf noch weiter voraus, das heißt, noch wieder einen nächsten und womöglich noch schöner blühenden Sommer mit zu erleben. Darauf wollen wir nach altem Brauch mit dieser Neige anklingen, liebes Kind."

Die Gläser gaben einen hübschen, hellen Ton, und Heimrat Feierabend schob seinen Stuhl zurück. Er stand früh auf, so ging er

Digitized by Google

zeitig zur Ruh', das war auch eine Herbstfrucht, die das Alter mitbrachte. Trina Löffelholz hatte schon einmal zur Mahnung den grauen Kopf durch die Thüre gesteckt und stand mit angezündeter Kerze bereit, ihm die Treppe hinan zu leuchten. So verabschiedete er sich von Engelhart: „Du bleibst wohl noch wach, Jugend ist auch Augenfrische ohne Schlafbedürfnis mit den Hühnern."

„Ja, ich mache vielleicht noch einen kleinen Gang ins Freie, lieber Onkel."

„Da rate ich Dir den Weg zu der alten Stadtmauer an, sie macht sich im Mondlicht mit dem Häuschen drauf noch eigenartiger als bei Tag."

Draußen auf dem Flur sagte die alte Wirtschafterin: „Hoffentlich haben Sie nicht zu viel von dem starken Wein getrunken, Herr Professor."

„Nein, darüber kann sie beruhigt sein, liebe Katharina, ich bin in der Jugend gewöhnt worden, mich der Enthaltsamkeit zu befleißigen."

Frage und Antwort klangen in die Stube zu Engelhart Lindener herüber und regten ihm eine Vorstellung an. Welch' ein lang einsames Leben hatte sein Onkel verbracht; ganz anders wärs gewesen, wenn er geheiratet, eine Frau und Kinder um sich hätte, statt unter dem Hauspantoffel der alten Trina zu stehen, die ihm, ob auch wohlgemeint, zumaß, wie viel er trinken dürfe. Im Alter verhielt sich's offenbar nicht erfreulich mit dem Allein-Gebliebensein; freilich, um dies zu verhüten, mußte die Jugend vorsorgen. Aber das hatte sein Onkel verabsäumt oder vielmehr nicht gewollt, weil alle jungen Mädchen, richtiger Damen beteilt, ihm zu hohlköpfig, albern und kläglich vorgekommen. Und dagegen ließ sich wieder nichts einwenden, es war die Schlange, die sich in den Schwanz gebissen.

Nein, über die Flasche konnte die alte Trina unbekümmert sein, der junge Student fühlte jetzt, daß er mindestens dreiviertel davon zu sich genommen habe, gegen seine Gepflogenheit, denn für gewöhnlich trank er keinen Wein. Aber dieser hatte in der That etwas Liebliches gehabt, vermutlich war's der, von dem sein Onkel gesagt, daß er in seiner Jugend gern den Durst daran gestillt hätte. So spürte man erst nachträglich, er habe auch ein recht kräftiges Feuer in sich, das allerdings noch einen Gang in die kühlende Luft hinaus angenehm mache, und Engelhart Lindener begab sich zu diesem Zwecke durch die Hausthür davon.

(Fortsetzung folgt)

Sommer.

Der Brunnen rauscht, der Flieder blüht,
Ein neuer Sommer hoch und glüht.

Die Sichel klingt, der Rechen rafft
Der satten Erde reife Kraft.

Hoch regt sich mir das eigne Mark
In Sommerfülle frisch und stark.

Hoch recht der Arm sich froh zur That
Und pflückt die Blume, rafft die Mahd.

Werd' ich im nächsten Sommerschein
Hoch Schnitter oder Ernte sein?

Heinrich Bulthaupt.

Der Mensch und das Meer.

Dein Sinn, du freier Mensch, hängt ewig an der See.
Dein Spiegel ist sie, zeigt dein Wesen, Denken, Wollen
In ihrer Wogenflut unendlichem Entrollen,
Ein Abgrund sie, wie du voll Bitterkeit und Weh.

Drum ziehts dich stets zum Meer, dieweil das Meer
dein Bildnis,
Drum wühlst mit Aug' und Arm du gierig-dich hinein;
Oft überhört dein Herz sein eigen qualvoll Schrein
Beim dumpfen Klagelon unbänd'ger Wasserwildnis.

Verschwiegen seid ihr beid' und gleich geheimnisvoll:
Der Seele tiefsten Grund, wer hat ihn, Mensch, ermessen?
Wer kennt die Schätze, die du Meer von je besessen?
So sorglich hütet ihr, was keiner ahnen soll.

Und ihr, ihr habt gekämpft und kämpfet ewig weiter,
Durch die Jahrtausende spinnt sich eur Ringen fort
So liebt ihr heißen Krieg in Kraft und List und Mord,
Gigantisch Zwillingspaar der unversöhnten Streiter!

Aus dem Französischen des **Charles Baudelaire** von **Robert S. Arnold.**

Digitized by Google

Buddha.

In Selbstvertiefung und in Gleichmutklarheit, erwirke ich der Schauung letzte Wahrheit.
Des Herzens Fesseln habe ich durchschnitten, den Tanz um die Begierde ausgeglitten.
Ich bade tief in ruhgeborenem Frommen, der letzten Dinge kundig, leidentronnen.
Ich trinke tief aus sanftem Lotosweiher, der Heimatlose kommt zur Hochzeitfeier.
Das Netz der Lust und Unlust ist zerrissen, der Wahn versiegt, es kommt das große Wissen.
Es ist die daseinsschwangere Wandelwelt,
Die matte Müde, endlich aufgehellt.

Das Hexengarn des Daseins ist geblendet, verlegt das Futter, das Natur verschwendet.
Nichts hat Beharrlichkeit, nichts hat Genügen, der Schöpfung Wesenheit sind Sinneslügen.
Kein Leben liebt, selbst nicht der Allheit Leben, wer im Verehen und Hinüberweben.
Das höchste Leben selbst wird aufgerieben, die Götterwelt des Glaubens ausgetrieben.
Du selbst, Natur, bist tot, du vielgestaltige, der Geist nur ist, der leuchtende gewaltige.
Das Lichtgewordene kam im Geist zur Reife, daß es nicht wieder in das Werden schweife.
Dies Dasein soll in dir leibhaftig werden, erhaben über alle Form der Erden.
Und das Alleinsein werde unverweilt
Dein stolzes Licht, das jedes Dunkel teilt.

Bit streitendem Busen sollst du standhaft beugen die Furcht des Ichs und aller Gier Erzeugen.
Der Heldenmut, im Nichtsein zu verschwinden, soll hehre Sicherheit im Leeren finden.
Den Durchbruch jenes Wunderpfads gewinnen, wo die Erwachung lagt aus seligem Sinnen.
Der Allvollendete läßt Erdensöhnen die Trommel der Unsterblichkeit ertönen.
Bergehn-Entstehn, der Strömung alte Fähre, durchschwamm zum andern Ufer der Verklärte.
Wer sich der Kleinheit kühn entwinden mag,
Dem winkt der Reinheit frommer Maientag.

Der Bande ledig, jeden Wunsch erstorben, hab ich der Freiheit hohes Reich erworben.
Der ich mir Alles war, ich bin vernichtet, im Grenzenlosen sich das Sehnen schlichtet.
Schlachrengehärt und aufgelöst im Schauen, strahl ich für immerdar durch Todesgrauen.
Ein Weltenauge ist in mir aufgekommen, die Macht des Alls auf mich herabgenommen.
Beendet und vollendet und bereit!
Umwehe mich Dein Hauch, Unendlichkeit!

Karl Bleibtreu.

„Braune Augen . .“

Braune Augen lächeln hold
Mir in weiter Ferne,
Schimmern durch die schwarze Nacht
Wie zwei helle Sterne.

Lächeln still und sagen leis:
„Wie wir selig waren!
Wie die Rosen dufteten
Uns im Mai vor Jahren!

Jugend stolz und Schönheit ging,
Lieben ist geblieben.
Ruhtest kaum am Herzen mein
Wardst du fortgetrieben.

Konnten doch zusammen nur
Nimmer beide kommen.
Ist ein Wasser tief und breit
Zwischen uns geronnen.

Wenn der Abend leise kommt
Und die Schatten fließen,
Träumt mein banges Herz von dir
Und von deinen Küssen.“

Durch die Nacht kommt sacht der Wind,
In den Wipfeln leise
Flüsterts, und im Ohr mir klingt
Eine alte Weise.

Alfred Semerau

Knospe.

Die erste Rosenknospe blüht
Hervor aus grünem Blätterkranze,
Wie hold ein junges Mädchen glüht
Im Ballkleid und geschmückt zum Tanze.

Ja, lächle nur, du blühst im Schoß
Der stillen Gartenflur geborgen,
Indes hoch oben Sturmgetos
Die Wolken jagt durch Nacht zum Morgen.

Hermann Lingg.

Digitized by Google

Das Paradies.

Novelle von Lou Andreas-Salomé.

(Schluß.)

Sie saßen zu Dreien um die schon halb abgeräumte Mittagstafel und freuten sich am ersten wahrhaftigen Frühlingstag. So heiß flutete durch das geöffnete Fenster die Märzsonne herein, daß man auf den Einfall hätte kommen können, anstatt im Zimmer, draußen in einer der Lauben des Gartens zu speisen.

Hildegard hatte in der That diesen Vorschlag gemacht, war aber damit abgewiesen worden, schon in Rücksicht auf die Vorübergehenden, die gewiß über den Zaun gucken und das verfrühte Idyll belächeln würden.

„Das wäre wohl möglich!“ gab Hildegard zu, „da müßten wir eben mitlachen, Mütterchen.“

Die Küchenhitze vormittags, oder aber die Sonnenwärme, hatte ihre Wangen rot gefärbt, sie sah blühend aus, und ihrer Mutter ging in heimlicher Freude darüber das Herz auf, daß die fünf oder sechs Tage des Verkehrs mit Dietrich in Hildegard den ganzen frühern Jugendmut zu wecken schienen.

Dietrich selbst war sehr einsilbig. Er rauchte schweigend und sah zu, wie Hilde den Kaffee in die kleinen Mokkatassen schenkte. In dem Lächeln, mit dem sie ihm die Tasse reichte, in ihrem ganzen frohgewordenen Wesen und Gesichtsausdruck lag etwas, was ihn verstimmte, — was ihm nicht galt. Während sie gegen ihn sich gleich blieb, fühlte er den Drang, ihr näher als früher zu kommen, und dieses unsichere an sie Herantasten erregte ihn bis zur Wallung.

Während sie wortkarg beisammensaßen, ertönte von oben her klägliches Kindergewimmer. So leise es war, zuckte Frau Malten dennoch zusammen. Die Furcht vor dem Lauterwerden des Geschreis peinigte schon alle Nerven ihres müden Kopfes.

„Ich wollte mich nebenan gerade ein wenig zur Ruhe legen; nachmittags muß ich heute ja nochmals ins Institut zur Stadt“, bemerkte sie betrübt.

Dietrich schob seine Tasse zurück und horchte eine Weile.

„Habt Ihr Euch denn nie erkundigt, was mit dem Kinde los ist?“ fragte er, „es klingt ja jämmerlich leise und leidend.“

Hildegard hatte auf seine Frage den Kopf geschüttelt.

„Die Leute wohnen erst seit Kurzem dort“, entgegnete sie, „und sollen sehr arm sein, — die Frau sieht man fast nie, — der Mann kommt erst spät heim, — nur ein kleiner blasser Bub spielt manchmal hinten auf dem Sandhaufen im Hof.“

„Geh' doch hinauf zu ihnen und sieh zu, ob sich nicht etwas thun läßt; als Hausgenossin hättest Du doch längst Rat schaffen können,“ sagte Dietrich.

Frau Malten erhob sich, um sich für eine Stunde zurückzuziehen.

„Vielleicht wäre das gut;“ meinte sie zögernd, „bisher hielt ich eigentlich Hilde davon ab. Man wird leicht zu bekannt mit Hausgenossen. Wer kann wissen, wie sie sind und wie sie sich betragen?“

Dietrich machte ein etwas spöttisches Gesicht und zuckte die Achseln.

„Hilde ist doch keine Porzellanfigur, daß sie von jeder Berührung irgendwo verletzt werden könnte,“ warf er ein, „laß sie doch nur um Himmelswillen nicht zimperlich werden. Das Leben ist dazu da, um sich drin umzuschauen.“

Hildegard sandte ihm einen zustimmenden Blick über den Tisch zu. Ihr schien Jegliches was er sagte, aus einer so klaren, gefesteten Weltanschauung zu fließen, für die er mit seinem kräftigen Willen eintrat und die wirklich vorwärts half. Und wenn er ihr nur überhaupt erst den Weg mitten ins Leben zeigte, sie ein Stückchen weiter brachte, — dann wollte sie sich schon voll Glauben und Vertrauen bis dorthin durchfinden, wo ihr Paradies lag.

Digitized by Google

Sie stand auf und ging ins Nebenzimmer, um es der Mutter auf dem alten Divan bequem zu machen. Dann kehrte sie in die Wohnstube zurück und blieb am Fenster stehn.

Ihr zustimmender Blick bei Tisch hatte Dietrich mit geheimer Genugthuung erfüllt: eine warme Freude stieg plötzlich in ihm auf. Im Grunde gehörte Hilde ja doch schon innerlich zu ihm! Alles Andere würde sich ganz von selbst ergeben. Überhaupt: sie befand sich im Alter, wo die Mädchen sich verlieben, und wenn es das eine Mal mißlungen war — vielleicht bloß, weil der betreffende Mann in seiner Eigenschaft als Freund des Vaters sie von vornherein dafür zu onkelhaft anmutete! — nun um so sicherer gelang es das zweite Mal, — dieses Mal.

Oder es war auch schon gelungen.

Der gute Tischwein, den Dietrich selbst mitgebracht hatte, und der duftende Kaffee nach dem Essen, schienen seine Lebensgeister so wohlich anzuregen, daß ihm die fatale Empfindung von Hildegard's unbefangener Unnahbarkeit gar nicht mehr kam.

Durch den blauen Rauchschleier, der ihn umhüllte, sah er fast unverwandt zu ihr hinüber, bis sie sich langsam umwandte. Mit dem Rücken gegen das Fenster, die Hände hinter sich leicht auf das Gesims des Fensters gestützt, wechselte Hildegard nur ab und zu ein flüchtiges Wort mit ihm, — halblaut, um die Mütter nicht dadurch zu stören.

Zuletzt verstummten sie ganz. Nur Dietrichs Augen, immer auf denselben Punkt gerichtet, sprachen, — ein wenig blinzelnd, angesichts der blendenden Sonne, die ihm grell entgegenschien, — aber doch voll schlecht verhehlter Erregung, der man es anmerken konnte, wie sie ihm, in diesem stummen verträmten Behagen der trägen Mittagsruhe, Bild auf Bild vor seine Seele zauberte —.

Und während die Mittagsmüdigkeit auch ihn selber leicht lähmte, überschlich ihn zugleich das Verlangen, — heiß, unwiderstehlich, — seine Arme hochzuheben, aufzuspringen, und Hildegard an sich zu ziehn —.

Nur mal so die beiden Hände um ihren weißen, zarten Hals schließen, — aber fest — fest, — — bis sein Mund endlich ihre Lippen — —.

Heiraten! Wie lang konnte es immerhin noch währen! So unmittelbar nach diesen Scheidungsformalitäten —

Fast hätte er voll Ungeduld mit dem Fuß aufgestampft.

Hildegard sah nicht hin. Sie blickte, noch immer mit dem Rücken ins Fenster gelehnt, mit friedlichem Gesicht vor sich nieder. In Wirklichkeit beschäftigten sie auch die allerfriedlichsten Gedanken; eben kombinierte sie eine zarte Nuance von verblichenem Rosa mit Lichtgrau und suchte nach einem tiefen Hintergrund dafür, ohne noch zu wissen, an welche Formen in der Natur diese Phantasie für eine neue Stickerei sich heften wollte. Die Linienwirkungen kamen ihr meistens getrennt davon: und aus ihnen ergab sich oft erst der realistische Vorwurf.

Da schaute sie auf und begegnete unerwartet Dietrich's blinzelnd auf sie gerichteten Blick.

Erst prägte sich in ihren Mienen durchaus nur stumpfe Verständnislosigkeit aus, als gelte dieser Blick gar nicht ihr, sondern einem ganz anderen ihr unbekannten Gegenstand. Dietrich's Kopf ruhte fast auf der Lehne, weil er unmerklich vom Stuhl tiefer geglitten war; seine linke Hand steckte in der Hosentasche, wo sie das Feuerzeug umklammert hielt und sich scharf am karrierten Stoff abzeichnete, — gerade hatte Dietrich sich seine längst erloschene Cigarre frisch anzünden wollen. Über Hildegard's Anblick schien er es wieder vergessen zu haben; unbeachtet fiel ihm die kalte Asche auf den Rock und sein Vorhemd.

Hildegard starrte ihm lange in die Augen —. Er lächelte.

Sie war erblaßt.

Keines von Beiden sprach ein Wort.

— — — — — — — — — —

Dann ging Hildegard langsam zum großen Stehkorb in der Ecke, wo ihre Seidenfäden lagen. Sie rückte ihn heran, setzte sich dicht ans Fenster und begann die feinen, farbigen Strähnen auf ihrem Schoß auszubreiten, indem sie den Kopf tief darüber bückte.

Ein paar Minuten vergingen so.

Endlich bemerkte Dietrich gezwungen:

„Ist es Dir vielleicht störend, daß ich noch hier geblieben bin? In dem Fall würde ich wirklich gleich wieder fortgehn."

Hildegard versetzte freundlich:

„O nein! Wo denkst Du hin? Bleibe gern so lang Du eben magst."

Er fuhr sich nervös über die Stirn. Der freundliche Ton klang eisig. So etwa wie:

Digitized by Google

„Bleibe nur, ich habe Dich ohnehin schon vor die Thür gesetzt.“ Zu seiner Beruhigung sprach er sich selbst vor: „Sie ist nun einmal scheu.“ Aber leider besaß Hildegard im Augenblick durchaus nichts, was sich als Scheu deuten ließ. Im Gegenteil, so recht sicher ihrer Haltung erschien sie ihm. In ihrem Ton so hell und kalt. Wie hellklingendes hartes Glas, an das man rührt.

Ein plötzlicher Zorn wallte in ihm auf; er konnte es gar nicht ertragen, sie länger bei diesem Gethue mit den blöden Seidensträhnen zu seh'n, — und noch dazu mit solchem triumphierenden Behagen, als gehe ihr rein nichts darüber.

Ja, voll Behagen und unschuldig genießender Frauengrausamkeit saß sie da. Das wollte er nicht dulden.

Dietrich erhob sich und kam zu Hildegard hin, ans Fenster.

Sie rührte sich nicht.

Da faßte er in die zarten, bunten Seiden hinein, um sie ihr unter den Händen fortzuziehn. Doch sie hielt an ihnen fest.

„Laß jetzt dies Zeug,“ sagte Dietrich unwillig, während es ihn seltsam angenehm reizte, zu empfinden, wie die knisternde Seide sich zwischen seinen und ihren Fingern, die sich dabei fast berührten, hin und her verschob.

„Aber warum denn?“ fragte Hildegard und wider ihren Willen mußte sie über ihn lächeln.

Dietrich sah den Schelm um ihre Lippen, und erregt fuhr es ihm durch den Kopf:

„Lache Du nicht! Hüte Dich! Sei Du gut zu mir! Ich ertrag's nicht länger: Ich mache Dich leiden.“

Laut erwiderte er:

„Weil ich Dir am liebsten alles aus dem Fenster werfen möchte, woran Du Deine Gedanken so blind vergeudest.“

Hildegard schüttelte den Kopf.

„Das würdest Du wohl nicht fertig bringen,“ meinte sie gelassen, „denn dabei träumt es sich so schön. Und das ist nun einmal meine Lieblingsbeschäftigung.“

Dietrich ließ die Seide los und bemerkte kalt:

„Ach ja. Das ist eine Neigung zur Hysterie bei Euch Frauen.“

„Eine Neigung zu was?!“ Hildegard sah ihn verdutzt an.

„Zu hysterischem Wesen. Offenbar gehörst Du auch dazu. Davon kommt all Dein Traumgerede und alle die Ahnungen und Gefühle, — die geben sich erst, wenn ihr in ein geregeltes und nutzbringendes weibliches Dasein eingeführt worden seid.“

Hildegard war zu verblüfft, um gleich zu antworten. Aber ihr Schelm war fort aus den Augen. Staunend und ungläubig schauten die aus, und jetzt richteten sie sich mit vorwurfsvollem Ernst auf Dietrich, der scheinbar gleichgültig aus dem Fenster blickte.

„Schäme Dich!“ sagte sie leise, „— so etwas hättest Du nicht äußern dürfen, — gerade Du nicht. Du — dem ich erst vor ein paar Tagen dort am Waldrand so rückhaltlos vertraut habe, — dem ich anvertraut habe —“

„Gerade deshalb!“ beharrte er, „Du gabst mir eine Art Recht, Dir ein Wegweiser zu sein — Darum ist es an mir, Dich auf Verirrungen aufmerksam zu machen. — — Du sitzest da und verträumst Dich in unmögliche Dinge, und verlierst darüber jedes Augenmaß für die Dinge, wie sie thatsächlich sind.“

„— Wenn sie aber häßlich sind!“ wollte es Hildegard über die Lippen, doch sie schwieg, und nur in ihren beweglichen Zügen malte sich Unruhe, Widerspruch und heftige Abwehr.

Aber wenigstens keine Gleichgültigkeit mehr! dachte Dietrich befriedigt. Lauter Mädchenschnullen, übriggebliebene! mit denen wollte er wohl fertig werden. Seinen Einfluß auf Hilde mißbrauchen würde er ja nie! Vielmehr zu einer vernünftigen glücklichen Frau wollte er sie machen.

„Du selbst redest von unserm Gang am Wald, aber weißt Du denn nicht mehr, wie das zuging?“ fragte er eindringlich, „wie Du kurz zuvor auch alle mögliche Scheu, alle möglichen ergrübelten Angstlichkeiten vor den Leuten hattest? Daß ich Dich zwang, sie abzuschütteln, wolltest Du anfangs auch nicht — Später war Dir's recht, weil es Dir das Leben beschwert hatte. Nun meinst Du, allerhand andere Einbildungen, die darfst Du behalten, weil sie das Leben vielleicht schön überfärben, — aber sie sind ebenso täuschend und unberechtigt.“

Er beugte sich ein wenig zu ihr hin und bot ihr die Hand.

„Und nun, sei gut, — schlag' ein: Du folgst mir nach.“

In Hildegards Wangen schoß eine heiße Röte. Sie schüttelte den Kopf. Die Hand beachtete sie nicht.

„Du reichst mir nicht die Hand?! — Dein Ernst, Hilde —?“

Digitized by Google

Hildegard sah aus, als ob sie aufspringen wollte. Da kam die Mutter aus dem Nebenzimmer heraus.

Sie war schon in Mäntelchen und Hut, fertig zum Stadtgang, und suchte nach ihrem Sonnenschirm.

„Es ist draußen so köstlich, Ihr solltet mich ein Stück begleiten, — eine Dampfbahnstation weit," meinte sie beim Eintreten.

Hildegard lief fast auf sie zu.

„Das wird Dietrich jedenfalls gern thun, — er war überdies schon vorhin am Aufbrechen," sagte sie etwas hastig, „da geht Ihr also zusammen, nicht wahr? Ich möchte lieber bleiben, ich möchte nämlich so sehr — sehr mit meinen neuen Seidenmustern arbeiten."

„Wie Du willst, mein Herz." Die Mutter küßte sie, und Dietrich nahm zögernd seinen Hut. Er machte ein finsteres Gesicht und seine Brauen rückten so zusammen, daß sie über der Nasenwurzel einen Strich bildeten.

Aber Hildegard sah an ihm vorbei. Sie fand den Schirm, brachte ihn der Mutter, und nickte dieser noch mehrmals hell und zärtlich zu, während sie hinausgingen.

Dietrich hatte gehen müssen —.

Tiefaufatmend blieb Hildegard einen Augenblick mitten im Zimmer stehen. Ja, das war gut. Aber lieber noch wäre es ihr gewesen, er hätte allein gehen müssen. Sie sehnte sich nach der Mutter.

Auf dem Stuhl am Fenster und auf dem Fußboden daneben lagen die seidenen Strähnen verstreut. Hildegards Blick flog darüber hin. Ihre Augen und ihre Wangen brannten.

Er hatte doch Unrecht, — er verstand vom innerlichsten Leben gewiß ebenso wenig wie von den bunten Seiden da — Man mußte ja das Recht haben, sich sein eigenes Leben in so zarten Farben zusammenzufügen, wie man wollte —

Hildegard ging langsam in die Nebenstube und ordnete zerstreut die von der Mutter benutzten Kissen auf dem Divan.

Dann streckte sie sich dort aus, wo die Mutter geruht hatte. Wäre sie doch jetzt bei ihr.

Sie blickte starr empor zur Zimmerdecke. Gewaltsam suchte sie ihre Gedanken auf gleichgültige Dinge abzulenken.

Da oben, an der Decke, war eine Art von Himmel aufgemalt. Vier dickbeinige Putten auf blauem, wolkigem Grunde, in jeder Ecke einer, hielten zwischen sich ein gestirntes Band, und aus einem sonderbaren Füllhorn in der Mitte, das leider vom Eisenhaken für die Ampel durchbohrt war, fielen nach allen vier Windrichtungen phantastische Blumen über das Band.

Das sollte auch so etwas wie ein Paradies darstellen — Hildegard sah es an voll Trotz und Zorn und Hohn.

Da knarrte oben, — gerade darüber, — eine Thür. Schwerfällige Schritte gingen über die Diele oben. Sonst kein Lärm. Kein Kinderlärm. So seltsam still blieb es heute da —

Dann polterten unbeholfene kleine Füße die Treppe hinunter. Das war der Bube, der im Hof zu spielen pflegte.

Hildegard fiel ein, daß sie hatte hinaufgehen wollen. Warum nicht jetzt? Wenigstens würde es sie auf andere Gedanken bringen. Und wenigstens erfuhr sie, wie sich die häufige Störung für ihre Mutter beseitigen ließ.

Entschlossen stand sie auf, trat auf den Flur, horchte noch einmal, und stieg die schmale Holztreppe zu den Mansardenwohnungen hinauf.

Neben dem niedrigen Hängeboden, befanden sich zwei kleine Thüren ohne Namensschild. Hildegard pochte an derjenigen, die über ihrem Wohnzimmer lag.

Eine gleichgültige Stimme rief etwas.

Hildegard öffnete und blieb zögernd auf der Schwelle stehen.

Das kahle Zimmer mit den abgeschrägten Wänden war trotz der Morgenhelle draußen dämmerig, die braunen Rattunvorhänge vor dem Fenster waren zugezogen. Nicht weit von dem Fenster saß eine junge Frau mit verwirrtem Haar, die Hände über der mageren Brust verschränkt. An der Hinterwand stand eine eiserne Bettstelle mit einem Strohsack darauf, und davor die Wiege, — ein verblichener, eleganter Korbwagen mit zerbrochenem Räderwerk, der aussah wie ein Almosen.

Die Frau bewegte sich nicht und blickte nicht auf.

Hildegard lehnte die Thür hinter sich zu, machte einige Schritte vorwärts und sagte sehr zaghaft:

„Guten Morgen. Ich wollte mich erkundigen, wie es Eurem Kindchen geht. Gestern schrie es so sehr."

Die junge Frau nickte.

„Das stimmt. Der Johann schrie sehr," bestätigte sie phlegmatisch.

„Kann man dabei nicht irgend etwas thun?"

Digitized by Google

„Nein. Man kann nichts thun.“

„Der kleine Johann ist wohl krank?“

„Ach wo. Krank ist er nicht.“

Hildegard stand ratlos und dachte nach, was sie noch vorbringen könnte. So war ihrer Mutter mit ihren empfindlichen Kopfschmerzen ja nicht geholfen.

„Schläft der Kleine jetzt dort? Darf ich ihn ansehen?“ fragte sie leise.

„O ja. Aber schlafen thut er nicht,“ bemerkte die Frau in einem seltsamen Ton.

Hildegard näherte sich dem Korbwagen. Die roten schon sehr schadhaften Wiegenvorhänge mit rotgelben langen Troddeln daran waren weit zurückgeschoben. Wer neben die Wiege trat, sah das Köpfchen des Kindes auf den ersten Blick.

Es lag blau und gedunsen da. Der Unterkiefer fiel schlaff herunter, die Augen, starr auf gerissen, sahen Hildegard in ihrer gläsernen Glanzlosigkeit fast drohend entgegen.

Sie erstickte mit Mühe den Schrei, der ihr entschlüpfen wollte.

„O Gott — das Kind — der kleine Johann!“ rief sie entsetzt. „Sehen Sie doch, er ist tot!“

Die Frau schüttelte den Kopf.

„Nein. Noch im Sterben,“ sagte sie.

Hildegard blickte sie mit Grauen an. Mit welcher Apathie sie dasaß und solche Worte vor sich hinsprach.

„Aber man kann doch vielleicht helfen!“ meinte sie ganz außer sich, „man kann — ich will gleich einen Arzt — “

„Ihm hilft kein Arzt mehr. Lassen Sie nur. Krankheit ist es nicht.“

„Aber woran, um Gotteswillen, stirbt er denn — ?“

Hildegard kam ganz nahe zur Frau, die Thränen schossen ihr in die Augen. So bitter bereute sie, nicht früher hinaufgekommen zu sein.

Da schaute die Frau zum ersten Mal auf. Mit harten, müden Augen entgegnete sie kurz:

„Woran er stirbt? Daran, daß sein Vater kein Brot hat und ich keine Milch.“

Hildegard schwieg. Eine tiefe Röte stieg ihr langsam in das Gesicht und bedeckte ihre Wangen. Kein Mensch im Hause, — nein, kein einziger Mensch hatte gewußt, wie es um diese armen Leute stand. Und solche Armut gab es hundertfältig. Sie wußte es, aber wie wenig hatte es sich bis jetzt ihrer Phantasie, ihrem Mitleid, ihrer Hilfselust aufgedrängt.

Jetzt empfand sie ihr Hiersein als eine bloße Aufdringlichkeit, für die sie hätte um Verzeihung bitten mögen. Denn jetzt konnte sie, die Fremde, Ungebetene, nichts thun —

Da trampelten kleine unbeholfene Schrittchen die Treppe herauf. Es drückte und kratzte gegen die angelehnte Thür und dann schob sich ein Bübchen von etwa drei Jahren hindurch; es hatte den geflickten kleinen Kittel voll Sand und kam schweigend auf die Mutter zugetrabt, mit hochgehobenem Gesicht, damit sie ihm dasselbe mit ihrer Schürze abwischen und ihn schnenzen möchte.

Hildegard stand daneben und betrachtete stumm den kleinen, krummbeinigen Kerl mit seinen resolnten Bewegungen. Ihr war das Herz randvoll. Am liebsten hätte sie ihn emporgehoben und an sich gedrückt und geküßt. Aber das wagte sie nicht. Sie strich ihm nur ganz zaghaft mit der Hand durch das blonde Haar.

„Wenn es Ihnen nicht störend ist, — wenn Sie es erlauben wollten, — ich würde den Kleinen so gern mit hinunternehmen. Ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mich mit ihm spielen ließen. — Aber vielleicht wäre Ihnen das nicht recht?“ meinte sie stockend.

Die Frau sah sie etwas verwundert an. Sie konnte sichtlich nicht begreifen, warum Hilde für eine so einfache Sache so viele unnütze Worte machte. Sie zuckte die Achseln.

„Wenn's Ihnen Spaß macht, — mir gilt's gleich,“ versetzte sie mit ihrer tief gleichgültigen Stimme, und dann wischte sie den Kleinen zur Vorsicht nochmals über sein Stumpfnäschen; — „geh mit der Dame hinunter, Rupert.“

Hildegard nahm ihn an die Hand, während er mit offenem Munde interessiert zu ihr aufsah.

„Ich danke Ihnen. Er soll's so gut haben, daß er gern wiederkommt. Und ich — darf ich auch wiederkommen?“ bat Hildegard und reichte der Frau die Hand.

Diese berührte ihre Hand flüchtig und stand jetzt auf.

„Wenn Sie's mögen!“ bemerkte sie noch ebenso verwundert.

Aber dabei arbeitete es in ihrem Gesicht. Sie starrte nach der Wiege hinüber, dann ging sie vor Hildegard her und öffnete ihr die Thür zur Treppe.

Im Moment, wo Hildegard schweigend hinausging, trafen sich Beider Blicke. Sie hingen einen Augenblick lang ineinander, und es war,

Digitized by Google

als liebkosten sie schüchtern einander. Hildegard's große, warme Augen sagten so beredt:

„Ich hab's nicht gewußt! Verzeih es mir! Ich werde Dich nie wieder vergessen. Weder Dich — noch auch das Elend des Lebens."

Und die geröteten, müden, leidstumpfen Augen der Andern erwiderten mit stillem Gruß:

„Dank Dir!"

Ganz langsam ging Hildegard die Holztreppe hinunter, Stufe für Stufe, den Buben an der Hand. Als sie unten im Vorflur an ihrer Wohnung standen, fühlte sie seine kleine, warme Hand in der ihren zucken, unwillkürlich wollte er den gewohnten Weg in den Hof hinaus nehmen, wo der schöne Sandhaufen lag. Mit einem ernsthaften Blick vergleichender kritischer Musterung schaute er durch die geöffnete Wohnungsthür in die sonnbeschienene Stube herein. Aber wie Hildegard einen Augenblick lang in der blanken Küche verschwand und dann mit einem Näpfchen übriggebliebener Bouillon und einem Weißbrot wiederkam, da folgte er ihr, so rasch er nur konnte, ins Wohnzimmer. Daß das gut schmecken mußte, konnte er dem Näpfchen anmerken; seine kleinen Nasenflügel blähten sich.

Hildegard plauderte mit ihm, setzte ihn an den Eßtisch und hatte herzliches Vergnügen daran ihn zu füttern. Ihr ging es durch den Kopf, wie sie ihn am öftesten hier unten haben und wie sie der armen Frau am ehesten nützen konnte.

Sie kam sich so unermeßlich, so unstatthaft reich und glücklich gegen sie vor. — Und wie ein Kind, das ungefähr ebenso wenig vom wirklichen Leben ahnte, wie der kleine Bube da — Was Elend hieß, das wußte seine Mutter. Auch was Glück hieß, — — ein Glück vielleicht, das Hildegard auch kaum ahnte: selbst Leben in die Welt zu setzen. —

Als der Kleine sich gesättigt hatte, schüttelte Hildegard einen alten Kasten mit gläsernen Knöpfen vor ihm aus. Sie zeigte ihm, wie man damit Figuren legen konnte. Von Zeit zu Zeit lauschte sie hinauf, ob es still blieb —

Da kam ein Schritt. Aber das war unten, jemand öffnete die Flurthür.

Dietrich kam herein. Als sie erschrocken aufsprang, blieb er auf der Schwelle stehen. Er sah, wie plötzlich die Freude in ihren Augen erlosch, wie ihre Bewegungen bangigkeit ausdrückten. Eine leise Scham stieg in ihm auf. Hildegard konnte so hinreißend sein, wenn sie sich rückhaltlos gehen ließ. Dort am Waldrand hatte es ihn ganz berauscht.

Seine Nähe lähmte diesen vollen Aufschwung ihrer Seele. „Du hast ja ganz neuen Besuch!" bemerkte er etwas befangen.

Sie nickte.

„Von oben. Ich erzähl' Dir später. —."

„Ich kann mir's denken!" sagte er, ohne sie anzublicken, und setzte sich zum Rande auf den Stuhlrand. — „Liebst Du wie ich solche kleine Rangen —?"

Sie stand ihm gegenüber und antwortete nicht. Er schaute flüchtig auf. Wie blaß sie war! Aber das ging vorüber. Er würde sie ja so sehr lieben, — so sehr, wie er es selbst nie früher für möglich gehalten hatte.

Und mit einer bittenden Bewegung streckte er ihr über den Tisch weg seine Hand hin.

Hildegard kam es dunkel in den Sinn, als ob sie jetzt gleich zwei große, lichtgraue Flügel aufschlagen müßte, und sich mit ihnen erheben, — hoch, hoch wie im Traum.

Aber sie fühlte auch dunkel, wie es manch mal im Fiebertraum ist: als ob etwas in ihr hülflos, machtlos mit den Flügeln schlüge, — und man plötzlich nicht mehr weiß, ob man fliegt, — oder fällt .

Da zog Dietrich das spielende Kind an sich. Er schaute auf Hildegard, fast etwas schüchtern, — und küßte zugleich leise das Kind auf sein blondes Haar.

Und Hildegard legte langsam ihre Hand in die seine.

Über ein Paradies hinweg.

Sprüche.

Was ist der Reim?
Nicht fürs Gedächtnis nur ein schwacher Leim,
Nicht nur fürs Ohr ein süßer Honigseim;
Ein liebend Wortpaar im geschmückten Heim,
Gedankenfrucht und auch Gedankenheim —
Das ist der Reim.

Wenn des Tages Licht erlosch,
Hebt in singen an der Frosch,
Und er denkt in seinem Sinn:
Ob mein Liedchen wird gefallen,
Gilt mir gleich; denn immerhin
Übertönt's dir Nachtigallen.

Ludwig Fulda.

Digitized by Google

Der Traum der Braut.

„Das Mondlicht bleichte die Kirchhofwand
Bläulich wie Leichenlinnen.
Hoch, wagrecht querte der Mauerrand
Das Sterngewölb .... Kein Entrinnen,
Kein Chor, das Rettung bot . . .
Nachtfalter flogen von Blumen auf,
Und über die Gräber ging der Tau,
Und hinter mir drein der Tod . . .
Mein blondes Geflecht flog aufgelöst,
Den Sternen war mein Gesicht entblößt,
Schon rinnt die Kälte der Knochenfaust
Erschauernd durch mein Gebein . . .
Ich fühls, wie die Sense niedersaust . . .
Und Leichenstein an Leichenstein
Im Schatten des bläulichen Mauerrings
Ein mondbeleuchtetes Marmormeer,
Und hinter mir lief der Tod einher
Und über die Gräber ging's . . .

Schattenarme pflückten, Schattenhände
Weiße Rosen längs der Kirchhofwände.

Aus Treibhausblumen stieg empor
Im bleichen Mondlicht das Kirchhofthor,
Das hohe, eisenvergitterte.
Dran klomm ich empor und zitterte.
Ich hing in Todesangst, angedrängt,
Wie eine Schwalbe, die sich verirrte,
An überragender Mauer hängt.
Ich zitterte, daß das Eisen klirrte . . .

Da nahtest Du,
Du standest draußen im lichten Tag.
Du wandeltest langsam auf mich zu
Und drücktest in Kummer Trauer
Die Hand mir über die Mauer.

Da hört ich eines Engels Flügelschlag,
Des Liebesengels, und war bei Dir,
Von schützenden weißen Schwingen umgeben,
Im Freien, im Leben!
Doch hochaufragend im Gräberrevier
Stand das Gerippe,
Und hell im Mondlicht glänzte seine Hippe,
Die wild es schwang.

Dann lief es heim über Grabeshügel.

Der Engel schlang
Um uns seine Flügel.
Und sieh! ein Körbchen hielt er in der Hand,
Gefüllt mit weißen Rosen bis zum Rand,
Und gab es mir zum Angebind,
Und in der Todesblumen Mitte regte
Sich etwas Lebendes, bewegte
Ein kleiner Menschenkörper sich — ein Kind ....

Es streckte mir die Händchen zu und lachte.
Ich lag in stillen Freuden und erwachte."

So hat die Zukunft traumverklärt geschaut
Ein reines, junges Mädchen, eine Braut.

Rudolf Knußert.

Am Brückenbogen.

Siehst Du das Weib dort müden Schrittes geh'n?
Am Rand der Brücke bleibt sie zögernd steh'n.

Dies ist ihr Weg in kaum ergrauter Frühe,
Wenn neu die Arbeit ruft zum Kampf ums Brot,
Dies ist ihr Weg, wenn heißer Tagesmühe
Die Feierstunde kurze Rast gebot.

Und immer zögert sie am Brückenbogen
Gleich einem Pilger an geweihtem Ort,
Und suchend starrt sie auf die grauen Wogen
Und senkt das Haupt und schreitet müde fort.

Wan sagte ihr: es war an dieser Stelle,
Da ihres Lebens einz'ges Glück verging,
Da einst erbarmungslos die dunkle Welle
Des süßen Knaben blondes Haupt umfing.

Ihr aber ist's, wie wenn aus trüber Tiefe
Ein Antlitz blickte, wohl vertraut und lieb,
Und eines Kindes Stimme flehend riefe:
Mein Mütterchen, lieb' Mütterchen, vergirb!

Und heimlich grüßt sie ihren holden Knaben
Und alle Wonne, die mit ihm begraben.

Heinrich Brömse.

Die Myrte.

Wunderliebliches Gebilde,
Das als holder Engelstraum
Stieg aus himmlischem Gefilde
Leis herab zum Erdenraum,
Das in junge Herzen singet
Stummen Klangs das Hohelied,
Und des Rätsels Lösung bringet,
Das als Sehnsucht sie durchzieht.

Myrte, reichst du heuscher Minne
Deinen jungfräulichen Kranz,
Wird die Braut zur Königinne
Unter deiner Zweige Glanz,
Und zum goldnen Himmel wieder
Wird der Ärmste Hochzeitsraum,
Denn ein Zauber stieg hernieder
Mit dir, holder Blütenbaum.

Rosa Kühsaamen.

Digitized by Google

Bergfahrt.

Wieder auf Wanderfüßen,
Wieder bereit,
Die wilde Braut zu grüßen:
Bergeinsamkeit.

Es knirschen die Nagelsohlen
Im rollenden Stein;
Aufs Schneefeld blinkelt verstohlen
Frühsonnenschein.

Der Gletscher zackige Ränder,
Bewegt vom Strahl,
Senden als flatternde Bänder
Den Quell zu Thal.

Plaudre nur, hüpfende Kühle,
Spielender Schein!
Dort im Grunde die Mühle
Harret schon Dein.

Drunten sind Knechte wir alle,
So ich als Du;
Darum streb ich und walle
Der Höhe zu.

Schmücke dich bräutlich, Du Spröde,
Glüh, Wüstenei!
Gönn' mir den Weihekuß, Öde,
Hier bin ich frei.

A. von Ehrmann.

Herbstfeuer.

Ein leht Beratmen löst die Welt,
Spätsommer spann sich Totenbänder;
Der Klagekranen Schleppgewänder
Vertropfen Zähren auf das Feld.

Ein Duft gemahnt aus seinem Schoß
An Blüten, die uns welk noch leuer;
Fern flammen aus dem Grau zwei Feuer,
— Zwei Augen, wie die Sehnsucht groß.

Wilhelm Arminius.

Campo santo.

Zwischen stolzen Prunkdenkmälern,
Redend von erhabner Trauer,
Sank mein müder Blick zu Boden.
Da zu meinen Füßen sah ich,
Halb im hohen Gras versunken,
Ein verwittert Liebeszeichen,
Schmerzlicher als all' die andern.
Eine kleine Doppelthüre,
Derb geschnitzt aus schlechtem Holze,

Und davor ein Beet mit Rosen,
Dunkelroten, vollen Rosen.
Aber dicht an jene Thüre
War gelegt ein Schloß von Eisen
Und mit Stacheldraht umwunden,
Und vom stillen Platz des Todes
Zu den dunkelroten Rosen
War versperrt ein jeder Weg.

Friedrich Adler.

Traum.

Nun hat die Nacht den Sternenflor
Gebreitet über den Himmel;
Da flügelt leis und kommt hervor
Der Träume bunt' Gewimmel

Sie tasten hin und hasten her,
Die Düstern und die Hellen,
Bald wandelt's dumpf und schreitet's schwer,
Bald schweben leichter're Gesellen.

Da — einen leisen, leisen Schritt
Kenn ich vor all' den Andern,
Die flüchtig und mit leichtem Tritt
An mir vorüber wandern!

Jetzt naht es dort im Sternenschein!
Da kommt es durch den Garten . . .
Du, fernes Lieb? — Gleich schlummr' ich ein!
Du mußt, Du darfst nicht warten!

Hans Müller-Irminger.

Erntеabend.

Mit den letzten Strahlen
Sinkt die Ruhe auf das Feld;
Schweigend stehen Garbenhaufen
Reih' an Reihe aufgestellt.

Reife Frucht ist eingeschnitten,
Müde Ähren lauben um,
Sens' und Sichel lassen wieder; —
Stoppelfelder weit und stumm.

Einer nur mäht immer weiter
Rot vom Abendschein umglüht,
Und sein scharfes Halmeschneiden
Wie in Funken zu mir sprüht.

Jetzt stellt er ein kurzes Weilchen
Seitwärts seine Sense schwer,
Schattet mit der Hand die Augen
Und blickt forschend zu mir her . . .

Johannes Grebling.

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Alle Rechte vorbehalten.

Die Gräfin von Schwerin.

Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung.)

Fünfter Auftritt.

Der Vorhang wird aufgezogen. Man sieht auf den Altar im Chor der Kapelle. Vor demselben ein Priester mit Ministranten. Zu beiden Seiten kirchliche Würdenträger. Bischof Brunward.

Brunward. Graf Heinrich von Schwerin, Ihr habt uns hierher eingeladen, Zeugen einer Schenkung an die Kirche zu sein. Wir wollen vergessen, daß Ihr der Kirche früher manchen Anlaß zur Klage gegeben habt, denn Ihr nahmt das Kreuz und kämpftet um das heilige Grab. Seid denn gegrüßt nach Eurer Rückkehr mit dem Gruß des Herrn. (Er macht das Zeichen des Kreuzes.)

Heinrich. Ich dank' Euch, würdiger Bischof, ich dank Euch allen. Nie war ich der Kirche Feind, wenn ich schon im Notfall auch gegen sie aufs Recht hielt, wie ich's verstand, und mir allzu dreiste Widersacher abwehrte. Was ich dabei menschlich gefehlt — ich hoffe, Gott wird mir's auf brünstiges Gebet verzeihen haben.

Brunward. Amen! Laßt uns denn Eure Schenkung wissen.

Heinrich. Hochwürdige Herren, ein Kleinod bracht' ich heim, das nach gemeinem Wert irdischer Güter nicht schätzbar. Pelagius, Kardinallegat von Albano, ward mir befreundet, und seiner Huld verdanke ich den Schatz, den ich für dieses Haus mit meiner letzten Habe erwarb. (Er nimmt Hussein das Kästchen ab.) Dieser kleine Schrein, als Hülle viel zu arm, umschließt ihn. (Er öffnet mit dem Schlüssel, den er an einer Kette trägt und nimmt eine goldene Kapsel heraus, sie dem Bischof überreichend.) In diese goldene Kapsel ist ein Jaspis eingefügt, der in sich einen Tropfen vom Blut des Heilands birgt, das er am Kreuz vergossen, als ihn der Stich der Lanze traf.

(Zeichen fremdigen Staunens.)

Ein Kriegsknecht fing es in dürftiger Schale auf und gab es den Frauen, die es dann treu behütet haben, bis es ein Gnadenschatz der Kirche ward. (Er nimmt eine Pergamentrolle aus dem Kasten und überreicht sie dem Bischof.) In diesem Dokument, durch den heiligen Vater selbst beglaubigt, bescheinigt sein Legat der Reliquie Echtheit. Lest! es ist Latein, für mich zu hoch.

Brunward (freudig, die Rolle musternd). Die volle Wahrheit sagt Ihr, edler Graf. Es ist die Schrift des Kardinallegaten, das Zeichen des Papstes und das Siegel der Kanzlei. Hier stehen die Wunder sorgsam angemerkt, die dieses Kleinod schon verrichtet hat. Höret! Wer bei diesem teuren Vermächtnis des Herrn einen Eid leistet und nicht von Grund der Seele die reine Wahrheit spricht, oder den Eid vergißt, dem dorrt das Herz, bis jeder Tropfe Bluts darin versiegt und er in fürchterlichster Qual endet. Dies ist an manchem klaren Beispiel erprobt, wie auch die Heilkraft der Reliquie. (Er öffnet die Kapsel, hebt den Stein heraus, küßt ihn und hält ihn in die Höhe.) Blut des Erlösers, reinige uns von Sünden! O seht, der gelbe Stein rötet sich; es leuchtet in ihm auf, es flammt die Liebe des Herrn aus seinem Blut in unsre Brust! Ein Wunder ist geschehen, ein Wunder — auf die Kniee! (Alle knieen nieder und verharren eine Weile schweigend in dieser Stellung.) Dieses Heiligtum sei im Schrein des Altars aufbewahrt, allerfernster Zeit zum Segen. Es sei fortan von allen Frommen und Gläubigen verehrt und alljährlich an den hohen Kirchenfesten ausgestellt, jedem sichtbar, der hier zu beten und zu opfern kommt, auf daß reicher Ablaß sein Gewinn sei. Zu Ewigkeit heiße dieses Haus, das den Schatz der Gnaden birgt, die Heilige Bluts-Kapelle! (Er legt die Reliquie auf den Altar. Orgelspiel, Gesang.) Erhebt Euch! (Es geschieht.)

Hussein. Ich nur bleibe knieen, dem falschen Glauben abzuschwören. Gebt mir die Taufe, damit ich durch Christi Blut Erlösung finde.

Brunward. Ein Moslem!

Heinrich. Eurem Schutz darf ich ihn empfehlen, hochwürdiger Bischof. Ich riß ihn aus einem brennenden Hause, da mich seine Jugend erbarmte. Erbarmt Euch nun seiner heilbedürftigen Seele.

Brunward. Schon bewährt dies Kleinod seine Wunderkraft, die Seelen von Verdammnis zu retten. (Zu Hussein.) Folge mir nach der Taufkapelle.

(Er geht mit den Geistlichen und Ministranten durch eine Seitenthür der Kapelle ab. Hussein schließt sich dem Zuge an. Graf Orlamünde verläßt mit dem Boten den Vorraum durch den Eingang rechts. Es bleiben nur zurück Graf Heinrich, Margarete und Wanda.)

Digitized by Google

Heinrich (zu Margarete) Verweilt noch. (Zu Wanda.) Euch, edle Frau, will ich nicht bemühen.

Wanda. Es ist mir keine Mühe.

Heinrich. Bleibt oder geht, wie Ihr wollt.

Margarete. Soll ich nun endlich erfahren — —

Heinrich. Ja, die rechte Stunde kam, Dich zu befragen, was Du vor Gott als wahrhaftig geschehen versichern kannst.

Margarete. Ich gab Euch willige Auskunft, mein Gemahl.

Heinrich. Ohne Vorbehalt? Noch rauschen uns im Ohr die Orgelklänge nach, Margret, mit denen die heilige Handlung schloß. Das Gemüt ist bewegt und das Gewissen geschärft — ich fordre ganze Wahrheit.

Margarete. Die gab ich Euch nach Schuldigkeit.

Heinrich. Die ganze Wahrheit?

Margarete. Was meint Ihr?

Wanda. Ja, was meint Ihr? Habt Ihr Zweifel, so sprecht sie aus, damit meine Tochter sie lösen kann. Denn lieblos ist die Art, wie Ihr sie durch Schweigen quält.

Heinrich. Zweifel ... Nein. Und doch muß ich über Eins volle Gewißheit haben.

Margarete. Sprecht.

Heinrich. Der König hat Dich wider Deinen Willen und ohne Dein Vorwissen gewaltsam entführt — so viel weiß ich durch Dich. Aber ich will mehr wissen — muß! Ob Du ihm keinen Grund gabst, zu glauben, Du werdest ihm seine Gewaltthat verzeihen, ob er nicht meinen durfte, Du seiest im Herzen für ihn. Margret, ich frage Dich auf Dein Gewissen: warst Du mir treu, nicht nur in Thaten, sondern auch in Gedanken?

Margarete. Soll ich Träume zu vertreten haben?

Heinrich. Träume?

Margarete. Peinigt mich nicht. Ihr wißt, daß der König, als ich noch ein Hoffräulein war, sich leidenschaftlich um meine Gunst bewarb. Ich war jung und eitel — —

Heinrich. Margret —! Ich wußte nicht —

Wanda. Es war nichts geschehen, dessen meine Tochter sich hätte zu schämen brauchen.

Heinrich. Aber der König hatte Dein Herz bethört?

Margarete. Darauf schuld' ich Euch keine Antwort. Ich ward des Grafen Heinrich von Schwerin Weib — und vergaß das nicht.

Heinrich. Auch nicht — im Königsschloß zu Kopenhagen? Du warst dort.

Margarete. Unseres Sohnes wegen.

Heinrich. Mondenlang, wie ich mit Staunen vernahm.

Margarete. Der König hielt mich hin.

Heinrich. Sprich die Wahrheit. Hattest Du ihm keine Hoffnung gegeben, durch Worte, Zeichen oder Mienen — keine? Hofftest Du selbst nicht —

Margarete. Solches Fragen entehrt Euch selbst.

Heinrich. So sage nein und — — leiste darauf den Eid!

Margarete (erschrocken) Den Eid? Welchen Eid?

Heinrich (zeigt nach dem Altar). Bei Christi Blut.

Margarete. Nein! wenn nicht mein Wort Dir genügt — Du mir nicht glaubst — der Gattin, der Mutter Deines Sohnes ... Ach! was bin ich Dir dann noch wert?

Heinrich. Ich ward so schwer verletzt ...

Margarete. O Heinrich, Heinrich! Dein Herz ist voller Grimm. Wie könntest Du sonst fordern, daß ich mich so schimpflich reinige?

Heinrich. Beschwör's bei jenem Tropfen von Christi Blut.

Margarete. Ich will nicht schwören. Es erniedrigt mich. Ich will nicht schwören.

Heinrich. Ich kann Dir's nicht erlassen, Margret — um mein eigenes Heil nicht. Der König hat meinen Lehnseid. Brech' ich den ohne gerechten Grund ...

Margarete. Nein, ich schwöre nicht!

Heinrich. So kannst Du nicht schwören und zwingst mich, den König loszusprechen, Dich aber auszustoßen —

Margarete (aufschreiend.) Heinrich —!

Heinrich. Dich auszustoßen! Du zwingst mich.

Margarete. Mutter, Mutter! Es ist ein empörendes Ansinnen. Keinen Verbrecher verurteilt man so ohne Beweis zur Folter. Und mein Gatte ... Nein — ich darf nicht.

Wanda. Kind, er droht Dir mit Verstoßung, und ich fürchte, wenn Du Dich weigerst, wird er die Drohung ernst machen. Die Welt muß glauben, wie er, Du seist in Mitschuld. Wenn Dein Gewissen rein ist —

Margarete. Mein Gewissen — mein Gewissen —! Was soll ich schwören?

Wanda. Was Du vor Gott vertreten kannst.

Margarete. Ihr wollt's. Aber dieser Eid legt zwischen unsere Herzen ein Schwert, Heinrich ...

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Bischof Brunward und die Geistlichen kehren zurück. Mit ihnen Hussein. Von rechts Graf Orlamünde.

Heinrich. Weist meinem Weibe die heilige Reliquie, ehrwürdiger Bischof. Frau Margret will einen Eid darauf leisten.

Brunward (nimmt die Reliquie aus dem Schrein). Bedenkt es wohl, edle Frau. Wer beim Blut des Herrn schwört und nicht von Grund der Seele die Wahrheit spricht, dem dorrt das Herz, bis jeder Tropfe Blut darin versiegt —

Digitized by Google

Margarete. Ich weiß es. (Schaudernd.) Von Grund der Seele . . .

Heinrich. Lege denn die Hand auf dieses Gefäß und schwöre bei dem Blut des Herrn, daß Du die Wahrheit sprachst und nichts verbirgst.

Margarete. Ich — (Mit Überwindung.) ich schwöre. (Bischof Brunward und die Geistlichen nach der andern Seite ab.)

Heinrich. Dank Dir, Dank! Mir ist wohl. (Will sie umfassen.) Und so schließ' ich Dich in meine Arme, geliebtes Weib —

Margarete (zurückweichend). Nein, Nein! Das Schwert . . . Du hast den Eid. Was brauchst Du mehr? (Will vor und sinkt vor dem Muttergottesbilde nieder.) Nun mag mein Herz verdorren! Ihn aber, ihn schirme, Du Heilige — den ich verleugnete.

Heinrich. Graf Orlamünde!

Orlamünde. Beliebt's Euch jetzt, den Boten zu bescheiden?

Heinrich. Er soll dem König meinen ehrfurchtsvollen Gruß und Dank vermelden und ihm sagen: Graf Heinrich kommt zur Jagd nach Lyöe.

Orlamünde. Diese freundliche Antwort bringt uns gute Zeit.

(Ab nach rechts.)

Margarete (die angstvoll gehorcht hat). Er geht — zur Jagd nach Lyöe?

Wanda (die zu Margarete getreten ist). Erzürne Deinen Gemahl nicht.

Margarete (tritt zu Heinrich). Ihr folgt des Königs Einladung, hör' ich. So habt ihr ihm verziehen?

Heinrich (heftig). Verziehen! (Mäßiger.) Könnt Ihr das wünschen? Die Gräfin von Schwerin darf unbesorgt sein.

Margarete (angstvoll). Was hast Du im Sinn, Heinrich? Ich wollte, Ihr lebtet in Frieden miteinander, so könnte auch zwischen uns wohl alles wieder werden, wie es vordem war.

Heinrich. Denn steht nun nichts mehr im Wege, dächt' ich. Ich habe Deinen Eid.

Margarete. Ich bitt' Euch, geht nicht, wenn Ihr ihm meinetwegen zürnt — ruft den Boten zurück! Ihr dürft bei Eurer Ehre nicht sein Gast sein, wenn Ihr ihm Feindschaft hegt.

Heinrich. Nun denn . . . Ich will zusehen, ob wir uns — wegen des Lehns vergleichen. Das steht noch aus.

Margarete (sich scheu umsehend). Und Hussein begleitet Dich?

Heinrich. Gewiß.

Margarete. Heinrich — wenn Du mir nur ein klein wenig Liebe erweisen willst — schicke den unheimlichen Menschen in seine Heimat zurück.

Heinrich. Er ist mir der zuverlässigste und treueste Geselle. Du wirst Dich an ihn gewöhnen.

Margarete (schaudernd). Auch das nicht — ? (Wendet sich ab.) Kommt, Mutter — ich gelte ihm nichts mehr. (Ab mit Wanda nach links.)

Heinrich. Sonderbar — sonderbar . . .

Hussein (tritt zu ihm). Ich ward ein Christ, Herr.

Heinrich. So hast Du den Glauben gewechselt, Hussein, nicht die Treue. Die brauch' ich mehr als je. Höre! Du sollst mir an der Küste ein Schiff mieten und dafür die beste Mannschaft zur Besatzung wählen. Sie wird unter Deinen Befehl gestellt. Ich fahre zur Jagd. Es kann sein, daß ich mir ein Edelwild . . . Davon ein andermal. Verschwiegenheit, Hussein!

Hussein. Selbst in der Beichte, Herr.

Der Zwischenaktsvorhang fällt.

Verwandlung.

Insel Lyöe. Lagerplatz am Walde mit Aussicht auf Küste und Meer. Rechts das Zelt des Königs, vorn zur Diele aufgeschlagen. Innen Holzlisch und Stühle, hinten eine Schlafstelle. Hinter diesem Zelt das der Dänen. Links das Zelt der Deutschen. Nacht. Vor dem Königszelt brennen Fackeln. An der Erde liegt die Waldbeute.

Siebenter Auftritt.

Im Zelte rechts (anfangs halb verdeckt) um den Tisch König Waldemar, Graf Heinrich und mehrere Edelleute, alle grünes Laub am Hut. Zwei Schenken bedienen, indem sie große Henkelkrüge zutragen und daraus die Becher und Humpen füllen. Links auf Steinen und Holzstümpfen, oder auf der Erde lagernd, der Jagdtrosß, Dänen und Deutsche. In ihrer Mitte ein Faß, aus dem gezapft wird. Horn Knut und Hinz. Hussein geht zwischen den Jägern umher.

Knut (angetrunken). Ihr Deutsche seid gute Zecher, das muß Euch der Neid lassen. Aber wir Dänen sind auch gute Zecher. Das muß uns wieder der Neid lassen. Es mag sein, daß Ihr Deutsche mehr einzufüllen imstande seid, aber im schweren Getränk haben wir Dänen das Übergewicht. Zugestanden?

Hinz. Nichts zugestanden. Es kommt auf die Probe an. Stellt das schwerste Getränk auf und jetzt drei von den unsern und drei von den Euren daneben, nicht nach Auswahl, sondern nach dem Los. Welcher Teil das meiste trinkt und nicht umfällt, der soll für seine Nation gewonnen haben.

Knut. Das ist ein guter Vorschlag, das ist so zu sagen ein trinkbarer Vorschlag. Drei von Euch und drei von uns nach dem Los! Da ist Gerechtigkeit drin, und aller guten Dinge sind drei. Zwei von jeder Partei können umfallen, aber der Dritte muß stehen bleiben. Fällt der Dritte um, so hat seine Partei verloren. Einer muß zuletzt stehen bleiben. Wer —? Das ist eine wettbare Frage. Machen wir gleich die Probe. Ich hoffe, das Glück begünstigt mich, daß ich einer von den Dreien auf Seite Dänemarks bin.

Hussein (Hinz ins Ohr). Seid heute mäßig, wie der Herr befahl.

Hinz (zu Knut). Warum gleich? Morgen ist auch ein Tag, der seinen Abend hat.

Knut. Ach, morgen — morgen! Wer weiß, was morgen —

Hinz. Habt Ihr Euch die Becher in den Mund gezählt? Ich nicht. Kann sein, daß wir schon sehr

Digitized by Google

ungleich geladen haben. Nein, die Probe muß mit dem ersten Becher anfangen. Morgen, wenn wir den Achtzehnender zur Strecke gebracht haben, den die Hunde aufspürten.

Kunt (derblich). Ich will Euch drei Becher vorgeben — das will ich. Ihr seid unsere Gäste — das will ich.

Hinz. Wir wollen uns nichts vorgeben lassen, wahrhaftig nicht. Was jeder trinkt, das trinkt er.

Kunt (stößt ihn). Ich bitt' Euch, laßt Euch drei Becher vorgeben — nicht aus Großmut, sondern aus Höflichkeit unsererseits. Ihr seid unsre Gäste. Deutsche und Dänen streiten mit einander sonst schon nun ein Pfefferkorn; aber unsern Gästen geben wir drei Becher voraus. Und wer dafür nicht schönen Dank sagt —

Huffein. Ruhe, Ruhe!

Kunt. Was will der braune Kerl?

Hinz. Trinkt und fangt nicht Händel an.

Kunt. Ja, trinkt — und ehrlich! Ihr habt eben den halben Becher auf die Erde gegossen.

Hinz. Heiliges Kreuz! Wer sagt das?

Kunt. Einer, der's gesehen hat.

Hinz. Also Ihr nicht. Denn Ihr könnt gar nicht mehr sehen.

Kunt. Hoho! Ich will Euch — (Er will ihn schlagen, die andern, die diese Reden mit Zurufen und Gelächter begleitet haben, fallen ihm in den Arm und beruhigen ihn.)

Waldemar (im Zelt). Luft, Luft! Die Zeltwand ganz auf! Es ist zum Ersticken. (Das Zelt wird von den Schenken geöffnet.) Ist's nicht. Freund Heinrich, ist's nicht? Puh! mir rinnt der Schweiß von der Stirn, als trüg' ich einen Eisenhut im Juli.

Heinrich. Eure Hoheit heizt zu stark von innen ein. Der Wein ist Feuer.

Waldemar (lachend). Feuer! Nasses Feuer — ja, nasses! Ein lächerlicher Widerspruch. Nicht? Drum kann es auch den Durst nicht löschen. Wein her, Wein! Ich denke, wir haben uns den Nachttrunk verdient. Drei Hirsche, fünf Keiler — Angestoßen auf gutes Jagdglück morgen!

Heinrich. Angestoßen!

Waldemar. Ihr trinkt wie ein Fräulein. Aus das Glas!

Heinrich. Im Morgenland hab' ich das Trinken verlernt. Übt Nachsicht, Herr.

Waldemar. Gut. So trink' ich Euch zu Ehren mein Glas noch einmal. (Er steht auf und schwankt. Der Tisch fällt um.) Donz! Der Tisch ist betrunken. Wir aber stehen — wir stehen. Kommt mit mir ins Freie, die Nachtluft wird uns rasch die heiße Stirn kühlen. (Er stützt sich auf des Grafen Arm und tritt mit ihm aus dem Zelte.) (Die Schenken räumen den Tisch fort und schließen das Zelt. Die Jäger ziehen sich mehr nach dem Hintergrunde zurück.)

Waldemar. Was wollt' ich sagen? Ja, ich dank' Euch nochmals, daß Ihr gekommen seid. Es ist alles dummes Gerede. Mir ist da ein Zettel heimlich zugesteckt — darauf stand geschrieben — von Frauenhand, glaub' ich — : „Hütet Euch, König Waldemar!" Dummes Gerede! Vor wem soll ich . . . Ich dank' Euch, Graf Heinrich. Was da geschehen sein mag in letzter Zeit —

Heinrich. Wir sprechen noch darüber, Herr König.

Waldemar. Nein, wir sprechen gar nicht mehr darüber. Alles ist vertragen, alles ist vergessen. Heinrich. Der Zettel — dummes Zeug!

Heinrich. Wer kann . . .

Waldemar. Dummes Zeug! Warum sprechen? Warum? Ihr findet die Dinge nicht, wie Ihr sie wünschtet. Ganz recht. Wer konnte wissen, ob Ihr noch je heimkehrtet — Ihr.

Heinrich. Weigert Ihr Euch nicht auch jetzt, mir das Lehn zurückzugeben?

Waldemar. Ich weig're mich — nun ja! wie man's nimmt, ich weig're mich. Es ist nun einmal meine Art, zu halten was ich habe.

Heinrich (heftig). Auch was Ihr zu Unrecht habt?

Waldemar. Braust nicht wieder auf. Was sprechen wir davon? Ich will Euch reich entschädigen, wenn wir in Freundschaft leben. Aber in Schwerin muß ich den Fuß behalten. Den einen in Kopenhagen und den andern in Schwerin — so halt' ich die Inseln und das Festland unter mir zusammen. Es soll einmal so ein Koloß erbaut worden sein, der breitbeinig über dem Meere stand — ha, ha, ha! ich hätt' ihn sehen mögen. Und hört, Graf Heinrich — : mir träumte jüngst von einer Heerfahrt nach dem Norden, und Ihr waret mit Euerm Schwert dabei. Ich sage: mir träumte. Aber es giebt Träume — wenn die Waldemar der Sieger träumt . . .

Heinrich. Ich will nur das Meine, Herr König, nur das Meine. Und verweigert Ihr mir das —

Waldemar. Pah! Denkt einmal nach, was Euch an Land und Leuten — da im Norden wohlgefallen möchte — ha, ha, ha! Ihr sollt nichts verlieren. (Er setzt sich auf einen Baumstamm. Zu den Jägern:) Geht zur Ruhe. Unsere Gäste wollen schlafen. Und mit dem Frühsten auf. Wir jagen morgen im Nordwald. (Die Jäger ab in ihre Zelte.)

Heinrich (winkt Huffein heran).

Waldemar. Sollt nichts verlieren. Haltet mir nur Freundschaft trotzdem und alledem.

Heinrich. Freundschaft? Ihr schuldet mir eine Buße für Gewaltthat

Waldemar. Es ist ja doch Thorheit! Auch das. Nun ja — Ihr habt ein junges Weib —

Heinrich. Herr König —! (zu Huffein) Bleib' in der Nähe.

Huffein (mit zurück).

Waldemar (legt wieder aus). Braust nicht auf, sag' ich. Weshalb? Ich lenge nichts. Mir ist

Digitized by Google

Frau Margarete sehr wert — der Schönheit Wunder und der Tugend Spiegel. Ja, der Tugend Spiegel — das bezeug' ich.

Heinrich. Es gelang Euer Hoheit nicht, ihn zu trüben.

Waldemar. Gelang mir nicht .... Was? Nun ja: man sieht wohl einmal zu keck in die Sonne. Das ist dann der Sonne nicht gefährlich, nur den Augen. Eine schöne Frau ist wie die Sonne —

Heinrich. Die versucht man nicht einmal mit begehrlichen Blicken vom Himmel herunter zu holen. Ihr aber legtet gar Hand an. Welche Buße scheint Euch hoch genug, Herr König, die Schmach zu tilgen, die Ihr mir angethan habt? Das zu fragen, kam ich. Ich gab mein Weib in Euren Schutz und Ihr . . . Ich weiß alles.

Waldemar. Auch, daß ich Frau Margarete die Krone bot, wenn sie mir gehören wollte? Das ist noch heut ein Wort.

Heinrich. Und das sagt Ihr mir —?

Waldemar. In aller Freundschaft. Laßt uns den Fall verständig erörtern. Der Papst hat die Macht zu binden und — zu lösen.

Heinrich. Ihr seid nicht nüchtern, König Waldemar, sonst . . .

Waldemar. Was sonst? Kann sein, ich hab' zu viel auf Euer Wohl getrunken. Was thut's? Zu guten Dingen Maß halten ist Thorenweisheit. Und ich dachte dabei immer an die schöne Frau —

Heinrich. Kein Wort weiter! Ihr häuft Beleidigung auf Beleidigung. (Hussein winkend.) Es ist Zeit.

Hussein (ab nach rechts).

Waldemar. Ihr seid ein Thor in grauen Haaren. Was ist Euch Margarete? Kommt Ihr Euch je einreden, daß sie aus Liebe Euer Weib geworden? Vielleicht! Ich will keines braven Mannes Schwäche verspotten. Aber wenn Ihr jetzt in den Spiegel seht —

Heinrich. Und doch blieb sie mir treu und schlug selbst eines Königs Werbung aus.

Waldemar. Pah! Wenn Ihr nicht dazwischen getreten wäret —

Heinrich. Was meint Ihr damit? Was?

Waldemar. Guter Rat kommt manchmal über Nacht. Frau Margarete, denk' ich, war mir nicht abgeneigt. Ich will mich keiner heimlichen Gunst rühmen. Aber wer in schöner Frauen Augen zu lesen versteht —

Heinrich. Ihr seid ein heimtückischer Verleumder!

Waldemar (aufbrausend). Das Eurem König!

Heinrich. Ich hab' Euch richtig geschätzt. Zu den Waffen! (Er eilt an das Zelt und hebt die Wand.) Auf, Gesellen — heraus! Wem seines Herren Ehre wert ist —

Waldemar (zieht den Hirschfänger). Wagt es!

(Die Deutschen treten aus dem Zelte.)

Hinz. Was soll geschehen, Herr? Wir sind bereit.

Heinrich. König Waldemar ist mein Gefangener.

Waldemar. Bube! Dänen heraus! Hilfe! (Die Dänen treten schlaftrunken und nur halb bekleidet aus den Zelten.)

Knut. He — Holla! Was giebt's? Einer rief Hilfe. Der König —

Waldemar. Waffen herbei! Schützt Euren König!

(Er wehrt die Deutschen mit dem Hirschfänger ab und sucht sich zurückzuziehen.)

Heinrich. Auf ihn — werft ihn zu Boden! (Hussein, ein Schwert in der Hand tragend, von rechts mit bewaffneten Bootsleuten.)

Hussein. Dein Schwert, Herr, für alle Fälle. (Giebt es ihm.) Das Schiff liegt unversehrt in der Bucht.

Waldemar (bedächtig). Ha! Das war abgekartetes Spiel! Haut um Euch, Dänen — haltet sie mir vom Leibe —! (Er wird wieder gewortet.) Die Juxel soll wach werden — Hilfe, Hilfe!

Heinrich. Den Knebel in den Mund!

Hussein (löscht die Fackeln).

Waldemar (wird in ein Segel gewickelt und nach rechts fortgetragen).

Heinrich. Nun gieb mir mein Recht, König Waldemar!

(Er weicht, die Dänen abwehrend, und die Deutschen deckend, zurück.)

Der Vorhang fällt.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

Über Arthur Schnitzlers neues Werk, das dreiaktige Schauspiel „Das Vermächtnis" (Deutsches Theater) hat die Kritik in jenem Ton der Achtung zu sprechen, der sich einem Dichter gegenüber geziemt, aber sie wird nicht verschweigen dürfen, daß es ein schwaches Werk ist. Schwach schon deshalb, weil es den Zuschauer unausgesetzt quält und peinigt, ohne ihm dies irgendwie zu vergelten, und zudem sind es leider zumeist nur seine Nerven, die gefoltert werden, sein Gemüt fühlt sich selten ergriffen, und sein Verstand vollends rebelliert gegen die ganze Historie. Mit Schnitzlers „Liebelei", keinem reifen Drama, aber einer ergreifenden Dichtung voll quellenden Lebens und echter

Digitized by Google

Empfindung kann dies neue Werk den Vergleich nicht aushalten. Nur in der Technik steht es höher, als Alles, was Schnitzler früher gemacht hat, aber auch allen sonstigen Prüfsteinen künstlerischen Werts tiefer. Und Technik ist ja wichtig, aber beileibe nicht das Wichtigste. Es wäre Härte und Thorheit zu gleich, deshalb bei einem Autor in der Mitte der Dreißig, zudem bei einem von relativ später Entwickelung — er hat noch in der Mitte der Zwanzig Novellen geschrieben, die sein späteres Können nicht entfernt ahnen ließen — auch nur eine der Hoffnungen aufzugeben, die seine „Liebelei" erweckte, aber gesagt muß sein, daß diese Hoffnungen nicht wegen das „Vermächtnis", sondern trotz desselben festzuhalten sind.

Die Vergleichung mit „Liebelei" drängt das neue Stück auf, denn es hat mit diesem denselben Schauplatz, dieselbe Lebensluft, dasselbe Motiv gemein: den Zusammenstoß der bürgerlichen Moral mit dem freien Herzensbündnis. Hier wie dort ein Wiener „Verhältnis" von der weichen, liebenswürdigen, nicht entfernt kokettenhaften Prägung, wie es an der Donau allerdings unendlich häufiger vorkommt, als an der Spree oder an der Seine; das schöne, warmherzige, heißblütige Mädchen aus dem Volke, das sich dem jungen Manne aus reichem oder gebildetem Hause hingiebt und dann, da derlei Beziehungen nicht ewig währen, dafür büßen muß. Im Gegensatz zu vielen Urteilen, die ich gehört oder gelesen habe, möchte ich meinen, daß die Wiederholung des Motivs an sich noch lange zu keinem Tadel berechtigt, im Gegenteil, wer es genau kennt und die Kraft dazu hat, mag uns gerade dies Motiv getrost von allen Seiten schildern. Denn es ist ein breites Stück Leben, das zwar litterarisch wahrhaftig kein Neuland mehr ist — in der Zeit, da der Naturalismus Mode war, haben wir ja überhaupt kaum noch von anderen Mädchen gehört —, aber bisher wenige sachkundige Dichter zur Schilderung verlockt hat; Fontane's prächtiger Roman „Irrungen, Wirrungen", und im Drama eben Schnitzler's „Liebelei", waren im Grunde das einzige Nennenswerte. Und das ist verwunderlich und bleibt zu bedauern, denn nicht bloß breit und groß ist dies Stück Leben, das so im Zwielicht liegt zwischen jenen Regionen, die der breite, behaglich Sonnenschein der bürgerlichen Moral erhellt, und den dunklen, wohin diese Sonne niemals dringt, sondern auch, wie jedes Leben im Zwielicht, innerlich reich an Nuancen, Konflikten und Lösungen. Nicht darin also liegt das Bedenkliche, daß Schnitzler ein zweites Wiener „Verhältnis" auf die Bühne gebracht hat. Aber — es ist *derselbe* Konflikt mit *derselben* Lösung! In „Liebelei" stellt er die Frage: „Was wird aus dem Mädchen, wenn sein Liebhaber im Duell fällt?" Antwort: „Es tötet sich eben!" Und im „Vermächtnis" fragt er: „Was aber wird aus dem Mädchen, wenn der Liebhaber beim Reiten verunglückt?" Antwort: „Es tötet sich auch!" Ich meine, das würde dem Zuschauer auch dann als ein Mißgriff erscheinen, wenn das zweite Stück besser wäre, als das erste.

Ein Mißgriff schon deshalb, weil es Mangel an Respekt vor der Natur, vor der Wirklichkeit bedeutet, die für jeden Künstler Pflicht ist und nun gar für einen in der Wolle gefärbten Realisten, wie Schnitzler. Was nützt es, wenn Ihr Kleinigkeiten beobachtet und nicht die ganzen Menschen, das wirkliche Schicksal?! Ich habe vorhin angedeutet, welchen unendlichen Reichtum an Konflikten gerade dieses Milieu birgt. Was nun greift Schnitzler zuerst heraus? Gewiß einen möglichen, aber überaus seltenen, und, was die Hauptsache ist, für die Naturgeschichte des „Verhältnisses" durchaus uncharakteristischen Fall, — denn die diesen Beziehungen innewohnende Tragik besteht ja nicht darin, daß der Liebhaber stirbt, sondern im Gegenteil darin, daß er früh und gesund bleibt und eine andere heiratet. Indes, gerade einen so jungen Dichter, wie Schnitzler damals noch war, muß der Ausnahmefall locken, und weiß er ihn so gut dem Milieu einzupassen, wie hier geschehen, so darf sich dadurch niemand die Freude an dem Werk verkümmern lassen. Aber nun tritt er zum zweitenmal, ein reifer Mann, an dies merkwürdige Stück Leben heran, sich einen Stoff heranszugreifen — man sollte denken, die einzige Klippe, an der er scheitern könnte, wäre nur die Vereinzelung, zwiel des Neuen, Eigentümlichen zu geben. Nichts da mit Tod und Selbstmord — das Leben bietet ganz anderes! Da ist das Schauspiel der Entsagung, der schlichten, unpathetischen und doch herzzerwühlenden Entsagung, wie es sich täglich neu begiebt; Fontane hat in seiner „Lene" eine solche Heldin der demütigen, verzeihenden Liebe gezeichnet; ein richtiger Dramatiker könnte sie mit den Mitteln seiner Kunst gleich lebensvoll vor uns hinstellen. Da ist ferner die Tragödie des „Verhältnisses", das auch mit der Heirat des einen Teils kein Ende findet; der Mann ist nun mit einer ebenbürtigen Gattin vermählt, kommt aber von der Geliebten nicht los und führt ein Doppelleben, an dem schließlich alle drei zu Grunde gehen. Oder das Gegenspiel: Das Mädchen hat endlich der Versorgung wegen einen braven Menschen ihres Standes geheiratet und kommt doch aus den alten Banden nicht los. Aber es muß ja nicht immer eine Tragödie sein — welcher Stoff wäre für Dichter von wirklicher großzügiger Beobachtungsgabe die Tragikomödie des Weibes, das schließlich über alle Hindernisse und Vorurteile hinweg den Geliebten heiratet, nun qualvoll darnach ringt, sich seiner Atmosphäre anzupassen und doch sich selbst und ihn nur unglücklich und lächerlich macht . . . Dies

Digitized by Google

Alles- und noch viel Anderes begiebt sich täglich und ist wahrlich eigentümlich und herzergreifend genug, daß es einmal ein Dichter vor uns hinstelle. Und Schnitzler — was findet er zum zweiten Male aus diesem Milieu heraus? Denselben Toten und denselben Selbstmord! Natürlich ist das Thema stark variiert, der äußere Aufputz ein anderer, aber der Kern der Fabel ist derselbe. Wie sich dieser Mißgriff erklären mag, darüber noch ein Wort am Schluß.

Ich meinte vorhin, daß diese Wiederholung dem Zuschauer auch dann störend erscheinen würde, wenn „Das Vermächtnis“ ein besseres Stück wäre, als „Liebelei“. Vielleicht irre ich darin; wären wir hier nur ebenso oder gar stärker gepackt und ergriffen, als im ersten Stück, die Reminiszenz wäre uns dann möglicherweise Nebensache. Aber das ist eine Doktorfrage. „Das Vermächtnis“ ist in jeder Beziehung schwächer, schon weil es weit weniger Beobachtung und wirklich angeschautes Leben, hingegen weit mehr ausgeklügelte Dinge enthält, darunter auch etwas wie eine These, die freilich im Grunde keine ist. Aber nun dies klar zu machen, muß ich die Handlung erzählen.

Der etwa 30jährige Dr. jur. Hugo Losatti, der noch im Hause seines Vaters, des Wiener National-Ökonomen und Abgeordneten Professor L. lebt, hat ein Verhältnis mit Toni Weber, der Tochter eines verwitweten Magistratsbeamten, den sie aus Liebe zu Hugo und weil es ihr an der Seite des alten Mannes zu langweilig war, verlassen hat, so daß er einsam gestorben ist. Hugo hat der Geliebten, die ihm einen Knaben geboren hat, in der Nähe seines Elternhauses eine Wohnung eingerichtet und führt dort mit ihr und dem Kinde ein zärtliches Stillleben; zu Hause sieht man ihn nicht viel. Auf einem Ritt im Prater verunglückt Hugo und wird als Sterbender ins Elternhaus gebracht. Er vertraut der Mutter sein Geheimnis und beschwört sie, den Knaben und Toni zu sich zu nehmen. Sie verspricht es ihm, das Gleiche tun der Vater und die Schwester, ein vortreffliches, mit dem Hausarzt verlobtes Mädchen; Toni wird herbeigeholt, von ihm Abschied zu nehmen, dann auch sein Knabe. Unter dem Ruf des Kindes: „Papa! Papa!“ stirbt Hugo. Dies der Inhalt des ersten Akts.

Im zweiten Akt sehen wir die Familie bemüht, sich in die beiden neuen Hausgenossen zu finden. Frau und Fräulein Losatti fühlen sich mit Toni im Schmerz um den Verstorbenen, in der sorgenden Liebe für den kleinen, kränklichen Franz innig vereint; der Professor thut mindestens so, als ob er das arme blasse Sorgenkind lieb hätte; insgeheim freilich ist ihm das lebende Doppel-Vermächtnis seines Sohnes schon deshalb fatal, weil ihn seine Bekannten scheel darob ansehen. Der Hauptgegner Tonis aber ist der Arzt, ein harter, moralisierender Pedant, der zudem von dem Verkehr seiner Braut mit dem „Verhältnis“ ihres Bruders nicht eben entzückt ist. Der Knabe wird währenddem immer schwächer und kränker und verfällt schließlich in Zuckungen. Gleichwohl hätt der Arzt diesen Moment für den richtigen, Toni ihr Verhalten gegen ihren Vater vorzuwerfen. Erst nachdem er damit fertig ist, tritt er an das Bett des Knaben, der aber inzwischen schon seinen letzten Seufzer gethan hat. Damit schließt der zweite Akt.

Im dritten und letzten Akt haben wir nun natürlich zuzusehen, wie Toni zum Leben hinausgemault wird. Der Professor, durch den Abfall seiner Freunde irritiert, durch den Hausarzt aufgehetzt, giebt dem Drängen desselben nach, das verzweifelte, durch den Tod seines Kindes zerrüttete Geschöpf aus dem Hause zu weisen. Seine Frau giebt sich nach langen Kämpfen drein; der Widerstand ihrer Tochter ist vergeblich. Und so geht Toni aus dem Hause, nicht, wie man ihr vorschlägt, in eine andere Wohnung, sondern in den Tod.

Daß dies Stück, welche Vorzüge immer ihm daneben eignen mögen, denn doch nur eine abend füllende Nervenfolter ist, wird der Leser nach dieser Inhaltsangabe nicht bezweifeln. Drei Akte, drei Leichen, für jeden Akt eine, aber nicht dies peinigt am Schlimmsten, sondern weil Alles so grausam, so ungerecht gefügt ist, so entsetzlich und so untragisch zugleich. Warum muß der junge blühende Mensch sterben, warum das arme Kind? Antwort: weil dem Autor etwas wie eine These vorgeschwebt hat, die er uns nur auf diese grauenhaften Voraussetzungen hin beweisen zu können glaubte.

Etwas wie eine These, sage ich, denn ganz klar wird's Einem nicht. Immerhin läßt sich aus den Reden jener beiden Frauengestalten, die sichtlich seine Ideen darlegen sollen, der Schwester Hugos auch einer mütterlichen Freundin desselben so viel entnehmen, daß er so ungefähr sagen will: „Einem unglücklichen Geschöpf, wie dieser Toni, läßt die heute geltende bürgerliche Moral thatsächlich nach dem Tode des Geliebten nichts übrig, als ihm freiwillig nachzufolgen.“ Aber ist dies denn auch wahr?! Im Allgemeinen gewiß nicht. Wer das Leben kennt, weiß, daß der Tod des Geliebten an der Meinung der Menschen über ein Mädchen dieser Art nichts ändert; wer sie früher mißachtet hat, geht ihr auch nun aus dem Wege, wer früher mit ihr verkehrt hat, läßt sie auch nun nicht fallen. Nur insoweit kann sein Tod ihre soziale Stellung beeinflussen, als er ihre materielle Lage ändert, aber dies Los teilt sie mit der legitimen Witwe; wie diese muß auch sie, wenn er sie mittellos zurückgelassen hat, entweder selbst arbeiten oder einen anderen Ernährer suchen. „Möglich!“ mag der Dichter einwenden, „aber ich will ja gar nicht generalisieren, mich geht der einzelne Fall an. Auf diese meine Voraussetzungen hin ist die Antwort, die ich gebe, richtig.“ Darauf aber wäre zu erwidern

Digitized by Google

„Mit Verlaub, nein! Denn deine Voraussetzungen sind schief und naturwidrig und daraus resultiert dann nie etwas Richtiges.“ Man denke sich in die Lage dieser Familie hinein! Wie es durchaus begreiflich ist, daß der Sterbende ihr jenen Wunsch äußert, so auch, daß sie ihn zu erfüllen bemüht ist. Leicht kann es ihr nicht fallen, auch wenn sie aus den edelsten, innerlich freieren Menschen besteht. Denn was ist ihnen Toni? Eine Fremde, von der sie nur wissen, daß ihr Sohn und Bruder bei ihr jene Stunden verbracht hat, wo sie ihn vermissten, ein Wesen aus einer anderen Atmosphäre, das anders spricht, denkt, empfindet, als sie. Schnitzler will, daß sie ihnen als Schwiegertochter gelte, und das ist keine gerechte Forderung, nicht etwa deshalb, weil hier Standesamt und Priester fehlten, sondern weil die Eltern ihre Schwiegertochter zu kennen pflegen, weil diese in der Regel ihrer eigenen Atmosphäre angehört. Indes, konzedieren wir ihm auch dies. Aber wie, fragen wir, wird sich das Verhältnis zur Schwiegertochter gestalten, wenn sie eine Fremde aus einer anderen Luft ist? Das Zusammenleben wird beiden Teilen nicht leicht sein, sie werden sich darein finden, so lang es sein muß, d. h. so lang das Kind lebt. Stirbt es, so werden sie auseinander gehen, weil dann kein Grund mehr vorliegt, sich gegenseitig die Pein des Zusammenlebens anzutun. Das Alles wird sich nicht nach den Geboten der bürgerlichen Moral vollziehen, sondern nach den Geboten der Menschennatur, der Vernunft. Um also Recht zu behalten, müßte Schnitzler geradezu die These aufstellen: „Was der legitimen Schwiegertochter gegenüber naturgemäß, also erlaubt ist, wird der illegitimen gegenüber zur Brutalität“ — was unverständig wäre und ihm auch thatsächlich nicht entfernt beifällt. Im Gegenteil, sein Stück läßt, wenn man schärfer zublickt, deutlich erkennen, daß er sich der ganzen Schwäche seiner Anklage bewußt war. Darum hat er alle möglichen Mittel aufgewendet, um diese Schwäche zu verdecken. Zunächst wird alles krampfhaft konzentriert. Kaum ist das Kind unter der Erde, so soll auch Toni zum Hause hinaus — in Wahrheit werden gerade Leute, die viel auf die öffentliche Meinung geben, anders handeln. Und von den beiden Vertretern der bürgerlichen Moral ist der eine, der Arzt, ein Unhold, der andere, der Professor, ein hohler egoistischer Fatzelhans. Das erinnert an die Romane eines einst vielgelesenen Autors, wo alle Adeligen schlecht oder dumm waren. Um ein Prinzip verächtlich zu machen, macht man seine Vertreter schlecht. Und das ist im vorliegenden Falle desbalb doppelt bedauerlich, weil das Prinzip an sich gar nicht so vortrefflich ist. Die jetzt geltende bürgerliche Moral steht in sehr vielen Punkten mit der echten Sittlichkeit in argem Widerspruch. Der Dichter, der sie in diesen Punkten angreift, ist uns willkommen. Aber wer diese Moral für etwas verantwortlich macht, was sie gar nichts angeht, thuts nur den Moral-Philistern zu Dank, nicht den wahrhaft Freien.

Die Handlung dünn und quälend, die These ein Phantom — und dennoch hat das Stück hier gewirkt und wer es zu sehen Gelegenheit hat, sollte dies nicht versäumen. Vor allem ist es, wie schon betont, technisch vorzüglich gemacht und bedeutet nach dieser Hinsicht einen erfreulichen Fortschritt über „Liebelei“, auch über Schnitzlers letztes Stück „Freiwild“ hinaus. Es giebt heute nicht viele Dramatiker in Deutschland, die dabei auch Dichter sind, und die ein Stück mit den einfachsten Mitteln so spannend, so geschickt, und dabei so scheinbar zwanglos aufzubauen können. Das will namentlich in unserer Zeit etwas bedeuten; wir sind ja glücklich wieder so weit, wo die Jungen ordentlich wetteifern, die Technik zu verachtschätzigen, das bischen, was sie darin gelernt haben, zu vergessen. Ab und zu sieht man auch bei Schnitzler noch die Fäden; so z. B. im ersten Akt, wo der Kontrast zwischen dem lustigen Spiel der Geschwister Hugos und dem Moment, wo er sterbend hereingebracht wird, allzu absichtlich herbeigeführt erscheint, so am Schluß des Akts, wo es ungeschickt motivirt ist, daß Toni den Knaben nicht gleich mitbringt, sondern erst später holen läßt — der Dichter braucht dies nämlich, um den Effekt der Sterbescene durch das Erscheinen des Kindes im Augenblick des Todes noch zu steigern. Aber das sind Kleinigkeiten, im allgemeinen sind die Fäden sorglichst verarbeitet, das Gewebe tadellos gespannt und geschürzt. Überhaupt saubere Arbeit, auch die Sprache, nicht bloß litterarisch, sondern die Sprache eines Dichters. Höchst selten eine papierene Wendung, noch seltener ein triviales Wort, alles natürlich und doch charakteristisch und fein geschliffen. Auch die Charakteristik weist mindestens eine Perle auf: den Professor. Man hat Schnitzler vorgeworfen, er habe sich da an Ibsen angelehnt; mit Unrecht, wer Ibsen kennt, der weiß, es ist eine Portraitbüste nach der Natur, freilich eine, wie sie nur ein Künstler machen kann. Auch der Arzt ist Anfangs vortrefflich angelegt; später freilich wird er der leidigen These zu Liebe zu sehr Unhold. Die Frauengestalten taugen alle wenig oder nichts. Mit der „Christine“ in „Liebelei“ verglichen, ist diese Toni ein blutloses Phantom.

Wie kommt's auch anders sein? Sie ist ja nicht angeschaut, nicht aus der Beobachtung, sondern aus dem Kalkül geboren. Und das giebt die Antwort auf die obengestellte Frage, wie sich diese Wiederholung des Konflikts erklären mag. Mir scheint, die junge Generation spintisiert zu viel, sieht zu viel im Ibsen und beobachtet zu wenig. Das heißt: im Kleinen schon, diesen und jenen Zug an diesem und jenem Menschen, aber zu wenig

Digitized by Google

das ganze, große Leben. Hat einmal einer sein Milieu, hat er einmal etwas Gutes daraus geformt, so denkt er nun: „Wie etwa ließe sich ein zweites Stück aus demselben Problem heraus destillieren? Das wäre gewiß was Feines!“ Und dann wird's so fein, daß es gar nicht mehr wahr ist. So haben wir's bei Hirschfeld erlebt, und nun bei Schnitzler. Aber Schnitzler kann wirklich viel und darum — hoffen wir auf sein nächstes Stück!

Berlin, Mitte Oktober.

Ein Brief Charlottens von Schiller.

Der einzelne Brief eines Menschen, und schiene er uns für sein Wesen noch so charakteristisch, wird nie unser Urteil über ihn bestimmen dürfen; wir werden ihn mit allen anderen Zeugnissen seines Charakters zu vergleichen und darnach zu bemessen haben, welchen Einfluß er auf unsere Meinung über die Persönlichkeit üben darf. Das ist eigentlich selbstverständlich und doch ist die Mahnung vielleicht nicht überflüssig; zunächst wirkt ja eben nur der Brief, den wir vor Augen haben; im vorliegenden Falle scheint sie uns vollends geboten. Wir wissen sehr wohl, daß der folgende Brief Charlottens von Schiller schwärmerischen Gemütern eine herbe Enttäuschung bringen wird; um so dankbarer werden ihn hoffentlich Jene aufnehmen, welche die Menschen immer gern so sehen, wie sie wirklich waren. Aber den Schwärmern wie den Realisten sei es gesagt: ein Brief ist noch lange nicht der Mensch. Allerdings ein Stück vom Menschen — und darum eben veröffentlichen wir ihn.

Die damals 52jährige, seit dreizehn Jahren verwitwete Frau schreibt an einen Freund folgenden, von uns buchstabengetreu wiedergegebenen Brief:

„Weimar den 1. April 1818.

Ich will nun dieses Buch Ihren Händen wieder übergeben, geehrter Freund! Wir haben uns recht daran ergötzt, denn es sind viel mehr Dinge berührt darinn, als vielen lieb sein mag, und doch mit so viel Verstand und Kenntniß, daß man mit bloßen Gründen nicht widerlegen kann.

Die arme Fr. v. Ziegeda muß viel Schmerz des Gemüths ertragen im Laufe ihres Lebens! und ihre Natur, die eigentlich für das heitere der Welt empfänglich ist und sich an den Gehaltlosen erfreuen kann (dies rechne ich den Menschen für Gewinn), denn sie war hier in einem Kreis glücklich, wo kein geistiges Bedürfniß zur Sprache kam, muß mit Gewalt die Schläge des Geschicks erleiden; und dabey das, was ihre Freundinnen und Verwandte hier für Genuß des Lebens halten entbehren, in Jena. Deswegen fürchte ich wird ihr der Aufenthalt dort noch schmerzlicher, wenn sie so bittre Erfahrungen macht. — Mit angenehmen oekonomischen Verhältnissen finde ich diesen Platz der ein gewißes Ansehen genießt in der Welt, sehr angenehm; denn es gibt doch immer so viel geistreiche Menschen in so einen Universitätskreis, und eine lebendige Mittheilung, die mich sehr ergözen würde wo andre gähnen.

Schillers Gesundheit, wie unser verhältniß vergönnten es uns nicht, zu viel Gesellschaften zu sehen, denn man muß, um angenehm zu leben, wie ich es meine, nicht wieder in Gesellschaft gehen müßen, sondern immer nur Menschen bei sich sehen, sonst verliehrt man die Freyheit seinen Umgang zu wählen. Dies könnten Ziegeda's ausführen. Man kann nicht Andern vorschreiben, wie sie empfinden sollen.

Ich werde recht demüthig in meiner erhellten Wohnung, denn es ist mir, als könnte ich mich nicht mehr so in mich selbst verbergen, und nur (in) mir ruhen, seit ich die Klarheit gewohnt worden.

Durch die höchste Poesie erhebt sich mein Gemüth aus den Banden. Wie finden Sie diese Stelle, wenn man in der Verzweiflung ausruft:

Ich kann nicht beten,
Kann nur brüllen.

Solche Poesie ist zu uns aus der Wüste am Sonnabend erschallt. Es ist übrigens ein wahres Wunder an Mangel des Geistes, des Gefühls und der Poesie, diese drey Dinge kann man eigentlich nicht trennen — und doch erscheint Alles getrennt. Daß die Gräfin Julie Egloffstein ihre schönen Augen konnte durch Thränen über so etwas entweihen, begreife ich nicht. — Ernst hat etwas gutes gesagt, denn er sah diese Thränen und fragte: Sie weinen wohl um den gesunkenen Geschmack des Theaters?

Am Montag ist Graf Edling wieder gekehrt. Ich weiß nicht, ob ich es gethan haben würde, wenn ich einmahl mit so viel Pomp abgezogen wäre. — Zweymahl kann sich so eine Erscheinung nicht auf ähnliche Weise gestalten. Was einmahl verüber ist, ist vergangen.

Der flüchtige Sohn der Stunde, der Mensch, kann nicht sagen, wie's seyn soll, wenn er sich einmahl von den Eindrücken beherrschen läßt, so muß er ihnen auch ganz folgen. Für die Verhältniße mit der Frau, die ich liebe, nur haben uns unsere Schicksale andere Eindrücke gegeben, und ich kann nicht alles hoch stellen, was sie hochstellt, denn Ein Mensch, der wie Er immer in der Welt der Äußern Anschauungen lebt, muß ein Leben ohne Repraesentation eine große Last seyn. Er hat eigentlich keine Liebhabereyen für Kunst, für nichts was seine Zeit wenigstens ausfüllen konnte. Deswegen ist es sehr gut, wenn er Eine Thätigkeit hat, denn sonst würde er

Digitized by Google

melancholisch, oder ganz abgestumpft, für eine Frau von so vielem Geist müßte es höchst ermattend sein, auch für ihn den Geist zu haben, der ihr eigentlich Fremd ist. Ich höre, er wird keine Geschäfte am Ministerium haben künftig, sondern nur den Hof leiten — dabey hätte er immer bleiben sollen, denn man hatte ihm zu viel aufgegeben. Die eigenthümliche nationale Gutmüthigkeit der Oesterreicher lockt einem anfangs, und man glaubt so gern, daß die Menschen es gut meinen und nimmt leicht für die That, was Worte bleiben. Und früher habe ich ein natürliches Vertrauen auch gehabt, doch denke ich nun anders aus Erfahrung.

Ich mache Ihnen nur meine Bekenntnisse, damit Sie meine Ansichten verstehen. Doch bleibe es ganz unter uns. Überhaupt verspreche ich Ihnen und Sie versprechen es mir auch? — daß wir jeden Brief, wo Personen genannt sind, lieber den Flammen selbst opfern und nicht aufheben.

Es thut mir oft so wohl, meine Ansichten, die der Augenblick eingiebt, mitzutheilen an Menschen die mich verstehen, und Sie bleiben so lebendig, und geistreich in jeder Epoche des Lebens, daß man Ihnen die Ansichten und Gefühle mittheilt.

Nun leben Sie wohl, theurer Freund! und lieben uns Charlotte v. Schiller."

Natürlich haben wir den Brief nicht um der Persönlichkeiten willen wiedergegeben, die er behandelt — sie sind von ganz untergeordnetem Interesse*), der bedeutendste noch Graf Edling, der seit 1814 Mitglied der Theater-Kommission war — sondern um der überaus bezeichnenden Art willen, in der Frau von Schiller von ihnen spricht. Diese Tonart erst zu beleuchten scheint uns überflüssig.

*) Ausdrücklich sei bemerkt, daß der erste Name im Briefe „Ziegeda" lautet und nicht „Ziegesar", wie wir — und gewiß Kenner Weimars mit uns — zu lesen versucht waren.

Litterarische Notizen.

— Zu Heine's Gedichte: „Deutschland 1815". Das merkwürdige Jugendgedicht Heines, das wir im vorlegten Hefte veröffentlichten, hat bereits in den beiden Wochen zwischen der Ausgabe jenes und dem Redaktionsschluß des vorliegenden Heftes seinen Weg in die Tagespresse gefunden und eine Reihe von Zuschriften an uns hervorgerufen, deren wesentlicher Inhalt, soweit er von Interesse ist, hier wiedergegeben sei. Die Echtheit des Gedichts wird von seiner Seite angezweifelt; ein fremdlicher Leser dieser Zeitschrift hat sich die Mühe genommen, zu den von Herrn Prof. Elster gegebenen Nachweisungen grammatikalischen und metrischen Inhalts noch einige weitere beizufügen, doch scheint es uns nach dieser Hinsicht kaum noch einer Vermehrung des Beweis-Apparats zu bedürfen. Ein anderer Freund der „Deutschen Dichtung", ein sehr gründlicher Heinekenner, macht darauf aufmerksam, daß der Buchhändler Wundermann, der übrigens auch Mitherausgeber des „Rheinisch-Westfälischen Anzeigers" war, für den Heine 1822 sein „Briefe aus Berlin" schrieb, und mit dem Dichter in guten persönlichen Beziehungen stand (vergl. Heine's Briefe an Steinmann und Beyghem in der von Gustav Karpeles redigierten Gesamt-Ausgabe VIII. 339 und 341), das Gedicht wahrscheinlich nicht von J. B. Rousseau, sondern von Friedrich Steinmann erhalten haben dürfte. Wie nämlich Steinmann im Vorwort zu seinem berüchtigten Buche: „H. Heine, Denkwürdigkeiten und Erlebnisse" (Prag 1857. S. XVI) mitteilt, war er im Besitze dieser Handschrift Heines, „die nach ihren Grundzügen wenig abweicht von jenen späterer Handschriften". Steinmann war bekanntlich ein berüchtigter Fälscher, man darf ihm nur so weit glauben, als seine Angaben auch von anderer Seite beglaubigt sind; in diesem Falle hat er zweifellos die Wahrheit gesagt, denn gerade an Wundermann, der mit Heine bekannt, obendrein mit Steinmann durch Heine's Vermittlung in Beziehung getreten war, hätte Steinmann 1820 gewiß kein gefälschtes Gedicht Heine's zu geben gewagt. Auch das Gedicht selbst findet sich in Steinmanns Buche (a. a. O. S. 15); da dies Buch zu 301—305 o aus Fälschungen besteht, so fiel es natürlich Niemand bei, es auf Steinmanns Autorität hin für echt zu halten; mit Recht haben nach Strodtmann's Vorgang auch alle anderen Herausgeber von Heine's Werken nur solche von Steinmann zuerst mitgeteilte Gedichte aufgenommen, die noch bei Lebzeiten Heines erschienen sind. Es ist also, wie auch der kundige Verfasser der uns zugekommenen Mitteilung hervorhebt, das Verdienst unserer Publikation, durch den Abdruck von 1820 das Gedicht verifiziert und dadurch ein verschollenes, sehr merkwürdiges Dokument aus Heine's Entwicklungszeit an's Licht gebracht zu haben. Welche Bedeutung der Fund in psychologischer Hinsicht, zur richtigen Erkenntnis Heine's hat, faßt ein anderer Brief an uns im Kern richtig in die Worte zusammen: „Ein neuer und mit der schlagendste Beleg dafür, daß Heine's Spott gekränkte Liebe war."

— Wo die Straßen enger werden. Geschichten von Alfred Bock. Großenhain, Baumert & Ronge. 1898. Offenbar das Buch eines jungen, noch in der Entwicklung begriffenen Autors. Wer die beiden breit, behaglich und mit realistischer Kraft und Natürlichkeit hingeschriebenen Humoresken: „Der alte Barbarino" und „Die Meßfahrt", dann aber die lenzfrisch übersprüten, mehr angedeuteten als ausgeführten Skizzen: „Justina" und „Das Gewittermännchen" liest, wird kaum glauben, daß dies Arbeiten von einer Hand sind, so verschieden ist nicht etwa bloß Stoff und Tonart, sondern Alles, was auch in der objektiv vorgetragenen Novelle auf die künstlerische Individualität des Autors schließen läßt. Also noch ein Suchender und Tastender, aber sind etwa in der Ablassung die lenzsüßen Skizzen den derben Humoresken nachgefolgt, wie sie ihnen im Buche folgen, so wäre uns um seine Zukunft bange, denn die Humoresken sind viel wertvoller, „Der alte Barbarino" namentlich eine vortreffliche Arbeit. Wie immer aber sich der Autor entscheiden mag, Geschichten, wie die beiden mittleren des Bandes („Ede Stevens" und „Die Wasserkur") mag er in Zukunft ungeschrieben lassen. Das ist Unterhaltungslektüre im ungnten Sinn des Worts.

— Byschrad. Ein Cyclus epischer Dichtungen von Julius Zeyer. Aus dem Böhmischen von O. Malybrok-Stieler. Prag. Fr. Ajmac 1898. Wie schwer es auch heute dem Deutschen fallen mag, eine Dichtung aus der exclusiven Heldensage unbefangen zu lesen — wir glauben diese Verpflichtung des Kritikers erfüllt zu haben und dürfen versichern: es ist nicht Voreingenommenheit, die uns das Erscheinen dieses Buches schwer begreiflich erscheinen läßt. Die Übersetzerin, eine Schwester des Dichters Karl Stieler, schreibt mittelmäßige Verse, aber eine gebildete, urteilsfähige Frau ist sie doch jedenfalls; wie konnte sie glauben, daß die breite, schwülstige Bearbeitung exclusiver Sagen, wie sie Herr Zeyer bietet, einer Übersetzung wert sei?! Möglich, daß die Czechen aus Nationalgefühl dem Autor dankbar sind und darum über die dichterische Schwäche des Werks hinwegsehen; sie aber, die doch eine Deutsche ist und unmöglich von exclusivem Chauvinismus verblendet sein kann, hätte über den dichterischen Unwert des Originals nicht im Zweifel bleiben dürfen. Das Buch ist, da der Autor mit der Überlieferung willkürlich umspringt, nicht einmal für den Freund slavischer Volkssage von Interesse.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von G. Bruckmann in Berlin.

Digitized by Google

Der verwunschene Garten.

Eine Sommernovelle

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Hier empfing ihn die Sommer-Sonnenwendnacht, die es unverkennbar darauf angelegt dem Fortschreitenden begreiflich zu machen, sie sei keine gewöhnliche, den übrigen dreihundertvierundsechzig des Jahres gleichgeteilte Nacht. Und zwar suchte sie davon beinah sämtliche Sinne zu überzeugen, zunächst durch ihr silbernes Glanzgewand die Augen, doch gleicherweise das Gefühl, denn sie atmete nicht kühl an, sondern als ob sie auf ihrem Weg von einer tropischen Küste her weiche, laue Wellen mitgenommen und diese leise über Thal und Berg hinfluten lasse. In den Händen mußte sie Tausende von unsichtbaren Blumensträußen tragen, mit denen sie überallhin süße Düfte durch die Luft fächelte, und auch für das Ohr hielt sie eine Gabe, ein heimliches Klingen und Singen, in Bereitschaft. Das mochte allerdings zum Teil von der kräftigen Güte des Weines herstammen, aber doch nicht allein. Es waren auch summende, sich von hier und dort in einanderwebende Stimmen und Laute, leis anfrauend und anschwellend, verhallend und verstummend, wie Atemzüge der schlafenden Erde und als spreche und flüstere sie dazu mit sich selbst im Traum.

Von der Kirchturmglocke her schlug es erst zehnmal, halb ohne Wissen zählte Engelhart die Schläge. Doch er hatte sich in Bezug auf Zahlenoperationen nie übermäßig ausgezeichnet, und außerdem war sein Kopf augenblicklich noch besonders wenig arithmetisch eingestellt, denn als Ergebnis seiner Addition sagte er vor sich hin: „Schon Mitternacht, für so spät hätte ich's nicht gehalten.“ Auf sein Weitergehn blieb indes diese Zeitbestimmung ohne Einfluß, er wanderte den mit der alten Mauer gleichlaufenden Weg entlang, sie lag fast taghell vom Vollmond angestrahlt und nahm sich so, wie sein Onkel geäußert, in der That eigen aus. An einer Stelle flimmerte es aus dem über sie hingegossenen weißen Licht wie ein rötlicher Stern, etwas Einbildnerisches in sich tragend, das allerhand gaukelnde romantische Vorstellungen erzeugen konnte. Aber mutmaßlich war's, wie alles im Städtchen, nur höchst Prosaisches — er erkannte jetzt, daß der Schein aus einem Fenster des eingebauten Mauerhauses herabkomme und wahrscheinlich seinen Ursprung von einem Lämpchen oder Talglicht nahm, bei dem wohl die alte Großmutter der Draba muralis oder diese selbst noch auffaß, um sich mit Flicken und Stopfen ihren kümmerlichen Unterhalt zu verdienen. Das war ein denkbarst großer Gegensatz zu allem Romantischen und Poetischen, eigentlich eine Beleidigung des magischen Webens der Sonnenwendnacht, und den Blick abkehrend, setzte der junge Geolog seinen Fuß weiter.

Ein Ziel hatte er nicht oder trug wenigstens mit Bewußtsein keines im Sinn, doch nach einem Weilchen sah er einmal auf, und da kam's ihm, daß er doch nicht zufällig diese Richtung eingeschlagen, sondern bis hierher gewollt, um zu sehen, wie der verwunschene Garten sich im Mondschein ausnehme. Der Antrieb dazu rührte offenbar vom Vormittag her, an dem er lange droben unter dem Föhrenrand gelegen und auf das undurchdringliche grüne Wipfeldach hinuntergeschaut, bis er nicht mehr deutlich gesehn, sondern die Laubkronen und Äste sich seinen Augen zu allerlei wunderlichen Gestalten und Geschöpfen verwandelt hatten. Jetzt aber lag die lange, überbuschte Mauer klar vor ihm, ließ sogar jede der dunklen Glasscherben auf ihr unterscheiden, die zu schwarzen, glimmernden und lichtersprühenden Diamanten geworden zu sein schienen, und an dem großen grauen Thor konnte man die draußensitzenden gleichfarbigen, langbeinigen Kanker erkennen. Natürlich war es wie von jeher verschlossen, ganz ohne andern Gedanken drückte der Ankömmling einmal mit

Digitized by Google

der Hand dagegen. Doch da gab die alte wettergefurchte Holzwand nach, klaffte ein Stück weit auf, und nicht zum Verwundern, vielmehr auch natürlich war's, daß sie dies that. Es war ja Mitternachtsstunde und dazu die der Sonnenwendnacht, in der Schlösser und Riegel ihre Kraft verloren, wenn jemand diese besondere Zeitspanne nützte, sich den Durchlaß zu erzwingen.

Daran hatte Engelhart zwar nicht gedacht, aber er begriff rasch den Zusammenhang, und so stand er vor dem geöffneten Gartenzugang. Für einige Augenblicke ein bischen zaudernd, denn zunächst sah er vor sich nichts, als eben ein Finsternis-Nichts; er befand sich wie in mittägigem Sonnenglanz, und drinnen schien, sich ganz mit ihrem rabenschwarzen Haar zudeckend, die Nacht zu kauern. So blieb's auch, als er, hineintretend, ein Dutzend Schritte vorwärts machte, nicht allein auf Kosten seiner über aufgekrümmte Wurzeln stolpernden Füße, sondern gleichfalls des ein paarmal unsanft mit tief niedergebogenen Ästen in Zusammenstoß geratenden Kopfes. Ob er einen Weg unter sich habe, war nicht verspürbar, nach der Empfindung befand er sich eher inmitten eines pfadlos verschlungenen Urwaldes.

Aber dann gewöhnten sich seine Augen, und es war doch nicht tote Nacht um ihn her. Durch kleine Lücken des dichten Laubdaches kam hier und dort ein Lichtleben herab. Sogar reggeschäftig; es sprang in blitzenden Funken hastig hin und wieder und verschwand; dort schwebte es wie ein Irrwisch über den Boden, grüne Blätter um sich leis anglimmernd. Auf und nieder ging's, tanzend und hüpfend, an manchen Stellen verirrte Mondstrahlen, doch an andern bläulicheren Scheins; es dauerte einige Zeit, ehe dem jungen Studenten begreiflich ward, wovon der letztere herrühre. Dann erkannte er's, denn nun leuchtete es ihm einmal so von seiner eigenen Hand entgegen. Unüberschweifende Glühwürmchen waren's, und unverkennbar reihten sie sich jetzt zusammen und zogen vor ihm her, da sie den Auftrag hatten, ihm als Führer durch die Wildnis hindurch zu dienen. Vermutlich nach einer Elfentanzstatt oder einem Versammlungsplatz von Feen in der Mitternachtsstunde der Sonnenwendnacht.

So war's auch. Durch die Stämme und das verwachsene Unterholz kam ihm ein breiter Schimmer entgegen, und er geriet in eine runde Lichtung hinaus, über der sich die Mondstrahlen zu einem hin- und herflimmernden Silbernetz zusammenspannen. Die Glühwürmchen verließen ihn, sie waren ihrem Geheiß nach gekommen und kehrten unter das Laubdunkel zurück.

Hell und ungewiß zugleich lag das nächtliche Licht über der Runde, ließ hier erkennen und dort nur ahnen. Ein voller Rahmen hoher Bäume schlang sich umher, Epheu und Schlinggewächse aller Art waren an den Stämmen aufgewuchert, bis zu den Wipfeln hinangeklettert und fielen von diesen in langen, schwebenden Ranken wieder herab. Darunter zogen sich Lauben hinein, doch mit wildverspannen zugängen; in den zwischenräumen standen oder lagen, von ihren Sockeln abgestürzt, verwitterte graue Sandsteinfiguren. Die Mitte des Platzes nahm ein ehemaliger Springbrunnen ein, lang außer Dienst, zerbröckelt und reglos; dicke Moosbrüstungen überwölbten seine Ränder, neben denen Zwerge, Gnomen und Kobolde, gleichfalls aus grauem Gestein, mit fratzenhaften Greisengesichtern hockten. Wege hatten drauf zugeführt, aber sie unterschieden sich nicht mehr von den Rasenflächen, die sie einst durchkreuzt und die jetzt zu wildwachsenden Wiesen geworden. Syringen, Goldregen, Schneeballensträuchen, blütenbehangen, zu wirren Massen verschlungen, doch unsichtbar mußten noch andre Blumen sich zu üppiger Erneuerung weiter vererbt haben, denn ein stärkerer Duft, als er jenen entstammen konnte, überlagerte, fast zu schwül die Sinne umstrickend, die Runde. Das wußten augenscheinlich in weitem Umkreis alle großen Nacht- und Dämmerungsschwärmer und kamen über den hohen Laubkronengürtel des Gartens herüber, sich hier ein Stelldichein zu geben. Schattenhaft, hastig geräuschlos tauchten sie, hin und wieder schießend, auf, einer von so mächtiger Größe, daß er, wie zum mächtigen Herrscher hier berufen, Sphinx Atropos, der Totenkopf, zu sein schien; überall rieselte es von weißen Lichtwellen, schlangen sich silberne Guirlanden herüber und hinüber und verdämmerten in schwarz undurchdringlichen Schatten. Es machte den Gehöreindruck, als sei rings völlig lautlose Stille, und doch war's auch nicht. Wenn das Ohr sich anspannte, ein Weilchen hinzuhorchen, vernahm es da und dort ein heimliches Wispern im Blattwerk wie von lispelnden Zungen. Ein Vogel schlug im Traum einen

Digitized by Google

nur halb heraufkommenden und zurückfallenden Ton an, und beharrte das Ohr in der lauschenden Spannung, so kam's ihm aus der Luft mit einem verzitternd schwingendem Klingen, als gleite in der Weite leis ein Bogen über die Saiten einer Geige.

Mitternachtsstunde der Sommer-Sonnenwendnacht —

In einer solchen war vor einem halben Jahrhundert geheim die Braut hierher gekommen, deren Herz nicht für ihren Bräutigam, sondern für einen anderen schlug. Ohne Zweifel hatte ihr Fuß sich hier bewegt, auf Wegen, die damals gewesen, und alle dunklen Wipfel umher hatten sie im Mondlicht hier gehen gesehn; sie wußten's noch und rauschen noch davon. In einer der schwer verrankten Lauben wohl war's geschehen, daß sie, von dem Arm umschlungen, gesessen und plötzlich ihr Verlobter vor ihr gestanden.

In welcher wohl?

Engelhart Lindener blickte umher, in seinen Augen spiegelte sich zitternd und rieselnd der geheimnisvolle Mondglanz. Der wußte es auch, aber er gab keine Auskunft darüber.

Wenn er's gethan, hätte der nächtliche Gast des verwunschenen Gartens sich den Zugang zu der Laube geöffnet und dort auf die Bank gesetzt. Ein klopfender Drang danach war in ihm, ganz unpsychologisch und ebenso unlogisch. Denn was sich vor bald zwei Menschenaltern auf der Bank zugetragen, ging ihn nicht im mindesten an. Doch ihm kam's jetzt zum Bewußtwerden, der Gedanke daran habe sich schon den ganzen Tag hindurch verschwiegen in einem Winkel seines Kopfes eingenistet gehabt, und von ihm auch sei er unwillentlich hierher gebracht worden.

Wundersam wär's, auf derselben Bank zu sitzen, die Augen zu schließen — hin und wieder sie einmal zu öffnen, wieder zufallen zu lassen — und die Nacht hier so zu verbringen, bis die aufgehende Sonne das Silber auf den Wipfeln in Gold umfärbe.

Ihm schoß einmal durch den Kopf: Vielleicht war die Braut nichts anderes gewesen, als die Jutta's, Minna's und Lina's, Klärchen's, Malchen's und Annchens —

Doch diese widerwärtige Vorstellung warf er gleich von sich ab. Solche alberne Geschöpfe hatte es damals nicht gegeben, die waren erst ein Wucherkraut der Neuzeit — ein wissenschaftlicher Anflug überkam ihn — Produkte einer neuesten Periode der Menschheit.

Unzweifelhaft hatte die Braut auch einen ganz andersartigen schöntönenden Namen geführt, den diese lautlose Runde umher oft gehört.

Er horchte auf, aber obgleich alles den schönen Namen wußte, blieb alles stumm. Nur aus der Richtung über den zerfallen-vermoosten Springbrunnen hin klang ein undeutlich-verworrener Laut. Dort drüben schien einmal ein breiter Gang sich fortgesetzt zu haben, und quer durch die Lichtung hinschreitend, fand er diese Mutmaßung bestätigt. Der Weg, wenn auch natürlich grasverwachsen, war noch als ein gradgestreckter Durchlaß erhalten geblieben, nur von beiden Seiten durch üppig ausgetriebenes Buschwerk wohl um die Hälfte verengt, stellenweise oben überwölbt. So zog er sich einem großen Rohr ähnlich entlang.

War's ein Sprachrohr, durch das die Sonnenwendnacht redete? Nicht mit dem verworrenen Ton von vorher, sondern wie eine Stimme kam's vom Ende des Ganges. Doch nur eine Ohrtäuschung war's, vermutlich der Widerhall irgend eines Geräusches jenseits des Gartens, das sich hier zwischen den Strauchwänden verfing. Wie Engelhart weiter ging, ward's wieder still.

Aber sein Auge ward gleich darauf jäh überrascht. Der halb verschattete Weg nahm ein Ende, ließ ihn abermals auf einen freien Platz herausgelangen, in seiner Anlage und Umrahmung dem vorigen ähnlich, doch sonst anders geartet. Dieser hatte mehr Feierliches. Kein Springbrunnen befand sich in der Mitte, und keine verwilderte Lauben, mit zerbrochenen Steinfiguren abwechselnd, umgaben die Rundung. Nur grade vor am Rand hob sich, von schlank emporgeschossenen, breitdachenden Buchen überkrönt, ein Säulenbau auf, grad' dem Vollmond entgegengerichtet, in ein Strahlenbad getaucht. Ein großer Pavillon war's, wie's das vorige Jahrhundert geliebt, die Gestalt eines griechisch-römischen Tempels nachahmend; ein halbes Dutzend flechten überzogener Stufen führten zu ihm hinan, hellfarbiger, losgebröckelter Stuck hatte ehemals die Säulen bekleidet, sie standen jetzt grau vernarbt, doch gegenwärtig hie und da wie mit Flitterschaum versilbert. So blickte der alte Bau aus einer feierlichen, tief schweigsamen Stille an, und unwillkürlich verhielt der aus dem schmalen Gang auf den lichten, freien Raum Hervortretende den Atemzug.

Digitized by Google

Da regte sich etwas im dunklen Hintergrunde des Tempels, schimmerte auf, bewegte sich, immer heller werdend, vorwärts, wallte nun wie eine weiße, glanzwerfende Sommerwolke bis an den Stufenrand heran. Und aus ihr hervor erscholl eine tiefe, doch klangvoll klare Stimme:

„Es ruht ein düsterer Fluch auf dieser Stätte —“

Nicht grad' zu verargen war's Engelhart Lindener, was er zunächst that. Er stand, wie ein, bei einer plötzlichen geologischen Neuordnung, nur solchen ehemaligen Vorgängen nicht entsprechend, ganz jählings zum Petrefaktgewordenes Lebewesen, sich seiner Sinne, bis auf die der Ohren und Augen vollständig entäußernd. Die letzteren aber hielt er so stark aufgeweitet, wie sie es selbst bis heute nicht für möglich gehalten, daß es ihnen einmal geschehen könne, und infolge dessen schritt er zu der Blickeserkenntnis vor, daß die mondumgossene Glanzerscheinung zwischen den Säulen keine Wolke sei, sondern ein langes, weißes Gewand in antikem griechischem oder römischem Zuschnitt, vielgefaltet und über den Gürtel vorgebauscht, von einer hohen Frauengestalt getragen. Entblößt sahen die schöngerundeten Arme, unter den Achseln von goldig flimmernden Spangen umschlossen, hervor, schwarzes, an den Schläfen herabflutendes Gelock schien über der Stirn ein Blattkranz von Epheu oder wildem Weinlaub zu halten. Darunter ein länglich schmales Gesicht, zu entfernt, um klar unterscheidbar zu sein, doch in seiner Blässe fast der weißen Farbe des Kleidstoffes gleichend. Und mit einer geschichtlichen Erinnerung dämmerte es aus diesem dem reglosen Zuschauer auf, daß vor zwei Geschlechtern zur Revolutions- und Direktorialzeit auch solche Tracht des Altertums manche Jahre hindurch wieder bräuchlich gewesen.

Nun aber mußte der Gesichtssinn Engelharts seine Anspannung mit dem des Gehörs teilen, denn die tiefe, melodische Stimme ertönte auf's neue. Die weiße Gestalt hob ihren rechten Arm, streckte seine Hand halb vor und wiederholte nochmals:

„Es ruht ein düsterer Fluch auf dieser Stätte —“

Dann fuhr sie fort:

„Verdammt zum Jammer, ach, durch eigne Schuld,
Klag' ich umsonst der Nacht. Sie hat kein Ohr
Für mein Geschick, und kalt und fühllos birgt
Im Busen sie kein Herz für die Verlass'ne.
Mühl netzt ihr Tau mein Haar, und Tau entnässt,
Doch heiß und brennend in dem Born der Brust
Zum Strom gesammelt, meiner Augen Weh.
Ein scheues Wild, berg' ich in Wildnis mich,
Und Todeseinsamkeit ist nun mich her
So irrt' ich bis zu dieser Tempelfahrt
Wer stillt die Thränen mir? Auf wen noch hoff' ich?
Wenn hab' ich mich geschmückt? Mir höhnt die Stirn
Der grüne Kranz, ich flocht ihn für mein Leid.
O Du, für den ich ihn mit Seufzern wand —
(Nein, nicht mit Seufzern — ihn mit Sehnsucht wand —)
Du Einziger, wo bist Du? Ließt Du auch,
Die alle ließen? In die Nacht hinaus
Ruf' ich nach Dir — gieb Antwort mir! Dich ruf' ich
Mit Deinem teuren Namen Theophil —
O Theophil!“

Der letzte Ruf vermischte sich mit einem andern, denn Engelhart Lindener flog laut vom Mund:

„Ich bin's nicht — bin nicht Theophil — aber sagen Sie — sagt — sage mir — womit kann ich helfen!“

Zugleich eilte er vorwärts, in's volle Mondlicht des freien Platzes hinein, dem Tempel zu. Oben über den Treppenstufen desselben stützte die Weißgewandete zusammen, hob den beim Sprechen weiter vorgestreckten Arm hastig zurück, um sich mit der an die Stirn gelegten Hand die Augen zu beschatten, und hielt verstummt so den Blick scharf auf den offenbar bisher von ihr nicht Wahrgenommenen, plötzlich wie aus dem Boden Aufgestiegenen, gerichtet. Dann entgegnete sie:

„Wer ist es, dessen Stimme mir erklingt?“

Doch sie machte wieder eine Pause, merklich abermals mit angestrengtem Hinblick beschäftigt, ehe sie nachfügte:

„Nein, traurige Wahrheit spricht Dein Mund — Du bist
Nicht Theophil — doch jetzt erkenn' ich Dich
Mein treuer Polydor —“

Mit hoheitsvoller Bewegung trat sie drei Stufen herunter, hielt wieder an und fragte in einem Ton der Verwunderung:

„Wer schloß das Thor Dir dieser Wildnis auf,
Daß Du mich fandest? Sprich!“

Der Angesprochene stand vollständig verwirrten Sinn's, brachte nur von stotternden Lippen:

„Das Thor war offen — ich bin — ich heiße Engelhart Lindener — Student der — aber, wer — wer sind Sie?“

„So spricht man nicht zu mir —“

Die Antwortende machte wieder eine kurze Pause, dann fuhr sie fort:

„O Polydor,
Erkennt Dein Auge Deodata nicht,
Die Unglückselige? Hat der Gram so tief
Ihr Angesicht entstellt,

Digitized by Google

Der Jugend Frühling ihr zum Herbst verwandelt?
Was trinkt Du falschen Rausens vor mich hin?
Ich blicke doch in Deines Herzens Treue
Und weiß, Du kommst — so kommst doch!"

Die letzten Worte begleitete sie mit einem Heranwinken der Hand; zaudernd folgte Engelhart, den Fuß weiter vorwärts setzend, dem Geheiß und fragte:

„Was soll ich?"

Das beantwortete ihm die mit gedämpfterer Stimme erteilte Weisung:

„Hier bis an die Stufen; Du bist doch gekommen, um mir etwas auszurichten!"

Danach aber klang's wieder im vorigen, laut gehobenen Ton:

„Ja, guter Jüngling, Trost ist mir Dein Anblick.
Bist Du die Sonne nicht, so doch der Mond,
Dem sie ein Teilchen ihres Lichtes giebt,
Zu meines Daseins Nacht es zu entsenden.
Ein Abbild des Entfernten bist Du nur,
So wie ein Schatten Umriß und Gestalt
Des Lebens, nur das Leben selbst nicht zeigt.
Doch dank' ich Dir.
Was hast Du mir zu sprechen?"

Sie bewegte sich auch über die letzten drei Stufen herab, trat auf den vor ihr Stehenden zu und legte ihm ihre Linke auf die Schulter. Da er, von einem Zittern überlaufen, stumm da stand, ermutigte ihn ein rannender Ton:

„Nun, irgend etwas, drin so halbverständlich
Sich Deine eigne Liebe mir verrät."

„Ja — ich —", stotterte er, „ich liebe Dich —"

Sie setzte einen Schritt von ihm zurück, und ihr kam schmerzlich vom Mund:

„O das ihm weh!
Nimm dieses Wort zurück von Deiner Zunge,
Die es gleich giftigem Pfeil auf mich entschnellt!"

Ihre Hand hielt sich auf's Herz gedrückt, aber nun schlug ihre Stimme um, gewann freudig zuversichtliches:

„Doch nein — ward so mein Sinn vom Leid verwirrt?
Mich trog ein Wort — ich selbst entsüllt' es nur
Vergieb — zu einem Makel Deiner Treue.
Auch Brüder lieben, und das sprachst Du mir,
Das redet mir Dein Kommen und mein Herz.
Nimm diesen Kranz zum Lohne solcher Liebe!"

Sie streckte die eine Hand nach dem Strohhut Engelhart's, den sie ihm vom Kopf zog und zu Boden warf, während sie sich mit der anderen den Blätterkranz von der Stirn nahm und ihm auf dem Scheitel drückte:

„Der Treue Sinnbild, immergrünend, ist
Des Epheu's Laub. — Mein Bruder Polydor!"

Ihre beiden spangengeschmückten Arme hoben sich bei dem letzten Ausruf vorgestreckt gegen ihn auf; er stand sprachlos, wie vom Fieber geschüttelt, abgedämpft schlug ihm an's Ohr:

„Nun, Deine Leidenschaft kann sich eben doch nicht bezwingen, reißt Dich fort —"

Ja, das that sie, oder wenn nicht die Leidenschaft, doch die Überwältigung der nicht länger Stand haltenden Phantasie und Sinne Engelhart Lindeners. Dicht vor sich sah er die ausgestreckten Arme, und zum erstenmal im Leben ein weibliches Wesen anrührend, hob er besinnungslos auch seine Arme und schlang sie um den Nacken der weißen Gestalt zusammen. Indes nur für einen buchstäblichen Augenblick, denn einen leichten Schrei ausstoßend, duckte sich diese hurtig bebend unter ihm fort, stand ein flüchtiges Weilchen, etwa drei Schritte von ihm entfernt, ohne Worte und sagte dann:

„Das deutet man nur an
Nein, nicht so heftig!
So stürmisch ist die Bruderliebe nicht,
Der weite Weg erregte Dir die Sinne,
Nun wird Ermüdung sie zur Ruhe laden.
Beschwichte sie! Ich gehe, Polydor,
Des Schlummers süße Labung auch zu suchen
Der Sonne berg' mein Traumland ich
In tiefem Waldesgrund; doch kehrt die Nacht
Mit ihrem milden Licht, da kehr' auch ich
Hierher zurück. Da mag Dein Mund mir reden,
Was ich — Du weißt's — nicht hören darf — —
und doch — —
Ruh' sanft, o Polydor!"

Sie kehrte sich ab, stieg hoheitsvoll die Treppenstufen wieder hinan und trat zwischen die Säulen, hinter denen sie, einer zerrinnenden weißen Wolke gleich, in's Dunkel tauchte und verschwand. Der allein zurückgelassene starrte ihr regungslos nach, bis ihm ohne Wissen der Ruf entflog: „Bleib'! Komm zurück!" Aber es erfolgte keine Antwort mehr, und nun plötzlich aus einem körperlichen und geistigen Lähmungsbann gelöst, stürzte er hinter ihr drein. Doch der Raum des Tempelinnern war vollständig leer, nirgendwo schimmerte etwas, nach rückwärts begrenzte den Säulenbau schwarze Schattennacht dicht verwucherten Gestrüpps. Der vergeblich Suchende kehrte wieder nach vorn, auch dort lag der mondbeglänzte Platz ohne Laut und Leben, nur von linkshin, hinter einer wirren, dunklen Laubmasse klang aus einiger Ferne ein eigentümlicher, verhalten lachender Ton, vermutlich der einer dort nistenden Wildtaube, der er im Traum aus der Kehle kam. Und noch einmal, dann kehrte er nicht wieder.

Engelhart Lindeners Blick ging vor sich nieder, zwischen zweien der Säulen lag etwas

Digitized by Google

am Boden, ein vermorschtes Brettstück, augenscheinlich von vier niedrigen Stützen herunter gefallen, auf denen es einmal gelegen haben mußte. Und zugleich wußte er's auch: Hier — das war die Bank gewesen, auf der die Braut in der Mondnacht mit dem Andern gesessen —

Hatte er Polyidor geheißen und der Bräutigam Theophil —?

Der wie betäubt vor sich hinaus Blickende ward von der Empfindung überkommen, inmitten einer hereinbrechenden neuesten geologischen Umwälzung zu stehen. Alles um ihn befand sich in einer schwankenden und kreiselnden Bewegung, der Boden, die Bäume, der Mond drüber und am lebhaftesten das, was er in seinem Kopf innern beherbergte. Eine zeitlang suchte er sich umsonst zu besinnen, wo er sei, dann dämmerte ihm aus der Anstrengung seines Gehirns wie aus einer Ferne her auf, daß er in den ‚verwunschenen Garten' geraten, und jenseits desselben liege eine Welt, in die er zurück müsse. Durch ein altes Thor war er hereingekommen, aber wie er dies wieder auffinden sollte, wußte er nicht. Das schien unmöglich, bis ihm auch in's Gedächtnis kam, eine hohe Mauer ziehe sich ringsherum, wenn er irgendwo auf die treffe, könne er an ihr entlang gehen, den Ausgang wieder zu entdecken. So setzte er auf's Geratewohl den Fuß vorwärts, und wirklich geriet's auch; wechselnd durch Licht und Dunkel, mannhohes Gras und verwirktes Buschwerk sich Bahn schaffend, stieß er schließlich auf die Mauer. Der nachzufolgen, erwies sich freilich in der Ausführung schwieriger, als im Gedanken, denn vielfach krümmten und verflochten sich Äste, seit angestiemmt, bis an den Steinrand herunter, als ob sie ein Verhau gebildet, ein ganzes feindliches Heer vom Durchmarsch abzuhalten. Mühsam mußte er oft im zwitternden Lichtschein sich durchzwängen oder hinüberklettern, verfiel in einer dunklen Stundenmasse und verspürte unliebsam an Händen, Ohrmuscheln und Nase, daß sie aus riesenhaft aufgewucherten, ihrem Namen außerordentlich Ehre machenden Brennesseln bestehe. Wie lange er sich so weiterkämpfte, dafür fehlte ihm jeder Zeitmaßstab, Stunden, vielleicht Tage oder gar Jahre, er gab alle Hoffnung auf, je an das Thor zu gelangen. Dann indes stand er doch plötzlich einmal davor, aber wie seine Hand heftig dran rüttelte, wich es nicht, war verschlossen. Natürlich — die Geisterstunde war längst vorüber, und keine irdische Kraft konnte es öffnen. Doch hinaus mußte er, sein Blick irrte umher, und eine Möglichkeit bot sich dazu. An einer Stelle streckte ein dicker Ast sich wagerecht bis an den Oberrand der Mauer, den galt's zu erreichen; ein paarmal fiel er zurück, danach gelang's seiner jugendkräftigen Gelenkigkeit. Er kam hinauf und schnellte sich mit kühnem Sprung von der Mauerhöhe nach jenseits hinunter, auch geschickt, wenigstens so weit er ohne zerbrochene Gliedmaßen drunten eintraf. Doch — welche Erinnerung an Kinderzeit — auf Kosten seiner Hose war's wieder geschehen; eine Glasscherbe hatte sie wie mit scharf zubeißendem Zahn gepackt, einen breiten Ratsch hineingerissen, durch den das Knie hervorsah.

Ja, da lag der zur Stadt hinführende Weg, auf dem er gekommen, vor ihm, und wie er nun drauf entlang schritt, tauchte bald auch, in Mondlichtwellen gebadet, der Rest der alten Ringmauer seitwärts in die Höh'. Alles war so, wie er's vorher gesehen, nur wann das gewesen, über die Zeitdauer, die seitdem vergangen, geriet er immer mehr in Unsicherheit. Im Kopf drängte sich ihm etwas heraus, gleichsam wie aus einer verstaubten und verspinnwebten Ecke, anfänglich nicht recht zu unterscheiden, was es werden wolle. Aber zurückscheuchen ließ sich's nicht, verdeutlichte sich mehr und mehr und war eine unheimliche Geschichte, die er als Knabe gelesen und die ihm öfter im Traum so wiedergekommen, daß er selbst sie darin erlebt. Sie handelte von einem jungen Menschen, der in einen Wald gegangen und dort eine Gesellschaft angetroffen, unter der er ein paar Stunden zugebracht. Als er danach in seinen Heimatsort zurückkehrte, lag dieser natürlich mit Türmen, Mauern und Häusern ganz wie vorher, nur kannte er niemand von den Leuten auf der Straße, und alle sahen ihn verwundert an und kannten augenscheinlich auch ihn nicht. Denn er hatte sich in dem Wald zwischen lauter, schon seit unendlicher Zeit Verstorbenen aufgehalten, war nicht einige Stunden, sondern ein jahrhundertlang bei ihnen gewesen und kam mit schneeweißem Haar und Bart von den Toten wieder zu den Lebendigen.

Von den Toten — aus dem verwunschenen Garten

Engelhart Lindener tastete unwillkürlich einmal mit der Hand scheu nach seinem Untergesicht, um zu fühlen, ob ein langer Bart dran herabhänge. Den fand er freilich nicht, doch

Digitized by Google

gehörte der wohl auch nicht mit Notwendigkeit dazu, und jedenfalls hatte er eine Empfindung, auf dem Kopf sei etwas anders bei ihm geworden. Ungewohnt kühl lag's auf seinem Scheitel, dort schien das Haar gleichfalls nicht lang gewachsen, sondern im Gegenteil ausgegangen sein, aber sich mit der Hand darüber zu vergewissern, fehlte ihm der Mut. Er ging schneller, lief jetzt und kam so rasch an das Haus seines Großonkels. Das lag im Mondlicht auch scheinbar unverändert, doch mit geschlossener Thür; indes wie er gedankenabwesend an dem Drücker rüttelte, tönte drinnen auf dem Flur ein schlürfender Fußtritt, ein Riegel ward zurückgeschoben, Lichtschein fiel heraus, und eine sehr mißvergnügte weibliche Stimme sagte:

„Das ist eine schöne Aufführung, junger Herr, bis eine Stunde über Mitternacht weg zubleiben. Glauben Sie denn, daß der liebe Herrgott mich nicht dazu geschaffen hat, bei Nacht doch wenigstens ein paar Minuten von meiner sauren Tagbeschwerde auszuruhn?"

Katharine Löffelholz sprach's, in nächtlichem An- oder Aufzug mit einem heruntergebrannten Talglicht in der Hand dastehend. Doch hinterdrein stieß sie jetzt einen halben Schrei vom Mund: „Ewige Trostseligkeit des Himmels! Wie sehen Sie denn auf dem Kopf und überhaupt aus!"

Da war's also richtig mit dem weißen Haar und demgemäß auch mit dem Jahrhundert, wenngleich Trina Löffelholz sich merkwürdiger Weise noch über der Erde aufhielt und im Grunde wie ehemals — vor seinem Zusammensein mit der toten Braut — ausnahm. Aber sie hatte wohl nicht mehr älter werden gekonnt, sondern weiterfort sich gleichbleiben gemußt.

In ihrem Gesicht malte sich Entrüstung, die auch ihre runzelten Lippen nicht verhalten konnten. „Sie sollten sich schämen, junger Herr, nachdem Sie erst hier beinah' eine ganze Flasche von dem starken Wein ausgetrunken, noch in eine Wirtschaft zu laufen und mit zerrissenen Innerpressibeln und — Du meine Güte! — wie ein Sandbold, der im Graben gelegen, mit Unkraut um den Kopf nach Haus zu kommen! Wo haben Sie denn Ihren guten neuen Strohhut gelassen?"

„Meinen Hut —?" stotterte Engelhart, und mechanisch griff er jetzt einmal nach seinem Scheitel hinauf. Dort aber traf seine Hand weder auf eine Glatze, noch auf einen Hut, sondern über dichtem Haar geriet ihm ein Blätterkranz zwischen die Finger, in denen er beim Herunterziehen der Hand ein Epheublatt hielt, und er stieß aus: „Gott sei Dank! er ist noch da — nein, er ist nicht da — mein Hut, den muß ich am Boden liegen gelassen haben — Gott sei Dank!"

„Ja, Sie könnten dem lieben Gott auch für etwas Besseres danken, als für Ihre Schlamperei! Nun gehn sie nur rasch zu Bett, aber Ihre Stiefel ziehn Sie gefälligst hier unten erst aus, daß Sie nicht auf der Treppe damit trampeln und den Herrn Professor aus dem Schlaf aufklärmen."

Willenlos kam er dem Geheiß nach und folgte auf Socken der ihm mit dem Licht voransteigenden Alten nach. Dann stand er allein in seinem Zimmer — nein, er war doch offenbar nicht nach einem Jahrhundert zurückgekommen — sein Großonkel schlief auch noch hier im Hause — und wie er mit der Kerze vor den Spiegel trat, sah ihm sein Haar und Gesicht eigentlich ganz in herkömmlicher Art entgegen. Nur zeigte das letztere einige Strauch- und Dornschrammen, und auf dem Kopf, gut eingehäkelt, saß der Epheukranz der toten Braut aus dem verwunschenen Garten.

‚Dodata' hatte sie sich benannt —

Der junge Geolog wirrte sich die Stengel und Blätter aus dem Haar, ihm fielen die Augenlider dabei vor überwältigender Müdigkeit zu. In gewohnheitsmäßigem Thun, ohne Bewußtsein, streckte er sich auf sein Bett, den aufgegangenen Kranz noch in der Hand haltend, den er, seinen Arm über sich herauflegend, mit einer letzten Bewegung als Guirlande sich wieder um den Kopf schlang. Aber er that's schon im Schlaf und Traum.

* * *

Eine Glocke läutete.

In Wirklichkeit that sie's, herkömmlicher Art gemäß, aus der Luft herab in ziemlich beträchtlicher Höhe über dem Erdboden, aber für Engelhart Lindener kam der Schall von unten zu einer Wasserfläche empor, auf der er in einem Schiff segelte oder in einem Kahn ruderte, oder vielleicht schwamm er auch drauf, über sein körperliches Verhalten war er sich nicht ganz klar. Dagegen sah er deutlich in einer unberechenbaren Tiefe unter sich Ringmauern mit Glasscherben drauf und alte hochgiebelige Häuser mit Straßen zwischen sich, in denen lauter junge Damen in hellen Sommerkleidern mit buntfarbigen Sonnenschirmen hin und her spazierten. Etwas seitwärts davon befand sich am Meeresgrund ein

Digitized by Google

großer dunkler Fleck, wie mit dicht und dick an gehäuftem Seegras und Tangen zugedeckt. Doch bei genauem Hinblick waren es oberste Spitzen von Laub- und Nadelholzbäumen, die sich zu einer gewaltigen schwarzgrünen Kuppel zusammenwölbten; von dieser oder unter ihr her klang das Geläut herauf. „Es sind die Glocken von Vineta," sagte Engelhart laut vor sich hin, und davon aufwachend hob er den Kopf halb vom Kissen in die Höh'. Vor den Augen zerfloß ihm noch etwas auseinander, das eine lange, um den dunklen Fleck herumlaufende, von Zinken überzackte Mauer gewesen sein mußte; das Läuten aber blieb und ging fort, denn es war Sonntagmorgen, und die Kirchenglocke richtete in bräuchlicher Weise ihre Einladung an die Stadtbewohner, hauptsächlich die Bewohnerinnen aus.

Die leisteten auch fast sämtlich, alt und jung, in ihren besten Anzügen mit goldschnittgeränderten Büchern in schwarzen Handschuhen der Aufforderung zur geselligen Zusammenkunft Folge; hie und da mochte sich eine davon ausschließen, doch im ganzen legten zur Ehre des Städtchens nur wenige einen solchen Mangel an richtigem Geschmack zu Tage. Engelhart Lindener gehörte freilich zu diesen, doch hatte er in gewisser Weise die Entschuldigung für sich, daß ihm gar nicht zum Bewußtsein kam, er verabsäume eine bürgerliche Pflicht. So weit allerdings war er in seiner Erkenntnis vorgeschritten, von Vineta klinge das Geläut nicht herauf und er befinde sich auch nicht über einem Wasserspiegel, sondern in seinem Zimmer. Wenigstens hatte dies eine Wahrscheinlichkeit für sich, da er um sich her bekannte Gegenstände vor den Augen wahrnahm; ein sicherer Schluß zwar ließ sich daraus nicht ziehen. Denn ihm kam, während er sich ankleidete, urplötzlich die Erinnerung daran, daß die ganz tiefen Denker herausgebracht, es sei überhaupt gar keine Welt, nichts als jeder von ihnen selbst vorhanden, der sich unabläßig alles, was er zu hören und zu sehen meine, durch seine eigene Vorstellungskraft erschaffe. So gab's bei logischer Betrachtung auch gar nicht mehrere, die sich mit dieser Thätigkeit beschäftigten, sondern nur einen einzigen, und der war offenbar er selbst, der sich unter anderem auch vorstelle, daß die tiefen Denker diese Lösung des Welträtsels herausgefunden hätten. Davon ward's ihm im Kopf ein bischen wirbelig, er erschrak etwas über den riesigen Umfang seiner Denk- und Gestaltungsfähigkeit, der ihm allein im nicht vorhandenen Raum innewohnenden schöpferischen Begabung. Auch daß über sein Kissen zurückgeglitten ein aufgegangener Epheukranz liege, daß er diesen in die Hand nehme und die Blätter zwischen seinen Fingern fühle, war lediglich ein derartiges Erzeugnis seines unbegrenzten Erschaffungsvermögens. Das hatte unfraglich etwas sehr Großartiges, für die Wichtigkeit seiner Persönlichkeit ausnehmend Schmeichelhaftes an sich, doch zugleich auch wieder nicht, denn er war ja das ganz allein Vorhandene, mithin auch für nichts sonst wichtig, und alles, was seine Vorstellung in's Leben rief, war im Grunde, als nicht wirklich existierend, vollkommen gleich gültig. Daraus erwachte in ihm ein sich widerwillig gegen die letzte Tiefe der philosophischen Ergründung auflehnendes Gefühl, da er es keineswegs als erfreulich empfand, die einzige lebendige Wirklichkeit im toten Nichts zu sein; ganz besonders merkwürdig war's, daß er augenblicklich, nach seiner Hose fassend, sie durch seine Schöpfungskraft mit einem Riß auf dem Knie ausstattete, so daß er statt ihrer sich eine andere aus dem Schrank holen mußte.

Auch wußte er sich nicht recht zu erklären, warum sein Gehirn grade heut Morgen in so tiefsinnig spekulativer Verfassung sei, denn eigentlich hatte er noch nie vorher im Leben über die Wesenlosigkeit aller Scheinobjekte außerhalb seines Selbst nachgedacht. Ihm kam weiter dabei, daß er infolge einer Vorstellung, gestern Abend Wein getrunken zu haben, sich gegenwärtig einbilde, davon einen Nachdurst in der Kehle zu fühlen, und daß er deshalb jetzt aus einer etwas dumpfen Empfindung seines Kopfes sich mit dem Wahn erfüllen werde, in ein ihm von früher her bekanntes Frühstückszimmer hinunter zu steigen, um dort zwei Scheingestalten mit Gesichtern, Stimmen und Bewegungsfähigkeit zu begaben, die er aus schöpferischer Macht vollkommenheit seinen Großonkel und Trina Löffelholz benennen wolle. Und die letztere werde er so ausstatten, daß sie ihm ein Gefühl erregen müsse, bei seinem Anblick, wenn auch nicht mit der Zunge, doch mit einem Augenausdruck zu sprechen, das komme davon, wenn man zu viel starken Wein trinke und bis lange über Mitternacht ausbleibe. Das hieß natürlich, er werde sich einbilden, selbst sich das zu sagen, denn Trina war ja nichts wirklich Vorhandenes.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Namensgröße.

Aldeboran und Belegeuze
Und Sterne von des Südens Kreuze
Bis zu des Nordlichts Strahlenschuß,
Wie sind sie schön benannt und groß!
Doch was sie wirklich sind, ihr Wesen
Hat noch kein sterblich Aug' gelesen.

Ist's so nicht mit den Größen allen?
Ein Lichtstrahl ist in sie gefallen
Von jener höchsten Sonnenkraft,
Die endlos und in Allem schafft,
Was sind die Namen, die sie tragen?
Die können nichts von ihnen sagen.

Was geistig hier bevorzugt lebte,
Ist Hülle nur, die das umwebte,
Was hehrer Göttersinne war,
Daß, halb verhüllt, halb offenbar,
Durch sie ein Ahnen höhrer Dinge
In unser Erdendunkel dringe.

Ob Shakespeare seine großen Dramen,
Ob sie nur unter seinem Namen
Ein Andrer schrieb, fragt ihr? Sie schuf
Sein Volk, des Briten Weltberuf,
So malte Raphaels Madonnen
Der Glaube, der sie fromm ersonnen.

Der blut'ge Kriegsruhm wird zersplittert,
Und der die Künste schmückt, verwittert,
Zerpflückt wird, und in Staub verkehrt,
Was ein Jahrhundert hochgeehrt,
Gieb auf den Stolz, als wär Dein eigen
Was andres als ergeb'nes Schweigen.

Es lebt manch Lied im Volksmunde,
Vom Dichter redet keine Kunde,
Der Aller Herzen rührt, ihn nennt
Kein Wort, kein Dank, ihn ehrt und kennt
Kein Buch, kein Denkmal, doch in Allen
Wird nie, was ihn beseelt, verhallen.

Der, ihr Entdecher, einst die Küste
Amerikas zuerst begrüßte,
Sieht seinen Namen trägt das Land,
Der Glut und Stürme überwand,
Er starb, eh' ihn der Siegskranz schmückte,
Den Neid und Mißgunst ihm zerpflückte.

Die Kämpfer in Gedankenschlachten,
Die Großes, oft verkannt, vollbrachten,
Seh'n da, wo sie gepflügt, gesät,
Die Ernte andern zugeweht,
Sie litten Andrer Todeswunden
Und bleiben selber unverbunden.

Ich frug auch im Vorüberfliegen
Den Zauber süßer Melodien:
Wer schuf Euch? Wußten sie's? Ich rief:
Was uns bewegt das Herz so tief,
Von wem ist es zuerst entsprungen?
Da schwiegen die Erinnerungen.

Wenn von der Erde Maskenspielen,
Die Flitterkronen alle fielen,
Dann sind die Namen was sie sind,
Nur Schatten und ein Hauch im Wind;
Das Wesen wendet sich in steter
Verwandlung wieder heim zum Aether.

Denn eingeschlossen sind Gedanken
In Namen nicht und nicht in Schranken,
Nicht Eigentum, wie Hab und Gut.
Im dunklen Schlucht in sich're Hut
Trägt wohl ein Rabe gold'ne Ringe,
Durchs All schwebt frei des Lichtes Schwinge.

Hermann Lingg.

Junger Tag.

Aus Schleiern des Morgens
Hebt sich der Tag.
Noch hängt an der Wimper
Die blinkende Thräne,
Noch ziehen die Wölkchen
Gleich huschenden Träumen
Über die strahlende Kinderstirn.

Aber jubelnd über sein Leben
Will sich die ewige Sonne schon heben,
Küßt ihm den Scheitel in segnender Liebe,
Weckt ihm die Sehnsucht, die knospende, auf,
Bentel, in Antwort kommender Fragen,
Leuchtenden Auges zum Himmel empor.

Anna Ritter.

Sprüche.

Wissen und Meinen
Tauschen wir aus.
Volpinus Glaube
Bleibe zu Haus.

Es wird uns Trost gebracht
Mit jedem Morgenrot.
Der Tag taucht aus der Nacht
Das Leben aus dem Tod.

Th. Vulpinus.

Digitized by Google

Valbianello.

Märchenhafte Düfte weben
Um der Ufer Hügelsaum,
Ringsum über allem Leben
Liegt es wie ein süßer Traum.

Und von tausend goldnen Strahlen
Glänzt der See im Widerschein,
Und die Mittagsschatten malen
Holde Bilder zart hinein.

Und vom Sonnenglanz umwoben,
Und von Märchenpracht geweiht,
Liegt das alte Schloß dort oben
Still in seiner Einsamkeit.

Nirgend regt sich Leben drinnen,
Alles schlummert, alles ruht.
Träumend will im Sand verrinnen
Selbst die stetsbewegte Flut.

Um die Treppen, um die Mauern,
Um den Glanz vergangner Zeit
Schwebt mit wundersamen Schauern
Sel'ge Weltvergessenheit!

In des Gartens öden Gängen
Wohnnt der verfallnen Pracht,
Während in die stillen Engen
Hell ein heitrer Himmel lacht.

Nur die alten Heil'gen grüßen
Ernst herab von dem Altan.
Leise wiegt zu ihren Füßen
Sich auf blauer Flut mein Kahn.

Aber leuchtend um die Trümmer,
Die der Zeiten Sturm gefällt,
Schlingt mit tausendfachem Schimmer
Neu sich eine blüh'nde Welt.

Aus den Blüten steigt ein Faller,
Der um meinen Nachen kreist,
Und die Schöpfung rührt den Psalter,
Drauf sie ihre Schönheit preist! —

Julius Roch.

Prometheus.

Die Sonne stieg und schwand; du lagst noch immer
Wie schlafend, Fels und Dorn an deinen Rippen.
Ringsum der Gletscher strickenloser Schimmer
Und tiefer hin ein Meer zerspaltner Klippen.

Zu Häupten dröhnte dumpf der Himmelsbogen,
Zerrissen von des Blitzes Feuerschneide;
Zu allerliefst, soweit die Augen flogen,
Lag sanft gewellt die Erd' im grünen Kleide.

Wie herrlich du da warst! Kein Seufzer tauchte,
Kein Klagelaut, Gigant, aus deinem Herzen;
Dein Blut allein, das von den Steinen rauchte,
Gab Zeugnis deiner grenzenlosen Schmerzen.

Du schwiegst und lauschtest; mächtig hallten Streiche
Der Axt aus eines Urwalds Nachtgehege,
Und dann der Fall der froh'gen Rieseneiche,
Durch Menschenhand, wie ferne Donnerschläge.

Du fahst (und deine Augen glichen Sonnen)
Auf froher Fahrt nach Raub und Abenteuern
Das Zauberwerk, das dein Gedank' ersonnen,
Das kühne Schiff durch Wind und Wogen steuern.

Aufjauchzte stolz dein hoher Geist, als wären
Ein Spiel dir nur die stets erneuten Qualen;
Da fahst du fern im Land auf Steinaltären
In voller Glut empor dein Feuer strahlen,

Das deine Hand entriß den Uranionen,
Das eine Welt von Wundern half begründen —
Du fahst es knechtlichem Opferdienste frohnen
Und für den Götterfürsten Weihrauch sünden.

Da ward dir offenbar, wie ungerecht,
Von nied'rer Furcht in festen Bann geschlagen,
Dem hohen Spender dankte dies Geschlecht:
Und darum nur begann dein Herz zu klagen.

Aus dem Italienischen des **Arturo Graf** von **Robert S. Arnold.**

Feiertag.

Und du sollst heute mein Gedanke sein
Und einzig du! Kein anderer sich stehle
Mir heute in die lichtgedrängte Seele:
Der Tag sei dein!

Jasmin und Rosen trage ich herein,
Es soll mir Frühling in die Seele quellen,
Zu deinem Bild will ich die Vase stellen:
Der Tag sei dein!

Ein Feierlag soll in dem Zimmer sein!
Und voller Angst verschließe ich die Thüre,
Daß niemand mir herein den Alltag führe:
Der Tag sei dein!

Und Einkritt habe nur der Sonnenschein,
Aus dem Hollunderbusch die Vogelklänge,
Der Waldkapelle ferne Glockenklänge:
Der Tag ist dein!

Anton Renk.

Digitized by Google

Die Niederung.

Drüben fließt der große Strom im Abendsonnenglanz.

Und wir wandeln wie durch Paradiese
Über eine Blumenwiese;
Unser Schritt ist leicht wie Tau.
Unsere Augen leuchten rein und jung. —
Und wir treten in die Niederung.

Stumme Rätsel träumen
Unter hohen, alten Bäumen
Über hohem, fallen Grün.
Abenteuerliche Blumen blühn.
Traubenirrlanden wuchern und verstecken
Tiefer Tümpel gelbe Flechtendecken.
Leuchtend grüne Algen wühlen
Aus der Tiefe sich mit den kühlen
Schwammigen Armen. Balken und Äste
Faulen im Wasser schwarzer Moräste.
Eine Kröte mit ekelm Bauch
Brütet Gift unter giftigem Strauch.
Und der Kreuzotter Augen glühn
Giftiggrün.

Aus der sumpfigen Erde Schoß
Ringt sich treibhausüppiges Leben los.
Doch in all dem Sprießen, Ranken,
Gleich phantastischen Gedanken
Wuchernd wild aus überreiztem Hirn,
Dachte schwarze Hügel, milchgefüllte
Fleischige Giftkelchen drauf — enthüllte
Brüste einer Negerdirn;
Dachte schwarze Brüste, die sich bäumen,
Wollhaar kraust sich, wulstige Lippen schäumen,
Muskulöse Arme ringen,
Zu umschlingen, herabzuzwingen . .

Modergerüche, Fieberhauch.
Düfter von faulem Holz umglüht,
Flattert ein Vogel auf im Strauch,
Flattert auf schwerfällig, müd; —
Er verlernte das Fliegen.

Und wir beide schmiegen
Brust an Brust uns immer mehr.
Unsre leichten Schritte werden schwer.
Nach den wilden Blumen greifen
Unsere Hände. Sonnenkreisen
Flimmern im Laubwerk goldig-rot . . . .
Zwischen Blumen und Schlangen
Halten wir uns umfangen.
Alles Große in uns ist tot.

Drüben fließt der breite Strom im Abendsonnenglanz.

Rudolf Knuſert.

Mein Trost und Zuversicht.

Was mir im Leben Arges widerfuhr,
Vergessen soll's vor deinem Blicke sinken;
Du sollst mir Lächelnd von den Wangen trinken
Vergossner Thränen leichtgenetzte Spur.

Was ich noch leiden muß und leiden will,
Du sollst es dankbar-selig mit mir leiden,
Dann wird, gerührt in liebendem Beschreiden,
An deinem Mit-Leid meine Seele still.

Und ward mir jede Hoffnung einst zum Spott,
Dann knie' ich betend, glaubensfest zur Erde
Vor meinem Heiligtum, vor meinem Herde,
Den du mir heilig hieltst, mein stiller Gott!

Johannes Grebling.

Lügen.

Die Liebste liest mein neuestes Gedicht.
Ich schau sie lächelnd an, sie schweigt betroffen
Und legt in ernste Falten ihr Gesicht;
Erst zögert sie und dann gesteht sie offen:
„Jetzt seh' ich, was Du für ein Lügner bist!
Hier steht: Ich durft' das erste Küßchen rauben . . . .
Und sag: wann hätten wir uns denn geküßt?
Wie soll ich dann an Deine Schwüre glauben?"
„Ich wär ein Lügner? Ja, Du bist im Recht.
Und wiederum muß ich die Schuld verneinen.
Schau, Dichter sind ein eigenes Geschlecht,
Sie reden wahr, wenn sie zu lügen scheinen,
Und ich hab' oft darüber nachgedacht
Kein Dichter hat gelebt, der nie gelogen — —"

Wie ichs auch wende, die Geliebte lacht.
„Dann habt ihr allesamt die Welt betrogen!"
Ich eifre weiter: „Das ist unser Wesen,
Nur schweig mir von der Welt, sie macht uns krank;
Gedichte werden heute nicht gelesen,
Es lügt sich nun so dreifier im Versteck."
„Doch so ein Liebster kann mir nimmer passen."
„Du Närrin, jetzt bist Du mein Publikum
Und Dir zu Lieb' will ich das Lügen lassen
Und schwör' aufs Wahrheitsevangelium.
Mein ganzes Lügenwerk wird heut' zerrissen,
Nur schon' dies kleine, herzige Gedicht!
In seiner Rettung müssen wir uns küssen,
So aus der Seele kommt ein zweites nicht!"

Emil Faktor.

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuskript.

Alle Rechte vorbehalten.

Die Gräfin von Schwerin.

Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung.)

Dritter Aufzug.

Schloß Dannenberg. Gewölbtes Gemach mit Eingängen links und in der Mitte. Ein Fenster rechts.

Erster Auftritt.

Margarete im Lehnsessel am Fenster mit einer Stickerei beschäftigt. Gunzelin spielt zu ihren Füßen mit Bauklötzen. Zwei Dienerinnen helfen dabei.

Gunzelin. Weißt Du, es gefiel mir viel besser bei der Großmutter in Zlawin, als hier auf Schloß Dannenberg.

Margarete. Das glaub' ich. Aber hattest Du nicht ein bischen Sehnsucht nach Deiner Mutter, Gunzelin?

Gunzelin. O viel, viel! Als sie erzählten, der König hätte Dich fortgeraubt, hab' ich sehr geweint. Nachher aber, wie es ihm dafür so schlecht ging, konnt' ich lachen.

Margarete. War das zum Lachen? Denke doch, Du hättest ein prächtiges Königsschloß und müßtest in ein finsteres Gefängnis —

Gunzelin. Es geschah ihm ganz recht meint die Großmutter. Hat er Dich nicht an die Seeräuber verkaufen wollen?

Margarete. Wer sagt das?

Gunzelin. Die Großmutter. O, sie weiß alles.

Margarete. Ja, ja.

Gunzelin. Wie lange bleiben wir noch hier?

Margarete. Das kann niemand vorausberechnen.

Gunzelin. Doch! Die Großmutter weiß es. So lange, bis der König sich löst! Wann wird das sein?

Margarete. Der Herr Erzbischof von Köln ist seit kurzem hier; der wird ihn mit dem Vater vergleichen.

Gunzelin. Ist das der in der Mitte, mit dem Du gestern sprachst, als Du nachher so viel weintest?

Margarete. Nein, das ist sein Kaplan, der Mönch Placentius, ein frommer Mann.

Gunzelin. Sprich nicht mehr mit ihm, er bringt Dich wieder zum Weinen.

Margarete. Meinst Du?

Gunzelin. (legt Steine aufeinander). Ich will ein Gefängnis bauen, aus dem kein gefang'ner König entkommen kann. Ist es sehr finster?

Margarete. Der König hat, hoff' ich, ein ritterliches Gefängnis.

Gunzelin. Was heißt das: ein ritterliches Gefängnis?

Margarete. Wie es sich für einen Ritter ziemt.

Gunzelin. Hat der König sein Wort gegeben, daß er nicht entweichen wird?

Margarete. Du fragst zu viel, kleiner Mann. Der Kopf ist mir schon ganz wüst. (Zu den Frauen) Geht eine Weile draußen auf dem Hof spielen — aber nicht dem Brunnen zu nah.

Gunzelin. Bist Du mir böse?

Margarete. Nein, gewiß nicht. Geh nur.

Gunzelin. Aber warum bist Du immer so traurig? Warte, ich komme bald wieder und erzähle Dir, was es auf dem Hof zu sehen gab.

Margarete. Nehmt die Spielsachen mit.

Gunzelin (mit den Frauen ab).

Margarete (legt die Stickerei fort). Diese Marter! Warum brachte mir die Mutter das Kind? Es wendet noch mehr alle meine Gedanken . . . Sie sollen nicht! Daß mir der gefangene König so nahe ist! — Was ängstigt mich denn? (Horchend.) Schritte . . . Ah — wieder der Pater!

Zweiter Auftritt.

Margarete. Placentius durch die Mitte.

Placentius. Gott grüß' Euch, edle Frau.

Margarete. Seid willkommen.

Placentius. Habt Ihr meine Mahnung bedacht? Ihr thut nicht recht daran, unthätig zuzuschauen und abzuwarten, was Gott verhängen will. Nein, wahrlich, daran thut Ihr nicht recht. Denn braucht er auch unsre Hand nicht zu seinen Werken, so nimmt er sie doch an und lohnt gern des Dienstes Willigkeit. Ihr seid ihm sehr verschuldet, sagt Ihr; so trachtet nun so mehr nach seiner Gnade.

Digitized by Google

Margarete. Vergebens frag' ich mich, ehrwürdiger Vater —

Placentius. Wollet nur, so wird Euch der Weg nicht fehlen. König Waldemar —

Margarete. Nichts von ihm!

Placentius. Bedenkt, viele Monden schon hat er hier vertrauert in Eures Gatten Zwangshaft.

Margarete. Es schmerzt mich tief — mehr als Worte verraten dürfen.

Placentius. Der Papst Honorius ist sehr besorgt um seinen treu'sten Sohn, der ihm die Kreuzfahrt zugesagt hat und nun nicht Wort zu halten vermag. Soll das Grab Christi noch länger in der Gewalt der Ungläubigen bleiben? Der heilige Vater hat sich über Eures Gatten arge Frevelthat schwer entrüstet.

Margarete. Herr Pater —!

Placentius. Ja, ja, das hat er, und ich tret' Euch nicht zu nah, laß' ich durch meinen Mund das Oberhaupt der Kirche sprechen. Ehebrüchig hat der Papst den Grafen genannt, einen Verräter an seinem Lehnsherrn, und ihn mit Bann und Interdikt bedroht, wenn er den König nicht schleunigst freigebe. Mein Urteil darf nicht milder sein. Weiß man doch, daß Graf Heinrich den Rückhalt beim ketzerischen Kaiser sucht — für sich selbst schon die schwerste Sünde. Ihr seid seine Gattin. Bedenkt seine und Eure Seligkeit!

Margarete. Wie kann ich mich in den Streit der Männer mischen? Der Erzbischof von Köln verhandelt im Auftrage seiner Heiligkeit. Er wird kein Unrecht dulden.

Placentius. Nun . . . Herr Engelbert ist freilich als Bischof des heiligen Vaters treuergebener Sohn; aber er ist zugleich auch ein deutscher Fürst, Verwalter des Reichs in des Kaisers Abwesenheit, des jungen König Heinrich Vormund. Er meint es gewiß ehrlich — so ehrlich es einer meinen kann, der zweien Herren dient. Das weiß auch der Papst und hat mich ihm deshalb durch meinen Ordensgeneral beigestellt. Der Kirche bleibt Euer Beistand wert, edle Frau.

Margarete. So sagt mir, was kann geschehn —?

Placentius. Habt Ihr nicht des Grafen Ohr?

Margarete. Sicher nicht, wie Ihr denkt.

Placentius. Schmeichelt Euch hinein. Gott gab Euch Schönheit, Liebreiz . . .

Margarete. Ich sollte —? Nimmermehr!

Placentius. Es ist keine Sünde, Gottes Gaben zu gebrauchen zu seiner Ehre. Der Graf wird seines jungen und schönen Weibes Bitten nicht taub bleiben.

Margarete. O glaubt, sein Mißtrauen würde nur wachsen.

Placentius. Habt Ihr ihm nicht einen Eid geleistet? Ich hörte davon.

Margarete. Wär's nicht geschehen! — Nein, mir widerstrebt's!

Placentius. So versteh' ich des Königs Meinung nicht.

Margarete. Des Königs —?

Placentius. Er begehrte in seiner Verlassenheit der Kirche Trost: ich ward sein Beichtiger. Er setzte alle seine Hoffnung nach Gott auf Euch.

Margarete. That er das? — Aber wie könnt' ich . . .

Placentius. Er sagte, er sei durch ein heimliches Schreiben gewarnt worden; hätt' er das beachtet, so säß' er nicht hier. Es ahne ihm —

Margarete (verlegen). Nein, nein! ich weiß nichts davon.

Placentius. Dürft' er Euch nur ein ein zig es Mal sehen und sprechen, sagt' er —

Margarete. Es ist unmöglich.

Placentius. Vertraut Gottes Fügung. Wenn sich unvermutet eine Gelegenheit fände —

Margarete. Und ich will auch nicht. Es wäre ganz nutzlos . . . Ich will ihn nicht wieder sehen und hören. Geht, geht!

Placentius. Gern hätt' ich zum Frieden gewirkt — im Dienst der Kirche, die Euch zu segnen reiche Mittel hat, edle Frau. Und ich geb's auch noch nicht auf. (Er schlägt das Kreuz.) Der Herr sei mit Euch. (Ab durch die Mitte.)

Dritter Auftritt.

Margarete. Wanda von links.

Wanda. Was will der Mönch von Dir? Sein Gesicht gefällt mir nicht.

Margarete. Ach, Mutter! Was soll ich wünschen, was in Gedanken meiden? Sündhaft ist, was ich auch thue. (Sie eilt Wanda entgegen und weint sich an ihre Brust.)

Wanda. Nun, nun, nun . . . Mein teures Kind! Ja, was soll ich davon denken? Du beriefst mich in einem wunderlichen Schreiben zu Dir nach Dannenberg. Es klang daraus wie ein Notschrei. Ich kam und brachte Dir Gunzelin mit; der Knabe sollte Dich aufheitern, hofft' ich. Das scheint ihm nicht zu gelingen. Du bist krank — nicht leiblich, aber im Gemüt. Ja, ja — da. Und wenn ich frage —

Margarete. Ach! An Deiner treuen Brust mich recht auszuweinen verlangte mein armes Herz. Alle Bäche sind gestaut und nun — wollen die Thränen doch nicht fließen.

Wanda. Warum Dein armes Herz?

Margarete. Es ist zwiespältig bis auf den tiefsten Grund

Wanda. Gieb mir nicht Rätsel auf, Kind, wenn ich Dir helfen soll.

Margarete. Mein Gemahl — der König . . .

Wanda. Nun ja, der König ist in des Grafen Heinrich Gefangenschaft. Wie er ihn fing, wird

Digitized by Google

manchem nicht sonderlich gefallen. Aber der Streich ist geglückt und das entscheidet zuletzt.

Margarete. Die Rachethat fällt in mein Gewissen, Mutter!

Wanda. Wie das? Um Dich hat der König sein Unglück wahrlich verdient.

Margarete. Und wär's auch —! Aber es ist nicht so.

Wanda. Wie Du Dich gleich aufregst! Ich denke, der Graf konnte sich auf Deinen Eid verlassen.

Margarete. Einen erzwungenen Eid! Ich war im Recht, als ich ihn weigerte. Warum habt Ihr mich beredet, Mutter? Seitdem — verkehrt sich jedes Gefühl in mir. Vor mir selbst bin ich so unleidlich klein geworden! Ja, ja! Hätt' ich den Mut gehabt . . . Ja, ja! mein Gemahl konnte mich verstoßen, wie er drohte — aber der Stolz, meine Frauenwürde gewahrt zu haben, hätte mich aufgerichtet. Und — seine schuldige Gemahlin hätte der Graf so nicht an dem Könige gerächt.

Wanda (sieht sie forschend an). Das sind ungehörige Reden, Kind. Der König . . . Nun ja, es wäre besser gewesen, der Graf hätte der Kirche keinen Anlaß zur Einmischung gegeben. Aber was Dich so auf des Königs Seite stellt —

Margarete. Nenn's Mitleid, Mutter, herzliches Mitleid mit einem großen Herrscher, der so unrühmlich unterlag und eines Weibes wegen, an das er seine Liebe verschwendete, im Kerker schmachtet. Ich kann nicht ruhig werden, bis er wieder frei ist. Hilf mir dazu, und ich will Dir danken.

Wanda. Nimm Dich zusammen, Kind, nimm Dich zusammen! Das wird nicht gut.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Heinrich, eine kleine Rolle mit aufgehangtem Siegel in der Hand haltend.

Heinrich (spricht hinaus). Ich lasse den Herrn Erzbischof zu mir bitten. — Nun? (Er umfaßt Margarete und streichelt ihre Hand.) Ist Margret heiterer gestimmt, seit die Frau Mutter ihr Gesellschaft leistet? Die meinige weist sie fast verletzend zurück und schließt sich meist in ihr Zimmer ein.

Margarete (macht sich los). So erleicht're ich meinem Gemahl die Aufgabe, in diesem Schloß zwei Gefangene zu bewachen.

Heinrich. Zwei?

Margarete. Den König und mich. Runzelt nicht die Stirn. Ich bin gefangen. Warum schlugt Ihr meine Bitte ab, nach Klavoin gehen zu dürfen?

Heinrich. Ihr waren lange genug getrennt, Margret — zu lange. Ich hoffte endlich meines Weibes froh werden zu können.

Margarete. Darum! Und in einem Kerker —

Heinrich. Nennt Ihr Schloß Dannenberg so?

Margarete. Es ist Euch doch nichts anders. Immer seid Ihr mit Euren Gedanken bei dem Manne hinter der Eisenthür. Seht Ihr mich an, so seht Ihr ihn auch in meinen Augen da gefangen sitzen. Deshalb bewacht Ihr auch mich.

Heinrich. Ich wollte, er beschäftigte Euch weniger.

Margarete. Gebt König Waldemar frei, und er soll für mich nicht mehr auf der Welt sein! Wie kann ich vergessen, daß ich sein Unglück bin?

Heinrich. Wie kannst Du vergessen, Margret, daß Du mein Glück bist?

Margarete. Ich — ich? Und doch —! (Sie wendet sich ab.) Wir verstehen einander nicht mehr! (Ab nach links.)

Heinrich. Wo will das hinaus? Sie macht mich ungeduldig.

Wanda. Wo das hinauswill, sag' ich Euch. Meine Tochter hat keine Ruhe, bis Ihr Euch mit König Waldemar eintet.

Heinrich (unwirsch). Was beschwert das Frau Margret?

Wanda. Ging' es sie wirklich so wenig an? Sie ist Gunzelin's Mutter. Es heißt, der Papst hab' Euch sehr ernst Bann und Interdikt angedroht. Wenn sie's erleben sollte, Graf Heinrich —

Heinrich. Ich fürchte mich nicht. Man hat in Rom mit dem Kaiser schon genug Not und wird sich hüten, hier im Norden ein neues Blitzfeuer zu entzünden.

Wanda. Ihr schuldet dem heiligen Vater frommen Gehorsam.

Heinrich. Unser Streit berührt nicht die Kirche.

Wanda. Der Papst ist anderer Meinung. Eure Hinterlist —

Heinrich. Ich stehe zu offenem Kampf bereit.

Wanda. Könnt Ihr König Waldemar ewig gefangen halten? Jeder Tag wird seinen Grimm vermehren. Wenn er an Euch und Eurem Sohne Rache nimmt . . . Er ist der Stärkere.

Heinrich. Drum gedeut' ich ihn so zu schwächen, daß er uns nie mehr gefährlich wird. Oder . . . er stirbt im Gefängnis.

Wanda. Stirbt! Graf Heinrich — um Gotteswillen! Wenn Eure Hände mit Königsblut . . . Euer Weib wäre Euch ewig verloren.

Heinrich. Woran denkt Ihr? Ich sage, er bleibt bis zu seinem Tode im Gefängnis.

Wanda. Auch so . . . Die Rachsucht wird Euch verderben.

Heinrich. Für wen bebet Margret? Weiß Gott, ich hab' ihr allzeit nur Liebes im Sinn gehabt. Daß ich sie am König räche vor aller Welt, sollte sie mir danken.

Wanda. Ihr ängstigt sie durch Eure ungestüme Art, Graf. Sie hat ein frommes Gemüt und bangt um Eure Seele.

Digitized by Google

Heinrich. So will ich's ansehen. Sonst . . . (Wieder ruhig.) Tröstet sie; es sei noch keine Not.

Wanda. Auch ich fürchte, Ihr spannt den Bogen zu straff. Bricht er nicht, so schießt Ihr über das Ziel.

Heinrich. Das laßt meine Sorge sein, Frau Mutter.

Wanda. Ihr weiß mich ab — mag es Euch nicht gereuen. (Ab nach links.)

Fünfter Auftritt.

Graf Heinrich. Erzbischof Engelbert durch die Mitte.

Heinrich. Dieser Brief ist am Burgthor abgegeben. Lest ihn, Herr Erzbischof.

Engelbert (nimmt die Rolle und blickt hinein). Graf Albrecht von Orlamünde zeigt an, daß er während des Königs Gefangenschaft vom Reichstag Dänemarks zum Reichsverweser bestellt sei und schon mit einem mächtigen Heer zu seiner Befreiung anrücke.

Heinrich. Ich hab's nicht anders erwartet.

Engelbert. Er verlangt, daß Ihr den König sogleich ohn' jegliches Lösegeld aus der Haft entlaßt und Euch selbst ihm auf Gnade und Ungnade unterwerft — bei schwerster Strafe der Felonie.

Heinrich (lachend). Er nimmt den Mund ein wenig voll. Aber sonst thut er, was seine Pflicht ist. Ich bleibe der meinen treu.

Engelbert. Doch wäre zu bedenken, Graf Heinrich —

Heinrich (sammlig). Was?

Engelbert. Der Orlamünder wird mit sich reden lassen. Gegen ein hohes Lösegeld und die vertragliche Verpflichtung, Euch volle Verzeihung zu gewähren, sollte er —

Heinrich. Verzeihung?

Engelbert. Sagt was Ihr wollt, Eure That war übereilt. Setzt Euch wieder ins Recht, und die Kirche wird Euch gegen Unrecht beistehen.

Heinrich. Das sprecht Ihr als des Papstes Anwalt.

Engelbert. Der bin ich und muß ich sein, auch wenn ich weltlig des Reiches Wohl mit bedenke. Nehmt den heiligen Vater zum Schiedsrichter an!

Heinrich. Verzeiht, Herr Erzbischof, so hoch ich Euch verehre, Euer Vorschlag muß mir zur Zeit unannehmbar erscheinen. Ein Freund, den ich zu meinen besten Freunden zähle, ist unterwegs, mir längst angekündigt und mir durch mancherlei Hemmnis aufgehalten. Ich habe ihm zugesagt, mich nicht ohne seinen Rat zu vergleichen. Hermann von Salza —

Engelbert. Der ritt eben ein. Ich sah's vom Fenster aus.

Heinrich (will gehen). Ich will ihm entgegen —

Engelbert (hält ihn zurück). Graf Heinrich, ich halt's für meine Pflicht. Euch zu warnen. Der Ordensmeister kommt von jenseits der Alpen — er kommt vom Kaiser Friedrich geschickt. Der Kaiser ist mit der Kirche arg verfeindet und in so bedrängter Lage, daß er sich selbst nicht schützen kann. Ihr tretet fehl, stürzt Ihr Euch auf ihn.

Heinrich. Und dennoch — dennoch!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Hermann von Salza (im weißen Ordensmantel mit schwarzem Kreuz) durch die Mitte. Später Hufiren.

Heinrich (ihm entgegeneilend). O Freund, geliebter Freund! (Umarmung.) Nun bin ich stark. Zu Euch hab' ich mich doppelt.

Hermann v. Salza. Gott grüß Euch, Heinrich. (Zu Engelbert.) Reicht mir Eure Hand, Herr Erzbischof. Es freut mich, gerade Euch hier zu treffen.

Engelbert (reicht ihm die Hand). Gern schlag' ich ein — hoffentlich zu gutem Friedenswerk.

Hermann v. Salza. Das walte Gott!

Heinrich. Steht fest zu mir, Freund!

Hermann v. Salza. Ich bringe nur mich selbst. Aber was ein Mann, der sein Leben der Gottesmutter geweiht und jeden Eigennutz abgethan hat, Euch im Rat bedenken darf, sei Euch freudig in Dienst gestellt. Ihr wißt, der Kaiser hat in seinen Erblanden vollauf zu thun; er verspricht nicht, was er nicht würde halten können. Doch wenn Ihr tapfer ausharrt . . . Er nannt' Euch seinen lieben Getreuen und sendet Euch seinen Gruß.

Heinrich. Daß Ihr ihn bringt, läßt mich dankbar seinen vollen Wert erkennen.

Engelbert. Des Papstes Zorn wiegt des Kaisers Gunst reichlich auf.

Hermann v. Salza. Gewiß — die Macht der Kirche ist groß.

Engelbert. Ich bitt' Euch, erschwert mir nicht das Mittleramt, das schon ohnedies schwer. Der Streit steht zwischen dem Lehnsmann und seinem Lehnsherrn. Gelingt man ihn so ab, kann ein Ausgleich leicht gelingen, denn Gewaltthat auf beiden Seiten fordert Sühne. Die Hauptaufgabe bleibt: den früheren Zustand wieder herzustellen.

Hermann v. Salza. Gott wolle nicht, Eminenz, daß jemals der alte Zustand wiederkehrt. Zum deutschen Reich haben diese Lande zwischen See und Elbfluß gehört, bis die Not im Kriege mit dem Welfen den Kaiser zum Verzicht zwang. Jetzt hat des Königs Übermut bewirkt, daß sein Vasall ihm den Dienst aufsagte. Er wendet sich an uns um Beistand, und da ist dem deutschen Reich die Zeit gekommen, Verlorenes einzubringen. Aus dem unbedeutenden Streit heraus wächst so ein mächtiges Ereignis: frei darf der König erst sein, wenn er dem Reich zurückgestellt hat, was sein war.

Heinrich (schüttelt seine Hand). So fühl' ich's selbst.

Digitized by Google

Nie wieder werde ich Vasall der Krone Dänemark; zum Reich gehört mein Land, und nur vom Reich nehme ich fortan Lehn.

Engelbert. Das war's, was ich befürchten mußte. Herr Deutschmeister, Ihr thut nicht recht daran, so unerfüllbare Hoffnungen zu nähren. Hoffnungen . . . Ah! als deutscher Fürst könnt' ich sie teilen; der Legat des Papstes verwirft sie als gefährliche Hirngespinste. Wollt Ihr einen Brand entfachen, der Deutschland mitergreift? Und mit welcher Aussicht auf Erfolg? In wenig Wochen belagert ein mächtiges Dänenheer diese Burg. Kommt sie zu Fall, so ist der König frei und wird den Abfall strafen.

Heinrich. Dannenberg ist fest und wird widerstehen.

Engelbert. Wie lange?

Heinrich. Das weiß niemand voraus. Nutzen wir den Augenblick; noch sind wir die Mächtigen. (Er schlägt auf einen Schild.)

Hussein (tritt durch die Mitte ein).

Heinrich. Man soll den gefangenen König sofort vorführen.

Hussein (verneigt sich und geht ab).

Engelbert. Was gedenkt Ihr zu thun?

Heinrich. Was keinen Aufschub leidet. Aus Reich zurück! Das sei jetzt die Losung.

Engelbert. Ihr steht allein.

Heinrich. Fürchtet das nicht. Der ganze Norden von Deutschland ist in Erregung. Es gilt das schmachvolle Joch der Dänen abzuschütteln. Gerhard von Bremen rüstet. Herzog Adolf von Holstein, Sachsen und das reichsfreie Lübeck sind auf meiner Seite. Noch and're Fürsten und Städte zieh'n mir zu, sobald ich mich entschlossen zeige, für das Reich zu kämpfen. Machtlos ist der große Kaiser noch nicht: sein Name hilft mir siegen.

Hermann v. Salza (reicht ihm die Hand). So sei's denn gewagt: für Reich und Kaiser!

Engelbert. Welche Thorheit!

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung.

Klar die Bahn und klar der Blick,
Auf denn in die Weite!
Sei ein freundliches Geschick
Meines Wegs Geleite!

Geht der Tag vorüber auch,
Der mich hold beglückte,
Und verblüht der Rosenstrauch,
Der die Erde schmückte:

Aus der Vög'lein Liederschall
Und den heit'ren Farben,
Aus dem Duft der Blüten all
Und den Strahlengarben

Bau' ich mir ein Zauberreich
Fröhlich zum Gedächtnis.
So, an Schönheit immer gleich,
Bleibt mir ein Vermächtnis.

Sollte mir das Bild einmal
Langsam auch verblassen,
Ein geheimer Sonnenstrahl
Wird mich nicht verlassen.

Ein beglückender Accord
Wird im Herzen leben
Und die Seele fort und fort
Trösten und erheben.

Heinrich Bröms.

Das Schweigen des Waldes.

(Nach Arnold Böcklin.)

Es ragt so hehr der Kiefernwald,
Wenn fern ein Morgenglöckchen schallt,
Wenn schon beginnt ein Lenzestag,
Und silbern schmilzt des Sprossers Schlag.

Der Stämme schlanke Säulenreih'n
Crisselt noch kein Fünkchen Sonnenschein,
Und durch die weiche Frühlichtluft
Wogt weithin warmer Balsamduft.

Ein tiefes Schweigen ringsum feil
Die dunkelgrüne Einsamkeit;
Matt schimmert durch die Wipfel nur
Das Sternenlicht im Weltazur.

An einer Klüfter klimmt empor
Eichhäschen leis und spitzt sein Ohr;
Kaum hörbar' Flüstern stirbt im Moos.
Nun wird die Stille atemlos:

Auf braunem Einhorn reitet sacht
Geschlossnen Aug's in weißer Tracht
Mit starrem Antlitz, blaß wie Schnee,
Am Waldrand eine zarte Fee.

Sie sieht ganz lautlos durch den Wald,
Kein Hufschlag ihres Rößleins hallt;
Fern blink't's noch hell, dann sieht du nichts,
Als dämmernd Grau des Morgenlichts.

Wohin die schöne Waldfee schwand?
Es liegt geheimnisvoll ein Land
Gen Abendrot, da weilt sie nun,
Im Zauberschloß auf Avalun . . .

Es ragt so hehr der Kiefernwald,
Wenn fern ein Morgenglöckchen schallt,
Wenn schon beginnt ein Lenzestag,
Und silbern schmilzt des Sprossers Schlag.

Max Kiesewetter.

Digitized by Google

Nach Jahren.

Novellette von J. G. Oswald.

Auf der Landstraße trappelten die Pferde der Schwadron. Wie Puppen saßen die frischen Husarenjungen in den ungarischen Bocksätteln, warm und guter Dinge, denn sie kehrten dem Exerzierplatze den Rücken. So viele „Kreuzelemente und Donnerwetter“ über ihre Häupter dahingesaust waren, jetzt sangen sie fröhlich die derben Reiterliedchen und schmauchten ihr Teufelskraut, und die Rekruten, die hinterdrein zottelten, machten es ebenso.

Auch der Schwadronschef, der mit dem Premier an der Spitze ritt, war ein Andrer geworden. Keine Spur mehr von Grimm — und wie hatte er doch gewettert! Ja, dieser Freiherr von Witterschlick konnte sehr unangenehm werden. Man sah es ihm übrigens an. Die schlanke, nervige Gestalt, das scharf gezeichnete, etwas verwitterte Gesicht mit dem keck abstehenden schwarzen Schnurrbart, den funkelnden Augen — alles das verriet ein Temperament, das keinen Spaß verträgt.

Erst kürzlich war er vom großen Generalstab in dasselbe Husaren-Regiment versetzt worden, dem er vor langen Jahren angehört ... Doch wie viel hatte sich seitdem verändert! Das Städtchen wie die Bekannten, von den alten Kameraden ganz zu schweigen, die natürlich längst in alle Welt versprengt waren. Und was hatte die Zeit aus ihm gemacht? aus dem flotten, leichtlebigen Sekondelieutenant von damals? — Einen Satan — einen Gamaschenknopf — einen Streber! — Das waren die Urteile, die man täglich hören konnte.

Es war ja richtig, in seinem Auftreten lag etwas Leidenschaftliches, das über den Diensteifer der Kameraden weit hinausging. Der Reiz des Neuen oder vielmehr Langentbehrten mochte ihn befeuern; — denn dieser Generalstäbler war im Grunde Kavallerist durch und durch, der sich nicht wohler fühlte, als mit dem Säbel in der Faust an der Spitze jener Truppe, die man das Auge und Ohr des Feldherrn genannt hat. Zudem stachelte ihn der Ehrgeiz, die Ergebnisse seiner Studien und des Verkehrs mit den intelligentesten Offizieren zu verwerten, seine Schwadron zu einer Mustertruppe heranzubilden. Was Wunder, wenn er vom frühen Morgen bis zum Abend in der Kaserne war, überall selbst eingriff, jede Kleinigkeit regelte. Die Bereitführer wußten nicht, wo ihnen der Kopf stand; dem alten dicken Wachtmeister beschlich eine unbezwingliche Sehnsucht nach einer Civilversorgung. Nur seine Husaren meinten, es werde schon besser werden, wenn einmal die Frau Baronin, die Gemahlin des Gestrengen, eingetroffen wäre.

Sie hatten sich getäuscht, die guten Husaren; im Gegenteil, nach ihrer Ankunft war er bisweilen gereizter denn je. —

Doch nun, während die Schwadron an den hübschen, in weitläufigen Gärten gelegenen Villen vorüberritt, plauderte er behaglich von den alten, schönen Tagen. „Mein einziges Haus stand hier, Felder und nur Felder, höchstens ein paar Ziegelbrennereien.“

„Aber das Nest war vermutlich schon ebenso langweilig wie heute —“ bemerkte der behäbige Premier, dessen Anglein in unverwüstlichem Gleichmut durch den Zwicker blinzelten.

„Na, wir jungen Kerls verspürten jedenfalls keine Langeweile — — aber sehn Sie doch den reizenden Bengel — wirklich famos.“ Dabei wies er auf einen blondlockigen Jungen mit roten Backen und strahlenden Blicken, der fraumm am Gitterthor einer Villa stand und salutierte.

Im selben Augenblick wandte sich die Begleiterin des Kleinen, die eben im Begriffe war, in den Garten einzutreten. Sie erwiderte den Gruß des Premierlieutenants und einen Moment sah sie mit forschender Neugier in das aufblitzende Auge des Freiherrn, der ebenfalls grüßend die Hand an die Mütze legte. Es war eine hohe Frauengestalt, ein Kopf wie ein lebendiger Paluna, blond, mit hellen Augen und schönem Mund, das sich zart und frisch von dem

Digitized by Google

Zealsfin des Mantels abhob, nicht mehr ganz jung, etwa fünfunddreißig Jahre.

„Frau Sanitätsrat Bucher, die Gemahlin unsrer ersten ärztlichen Autorität —“ beeilte sich der Premier zu erklären, indem er sich im Sattel zurückbog und der ruhig am Springbrunnen des Vorgartens Vorüberwandelnden nachblickte. Wenn er dabei nicht so eifrig gewesen wäre, hätte er vielleicht bemerkt, daß es der Erklärung nicht bedurfte und daß es ein wenig gezwungen klang, als Witterschlick entgegnete: „Für eine Sanitätsrätin allerdings eine sehr aristokratische Erscheinung.“

„Natürlich, sie ist eine geborene von Papenburg, die Tochter eines Majors von Papenburg von den achten Kürassieren — — Herr Rittmeister müssen das Fräulein doch gekannt haben?“

„Helene von Papenburg?“

„Nein, Charlotte.“ Und nun erzählte er, daß er den Sanitätsrat wiederholt getroffen, auch seine Frau kennen gelernt habe; „ein allerliebstes Verhältnis“ sagte er und fügte, als er das spöttische Lächeln seines Gefährten wahr nahm, lebhaft hinzu: „Wirklich, ich muß gestehn, ein glücklicheres Zusammenleben ist un denkbar.“

„Na, wenn Sie alter célibataire in Entzücken geraten, muß es freilich ein Nonplusultra von einer Ehe sein.“

So wenig sich Witterschlick im Dienste zu beherrschen pflegte, so wohl verstand er es, im Verkehr mit seinesgleichen seine Empfindungen zu verbergen. Von dieser Kunst hatte er jetzt den geschicktesten Gebrauch gemacht. Als er aber in der Kaserne war, als er, mit dem Wachtmeister den langen Damm des Schwadronsstalles auf- und abspazierend, die zu erteilenden Befehle erwog, schien plötzlich etwas, das der alte Praktikus mit dem Notizbuch in der Hand noch nicht an seinem Herrn und Meister beobachtet hatte, die bündige Initiative zu verschleiern. Der Spürsinn des Subalternen erkannte das sofort.

* * *

„Papachen! — Mama und ich reisen nächste Woche nach Berlin zu den Großeltern — ja, und Du kommst Weihnachten auch. O wie ich mich freue, es ist aber auch gar zu trostlos hier.“

Also plauderte das Töchterchen, die kleine Elie, indes der Baron sein Pferd dem Burschen übergab. Er sagte nichts, doch ein böser Zug verfinsterte seine Miene. Als das Kind das gewahrte, ließ es ihn allein in das Haus treten und folgte dem Diener in den Stall.

Witterschlick ging in sein Arbeitszimmer, setzte sich an den Schreibtisch und sah die eingelaufenen Briefe und Zeitungen durch. Nach wenigen Sekunden öffnete sich die Portiere des angrenzenden Gemaches und vor ihm stand seine Frau, ihm freundlich zunickend. „Nun, Sixt, gut bekommen?“ — War das ein Zauberfest! — Nein, diese Kleinstädter, diese Provinzler! Toiletten — wären sie nicht vor vier Jahren Mode gewesen, man hätte sie für eine Anticipation der nächsten halten können. Und wie die Damen vom Lande in Wonne schwammen! Denke Dir, die Gräfin Pingsdorf verriet sich zu dem Ausruf: Nein, wirklich einzig! Nur Adel, nichts als Vollblutadel! —“ Dabei ahmte sie die Gräfin nach, indem sie stolz das Näschen hob und die Mundwinkel etwas herabzog, was ihrer feinen, kindlich zarten Physiognomie einen überaus drolligen Ausdruck gab. — „Die dumme Person dachte nämlich gar nicht dran, daß sich auch die höchst plebejische Tochter eines Geheimen Kommerzienrats darunter befand.“

Witterschlick erwiderte nichts. Auch sie begriff, daß er übler Laune war, nur räumte sie nicht wie ihre Tochter das Feld. Sie ließ sich vielmehr kampfentschlossen in einen Sessel nieder, glättete die Falten des weinroten Morgenkleides und beobachtete, wie er eine Postsendung nach der andern erledigte. Was sie vor hatte, konnte ohne einen kleinen Kampf nicht durchgesetzt werden, das wußte sie. Doch sie hatte geglaubt, die Erwähnung dieser oder jener Abgeschmacktheit auf dem gestrigen Balle würde ihren Mann belustigen und dadurch von vornherein nachgiebiger stimmen. Das war ein Irrtum. Nun arbeitete es in ihr, und wie der Widerschein der innern Bewegung funkelten die dunkeln Augen, belebte sich der matte Teint, der sonst erst am Abend bei festlicher Beleuchtung aufblühte.

Ihr Plan war freilich etwas seltsam. Nach kaum vier Wochen nach Berlin zurückkehren, ihren Mann wieder allein lassen — das mußte auffallen, würde vermutlich Stoff zu thörichtem Klatsch geben. Und gerade in diesem Punkte war er von einer peinlichen Ängstlichkeit. Er hatte ihr vor seiner Abreise von Berlin auseinandergesetzt, daß die Verhältnisse in der kleinen Garnisonstadt natürlich ganz andere seien als dort. Auch der Verkehr. Das sei nicht die

Digitized by Google

glänzende, durch verschiedene Elemente belebte Geselligkeit, die sie bevorzuge; es gehe da ein facher, vielleicht geschmackloser zu. Sie müsse indessen vernünftig sein, umsomehr, da es sich nur um ein Übergangsstadium handle.

Nun, sie hatte so gute Vorsätze gefaßt; — doch es ging nicht, mit dem besten Willen nicht. Dieses abscheuliche Nest mit den krummen, schmutzigen Gassen, kein Theater, keine Konzerte, nichts, gar nichts! Und sie schmachtete nach künstlerischen Genüssen, nach dem anregenden Treiben der Großstadt, nach der Pracht im äußern Leben, nach der warmen Zärtlichkeit daheim, wie sie dem einzigen Kinde so überreich zu teil geworden. Ihr Mann — ja der war den ganzen Tag in der Kaserne, er wußte, wie er sich ausdrückte, die „verlotterte“ Schwadron in Ordnung bringen. Oft war er schlechter Laune oder vertiefte sich in seine Studien, während sie nicht einmal ihren Spaß treiben durfte. Sie hatte nämlich, eine leidenschaftliche und begabte Zeichnerin, die den Stift wie andere die Nadel regierte, Karikaturen ihrer neuen Umgebung geliefert. Und was für Karikaturen! Sie zerriß im allgemeinen lieber ein Blatt, als daß sie es gelten ließ. Doch bei diesen Sachen hatte der Ulmut nicht schlecht die Feder geführt. Sie zeigte sie ihrem Manne. Als der die würdige „Komman deuse“ in der Husarenjacke, den ewig verliebten Major, den verbindlich lächelnden Oberstabsarzt und all die andern — nur das Komische herausgearbeitet, doch von unverkennbarer Ähnlichkeit — erblickte, brauste er auf. Wie sie so was machen könne? Wenn das den Betreffenden zu Gesicht käme, was ja bei ihrer Neigung, alles liegen zu lassen, wo es liege, gar nicht unmöglich sei? . . . Freilich, es wäre schrecklich! Und doch — verdient hätten sie's schon, besonders die Damen, diese steifen, förmlichen, hochmütigen Damen mit ihren langweiligen Kaffeegesellschaften, wobei man streng nach dem Range zu sitzen kam. Nein, sie hielt das nicht mehr aus, und war es denn nicht natürlich, daß sie nach Berlin reiste und die Mutter bei den Vorbereitungen zum Christfeste unterstützte? Im Frühjahr kehrte sie zurück, dann würde es wohl auch hier schön sein, dann wollten sie täglich in die waldige Umgebung hinausfahren, bis dahin hatte ihr Gemahl gewiß Ordnung geschafft.

Dies oder Ähnliches hatte sie nach Hause geschrieben, und die gute Geheimrätin, selbst von Heimweh nach ihr und dem Enkelkinde erfüllt, hatte sogleich mit dem ganzen Aufwande großmütterlicher Beredsamkeit ihrer Tochter Wünsche als die ihrigen dem Schwiegersohne vorgetragen. Da lag das Briefchen. Die Baronin hatte es unter die andern Papiere versteckt, damit es ganz zuletzt an die Reihe käme. In ihrer nervösen Unruhe war sie aufgestanden, und während sie vor den Spiegel trat und mit den schlanken Fingern das schwarze Kraushaar betupfte, forschten ihre Augen verstohlen nach dem Manne.

Wie lugte sie, als er auf einmal, ohne den Brief auch nur anzurühren, spöttisch hinwarf: „Also nächste Woche wird die gnädige Frau mit dem Fräulein nach Berlin gehen. Ob der Herr Gemahl damit einverstanden oder nicht, ist natürlich höchst gleichgültig.“

Ihr Erstaunen, das sich in den bleich gewordenen Zügen, in den erweiterten Pupillen malte, machte sie zunächst sprachlos. Dann stieß sie hastig hervor: „Aber Sixt, wieso —“

„Ja, liebes Kind, wenn Du mich überraschen wolltest, durftest Du jedenfalls unsre Elfe nicht ins Geheimnis ziehen. Die hat mir das soeben in Gegenwart des Burschen mitgeteilt.“

Ohne sich auf die Sache selbst einzulassen, ergriff sie die Gelegenheit, ihr Lieblingsthema zu behandeln. Warum mußte immer das Töchterchen herhalten, ihr einziges Kind, das sich gewiß nichts dabei dachte, wenn es seiner Freude vielleicht einen unpassenden Ausdruck gab. Zufällig schlüpfte die Kleine ins Zimmer, ein feines, graziöses Ding mit lose herabwallendem Haar, dem lebhaften, unruhig lauernden Blick frühreifer Kinder, die das Thun und Sprechen der Erwachsenen so belauschen unendlich unterhaltender finden, als das schönste Spiel. Rasch zu den Lippen, die ihr zum Kusse entgegenlachten, sich niederbeugend, entfernte sie es unter einem Vorwande. Dann spielte sie ihren Trumpf aus.

„Du liebst das Kind nicht — — o ich habe das längst bemerkt! Natürlich liebst Du's nicht, weil es außer stande, den freiherrlichen Namen glorreich zu vererben.“

Auch der Baron wurde heftig, kurz, es gab eine Scene, darauf jene einsilbige Verstimmung, die auch das trefflichste Mittagessen seiner Annehmlichkeit beraubt. Nach dem Kaffee ließ er satteln und ritt davon.

Digitized by Google

Es giebt verschiedene Methoden, einer gründlichen Verstimmung den Garaus zu machen. Die Einen lassen sie an Andern aus, Andere suchen heitere Gesichter, Wein und die blauen Wolken der Zigarre, wieder Andere verlangen frische Luft, ungestörtes Alleinsein mit den eigenen Gedanken. Zu ihnen gehörte Witterschlick. Sein Ärger war auf dem Punkte, den Stachel umzukehren. Aber während er sich vorwarf, um einer Kleinigkeit willen einen Zwist vom Zaune gebrochen zu haben, trotzdem er sehr wohl wußte, welche unschuldigen Empfindungen ihrer Sehnsucht zu Grunde lagen, raunte ihm eine Stimme zu: Warum kann sie nicht wie andere Frauen sich schicken? Warum muß sie jeden Wunsch, und wäre er noch so kindisch, befriedigen? — Weil sie von Hause ebenso verwöhnt ist, wie sie jetzt ihre Tochter verwöhnt, weil ihr infolge dieser Erziehung das Gefühl der Pflicht nicht in vollem Maße deutlich geworden — weil sie kein Soldatenkind ist.

Da tauchte eine andere Frau vor seinem innern Auge auf. Doch er scheuchte das Bild. Schon öffnete sich der Wald, derselbe Wald, darin er einst so oft herumgejagt, und den er nun zum ersten Male wieder betrat. Unter dem raschen Hufschlag des Pferdes wirbelten die braunen Blätter am Boden, Herbstwolken standen über den dunklen Nadelwipfeln, über den dürren Laubkronen. Plötzlich glitt ein Strahl hindurch. Schräg aus dem grauen Himmel brach er herein, und wie von seinem Zauber geweckt, erhellten sich all die längst begrabenen, bittersüßen Erinnerungen.

Jetzt vergegenwärtigte er sich die Frau, die er am Morgen gesehen hatte, und verglich ihre stolze, reife Schönheit mit dem schlanken Mädchen von ehedem. So ließ er das Pferd ruhig dahinschreiten. Er dachte nur noch an sie, die so tief in sein Leben eingegriffen hatte. Jawohl tief! Was hatte denn vorher sein Dasein erfüllt? — Pflichten, die der angeborenen Neigung entsprachen, dazu jene überströmende Lebenslust, die sich zu Pferde, bei Wein und Weibern auszutollte. „Nur keine Schulden!“ — hatte sein Vater gewarnt, unter dessen Kommando er im Feuer gestanden und der damals lahm geschossen als Pensionär nach Berlin ging. Schulden in diesem Reif? — — Indessen, war es die Leere, die sich nach den Aufregungen des Feldzuges fühlbar machte, oder war es der Jugendtrieb, der einfach dem Beispiel der Umgebung folgte, bald hatte ihn die gefährlichste Leidenschaft gepackt.

Man stand damals mit den Ulanen einer benachbarten größeren Stadt in intimem Verkehr. Bald fuhr man hinüber und genoß neben ihrer Gastfreundschaft die Freuden der Liebe, oder was man so nannte, bald kamen die Kameraden herüber, und da man mit großstädtischen Genüssen nicht dienen konnte, mischte man den Burgunder mit Sekt und kredenzte ihnen „Husarenblut“. Dann griff man zu den Karten. Das verwaledeite Spielen! Nach einigen Jahren hatte er mehr Schulden, als er vermutlich jemals zahlen konnte.

Zu jener Zeit erschienen die Papenburgs. Mochte der Himmel wissen, was die Witwe des Kürassiermajors in das Städtchen gelockt hatte, genug, sie war da, und ihre Töchter, mige wöhnliche Erscheinungen, erregten Bewunderung. Er aber fühlte sich von der älteren, der blonden, hochgewachsenen Charlotte mehr wie bezaubert, er fühlte, daß er liebte, zum ersten Male wirklich liebte. Unter dem Eindrucke ihres frischen und natürlichen Wesens, das so ganz ihrer äußeren Anmut entsprach, überkam es ihn gleich dem Wehen einer neuen Jugend, träumte er von einer Lebenskameradschaft, wie sie über den Sternen geschlossen wird. Ab und zu traf er sie auf Bällen. Was für köstliche Nächte waren das! Welch' feuriges, unermüdliches Tanzen! Auch sie liebte ihn, verhaltene Zärtlichkeit leuchtete aus ihren Augen . . . Kein Wunder, wenn er, leichtblütig wie er war, den beglückenden Traum mit aller Inbrunst hegte.

Eines Nachmittags, da es Stein und Bein fror, indes er behaglich daheim saß und rauchte, rasselte ein Wagen heran. Gleich darauf stürmte der kleine Jost, dem es die andere, die Helene, angethan hatte, ins Zimmer. „Du, Witterschlick, die Papenburgs sind aufs Eis.“ — Er meinte es heute noch zu hören.

Die Mode des Schlittschuhlaufens war zu den Damen der Kreisstadt offenbar noch nicht gedrungen; die beiden tummelten sich mutterseelenallein und unbeobachtet auf dem blanken Weiher, weit draußen vor der Stadt. Wie ihnen das Blut in die Wangen schoß, da der Wagen mit den zwei Lieutenants hielt, wie sie Hand in Hand hinausflogen! Bald aber liefen sie zusammen, Jost mit dieser, er mit jener, stundenlang.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Berliner Theater.

Von Karl Emil Franzos.

Eine kurze Rast im Süden hat mich das jämmerlichste Ereignis versäumen lassen, das dieses Theaterjahr bisher gebracht hat: den häßlichen, ja, wie mir kundige Freunde versichern, beispiellosen Skandal bei der ersten Aufführung von Max Halbe's neuem Drama: „Der Eroberer“ im Lessing-Theater. Ich freue mich herzlich, daß ich nicht dabei war, und wenn es, wie mir gesagt wird, allerdings ein unmögliches Stück, aber doch immerhin der Irrtum eines Dichters war, der hier brutal zeitlampft wurde, so freut mich mein Fernsein doppelt. Eine Lücke, unter welcher der Zweck dieser Aufsätze leiden würde, ist daraus nicht entstanden: Man muß nicht jeden Mißgriff eines Dichters verzeichnen. Und was das traurige Kapitel der Premièren-Skandale betrifft, so habe ich es an dieser Stelle bereits wiederholt abgehandelt. Zudem giebt es keinen Trost dafür, wenn wieder einmal die Bestie im Publikum wach wird; auch keine Rechtfertigung, das Stück sei noch so schwach. Aber leider giebt es auch kein Mittel dagegen.

Ein anderes Werk, dessen erste Aufführung ich aus demselben Grunde versäumen mußte, Ludwig Fulda's Tragödie „Herostrat“ (Königliches Schauspielhaus) wird mich erst in meinem nächsten Aufsatz beschäftigen können; es war in den wenigen Tagen, seit ich daheim bin, nicht wieder angesetzt. Hingegen bin ich noch zurecht gekommen, um mit inniger Freude Zeuge der edlen und tiefen Wirkung zu sein, die ein edles und tiefes Werk auf die Zuschauer übt. Ich meine Gerhart Hauptmann's fünfaktiges Schauspiel: „Fuhrmann Henschel“ (Deutsches Theater).

Während ich, so bewegt und erschüttert, wie es mir nicht häufig im Theater begegnet, die Schicksale des armen schlesischen Fuhrmanns sich da oben erfüllen sah, mußte ich von Akt zu Akt mehr und nun erst auf der Heimfahrt, da sich mir das Ganze vor die Augen stellte, an ein Gespräch denken, das ich vor Jahren mit dem Dichter geführt habe. Es ist sonst nicht meine Art, derlei zu erzählen, hier scheint es mir zur Sache zu gehören. Es war kurz nach der Aufführung der Komödie „Der Biberpelz“, und da Hauptmann darnach fragte, durfte ich ihm nicht verschweigen, wie ungleich höher mir andere seiner Werke stünden. Wenn dieser Eindruck, war seine Antwort, der richtige sei, und er könne nicht widersprechen, weil er nun selbst allmählich so darüber denken müsse, so liege darin allein schon die schärfste Kritik der Komödie. Denn ein Dichter müsse mit jedem neuen Werk über das bisher Geschaffene hinaus und höher wachsen, und lange das neue Werk weniger, als die früheren, so lange sei es eben zu wenig. — Freilich! meinte ich, so sollte es sein, aber immer gelingen sei es bisher Keinem, auch dem Größten nicht. Und das könne auch gar nicht anders sein, denn auch die Dichter seien zwar gesteigerte Menschen, aber doch Menschen, der Schuld, dem Leid, dem Irrtum unterworfen. Worauf er zustimmend die persönlichen Umstände anführte, unter denen die Komödie geschrieben war, und in denen er nun den Ursprung ihrer Schwächen erblickte, und dann schloß: „Aber eine Entschuldigung soll dies nicht sein und kann es nicht sein. Wachsen, innerlich wachsen oder ganz schweigen!“

Nein, man schweigt nicht, schon weil man immer hofft. Wollten wir nun diejenigen die Begnadeten nennen, deren Hoffen sich immer erfüllt, bei denen jeder Schritt ein Schritt nach aufwärts ist, wir fänden für den Kranz kein Haupt. Wir aber wollen ihn schon den Dichtern auf die Stirne setzen, deren Hoffen sich ab und zu erfüllt, und darum ist uns der Dichter des „Fuhrmann Henschel“ ein Begnadeter. Denn er hat uns neben Schwächerem oder ganz Verfehltem, wie dem „Florian Geyer“, auch Gutes und Bestes geschenkt: „Einsame Menschen“, „Die Weber“, „Die versunkene Glocke“, nun aber das Allerbeste. Nie vorher ist das Ausreifen seiner großen Kraft, die wachsende Vertiefung, die gesteigerte Beherrschung der Kunstform so sichtlich in die Erscheinung getreten wie hier. Gewiß war „Einsame Menschen“ ein großer Fortschritt über „Vor Sonnenaufgang“ und „Das Friedensfest“ hinaus, aber dies Drama war auch bisher, nur den dichterischen Wert gewogen — und darauf kommt's ja schließlich doch in erster Linie an — der Höhepunkt seines Schaffens. Ich glaube nicht, daß dies nur eine subjektive Abschätzung ist. Gewiß sind „Die Weber“ viel erschütternder und gewaltiger, aber über den Eindruck eines Stücks in Stücken kommt man doch schwer hinweg, und gerade weil einzelne Gestalten sich uns unvertilgbar ins Hirn feilen, unser ganzes Herz an sich reißen, empfinden wir dann ihr Verschwinden und das Kommen Anderer wie eine Enttäuschung. Gerade aus den „Webern“ kann man's erkennen lernen: Vieles an der Kunst

Digitized by Google

form des Dramas, wie wir sie gewohnt sind, ist unwesentlich, entbehrlich und kann durch andere Vorzüge, namentlich die Kunst, Kraft und Eindringlichkeit der Detail-Malerei ersetzt werden, aber das Hauptsächliche an dieser Kunstform war immer und muß für alle Zeit bleiben, weil es der Natur der Zuschauer entspricht: auf den Helden und die Nächsten um ihn können wir nicht verzichten. Was aber „Die versunkene Glocke" betrifft, die sich mit „Einsame Menschen" im Problem berührt, so ist sie phantasievoller, aber auch nuancier, farbiger, aber auch minder einheitlich, an herrlichen Einzelheiten reicher, aber doch als Ganzes minder tief gedichtet, als dies Werk. Erst im „Fuhrmann Henschel" hat Hauptmann wieder sich selbst übertroffen.

Aber es ist nicht bloß sein bestes Werk, sondern auch im innersten Wesen etwas für ihn ganz Neues. Hauptmann hat bisher Dramen von zweierlei Art geschrieben, naturalistische, wie seine Erstlingswerke bis zum „Biberpelz", und dann, als er den Drang zum freien Fabulieren nicht mehr unterdrücken konnte und die Enge der naturalistischen Doktrin erkannte, romantische Dramen, religiös-, historisch-, phantastisch-romantischer („Hannele", „Florian Geyer", „Die versunkene Glocke"), in welche immer wieder durch einzelne Scenen oder Gestalten der Naturalismus hineinragte. Wäre bis zum Erscheinen dieser drei Dramen noch Jemand thöricht und ungerecht genug gewesen, in dem Verfasser der „Einsamen Menschen" und der „Weber" bloß einen Naturalisten im üblen Sinne, also bloß einen Abschreiber der Natur zu erblicken, der Beobachtetes mühselig zusammenträgt und zusammenklebt, so mußten nun selbst die Blindesten erkennen, daß auch in seiner Brust, wie in der eines jeden wirklichen Dichters der doppelte Trieb lebt: einerseits die Wirklichkeit zu gestalten und andererseits die eigene Phantasie frei ausströmen zu lassen. War in den ersten Werken, allerdings bloß scheinbar, lediglich der erste Drang zum Ausdruck gekommen, so in den letzteren vornehmlich der Hang, hoch über allem Erdendunst mit den Wolken um die Wette zu fliegen, oder doch das, was der Dichter, auf der Erde geschaut, nur eben als luftiges, duftiges, schwankendes Symbol vor uns hinzustellen. Aber so ungeheim die drei Werke, und zwar in gesteigertem Maße — am stärksten „Die versunkene Glocke" diesem Hang nachgaben, ganz läßt die Erde keinen Dichter los, und am wenigsten war bei diesem Manne daran zu denken, der so nicht etwa zufällig bei seinen ersten Schritten so tief in den Naturalismus geraten war. So erklärte sich's, daß in „Hannele" neben der phantastischen Mystik, die sich bis zur Vision und darüber hinaus zum hellen Wunder steigert, der harte, gleichfalls bis ins Extreme getriebene Naturalismus des Armenhauses steht, so muß sich im Rahmen der „Versunkenen Glocke" die Wirklichkeits-Schilderung des Glockengießerhauses mit der Märchenwelt in Wald und Wasser, mit Rautendelein und Nickelmann und der bis zur Verzückung gesteigerte Schwung in den Reden des Helden mit dem groben Dialekt der alten Waldfrau vertragen. Sie müssen sich vertragen, sag' ich, weil es der Dichter so will, aber in Wahrheit vertragen sie sich doch nicht, sondern betrügen und hindern einander; selbst der naive Zuschauer empfindet die Stilwidrigkeit störend, während sie den feiner, weil zugleich mit Kunstverstand Genießenden vollends um einen Teil der Freude an dem bringt, was auch ihm gut, ja herrlich erscheint. Freilich, ein unlösbares Rätsel gab dieses unorganische Nebeneinander von Phantastik und Naturalismus dem kleineren und feineren Teil der Hörerschaft nicht auf: Noch ist es, sagte man sich, dem Dichter nicht gelungen, jene beiden Triebe harmonisch in Eins zu verschmelzen, noch folgt er in demselben Werke abwechselnd bald dem einen, bald dem anderen. Und wer grübelerischer angelegt war, mochte sich fragen: Wird Hauptmann, so wie wir ihn kennen, diese Verschmelzung beider Triebe je gelingen? Oder wird allmählig der eine den anderen verdrängen? Vom Naturalismus hat sich Hauptmann losgesagt, scheinbar für immer, aber er läßt ihn ja doch nicht los — wird er vielleicht wieder ganz zu ihm zurückkehren? Indes, darnach sieht es, wenn man nach der „Versunkenen Glocke" schließen darf, nicht in ihm aus — wird er also ganz und gar in der Phantastik, im Symbolismus untertauchen?

Darauf giebt nun das neue Werk die Antwort. Eine ebenso klare, als erfreuliche Antwort. Beide Triebe sind nun in Eins verschmolzen, behindern einander nicht mehr, sondern fördern einander. Aus dem Naturalisten, dessen Phantasie nach Bethätigung lechzte, aus dem Phantasten, den der Naturalismus feithielt, ist ein Realist geworden, der fest auf der Erde steht, aber nicht bloß die Dinge um sich her sieht, sondern auch Kraft seines Gemüts und seiner Phantasie das Unsichtbare: das Innerste der Menschenbrust. Gewiß war ihm auch diese Gabe schon früher zu eigen, aber zu voller Entwicklung ist sie erst nun gelangt. An Treue der Milieu-Schilderung, an Natürlichkeit der Sprache steht das Werk seinem feiner früheren Dramen nach, an Einheitlichkeit, an Tiefe der Charakterzeichnung, an poetischer Stimmung übertrifft es alle. Namentlich der Held ist wie von einem innern Licht erhellt. Es ist aber nicht bloß dichterisch, sondern auch technisch das beste Drama Hauptmanns, der Aufbau so knapp und sicher, die Handlung so klar, wie es ihm bisher nicht entfernt geglückt ist. Erreicht ist diese technische Vervollkommnung allerdings hauptsächlich durch eine größere Annäherung an die übliche dramatische Kunstform

Digitized by Google

als sie ihm bisher eigen war; Fanatiker der „Moderne“ mögen ihm dies vielleicht verübeln, obwohl ich's nicht recht glaube — denn was ein richtiger Fanatiker dieses Schlages ist, ist auch ein Hauptmann-Fanatiker —; ich verzeichne die Thatsache, weil sie mir lehrreich scheint; zu Lob oder Tadel scheint sie mir an sich keinen Grund zu geben. Nur in Einem ist Hauptmann starr geblieben oder sogar noch starrer geworden; das Stück ist im schleisischen Dialekt geschrieben, wie „Die Weber“, aber von diesem Drama hat Hauptmann selbst neben der „Original-Ausgabe“ eine „Übertragung“ besorgt, um den Bühnen und dem Publikum entgegen zu kommen, hier nicht. Und doch wird dies nötig sein; nur der gründliche Kenner dieses Dialekts wird das Stück mühelos lesen, wir anderen Leser stolpern mindestens auf jeder Seite einmal über ein Wort, das uns rätselhaft bleibt; bei der hiesigen Aufführung wurde dies Übel dadurch sehr gelindert, daß der Dialekt abgeschwächt wurde, in manchem Munde klang er ganz wie süddeutsch; da lieber Gott, die Berliner Schauspieler sind ja zum größten Teil — Wiener! . . . Übrigens kann auch in dem, was ich vorhin Annäherung an die hergebrachte Form genannt habe, von irgend welcher unfruchtbarer Spekulation, von „Theater“ im ungutten Sinn des Wortes nicht die Rede sein; Alles ist einfach, schlicht, wahr. Alles, aber am meisten gilt dies doch von der Handlung.

In der Kellerwohnung eines Hötels in einem schleisischen Badeort haust der Fuhrmann Wilhelm Henschel mit seinem Weib und Kind, ein schwerfälliger, fleißiger, herzensguter Mann, der mit aller Welt im Frieden lebt, jeden Schlag des Schicksals geduldig erträgt, auch was er als schwerstes empfindet: das Siechtum seiner Frau. Er hat sie herzlich lieb; ihr Verdacht, daß er es mit der Magd, Hanne, hatte, ist ungerecht; er weiß ihre Tüchtigkeit zu schätzen, auch gefällt ihm die dritte Person nicht übel, aber er ist von jedem bösen Gedanken, geschweige denn von jeder unrechten That fern. Und darum giebt er der Kranken, als sie ihm das Gelöbnis abfordert, die Magd nach ihrem Tode nicht zu ehelichen, die Zusage herzlich gerne; es fällt ihm wirklich nicht bei.

Nun, nachdem die Frau gestorben, nimmt er die Hanne doch. Daß sie ein Kind hat, macht ihm kein Bedenken; hätte sie etwa auf ihn warten sollen? Und daß sie's auch jetzt wüst treibt, sich mit dem Ersten Besten einläßt, harten Gemüts ist, weiß er nicht. Aber ihre Tüchtigkeit sieht er, und wie sorglich sie um sein Kind bemüht scheint. Freilich, das Versprechen, das er der Toten gegeben hat! Judes, auch darüber kommt er hinweg, als ihm Hanne kündigt und der Besitzer des Hötels seine Bedenken beschwichtigt; die Hauptsache sei doch, ob die Hanne für ihn tauge. So kommt die schlaue, böse Magd ans Ziel.

Natürlich weiß sie dem guten Manne nun schlimmen Dank. Zwar, daß das Kind stirbt, ist nicht ihre Schuld, aber sie bringt ihn mit aller Welt auseinander, setzt ihren wüsten Wandel fort, behandelt nun auch ihn hart. Er aber, der Riese mit dem Gemüt eines Kindes, der Anderen so wenig eine Schlechtigkeit zumutet, wie er sie selbst üben könnte, grübelt nur immer darüber, was sie wohl so umwirsch mache und sein Herz giebt ihm die Antwort: es ist die Sehnsucht nach ihrem Kinde. So holt er denn das kleine Mädchen und bringt es ihr. Sie aber stößt das arme, verzagte Ding rauh zurück und überhäuft ihn mit Vorwürfen; nun müsse sie wieder ein Kind pflegen und sich zudem von den Leuten bereden lassen. Da kommt ihm zuerst die Ahnung von ihrer Verderbtheit, aber volle Klarheit wird ihm erst, als es ihm die Leute in's Gesicht hinein sagen, wie sie's treibe. Noch zweifelt er, fährt in furchtbarer Raserei auf, läßt sein Weib holen. Sie leugnet frech, kann aber seinen Blick nicht ertragen und rennt davon. Er jedoch ist von Stund' an ein gebrochner Mann. Schwer liegt das Bewußtsein seiner Schmach, und vollends wie ein Berg sein Schuldbewußtsein auf ihm: Was über ihn gekommen, ist die Strafe des Himmels, weil er der Toten sein Wort gebrochen, dann sein Kind in solche Hände gegeben. Sich selbst klagt er an, nicht die Frevlerin. Daß sie beide nicht mehr nebeneinander leben können, daß eins von ihnen fort muß, ist ihm klar. Nun, da geht denn er, weil er der Schuldige ist. Still drückt er sich aus dem Leben hinweg.

Und das sollte, wird man vielleicht erstaunt fragen, der Stoff einer Tragödie sein? (Es ist eine unrichtige Bezeichnung, wenn Titelblatt und Theaterzettel das Werk ein „Schauspiel“ nennen.) Und diese Tragödie wäre das beste Werk eines Dichters von diesem Können?! Ja. Eben weil er so viel kann.

Es steckt gerade genug in dem Stoff: ein erschütterndes Schicksal und Schuld und Sühne; man muß es nur eben herauszuholen verstehen. Und wie hat Hauptmann das verstanden! Nur ein Fuhrmann, der von seinem Weib mit einem Kellner betrogen wird — und doch folgen wir bewegt, mit innigem Anteil seinem Schicksal, eben weil er ein Mensch ist, ein wirklicher, leibhaftiger Mensch, den wir Alle kennen und lieb haben. Darin steckt's eben: in der Wahrheit dieses Werks, das uns alle Kunst vergessen macht und gleichsam die Wirklichkeit selbst bietet. Das ist das Erste und Größte, was dem Drama zu seinem Siege verholfen hat, daneben allerdings auch das große dramatische Talent des Autors und sein technisches Können. Welche Fülle wertwürdiger und interessanter Scenen hat er dem scheinbar so dürftigen Stoff zwanglos abgewonnen! Im ersten Akt die bis zum Grausigen gesteigerte,

Digitized by Google

und doch so rührende, weil verständliche Eifersucht der Siechen auf die Gesunde, ihre wachsende Todesangst, die Wirkung, die ihr Zürnen und Bangen auf den starknervigen Mann übt; ein minder seelenkundiger oder nach Effekten haschender Dichter ließe ihn vermutlich tief erschüttert sein und würde den Akt mit einer Rührscene schließen: Hauptmann läßt ihn die Zusage lachend geben, weil Henschel ja von der baldigen Genesung der Frau fest überzeugt ist. Wir aber wissen, daß sie sterben wird, haben Mitleid mit ihr und noch mehr mit dem Ahnungslosen, denn wir fühlen: das ist die Schicksalsstunde in seinem Leben. Dann im zweiten Akt die Scene, wie die schlaue Hanne den Schwankenden immer mehr umgarnt und endlich durch die Kündigung zur Werbung treibt; man kann den Sieg der listigen Gemeinheit über die arglose Güte kaum noch lebensvoller und mauf dringlicher zugleich verbildlichen. Ähnlich, aber noch wirkungsvoller gipfelt der dritte Akt: wie Henschel Hanne ihr Kind zuführt und sie es zurückstößt; sein schmerzvolles Staunen: er hat es so gut gemeint, ihr über ihr Schweigen bezüglich des Kindes hinweghelfen, sie durch das Kind besser und glücklicher machen wollen — und nun ein solcher Empfang! Aber noch schluckt er den Zorn herunter, entschuldigt sich förmlich: „Ich ha mar nüscht Böses derbei gedacht. Gustla [sein Kind] is tut. Die kimmt nie noch wieder. Die hot sich de Mutter a noch gehult; 's Bettla is lahr; mir sein alleene. Warum selda mir ins des Wadel's ni anmehma?" Erst als auch dies nutzlos bleibt und sie Drohungen ausstößt, wenn er jemand verraten werde, daß dies ihr Kind sei, empört sich sein weiches Gemüt über solche Härte. Nächst der Schlußscene ist dies dichterisch die wertvollste des Stückes. Äußerlich weit effektvoller freilich ist die Enthüllung im Schenkzimmer, die der nächste Akt bringt, aber sie ist auch die einzige, die innerlich nicht ganz wahr ist — wird Hanne wirklich vor der Anschuldigung davonlaufen? So, wie sie uns der Dichter bisher kennen gelehrt hat, unten wir ihr weit eher zu, daß sie ihr Leugnen fortsetzen und kaltblütig Stand halten wird — handelt es sich doch um ihre Existenz! Diesem Akt pflegt, eben weil er so viel Bewegung und Nervenspannung bringt, weil das plötzliche Zusammenbrechen der Frau so überraschend wirkt, bei jeder Aufführung der stärkste Beifall zu folgen, und gerade er verdient ihn am wenigsten. Weniger sicherlich als der Schlußakt. Wie der Unglückliche, von seinen Gewissensqualen getrieben, in der monderhellten Stube umherirrt, im Gespräch mit dem Weibe und den Nachbarn Gericht über sich selbst und nur über sich hält und endlich sterben geht, weil ihm nach seiner Empfindung, die wir, die ihn so genau kennen, teilen müssen, nichts anderes übrig bleibt, gehört zu dem Ergreifendsten, was wir der Dichtung unserer Tage verdanken.

Hauptmann hat, wiederhole ich, Alles herausgeholt, was irgend in dem Stoffe lag, aber er hat nichts Fremdes hinzugethan. Auch dies erhöht die Wirkung; keine Nebenhandlung, keine Episode stört oder durchkreuzt den Eindruck dieser schlichten Tragödie der Gewissenhaftigkeit. Belebt ist die Scene nur durch eine Reihe zumeist sehr lebensvoll gezeichneter Nebengestalten. Farblos, ja so ganz und gar uncharakteristisch, wie wir es bei Hauptmann nicht gewöhnt sind, ist nur jene, die nächst Henschel und Hanne am meisten auf der Bühne zu reden, aber dort eigentlich am wenigsten zu thun hat, der Besitzer des Hôtels. Auch dem Schwager Henschels, durch den die Katastrophe herbeigeführt wird, hätten einige individualisirende Striche mehr nicht geschadet. Alle anderen Figuren freilich sind ganz ausgezeichnet: lauter wirkliche Menschen, und — mit wenigen Ausnahmen — lauter echte Schlesier.

Der Erdgeruch, den das Werk ausströmt, wirkt ordentlich erquicklich. Aber es ist nicht etwa nur ein schlesisches, es ist ein deutsches Stück. So deutsch, so durch und durch national, daß es ein Nichtdeutscher kaum wird verstehen können; mit dem starken, zugleich so kindlich guten und männlich gewissenhaften Helden wird er vermutlich gar nicht zu recht kommen. Andere deutsche Dramatiker unserer Zeit spekulieren auf das „Nationale", blasen die chauvinistische Fanfare und werden so aus lauter Drang, für gut deutsch zu gelten, so undeutsch als möglich, denn überhitztes Prahlen ist unserer Volksart fremd. Ein wahrhaft nationaler Dichter ist jener, der das Volksgemüt kennt und aus seinen Tiefen schöpft. Und darum scheinen mir „Die versunkene Glocke" und „Fuhrmann Henschel" die nationalsten Werke, die in den letzten Jahren geschrieben worden sind, und Gerhart Hauptmann der deutscheste Dichter der Gegenwart.

Berlin, Anfang November.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Baehr, Paul. Neues Buch der Lieder. 6. Aufl. Halle. Otto Hendel. o. J.

Krüll, Hermann, Gottlieb und Jacob. Alpenrosen. Dichtungen aus den Bergen. Zürich. Caesar Schmidt. o. J.

Pfungst, Arthur. Neue Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Berlin. Ferd. Dümmler's Buchh. 1899.

„Der arme Heinrich" Hartmann's von Aue. Eine schwäbische Sage. Aus dem Mittelhochdeutschen übertragen von August Hagedorn. Leipzig. Dieterich'sche Verlagsbh. 1898.

Harpf, Dr. Adolf. Über deutschvölkliche Sagen und Singen. Leipzig. Julius Werner. 1898.

Henzen, Wilhelm Sapiti. Drama in vier Aufzügen und einem Vorspiel: „Im Totenreiche". Berlin und Leipzig. Friedrich Lückhardt. o. J.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Der verwunschene Garten.

Eine Sommernovelle

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

So geschah's auch alles; er hatte seinen Onkel schon vorher an den Frühstückstisch gesetzt, ließ sich von ihm mit einem freundlichen Morgengruß empfangen und führte während seines vermeintlichen Essens und Trinkens ein Selbstgespräch, indem er auf die Fragen des ihm gegenübersitzenden Geschöpfes seiner Vorstellungskraft antwortete. Dabei sah er sich selbst vermittelst der Augen des Professors ab und zu mit einem etwas verwunderten Blick an, beging indes eine kleine Inkonsequenz damit, daß er auf eine Erkundigung, wohin er gestern Abend noch gegangen sei, nur im Allgemeinen entgegnete, er habe noch einige Zeit im Freien zugebracht. Das war — er fühlte es auch — nicht folgerichtig, denn er erwiderte ja nur sich selbst; aber in ihm sträubte sich etwas, davon Mitteilung zu machen, daß er sich eingebildet habe, an einem nicht vorhandenen Platz, den er den ‚verwunschenen Garten' benannt, gewesen zu sein. Heimrat Feierabend beharrte im übrigen nicht länger bei seiner Nachfrage, sondern stand bald auf, sich in sein Arbeitszimmer zu begeben, während Engelhart der Wunsch, oder vielmehr die Wahnvorstellung des Wunsches überkam, in den Sonnenschein, den er sich draußen um das Haus erschuf, hinauszugehen. Er suchte am Flurständer nach seinem Hut, jedoch vergeblich, bis Trina Löffelholz, hinzugeratend, ihm nicht ohne etwas Anzüglichkeit des Tones ins Gedächtnis rief, er sei in der Nacht barhäuptig nach Haus gekommen. Das traf allerdings zu, insofern er sich ja augenblicklich einbildete, der Hut sei nicht da, und einen seinem Onkel zugehörigen aufsetzend, davonging.

Aber die Sache ging ihm nach oder mit ihm und fing allmählich an, etwas an der Unbedingtheit seiner heutmorgentlichen philosophischen Einsicht zu rütteln. Es befand sich offenbar nicht alles und jedes daran in Richtigkeit und in logischer Folge vermutlich auch in seinem Kopf nicht. Denn sein Hut fehlte ihm, er mußte ihn irgendwo gelassen haben, also mußte es einen Platz geben, an dem er lag. Der war aber ohne Zweifel der Platz vor dem Tempel in dem verwunschenen Garten, und daraus ergab sich nicht abweisbar weiter, daß dieser wirklich vorhanden sein müsse. Das zog aber wieder die Schlußfolgerung nach, es existiere doch noch etwas außer ihm selbst, etwas nicht von ihm Geschaffenes, und zwar eben der verwunschene Garten und das, was mit diesem zusammenhing. Alles sonst war vermutlich Schöpfung seiner Phantasie, nur daß er gestern in der Sonnenwendnacht vor dem Tempel die ehemalige Braut des vormaligen Gartenbesitzers angetroffen, konnte dem Bereich seiner subjektiven Vorstellungen nicht mit angehören. Ein solches Erzeugnis der Einbildungskraft ging über die Fähigkeit des Gehirns hinaus, es mußte Objektives, Wirkliches, thatsächlich Vorhandenes sein. Von diesem Vorschritt seiner Erkenntnis fühlte er sich nach zwei Richtungen äußerst befriedigt, da er dadurch erstens die Gewißheit erhielt, sich nicht völlig allein im Weltraum aufzuhalten, und zum andern die erfreuliche Beruhigung gewann, daß sich sein Kopf noch zur Ausführung streng logischer Denkoperationen in geordnetem Stande befinde. Er wußte sich nicht zu sagen, weshalb, war jedoch darüber seit seinem Aufwachen ein paarmal von heimlichem oder eigentlich mehr unheimlichem Zweifel angerührt worden, erkannte diesen zum Glück jetzt als unbegründet und setzte seine Wanderung in der Sonne fort, denn die war doch auch wohl vorhanden; da dem Mond die thatsächliche Existenz zuerkannt werden mußte, ließ sie sich der Sonne ebenfalls nicht gut absprechen. Im übrigen indes beantwortete man sich entschieden alle diese schwierigen Fragen besser durch ein inneres Gefühl, als vermittelst

Digitized by Google

geistiger Anstrengung, weil das erstere zweifellos seine Erkenntnis auf direkterem Wege bezog und aus der am wenigsten von schwer aufhellbaren Beimischungen getrübten Quelle schöpfte.

Die Sonne hatte wahrscheinlich, seitdem sie sich unter anderem mit der Nebenbeschäftigung der Erleuchtung des Erdballs befaßte, auf diesem schon Leute in ähnlichem tiefsinnigen Geistes-zustand herumgehen gesehn und machte sich gar nichts daraus, ob sie, philosophisch betrachtet, vorhanden oder nicht vorhanden sei, sondern fuhr gelassen in ihrer einmal hergebrachten Gepflogenheit fort, sich um das Thun und Lassen, Denken und Glauben der Erdbewohner nicht im allergeringsten zu bekümmern. Demgemäß sah sie auch die Stadtkirche mit ihrem Goldauge nur wie jedes andere Bauwerk des Orts an und ebenso nicht allein die sämtlichen Köpfe, die nunmehr wieder aus der Thür derselben zum Vorschein kamen, sondern auch die nach neuestem Geschmack bebänderten, befederten und beblümten Hüte, welche jene auf sich trugen. Da die Kirchenbesucher sich vorwiegend aus dem weiblichen Teil der städtischen Bevölkerung zusammensetzten, gingen die an Jahren und Lebensweisheit reifer Vorgeschrittenen nach der geistlichen Erbauung zu einer weltlichen über, indem sie ihre Erfahrungen in Bezug auf Gemüsepreise, Dienstmägde und die richtige Behandlung von Wäschestücken austauschten, wobei sie ihre Betrübnis über die mangelnde Einsicht mancher, die sich für gute Hausfrauen hielten, nicht schweigend in sich zu bergen vermochten. Die noch nicht zu so hoher Urteilsbefähigung Aufgerückten dagegen gaben ihrem Trieb nach, sich seitab allmählich zu einem lebendigen Knäuel zusammenzuballen und diesen anfänglich wispernd und flüsternd, dann lauterstimmig und lachend mehr und mehr zu verfilzen. Dazu bot der Marktplatz die geeignetste Räumlichkeit, und die hurtige Beweglichkeit ihrer Augen, Lippen und sonstigen körperlichen Besitztümer legte erfreulichstes Zeugnis davon ab, daß alle sich ausnahmslos nicht mit kopfbrecherischen philosophischen Grundfragen befaßten, vielmehr, ohne Beweisführung dafür nötig zu halten, von der Thatsächlichkeit ihrer Existenz aufs sicherste überzeugt waren. Sie konnten sich zwar aus doppeltem Grunde nicht auf den Ausspruch: ‚cogito, ergo sum' beziehen, doch jeder von ihnen genügte in vollbefriedigendem Gefühl eine kleine Abwandlung jenes Belegs: ‚Ich spreche, also bin ich', und das bethätigten sie vermittelst eines Durcheinanders von Fragen, Antworten, Einzelunterhaltungen und allgemeinen Ausrufen, die insgesamt wie ein kleiner staubumkreiselnder Wirbelsturm über den Markt gingen. Es gab so unaufzählbar viel Wichtiges, daß es eine geraume Weile dauerte, ehe das Wichtigste an die Reihe kam, oder eigentlich war es wohl bei allen lange an der Reihe, sogar in erster, kam nur von keiner Zunge. Aber dann brachte Malchen Nüßwieder es mit der Frage heraus:

„Hat jemand den — ich meine den — —"

Da sie ungewiß innehielt, erwiderten gleichzeitig mehrere Stimmen: „Wen meinst Du, Viscaria?"

Die Befragte half sich damit: „Ob jemand von euch ihn wieder gesehen hat?"

Alle wußten, wer darunter verstanden sei, aber alle thaten, als begriffen sie's nicht und wiederholten: „Von wem sprichst Du denn?" Nur Annchen Wicht konnte ihre Zunge nicht bändigen und rief:

„Ich glaube von Einem, den sie für sich im Geheimen ‚Sommer-Adonis' betitelt!"

Und sie trällerte hinterdrein:

„Eine Pechnelke steht einsam
Auf einem Gartenhaag —"

„Du bist eine Natternzunge," fuhr Malchen Nüßwieder mit rotangelaufenem Kopf heraus, „und schiebst es mir unter, weil Du selbst ihn Dir so nennst."

„Da hat's das Ophioglossum!"

„Da kommen die Küchenschelle und das Pfennigkraut! Wo haben die noch gesteckt?"

„Die Pulsatilla hat wahrscheinlich noch einmal gebetet: Unser täglich Brot gieb uns heute! Doppelt hält besser."

„Na, Kartoffel, um was Du beten magst!"

Jette Rundnagel und Minna Kühlwein kamen heran; es mußte etwas Besonderes sein, über das sie miteinander redeten, denn die zweite ließ sich herab trotz ihrem hochelegantem Sonntagskostüm mit der ersteren Arm in Arm zu gehen. Verwundert rief die Nigella, das Gretel in der Heck, ihnen entgegen: „Was habt ihr Beiden denn, Küchenschelle?"

Doch die Angesprochene hatte schon den Mund aufgethan: „Wißt ihr's schon? Rike Borstelmann ist wieder hier."

„Hat Dir die Augen heut' Morgen wohl nicht genug mit Wasser geputzt?"

„Nein, wie ich euch kenne. Ich sah sie in's

Digitized by Google

Haus zu der Draba muralis hineingehn; mit der hatte sie's ja."

Eigentlich war's eine Neuigkeit ohne viel Interesse. Rike Bortelmann war eine Nichte oder Großnichte oder etwas derartiges von der alten Seraphine Bortelmann in dem verfallnen Haus draußen vor der Stadt. Sie hatte nicht zu den Honoratorentöchtern gehört, deshalb natürlich mit ihnen auch keinen Umgang gehabt und war eines Tag's schon seit manchen Jahren verschwunden, niemand hatte erfahren, noch sich darum bekümmert, wohin. So war die Mitteilung von ihrer Wiederkunft im Grunde recht gleichgültig, oder wäre es gewesen, wenn Jette Rundnagel nicht noch hinterdrein gefügt hätte:

„Und wie sie aussah! Mit einem Sonnenschirm von kirschroter Seide, weiße Straußfedern auf dem Hut, aufgeschlag'nem blauen Schleier dran und mit einer Kleidfaçon, da kann das Pfennigkraut sein Moitüm einpacken und wieder an die Modehandlung zurückschicken. Die Nummularia hat selber sie auch gesehn — ist's nicht so?"

Minna Kühlwein rümpfte das Stumpfnäschen. „Ja, für Deinen Geschmack war's wohl so. Mir ist noch nie etwas so unfein Aufgedonnertes vorgekommen. Und wie die Person ging! Als wär' sie eine Prinzessin, der die Welt zugehörte. Geradezu unanständig."

„Na, Pfennigkraut," meinte Elli Sack, das Bittersüß, „vielleicht trägt sie keine zu engen Schuhe, und trippeln wie ein Pfau muß ja nicht jede."

Das war eine Entschuldigung für Rike Bortelmanns Gangart, die allseitige Fröhlichkeit verursachte, denn die Füße der Nummularia reichten etwas über die richtige Proportion hinaus und steckten deshalb meistens in zu schmalen Stiefelchen, wodurch die Zuversichtlichkeit ihres Auftretens einige Beeinträchtigung erlitt. Die Schilderung des unerwarteten eleganten Anzugs der Wiedergekommenen hatte jetzt aber doch eine Anteilnahme an ihr hervorgerufen, und Fragen klangen durcheinander:

„Wo hat sie sich denn aufgehalten? Warum ist sie wieder hier? Wohnt sie bei der Alten draußen? Was ist sie denn?"

„Vermutlich Wäscherin. Die staffieren sich am Sonntag aus, man traut seinen Augen nicht."

„Sie tragen erst einmal selbst das Zeug, das sie gewaschen haben, die Küchenschelle ist nicht gewöhnt, so was zu unterscheiden."

„Wahrscheinlich ist sie Putzmacherin."

„Das wird's wohl sein, die können's noch besser."

„Und alles unecht," warf Minna Kühlwein ein, die ein bischen Zeit gebraucht hatte, die Schuhzeugbemerkung des Bittersüß zu verschlucken.

„Wirkliche Vornehmheit ist immer einfach und einfarbig in der Kleidung," äußerte Klärchen Braun, die Genista vulgaris, einen Blick an ihrem neuen gelben Kattunrock niederwerfend.

„Ja, wenn der Besenstrauch blüht, glaubt er, daß er in Gold geht."

Lina Schnurrbusch schaltete die Frage ein: „Wie kann nur ein Mensch, ein Mädchen Rike Bortelmann heißen?"

„Gefiele Dir Schnurrbuschmann oder Schnurrbartmann besser, Specularia?"

Alle Augen schlugen sich nach der Oberlippe des ‚Venusspiegels' auf, die sich mit einem leichten Schattenanflug dunkler Härchen überkräuselte; die Primula minima aber, die Zwergaurikel, ein bischen unterirdisch gleichfalls gegenwärtig, nahm die seltene Gelegenheit wahr, sich auch einmal durch etwas zu einer Bedeutung emporzuheben zu können, indem sie eine den übrigen abgehende Kenntnis an den Tag legte:

„Ich habe gehört, sie soll sich einen andern Namen gegeben haben."

„Wer?"

„Die Rike."

„Was denn für einen?"

„Das weiß ich nicht mehr; es war was Lateinisches und mein großer Bruder sagte, es heiße so was wie 'ne Gottesgabe."

„Damit wissen wir's, denn der große Bruder der Zwergaurikel kann lateinisch. Wie groß ist er denn eigentlich, Minima? So? Oder noch einen Käs höher?"

Das fragte zur Belustigung der Hörerinnen, ihre Hand wagrecht ein Stückchen über den Boden ausgestreckt haltend, die Hirta, das duftlose Veilchen, ging indes doch der Hauptwirkung ihres glücklichen demonstrativen Einfalls verlustig, denn hinter ihrem Rücken scholl es plötzlich mehrstimmig: „Guten Morgen, Herr Geheimrat! Sie sehen vortrefflich aus, Herr Geheimrat, so jung! Suchen wir morgen wieder nach Blumen von Karl dem Großen, Herr Geheimrat? Waren Sie auch in der Kirche, Herr Geheimrat?"

„Guten Morgen, meine jungen Damen," erwiderte freundlich der vorübergerauende und halb eingeschlossene Professor Heimrat Feierabend, seinen alten Panamahut lüftend. „Ja,

Digitized by Google

man sieht gewöhnlich so aus, wie es einem zu Mut ist. Pflanzen wollen zu ihrem Gedeihen die ihnen bekömmliche Nahrung haben; ich gewahre zu meiner Freude, daß Sie alle offenbar nicht Mangel dran leiden. Heute früh habe ich ein ganzes Häufchen von Drosera rotundifolia angetroffen — Sie wissen, das rundblättrige, fliegenfangende Moos — alle waren ganz voll von kleinen Mücken und Milben, die sie in ihren Drüsenhaaren eingeheimst hatten und mit großem Appetit zu verzehren und verdauen schienen. Drollige Gewächse, nun, es muß auch solche geben; wenn wir wieder einen botanischen Gang machen, will ich Sie mit ihnen zusammenbringen. Nein, in der Kirche war ich nicht, es gehört nicht zu meinen Gewöhnungen, und im Alter eignet man sich nicht leicht Neues mehr an. Ich hatte nur etwas in der Stadt zu besorgen."

Er grüßte wieder, seinen Weg fortzusetzen, ein verhaltenes Kichern ging durch das lebendige Häufchen um ihn her, aus dem die Zwergaurikel, um sich in ihrer nicht zu rechter Würdigung gelangten Bedeutung zu rehabilitieren, seine Anwesenheit auch noch zu der Frage nutzte:

„Herr Geheimrat, wie würde man mit lateinischem Namen eine — nun, eine heißen, die auf deutsch soviel wie ‚Gottesgabe' hieße."

„Ein solches Pflänzchen," versetzte der Professor, „würde man wohl, jedoch eigentlich mehr griechisch, Theodora benennen, Fräulein Lieschen. Auf Wiedersehen in unserm Auditorium, meine jungen Gottesgaben!"

Damit verabschiedete er sich, und es war ein spaßhaftes Sonntagmorgen-Vergnügen gewesen, ihn ein paar Minuten festgehalten und in seiner komischen Weise zum Sprechen gebracht zu haben. Solch ein weißköpfiger Alter hatte ja im Grund keinen andern Zweck mehr im Leben, als zum Amüsement zu dienen, und Klärchen Braun erntete allgemeinen Beifall durch ihre Äußerung:

„Findet ihr nicht, daß er selbst etwas von einer Drosera hat und mit seiner Zunge Mücken fängt, die er einem dann um die Ohren summen läßt?"

„Ja, er ist ein bischen einfältig; du lieber Gott, wenn man so alt wird!"

„Na, Morgenrot, das passiert manchmal auch schon früher."

Die Viscaria rief dazwischen: „Theodora Borstelmann ist eigentlich noch köstlicher, als Rike Borstelmann. Wenn wir ihr begegnen, wollen wir doch alle einen tiefen Knix machen und sagen: Ich empfehle mich zu Gnaden, Fräulein Theodora Borstelmann."

„Und dann fragen: Ist es Ihnen vielleicht gefällig, mir meinen vorjährigen Sommerhut wieder aufzuputzen?"

„Oder mir ein paar Kragen aufzubügeln?"

„Muß das eine alberne Personage sein!"

„Darum hält sie's mit der Draba muralis, gleich und gleich gesellt sich gern."

„Wir wollen sie ‚Wasserliesch' taufen! Das sieht auch mit dem Fuß im schmutzigen Wasser und oben auf dem Kopf ist es weiß aufgedonnert."

„Herrlich, Theodora Wasserliesch!"

„Ja, das paßt ausgezeichnet. Ich weiß noch, sie hatte ein fabelhaftes Mundwerk und deklamierte manchmal hochtrabenden Unsinn, das lief ihr wie Wasser vom Mund."

„Wasserliesch soll leben!"

„Wasserliesch!"

Diese neueste Fruchtzeitigung der von Heimrat Feierabend ausgestreuten botanischen Saat kam ihm nicht mehr zu Gehör, da er schon die Straße hinuntergegangen war, nach dem Stadtrand abbog und dergestalt an die innere Wandung der alten Ringmauer gelangte. Und ihr entlang folgend trat er in einen ganz engen, menschenleeren Gäßchen in das der Mauer eingebaute Haus, das auch nach dieser Seite einen kleinen Thürzugang besaß. Dies zu thun, gehörte zu seinen Gewöhnungen, denn er stattete regelmäßig in dem Häuschen einen Sonntagmorgen-Besuch ab und ward dadurch bedauerlich, an denjenigen in der Kirche teilzunehmen, behindert. Aber er hatte seit dem Tage seiner Übersiedlung hierher so damit begonnen, und es bildete auch eine Eigenschaft des Alters, bei diesem einmal bräuchlich Gewordenes nicht ohne ausreichenden Vernunftgrund wieder abzulegen. Und ebenso führte er, wie er's zum ersten mal gethan, in gleichmäßiger Wiederholung seinen Besuch nicht durch die Thür an der Außenseite der Ringmauer aus, sondern begab sich, einen Umweg nicht ausschlagend, durch den Zugang an der Innenseite hinein, so daß, da das sonst unbewohnte Mauergäßchen fast jederzeit ohne Augen war, wohl kaum noch jemals ein Blick ihn in das Haus eintreten oder draus hervorkommen gesehen hatte.

Sichtlich wars ein Häuschen für genügsame oder sich wegen ihrer Ausstattung mit äußeren Gütern begnügen müssende Leute, vermutlich in

Digitized by Google

der dürftigsten Menschheitszeit, dem Lebensalter nach dem Schluß des dreißigjährigen Krieges in und auf dem unnütz gewordenen alten Steinwall billigst hergestellt. Der Botaniker stieg eine verfallende Treppe hinauf, dann klopfte er an eine Thür und jemand rief von drinnen: „Herein!“ An der Schnelligkeit und dem Ton, mit dem es geschah, ließ sich hören, die Antwortgeberin erwarte nicht nur den stetigen Sonntagsbesuch, sondern habe schon auf ihn gewartet.

„Guten Morgen, liebe Livilla“, sagte der Ankömmling, auf eine aus altväterisch verschossenem Lehnstuhl aufgestandene weibliche Gestalt zutretend und ihr die Hand reichend.

Eine ihm an Jahren wohl ungefähr gleichstehende, ebenfalls weißhaarige Frau war's, oder eigentlich trotz der ärmlich-einfachen Kleidung eine recht alte Dame, denn Züge und Hände legten Zeugnis dafür ab und noch mehr ein unbestimmtes Etwas, das wie mit einer feinen Atmosphäre das Gesicht der Greisin umgab. Jede der Honoratiorengattinnen des Städtchens hätte sich freilich am Sonntag solches Anzugs geschämt und wäre jedenfalls darin nicht in der Kirche vor das Angesicht Gottes hingetreten, doch eine Antikbildung dieser Art und wohl auch Bildung in anderem Sinne hätte keine in der reichhaltigeren Toilette mitgebracht, und ebensowenig solche Augen, die nicht an ein achtes Lebensjahrzehnt denken ließen.

Livilla Tryander mußte vermutlich so vor einem halben Jahrhundert von wundersamer Schönheit gewesen sein, vollendet aus der großen Künstlerhand der Natur hervorgegangen und keiner erkünstelten Beihülfe bedürftig; dies Gefühl regte sie noch heut im hohen Alter. Sie war die Großmutter des ‚Mauer-Hungerblümchens‘ Anmut Farnbühl, die nach dem frühen Tode ihrer Eltern unter der Obhut der ersteren aufgewachsen, allerdings, wie der Professor Engelhart Lindener mitgeteilt, nicht unter so günstigen äußeren Bedingungen, wie dieser, dem sein Vater ein großes Vermögen hinterlassen hatte. Man sah, daß die beiden Bewohnerinnen des Häuschens, die alte noch gleich der jungen, sich emsig mit allerlei angefangen auf Tischen herumliegenden Näh- und anderen Handarbeiten beschäftigten, um ihren Lebensunterhalt zu ermöglichen. Dem entsprachen die geringwertigen Möbel und Geräte in der Stube, nur in einem Gegensatz dazu standen eine Anzahl vortrefflicher alter Kupferstiche nach Gemälden Claude's, des Lothringers, an den Wänden, und auf einem Gestell eine Büchersammlung, hinsichtlich der darin vertretenen Gegenstände und Autoren, zumeist Dichtungswerken seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wohl die einzige der Stadt. Es schien, daß die Armut hier das, was das Leben ihr an ausreichender Befriedigung leiblicher Bedürfnisse versagte, durch andere Nährmittel, solche der Schönheit und Poesie ersetzte und sich mit diesen die kleine Enguis des Stübchens zu einer weiten Welt ausdehne. Goldhell fiel die Vormittagssonne durch die schmal zusammengedrückten Fensterscheiben, doch nirgendwo zog sie eine Unordnung, geschweige denn eine Unreinlichkeit aus Licht. Der Fußboden, wie die kärglichen Einrichtungsstücke zeigten sich, als seien sie die kostbarsten Schmucksachen eines Schlosses, von keinem Stäubchen bedeckt; so seltsam der Ausdruck hier in dieser Mauerbehausung klingen mochte, strahlte gewissermaßen alles gleich dem simplen Kleide der alten Dame von einer blendenden Sauberkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Raffaella.

Ich sah sie täglich durch dieselben Gassen
Zur selben Stunde mir vorübergehn.
Das Bild der Armen will mich nicht verlassen,
Und immer noch seh' ich es vor mir stehn.

Das braune, reizende Gesicht mit seinen
Tiefschwarzen Augen, wie Juwelen blank.
Ich seh' sie laufen auf den glühnden Steinen,
Die nackten Füße, die Gestalt so schlank.

Wie lag so süß im Lächeln dieser Armen
Der Kindheit unbewußte Anmut noch,
Wenn sie mich bat: „O Fräulein, habt Erbarmen,
Nur einen, einen Soldo schenkt mir doch!“

Und näher kam sie, voller Lust und Freude,
Da ihr die Hoffnung aus den Augen lacht',
Ich aber sah sie an voll Herzeleide,
Und traurig hat ihr Frohsinn mich gemacht.

So jung, so ganz allein, verirrt im Leben,
In keines liebevollen Menschen Hut!
Wer würd sich je mit ihr die Mühe geben,
Zu ihr zu sprechen: Bleibe brav und gut!

Wohl kamm in eines ganzen Jahres Dauer
Schweift ihr Erinnern einmal nur zu mir,
Und ich — wie oft frag' ich in stiller Trauer:
Du armes Kind, was ward indes aus Dir?

Aus dem Italienischen der **Marianna Giarré-Billi** von **Paul Heyse.**

Digitized by Google

Nach Jahren.

Novellette von J. G. Oswald.

(Schluß.)

Als der frühe Wintermond über den Bäumen aufstieg, hatte er sich ihr ganz entdeckt und sie hatte erglühend das Geständnis erwidert. Verlobt . . . Freilich vorerst in aller Heimlichkeit. Was von dem tollen Witterschlick und seinem Buckel voll Schulden die Spatzen auf den Dächern pfiffen, wußte auch die Majorin. Erst sollte Rat geschafft werden, doch das mußte gelingen.

Mußte? — — Nur zu bald spürte er den rauhen Wind der Wirklichkeit durch seine Träume fahren. Er wurde nach Berlin kommandiert. Da galt es, die Gläubiger zu vertrösten, eine Gnadenfrist zu erwirken. Wahrlich, ein saures Geschäft, und mit schwerem Herzen ging er, der Geliebten Lebewohl zu sagen.

Sie trafen sich in der Frühe eines dunklen Wintermorgens an einem einsamen Orte. Traurigen Blickes lauschte sie ihm, der ihr nun alles bekannte, nichts verhehlend, nichts beschönigend. Wohl erschrak sie, als er beteuerte, lieber des Kaisers Rock an den Nagel zu hängen, als von ihr zu lassen. „Nein, Sixt, das nicht! Du bist Soldat wie nur einer, Du findest sonst nirgends Glück und Befriedigung!“ — Doch wie er wärmer wurde, wie er in der Leidenschaft mit heiligem Eide gelobte, ihr die Treue zu halten, koste es was es wolle, überwältigte sie schmerzvoller Jubel . . . Schluchzend hing sie an seinem Halse und küßte und küßte ihn. — —

Kaum war er einige Wochen in Berlin, so starb der Vater, und nun sah er klar: Hier bei den Seinen gab es für ihn keine Hülfe. Das bischen Vermögen, das da war, durfte um der Mutter und der Schwestern willen nicht angetastet werden. Nein! Hatte er in sträflichem Leichtsinn gehandelt, ein Schuft wollte er nicht werden. Doch wer konnte ihm helfen? — Zwar kannte er einen reichen Herrn, einen Geheimen Kommerzienrat, mit dessen Familie seine Familie verkehrte. Den hätte ein Darlehn, wie er es benötigte, sicherlich nicht aus Hungertuch gebracht. Aber er hatte ein Töchterlein, eine hübsche und lebhafte Brünette, der der flotte Husarenoffizier ausnehmend gefiel, deren Freundschaft für die Schweitern, wie diese lachend erklärten, immer dann im Zenit stand, wenn besagter Lieutenant in Berlin war, wie eben jetzt, wo sie täglich angefahren kam, um die Trauerruden zu trösten. Nein, auch den Gedanken mußte er fahren lassen, und so sagte er sich denn immer wieder: „Es hilft nichts, ich muß eben quittieren.“

Doch er sagte es nicht mehr so leichtherzig, wie er es da hinten in dem Nest gesagt hatte. In der neuen Umgebung, im Mittelpunkte der stolzen Militärmacht erkannte er erst recht, was dieses Quittieren für ihn bedeutete. War er nicht für den Stand, darin seine Väter zu Ruhm und Ehren gediehen waren, geboren? — „Du bist Soldat, wie nur einer, Du findest sonst nirgends Glück und Befriedigung.“ — Sie hatte recht. Als Offizier stand ihm eine große Laufbahn offen. Kräfte waren in ihm, die er nur zu entwickeln brauchte, um emporzusteigen. Darauf sollte er verzichten — eines Mädels wegen? — — Und doch — war dieses Mädchen nicht des größten Opfers wert? So schön und gescheit, so ganz wie für ihn geschaffen. War sie es nicht, deren Liebe ihn wie umgewandelt hatte, durch die der Ernst in ihm geweckt, der Mann endlich reif geworden war? — —

Unterdessen hatten die Gläubiger zu mahnen begonnen; sie wurden drohender und drohender. Er that, was Leute in solch kritischer Lage zu thun pflegen: Er löste die alten Schulden durch eine neue, größere ab, indem er sich einem Halsabschneider von Renommee überlieferte und seine Ehre zum Pfande gab. Alsbald erfaßte ihn eine wilde Verzweiflung. So muß es dem Schiffbrüchigen auf hoher See zu Mute sein: jeder Gedanke in seinem Hirn ist erloschen, nur der eine durchglüht es mit funkelnder Helle: dort die rettende Planke zu erreichen, mag verderben, wer ihn daran hindert!

Man sah ihn fortan häufig im Hause des

Digitized by Google

Geheimrats. War das Fräulein bei den Schwestern, so war er auch da. Die Schwestern fingen an, ihn zu necken. Das trauervolle Antlitz seiner guten Mutter erheiterte sich. „Zwei, drei Wochen gingen ins Land. Endlich hatte er die schwere Frage über die Zunge gebracht. Sie wurde mit Freuden bejaht. Der Alte gab seinen Segen und zahlte alles auf Heller und Pfennig. Gerettet! Aber um welchen Preis! Noch in derselben Nacht schrieb er einen langen Brief an Charlotte, ihre Vergebung erflehend, sein Wort zurückfordernd. Nicht sie, die Mutter antwortete ihm. Es war ein stolzes Schreiben, darin der Ummut über das hinter ihrem Rücken geschlossene Verhältnis vernehmlich grollte. Sie gab ihm in ihrer Tochter Namen sein Wort zurück.

Nach Ablauf seines Kommandos ward er in ein anderes Regiment versetzt. Da war er denn ganz und gar ein Andrer, innerlich noch mehr als äußerlich. „Ein Streber" — sagten die neuen Kameraden und zuckten die Achseln. Nun wohl. Ein brennender Ehrgeiz war in ihm erwacht; was geschehen war, sollte nicht umsonst geschehen sein . . . .

Unversehens hatte ihn die Erinnerung überflutet. Gewaltsam, wie sie jahrelang zurückgedrängt worden, war sie hervorgebrochen, und nun fragte er, was er niemals gefragt, niemals zu fragen gewagt hatte: Wie steht es mit ihr, wie hat sich ihr Schicksal gestaltet? — Daß sie ein oder zwei Jahre nach ihm geheiratet hatte, wußte er. Aber war sie glücklich? — Er dachte an seine Ehe und wie tief sie unter dem Traumbilde jener schönen Vergangenheit stand, mochte es auch tausendmal schlechtere Ehen geben. Leise Befriedigung in seiner Seele weckend, flüsterte ihm der Dämon männlicher Eitelkeit zu: Nein, sie ist es gewiß nicht.

Feig genug war er gleichsam mit verschlossenen Sinnen umhergegangen, ohne zu forschen, wo sie wohnte, wie sie lebte. Jetzt hatte sie den ersten Schritt gethan, hatte sich ihm gezeigt. Denn diese Begegnung war alles andere als ein Zufall. Täglich kam er um dieselbe Stunde durch ihre Straße geritten; hätte sie ihn vermeiden wollen, nichts wäre leichter gewesen. Wie aber, wenn sie das Vergangene überwunden hatte, wenn ihr Kommen besagte: Sieh, Du bist mir jetzt so gleichgültig wie Deine Husaren da!

Er sann und sann. Allerdings hatte man ihm etwas von einem reizenden Verhältnis vorgeschwärmt; doch was verstand so ein Junggeselle, der zwischen Cynismus und Idealismus rettungslos hin und her pendelte, von dergleichen. Reizend? . . Wo die Männe weit sind, läßt sich prächtig Kommödie spielen. Das wußte er aus Erfahrung. Nein! Hatte sie nicht aus ähnlichen Motiven geheiratet wie er? — Arzt war ihr Mann. Als gesunder, kräftiger Mensch hielt er nicht viel von den Ärzten, als Offizier war er nur zu geneigt, die schlecht verhehlte Geringschätzung, mit der man auf das medizinische Anhängsel der Kameradschaft herabblickt, auf den ganzen Stand zu übertragen. Sie, das frische, fröhliche Soldatenkind sollte mit so einem „Doktor" glücklich geworden sein? — Es war undenkbar. Und war sie's nicht, war noch lebendig in ihr, was in ihm nicht erstorben war, dann fühlte sie als Weib doppelt schmerzlich, was bei ihm eine leidenschaftlich geübte Thätigkeit nur betäubt hatte — —

Wie die zügellose Jugend begannen seine Gedanken zu schwärmen. Ein Druck mit dem Schenkel und die schlanke Fuchsstute jagte im Galopp den schnurgeraden Reitweg dahin. Die Luft, die ihn umwehte, kühlte ihn nicht, die wilde Jagd vermehrte nur die innere Unruhe. Als er endlich zurücktritt, langsam den Fluß entlang, über dessen Wassern Nebel wie Dämpfe aus kochender Tiefe strichen, hing sein Auge mit einer Art Wollust an dem Phänomen. Er meinte das trübe Gähren, das schwanke Wünschen und Sehnen seiner Brust gespiegelt zu sehen.

Es war dunkel geworden. Wie melancholische Nachtlichter brannten die sparsam verteilten Laternen in den stillen Straßen. Nur vor seinem Hause lag lichter Glanz. Natürlich, die gnädige Frau hatte wieder versäumt, die Läden schließen zu lassen. Das ganze Erdgeschoß war hell erleuchtet und mit souveräner Verachtung der Neugier preisgegeben. Sogar ihr Boudoir machte keine Ausnahme. Malerisch hingegossen sah er sie auf der Chaiselongue liegen, aufgestützten Kopfes einen der gelb gehefteten französischen Romane studierend, indes die beschirmte Lampe sie in ein magisches Dämmerlicht hüllte.

Er bog in die schmale Sackgasse, die neben dem Hause in den Stall führte. Als er nach einer Weile heraustrat, stand drüben auf dem jenseitigen Trottoir eine Dame. Sofort erkannte er sie, und seinen vierzig Lenzen zum Trotz schlug ihm das Herz unter dem Attilla, als stecke ein Fähnrich drin. Vorsichtig hielt er sich im Dunkel der Gasse und beobachtete, wie sie

Digitized by Google

unverwandt nach den hellen Fenstern spähte. Dann schritt sie langsam weiter. Triumphierend straffte sich seine Gestalt und sein Auge glänzte in jugendlichem Feuer. Nein, vorbei war nicht vorbei! Mochten die Jahre bei ihr wie bei ihm Asche auf die Glut gestreut haben, die Gegenwart hatte sie zu frischem Leben geweckt. Und flugs regte sich eine ungestüme Sehnsucht. Es trieb ihn, sie zu sprechen, es dürstete ihn, ihre Stimme zu hören. Schon war er ihr auf fünf Schritte nahe — da schwankte er: Soll ich oder soll ich nicht? . .

Der Sporenschritt, fort und fort hinter ihr drein, beunruhigte sie offenbar, sie begann zu eilen, rascher und rascher. Kurz entschlossen schwenkte er auf die andere Seite der Straße, ihr nur noch langsam folgend. Nein, so ging's nicht; das wäre thöricht und gefährlich zugleich. Aber halt — würde er sie nicht diesen Abend noch treffen? — Daß er nicht längst daran gedacht hatte! — Heute gab der Landrat seine große Gesellschaft . . . wenn sie irgendwo verkehrte, war es dort. Und er zweifelte nicht, sie da zu finden.

Frohgemut schritt er des Weges, noch immer, wenn auch in ziemlicher Entfernung von ihr, desselben wie sie. Auch als sie in ihrem Garten verschwand, kehrte er nicht um. Er schlenderte ruhig an der Laterne vorbei, die, in der Höhe ihrer Hausthür stehend, ihn verraten mußte, sofern sie den Blick zurückwandte. Es kümmerte ihn nicht. Schon eilten seine Gedanken den trägen Stunden voraus und es beraunschte ihn die Erwartung. Plötzlich jedoch kehrten sie zurück, er dachte an seine Frau. Ein Moment des Zögerns — dann blitzenden Auges kurzkehrt. — „Mag sie nach Berlin gehen!"

*

Draußen auf dem Korridor schlug die Standuhr. „Halb acht? —" sagte Frau Bucher und sah im Spiegel fragend das Mädchen an, das hinter ihr stand und ihr eine Blume ins Haar steckte.

„Ja, noch eine ganze halbe Stunde."

Aber die Frau war voller Unruhe. Sie besorgte, ihr Mann möchte nicht rechtzeitig kommen. Er war noch am späten Abend auf den Gutshof gefahren, wo der Besitzer im Sterben lag. Wenn er um acht Uhr nicht da wäre? Sollte sie allein gehen, gerade heute allein? — Nein — und doch, es mußte sein, gerade heute. Wenn er doch nur käme!

Die Toilette war beendet. Sie stand auf und trat vor den großen Spiegel, während das Mädchen das Licht emporhielt und mit bewunderndem Blicke an ihrer hohen, majestätischen Gestalt hing. Dann ging sie hinüber in das Schlafzimmer der Kinder. Beim Schein der Lampe lagen ihre beiden Jungen wohl versorgt in den Bettchen, schon mäuschenstill. Doch als die Seide rauschte, richtete sich der ältere auf und sagte, nachdem er die Mutter betrachtet hatte: „Mamachen, wie schön!"

„Wie schön!" — antwortete es schläfrig gleich einem fernen Echo aus dem andern Bettchen.

„Aber, Hansel, schläfst Du denn noch nicht!"

„Du mußt mir doch noch dute Nacht sagen und mit mir beten."

Alle Unruhe war aus ihrem Antlitz gewichen; reines, ruhiges Mutterglück leuchtete darin. Sie glättete die Decke des Kleinen und stopfte die Enden sorgsam ein, darauf küßte sie ihn und, indem sie sich neben ihn setzte, begann sie: „Müde bin ich, —"

„Deh zu Ruh,"

„Schließe —"

„süeße —"

„beide Äuglein —"

„zu."

„Vater, laß —"

„laß — laß —" Sie beugte sich zu ihm nieder und lächelte zufrieden. Wohl, er schlief. Dann ging sie, den andern zu decken und zu küssen.

Noch eine gute Weile hielt er spielend ihre zarte Hand in den Fingern, endlich übermannte auch ihn der Schlaf. So zündete sie das Nachtlicht an und löschte die Lampe. Horch! — es läutete die Abendglocke — — acht Uhr.

Gleich der Flut, die mächtig heranwogt, überschwellte neue Erregung ihr Herz. Leise stahl sie sich auf den Flur hinaus und lauschte. Rollte da nicht ein Wagen? — Näher und näher, und jetzt — — ja, er hielt, sie hörte die Stimme ihres Mannes.

Heller Freudenschein übergoß sie, indes sie die Treppe hinabeilte. „Endlich, Schatz, endlich! Ich hatte schon geglaubt, ich müßte allein gehn."

„Das wirst Du auch müssen."

„Wie? —" fragte sie erstaunt.

Der Sanitätsrat legte den Mantel ab, ging voran ins Wohnzimmer und ließ sich in einen Sessel nieder. „Draußen auf dem Gutshof steht's schlecht. Ich habe der Frau versprechen müssen,

Digitized by Google

diese Nacht noch einmal nachzusehen. Na, ein kurzes Schläfchen möcht' ich mir doch nach dem Essen gönnen; ich bin recht müde. Sei also so gut und entschuldige mich bei Landrats. So um elf, halb zwölf fahr' ich hinaus. Auf dem Rückweg halt' ich dann und nehm' Dich mit."

In dem Zwiespalt ihrer Wünsche ruhte ihr Auge auf ihm, auf der großen, kraftvollen Gestalt mit dem bärtigen, dichtbehaarten Kopfe, der, obgleich nichts weniger als schön, in seinem energischen Guß, mit dem lebendigen Blicke wohl geeignet war, es einem rechten Frauenherzen anzuthun.

„Nun, Frau, mach Dich fertig, die Kutsche wartet."

„Nein" — sagte sie entschlossen — „ohne Dich geh' ich nicht."

Er sah sie verwundert an.

„An der Gesellschaft liegt mir, weiß Gott nichts. Und doch möcht' ich heut' geh'n — aber nur mit Dir."

„Ja, was ist denn, Charlotte?" — Er hatte sich erhoben, und unwillkürlich prüfte sie der aufmerksame Blick des Arztes, der wie ein Licht hinabzuleuchten trachtete in das Dunkel der Seele.

Sie errötete ein wenig, und ihre klaren Augensterne ihm entgegenkehrend, erwiderte sie: „Witterschlick kommt".

Sogleich fühlte sie sich umschlungen mit der köstlichen Kraft seines Arms und geküßt, wie herzliche Liebe küßt. „So" — rief er in seiner resoluten Art — „jetzt will ich mich aber inputen und schön machen, daß Du Dein blaues Wunder erleben sollst."

Sie eilte in die Küche, um den Mädchen ihre Aufträge zu geben, musterte sich noch einmal im Spiegel, zog Mantel und Kapuze an, aber noch war sie mit dem Zuknöpfen der langen Handschuhe nicht fertig geworden, da stand er schon vor ihr in Frack und weißer Binde, eifrig bemüht, einen blaßgelben Glacé über die rechte Tatze zu zwängen. „Der Adonis ist bereit —" bemerkte er und bot ihr mit scherzhafter Galanterie den Arm. Sie gab ihm lachend einen Klaps und ging daran, ihm die Kravatte, die nun doch nicht ganz kunstgerecht saß, erst hübsch zurecht zu rücken.

*

Die Gesellschaft war schon versammelt, als sie eintraten; sie waren die Letzten. Bald darauf wurden die Thürflügel des Speisezimmers geöffnet und man ging zu Tische.

Es ließ sich vortrefflich an. Rechts und links wetteiferte man, ihr den Hof zu machen; es waren Herren, die sie genau kannte, gute Gesellschafter, deren Scherze und Erzählungen sie äußerlich in erwünschter Weise beschäftigten, während sie im Geheimen mit gespannten Sinnen beobachtete. Ihr gegenüber, durch ein Blumenarrangement halb und halb verdeckt, saß die Baronin Witterschlick. Auf derselben Seite, aber weit am andern Ende der Tafel, hatte der Baron seinen Platz.

Aus dem Gewirr der Stimmen klang das sonore Organ ihres Mannes hervor. Obgleich sie ihn nicht sehen konnte, da er in derselben Reihe saß wie sie, entging es ihr nicht, wie er in heitrer Laune die Unterhaltung beherrschte. Sie ersah es aus den Mienen der ihm Gegenübersitzenden, nicht nur der nächsten, selbst der entfernteren, die sich alle ihm zuwandten. Er hatte seinen guten Tag, er war witzig und schlagfertig, er fesselte und zündete. Auch Witterschlick betrachtete ihn mit sichtlichem Interesse.

Ein wohliges Gefühl durchströmte sie. Sie lehnte sich im Stuhle zurück und begann, um selber voller Munterkeit, ihren Nachbar zu necken. Dabei bog sie von Zeit zu Zeit den Kopf ein wenig zur Seite, um an den Blumen vorbei nach der Baronin zu spähen. Sie war von ausgesuchter Eleganz. Das brünette Gesichtchen glühte gar anmutig und die dunkeln Augen funkelten voll Leben und Fröhlichkeit. Kurz, das Frauchen gefiel ihr. Sie meinte, es müsse ein gutes Kind sein, ein bischen excentrisch vielleicht, aber in den Händen eines Mannes wie Witterschlick jedenfalls wie Wachs.

Und nun lauschte sie auch, was die Baronin mit ihrem Kavalier, dem dicken Major, der schon ganz verliebte Augen machte, verhandelte. „Nein, aber so was!" — staunte dieser — „nach Berlin woll'n Sie uns wieder durchbrennen? — Unmöglich, meine Gnädigste. Geb ich einfach nicht zu."

„Hilft Ihnen nichts. Mein Herr und Gebieter hat Ja und Amen gesagt."

„Aber frag' mich nur nicht wie!"

„Na ja, brummen müssen die Herrn der Schöpfung zuerst immer, namentlich wenn sie gerade vom Dienst kommen. Nachher, auf einem Spazierritt, hat er sich's überlegt, hat's eingesehn, und wie er zurückkam, war er wie umgedreht. Überhaupt, Herr Major, ich finde, der viele Dienst verdirbt den Charakter."

Frau Charlotte hatte überrascht, wie wenn

Digitized by Google

sie plötzlich der Lösung eines Rätsels auf der Spur wäre, gehorcht. Sie sah zu Witterschlick hinüber. Seltsam! hatte er gehört, was seine Frau ausgeplandert, erraten, was sie, Charlotte, dabei gedacht? — Es traf sie ein Blick des Verständnisses, mehr, einer jener warmen und werbenden Blicke, die beredter als Worte sind. Und jedesmal, so oft im Laufe der Stunden ihr Auge in der Richtung nach ihm hin streifte, fühlte sie, wie das seine auf ihr haftete, warm und kühn, daß ihr von neuem, wie vorhin daheim, quälende Unruhe das Herz bedrängte.

Was wollte er denn? — Wochenlang war er seines Weges gegangen, als ob sie einander nie gekannt hätten, und heute, nach dem ersten Wiedersehen, dieses auffallende Gebahren, wiederum als ob sie einander ewig fremd gewesen und noch frei wie Vögel in der Luft wären. Was wollte er nur? — Sie erriet es dunkel, und das ahnende Begreifen ward mehr und mehr helle Überzeugung. Sie durchschaute das Verhältnis der Beiden und sie durchschaute es aus dem Gesichtspunkte des Mannes, den sie so wohl kannte. Da wußte sie's. Sofort war alle Wirrung, waren Sorge und Scham dahin. Ein mächtiger Stolz regte sich in ihr, sie mit herber Kühle durchtränkend, und gab ihr Ruhe und Sicherheit. Als nach einem Toast die Herren von Dame zu Dame gingen, begegneten ihre grauen Augen so kalt und fremd seinen dunkel glühenden, gleichsam wie das nichtssagende Geräusch der zusammenstoßenden Champagnerkelche.

Nach dem Essen zerstreute sich die Gesellschaft in verschiedene Räume. Musik lockte das junge Volk zum Tanze, die älteren Herren hüllten sich in Wolken, während ein drittes Zimmer plaudernde und spielende Gruppen vereinigte. Charlotte hatte sich von einer gefürchteten Whistspielerin, die schon zwei Opfer in Bereitschaft hielt, fangen lassen. Nun spielte sie, obwohl ihr im Grunde nichts verhaßter war, als diese Art von Zeitvertreib, wie wenn das Heil der Welt davon abhinge.

Endlich war der letzte Robber beendet; man begann aufzubrechen. Sie eilte nach dem Rauchzimmer, wo sie ihren Gatten vermutete, indessen auf der Schwelle kam ihr der Landrat entgegen und sagte: „Ihr Herr Gemahl mußte leider noch hinaus auf den Gutshof. Ich habe ihm versprochen, falls er nicht früh genug zurück wäre, für Ihr Geleit Sorge zu tragen. Bitte, Frau Sanitätsrat, nur noch zehn Minuten —"

„Wenn die gnädige Frau sich vielleicht meiner Begleitung anvertrauen will —"

Sie drehte sich um. Witterschlick stand da.

„Sehr gütig, Herr Rittmeister, gern." — —

Sie hatten nur wenige Schritte bis zu seinem Hause, wo sich die Baronin von Charlotte verabschiedete. Schweigend, in jener innern Spannung, die begierig nach dem lösenden Worte sucht, ging er jetzt allein mit ihr, denselben Weg, auf dem er ihr vorhin voll ungestümer Sehnsucht gefolgt war. Auch sie war verstummt. In ihren Pelz gehüllt, das blonde Haar unter der Kapuze vergraben, atmete sie den kühlen Nachthauch, der sie erfrischend und ermutigend anwehte, während ihr Auge zu den fernen Himmelslichtern schweifte, die so klar und still da oben leuchteten. Da drängte es sie, sogleich zwischen ihm und ihr Klarheit zu schaffen.

„Ich nehme an, Herr Rittmeister, daß Sie mich unter vier Augen zu sprechen wünschten. Was haben Sie mir zu sagen?"

Er stutzte. Wie sie ihn so entschlossen ansah — wieder der kalte abweisende Blick! Und doch, wie einst bei den Regungen ihrer Liebe, so nicht minder bei diesen stolzen energischen, schwoll ihm das Herz — er kannte keine, die sich ihr vergleichen ließ. „Ja, das wünscht' ich allerdings. Vor allem — — zürnen Sie mir noch?"

„Zürnen? — Nein. Wie sollt ich das? — Der Schritt, der Ihr Glück sicherte, hat auch mir —"

„Mein Glück — mein Glück sagen Sie?"

„Nun, was in aller Welt nennen Sie denn Glück? — Ich meine doch, es wäre das Höchste für den Mann, wenn er den Weg, wohin ihn seine Kräfte weisen, ungehindert gehen darf. Damals standen Sie vor der Gefahr, abgedrängt zu werden, als verkrachter Lieutenant ich weiß nicht was zu unternehmen, jedenfalls etwas, das Ihr Unglück gewesen wäre, weil es Sie in ewigen Zwiespalt mit ihren Wünschen und Träumen gebracht hätte. Ihr Stern hat Sie davor bewahrt. Sie konnten bleiben, wozu Sie geboren sind, und heut gehören Sie zu denen, denen man Großes prophezeit. Und das ist Ihnen noch nicht Glück genug?"

„Ah, Sie verstehen mich nicht, Sie wollen mich nicht verstehn. Wenn ich damals, um nicht quittieren zu müssen, mein heißestes Begehren fahren lassen mußte, so war das meinetwegen gerechte Sühne, aber Glück, höchstes Glück doch gewiß nicht. Oder meinen Sie, der ewige Zwie-

Digitized by Google

spalt mit den Träumen und Wünschen, wie Sie sagten, wäre mir erspart geblieben? Ich wüßte ein Lied davon zu singen. Sehen Sie — ich bin wirklich kein poetischer Mensch, aber das glaube ich, weil ich's an mir erfahren habe: Jenes andere Glück, das auch für den Mann erst das volle und höchste ist, die Liebe zu einem Wesen, zu dem man sich mit allen Kräften hingezogen, mit dem man sich eins fühlt — sie kommt nur einmal; denn es giebt auf der weiten Welt immer nur zwei Menschen, die wahrhaft für einander geschaffen sind."

„Nein, Herr von Witterschlick, nein."

„Wenn Sie wüßten, wie ich in den langen Jahren —"

„Nein, was Sie da sagen, ist Wahn, ist eitle Täuschung."

„Beim Allmächtigen! So wahr und warm wie damals glüht noch heute mein Herz, und wie damals, Charlotte —"

„Herr von Witterschlick!" Flammende Röte überwallte ihr Antlitz, um sogleich zu erlöschen. Hoch aufgerichtet stand sie da und sah ihn an und ihre Augen brannten in dunklem Feuer. „Nicht weiter! Denken Sie an Ihre Frau und Ihr Kind, wenn Sie die Achtung vor mir nicht hindert. Was Sie da sagten, ist eitle Täuschung. Nein, Herr Rittmeister, so lacht den Kindern dieser Welt das Glück der Liebe nicht, daß sich nur die rechten zu finden brauchen, um es fest und für immer in Händen zu halten. Sie müssen sich's erkämpfen — redlich — Alle! Die gleich einander angehören dürfen, wie die, die zusammenkommen, nachdem die hohen Jugendträume in Splitter gegangen sind. Aber auch die können glücklich werden, Herr Rittmeister, vielleicht glücklicher als die andern, glauben Sie mir's."

„So sind Sie es denn?"

Er starrte auf ihre bleiche Miene. Ernst und ruhig erwiderte sie den Blick. „Ja, ich bin's! — Bei Gott, ich will's nicht berufen. — — Hören Sie — Sie sollen alles wissen."

Langsam setzte sie ihren Weg fort, und während sie verloren in die Nacht schaute, begann sie: „Als jener Brief kam — ach, ich war ja noch so jung und so thöricht und meinte, der Himmel müßte ein Wunder für uns wirken, wenn sonst keine Hilfe wäre — als jener Brief kam, schien mir alles dahin — Glück und Freude und Jugend für immer. Das war eine traurige Zeit. Was wißt Ihr Männer von Liebesweh! Ihr stürzt euch in Eure Arbeit, in Ehren Dienst und holt euch da Vergessen. Ihr kennt auch nicht die Schmähsucht, die schadenfroh das Geheimnis aus Licht zerrt. Dachten Sie, unser Verhältnis wäre verborgen geblieben? — Der Mutter freilich, und leidend, wie sie war, warf die Entdeckung sie aufs Krankenbett, daß ich nur noch ein Gebet hatte: Sie möchte uns wenigstens solange erhalten bleiben, bis ich sie wieder versöhnt in dem schweren Kummer, den ich ihr angethan. Damals lernt' ich meinen Mann kennen. Nächst Gott hatten wir's ihm zu danken, das wir sie noch ein Jahr lang pflegen durften, daß ich mich zurückschmeicheln konnte in ihr liebes Herz. Mit Mitteln war ja nicht viel zu helfen, aber er hat eine Art, die Seele der Kranken aufzurichten, ganz merkwürdig. Oft saß er lange allein bei ihr und jedesmal fand ich sie nachher besser und heiterer. So ist er uns ein guter Freund geworden und ist es uns beiden Schwestern geblieben auch nach der Mutter Tode. Dennoch, als er dann kam und um meine Hand anhielt, erschrak ich wie vor einem Unglück. Es schien mir unmöglich und ich sagt' ihm auch warum. Er wußte schon, wußte alles, und ließ nicht ab — genug, sein warmes Vertrauen besiegte meine Zweifel. Aber tot waren sie nicht. Nicht, daß der Gedanke an Sie mich noch beirrt hätte — nein, das war vorbei — aber auch ich glaubte damals, die herrliche Leidenschaft des Herzens komme nur einmal; da klagt' ich denn, daß sie gekommen, als ich mich nur halb hingeben durfte, und nun, wo ich Frau war, nichts in mir brannte als das arme Feuerchen dankbarer Verehrung. Ah, diese quälenden Gedanken! Sie beschlichen mich, wenn er bei mir war, daß ich plötzlich voll Angst ihn belauerte, ob das Vertrauen schon gewichen und die Enttäuschung erwacht sei. Und sie überfielen mich, während er seinem beschwerlichen Berufe nachging und ich daheim allein in den kahlen Winter blickte. Dann kam ich mir wohl vor wie die Wintererde da draußen, so ohne Grün und ohne Blumen, wie hell die Sonne auch darüber scheinen mochte. Und doch ist es auch in mir Frühling geworden — mit dem Mutterglück war auch das andere gekommen, leuchtend und schön, schöner als ich's mir jemals geträumt habe."

Sie hatte das leise, wie im Traume, gesprochen; dann gingen ihre Augen hinauf zu den Fenstern ihres Hauses, an dessen Gitter sie

Digitized by Google

standen. Wie sie so emporsah, erhellte sich eins der Fenster; warm und traulich glühte es hinter dem Vorhange, daß sie lächelnd, wie zu sich selber sprach: „Er ist zurück — nun wartet er auf mich.“

Witterschlick blickte ihr ins Auge. „Sie sind zu beneiden —“ sagte er.

„Ja, aber auch Sie könnten sich beneiden lassen, Herr von Witterschlick. Leben Sie wohl. Wir werden uns nicht oft begegnen und so wie heute, nicht wahr? — nie mehr!“

Als sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, hemmte er wieder den Schritt und kehrte sich um. Und noch lange stand er da und sah zu dem Fenster empor, das so warm und traulich in die Nacht leuchtete.

*

Er hatte keinen Schlaf gefunden, doch als er sich zur gewohnten Zeit erhob, war der Kampf in ihm ausgekämpft: Wie entschwindender Rauch lag die Leidenschaft, die ihn gestern umwölkt hatte, hinter ihm und vor ihm, wieder licht und lockend, der Weg, den er nun seit Jahren gegangen war, der Weg der strengen Pflichterfüllung, des seiner Kraft sich bewußten Ehrgeizes.

„Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann . . .“ Und energischen Schrittes durch die stillen, dunklen Gassen klirrend, darin erst da und dort der matte Lichtschein einer Werkstatt blinkte, umhaucht von dem scharfen Wehen der Frühe überkam ihn von neuem das Lustgefühl aufrechter Männlichkeit. Er ging zur Reitbahn, wo um diese Stunde die „junge Remonte“ von seinen Unteroffizieren und Gefreiten geritten wurde.

Bei dem Geräusch des zurückgeschobenen Thürbalkens schreckten und scheuten die Pferde, daß die Reiter Mühe hatten, sie wieder zu beruhigen. Witterschlick trat in die Mitte der Bahn und gab seine Weisungen. Er war jetzt ganz der Alte. Den Sarraß wider die Hüfte gestemmt, verfolgte er aufmerksam die Bewegungen der jungen, glatten, nervösen Thiere, die so unmutig die Trensen bearbeiteten und nur widerwillig dem stählernen Druck der Schenkel sich fügten, und während er den Schnurrbart in die Höhe strich, brummte er vor sich hin: „Werdet's auch schon lernen, hübsch disciplinirt in Reih' und Glied zu gehn; — man ist nicht auf der Welt, um geniale Kapriolen zu machen.“

Greisenlied.

Einen Trunk vom Lethebecher
Gönne mir, du große Nacht,
Einen, der den greisen Becher
Müd' genug zum Schlafe macht.

Vor mir dehnt in grauer Weite
Sich ein unwirtsamer Strand,
Keiner giebt mir das Geleite
Durch des Alters Ueberland.

Die ich liebte, die Genossen,
Zogen schweigend mir voraus,
Jüngere Geschlechter sprossen,
Zukunft-heischend um mich aus.

Unverstanden, nicht verstehend,
Ward die Einsamkeit mein Teil!
Traurig in die Ferne spähend
Rufe ich mein letztes Heil:

Einen Trunk vom Lethebecher
Gönne mir, du große Nacht,
Einen, der den greisen Becher
Müd' genug zum Schlafe macht.

Anna Ritter.

Schubert.

Nacht war's schon in der Stube.
Ich sang mit halber Stimme,
Und deine Hände folgten
In leisen Harmonien.

Im Dunkel fühlte ich
Dein Haupt an meiner Seite
Vertrauensinnig sinken;
Und deine Hände ruhten.

Ich schwieg. — Nur meine Seele
Erbebte von Gesängen,
Und ihr Erbeben ließ
Die deine mit erklingen.

Johannes Grebling.

Digitized by Google

Sonnenwende.

So ſtünden wir zur Sonnenwende.
Ich aber mag nicht matt und müd'
Verglühen ſeh'n die frohen Brände,
Die unſ're Bächte durchgeſprüht.

Mag nicht für ſeliges Umfangen
Voll heißer Selbſtvergeſſenheit
Ein zweifelnd Fragen, Ängſtlich Bangen,
Ein: Darfſt du noch? Und: In wie weit?

Es iſt ſo traurig, Ähren leſen,
Wenn ganz die Garben uns geweſen!

J. J. David.

Mahnung.

Eile, eile, denn die Stunden rinnen,
Freundſchaft dir und Liebe zu gewinnen!
Ach, ſo arm iſt alle Luſt der Erde
Ohne ſich're Raſt am trauten Herde.
Darfſt du nicht daheim den eig'nen bauen

Und dein Glück in frohen Augen ſchauen,
Sei es doch im Freundeshaus ein Flechtchen,
Ein von Liebe gern' gegeb'nes Echtchen,
Das ein Veilchen holde Raſt bereitet,
Wenn der Wanderſtab dir müd' entgleitet.

Heinrich Brömſe.

Es blüht manche Blume ....

Es blüht manche Blume
In tiefer, tiefer Schlucht,
Auch nicht einem zur Wonne,
Wo kein Mond, keine Sonne,
Und kein Auge ſie ſucht!
Muß ſterben, verderben
Auf dunkelndem Plan,
Und wer klagt um die Arme,
Daß Gott ſich erbarme,
Das ſag' du mir an?

Es lebt manche Seele,
Die einſam auch verblieb,
Und in bitterem Schmerze,
Ach! es bricht manch' ein Herze,
Einem andern zulieb!
Muß ſterben, verderben
Auf dunkelnder Bahn,
Und wer klagt um die Arme,
Daß Gott ſich erbarme,
Das ſag' du mir an?

Gräfin Margarete Keyſerling.

Wenn Blätter fallen . . .

Ein müder Fuß, der auf mich zu
Im Gleichmaß dunkler Crille ſchreitet,
Ein lichtlos Kleid, das an die Ruh
Gemahnt, dahin man Liebſtes leitet;
Ein ſchmerzgekreuzigt Angeſicht
Im fahlen Schein entkränzter Weiher,
Daraus der ſtarren Augen Licht,

Die blind ſich kah'n durch Thränenſchleier —

So nahſt Du — gehſt — ſchaufſt nicht zurück;
Hoch über Dir wölbt ſich's wie Hallen —
Wie ſprachſt Du doch —?
„Ein Sommerglück —
Mein Freund, ſieh' hin — wenn Blätter fallen . . ."

Wilhelm Arminius.

Siehe die Erde.

Siehe die Erde umfangen
Rings von dem Mantel der Nacht,
Den wie mit goldenen Spangen
Schmückel die glitzernde Pracht.
Schweigen weil um uns her,
Nur durch die friedliche Stille
Kannt uns der ſchnende Wille
Seine beglückende Mär.

Wild wie ein gütiger Richter
Schimmert des Mondes Aug'
Und durch die himmliſchen Lichter
Grüßt uns des Ewigen Hauch.
Wars doch, als müßte die Hand
Pochen am Himmel leiſe,
Daß er den Heimweg uns weiſe
Ins paradieſiſche Land.

Als ſo die Nacht uns weihte
Rein zu reinem Gebet,
Hab ich an deiner Seite
Mir deine Liebe erfleht.
Du aber ſchaukelſt mich an,
Redend im Leuchten des Blickes
Und auf den Schwingen des Glückes
Schwebte die Zukunft heran! —

Julius Roch.

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Alle Rechte vorbehalten.

Die Gräfin von Schwerin.

Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. König Waldemar (nicht gefesselt) wird durch die Mitte von Bewaffneten eingeführt, welche sich sodann zurückziehen.

Waldemar (sieht im Kreise um). Nun? Was soll's, Ihr Herrn?

Heinrich. Ich ford're Eure Hoheit in dieser Zeugen Beisein zum Gespräch.

Waldemar. Wer sind die Zeugen? Herr Erzbischof von Köln — ich kenn' Euch wohl und hoffe, Ihr vertretet hier des heil'gen Vaters Willen! (Zu Salza.) Euer Kleid beweist mir Euren Stand, doch sah ich Euch noch nicht, so weit meine Erinnerung reicht.

Engelbert. Hermann von Salza, des Ordens Meister in Deutschland.

Waldemar. Und des Kaisers rechte Hand. Nicht so? (Zu Heinrich.) Ihr habt den Kaiser angerufen — das bring' Euch Glück! (Stolz.) Nun — was habt Ihr mir zu sagen, Graf Heinrich von Schwerin? Die beiden Zeugen sind würd'ge Männer — ihretwegen will ich Euch anhören.

Heinrich. Nehmt Platz. — Eure Hoheit hat mich schwer gekränkt. Dafür nahm ich Rache, wie ein Schwacher sie am Starken nimmt —

Waldemar. Ein Bube!

Engelbert. Mäßigt Euch, Herr König.

Waldemar. Soll ich das herunterwürgen?

Heinrich. Haltet Euch denn an die Thatsachen. Ihr seid mein Gefangener, König Waldemar, und werdet nur mit meinem Willen frei.

Waldemar. Hoho! Euer Wille läßt sich bändigen.

Heinrich. Vielleicht auch nicht.

Waldemar. Lächerliche Zuversicht! Noch einmal denn: was habt Ihr mir zu sagen?

Engelbert (bei Seite zu Heinrich). Seid klug, fordert Erschwingliches.

Heinrich. Ihr seid gefangen, König, und müßt Euch lösen.

Waldemar. Mit welcher Summe?

Heinrich. Gold und Silber hättet Ihr nicht genug in Eurem Schatz. Ich leg' Euch ein anderes Lösegeld auf. Dies: fügt Euch darein, daß ich aufhöre, Euer Lehnsmann zu sein.

Waldemar. Eidbrüchiger!

Heinrich. Wer hat den Eid gebrochen? Ihr! Und niemals heilt dieser Bruch. Gebt die Länder jenseits des Elbstusses wieder an das Reich zurück, und ich will nichts für mich selbst.

Waldemar (sich erhebend). Verräter, Du wagst —? Auf Knie, von mir Verzeihung zu erfleh'n, Deinem König!

Engelbert. Ihr sprecht zu stolz für einen Gefangenen.

Waldemar. Zu stolz —? König Waldemar? Es ist keine Schmach, daß ich gefangen bin. Ostalbingien sollt' ich — die Küsten der Ostsee, um die ich mein Leben lang gekämpft habe —? nimmermehr! Was ereifre ich mich! Es ist lächerlich.

Hermann v. Salza. Gebt nach, Herr König. Die Länder sind dem deutschen Reiche nur in der schwersten Not entfremdet. Bedenkt jetzt Eure Not und gebt nach.

Waldemar. Wie groß ist denn meine Not? Pah! ich bin gefangen. Dänemark verläßt seinen König nicht. Glaubt Ihr, ich weiß nicht, was da schon im Werke? Trüg' mir's auch nicht durch mein Fenstergitter ein Vöglein zu, ich wüßt' es doch! Ein Heer ist unterwegs, mich zu befreien.

Hermann v. Salza. So wird Heer gegen Heer stehen. Ich bürg' Euch, das unsre ist überlegen.

Waldemar. Fordert Lösegeld, so viel Ihr mögt. Müßt' ich Dänemark mit schwerer Steuer bedrücken — ehrlos will mich mein Volk nicht!

Engelbert. Und doch bedenkt! Wenn das Kriegsglück gegen Euch entscheidet, werdet Ihr vielleicht in diese Bedingung willigen müssen, die Euch jetzt überhart deucht, und überdies mit Lösegeld beschwert sein.

Waldemar. Kein Wort weiter! Nie geb' ich Land und Leute fort.

Heinrich. Eure Hoheit wird Zeit haben, sich im Gefängnis eines Besseren zu besinnen. Ich gebe

Digitized by Google

Befehl, Euch zurückzuführen. — Ihr, werte Herren, begleitet mich nach der Halle zur Mahlzeit.

(Ab durch die Mitte mit Engelbert und Hermann von Salza. Die Wachen treten ein.)

Waldemar. So stieg denn wirklich die Not auf den Gipfel? Der Übermütige! — Vergaß mich der Mönch? Er schien willig. Und Margarete hier im Schloß ... bin ich ihr wirklich nichts mehr? Nur einmal sie sehen, ihr sagen — Ah! Pater Placentius. Verlaßt mich nicht!

Achter Auftritt.

Waldemar. Placentius, dann Margarete von links.

Placentius (zu dem Anführer der Wache). Gestattet mir eine kurze Zwiesprache mit dem Gefangenen — ich bin sein Beichtiger, wie ihr wißt. Wartet so lange im Flur.

Der Anführer (verneigt sich und entfernt sich mit seinen Leuten).

Placentius (geht wieder nach der Thür links und öffnet sie zu Margarete). Da ist der König.

Waldemar. Margarete —!

Margarete (zum Mönch). Bleibt bei mir. Ich fürchte mich — vor mir.

Placentius. Vergeßt nicht, edle Frau, daß Euch der heilige Vater dankt, was Ihr diesem Liebes thut. (Er tritt bis zur Mittelthür zurück.)

Margarete. Mein König — es war Euer Wunsch —

Waldemar. Margarete! Der Himmel schickt mir einen Engel —

Margarete. Still, still! ein schwaches Menschenkind, das sich an seinem Herzen versündigt hat und Buße thut — nach dem Gebot der Kirche.

Waldemar. Der Kirche?

Margarete. Auf sie baut Eure ganze Hoffnung.

Waldemar. Nicht auf Euch? Margarete —! Steht Ihr zu mir, so verzage ich nicht.

Margarete. Ich steh' nicht zu Euch. Nur ... Könnt' ich Euch zu dem schweren Schritt ermutigen! Beendigt rasch den Streit mit Eurem Lehnsmann, müßter Ihr auch jetzt das stolze Haupt tief beugen. Die Kirche wird Euch aufzurichten wissen.

Waldemar. Das ratet Ihr mir — Ihr? Nein! ein König bin ich noch in Sterbensnöthen, Margarete, und nur königlich schließ' ich Frieden. (Ihr näher tretend.) Hört! Nur eins kann für Heinrich und mich die Geschicke glücklich wenden. Gelang' es mir, mich in Freiheit zu sehen, dann wär' ich wieder Herr des eignen Willens, und zu jedem billigen Vergleich bereit.

Margarete. Aber wie könnte Euch das gelingen?

Waldemar. Helft mir, Margarete!

Margarete. Ich — dazu? Was wagt Ihr mir anzusinnen?

Waldemar. O Frau — Frau! Eurethalben leid' ich dies — Eurethalben! Weil ich Euch liebte —

Margarete. Schweigt!

Waldemar. Weil ich Euch liebte, verkehrte sich mir alle Vernunft in Leidenschaft, daß ich die Treue brach. Furchtbar rächt sich das.

Margarete. An Euch allein?

Waldemar. Auch an Euch? Dann wär' ich um so schuldiger. Denn Ihr wolltet mit mir nicht teilen — teiltet nicht.

Margarete. Vermöchtet Ihr's, in dieses wunde Herz zu schauen, König Waldemar ...

Waldemar. Ich schau' hinein und drücke meine Lippen auf die Wunden, die ich schlug. Seid dem Sünder gnädig, Herrin! Nur Mitleid erbitt' ich. Mitleid darf mir die Frau nicht versagen, die ich so selbstvergessen liebte — Mitleid, Margarete!

Margarete (bewegt). Mitleid? — Was könnt' ich — aus Mitleid für Euch thun?

Waldemar. Mir die Werkzeuge zur Flucht verschaffen — Meißel — Feile — Strickleiter —

Margarete. Das wäre Verrat an dem, der Euch gefangen hält.

Waldemar. Ihr könnt ihm selbst nicht besser dienen! Denn ich schwör's Euch beim höchsten Gott, seinem Sohn dem Weltheiland und bei der Himmelskönigin, schwör's bei allen Heiligen, bei allem, was mir heilig ist, ja — bei meiner sündigen Liebe schwör' ich Euch —

Margarete. Ihr frevelt.

Waldemar. — nie will ich meine Freiheit Eurem Gatten zum Schaden gebrauchen, nie Rache für sein Thun nehmen! Wie von der Tafel fortgelöscht, so daß nicht die leiseste Spur der Schrift bleibt, sei alles, was Sträfliches geschehen ist. Ich bin sein gnädiger Lehnsherr wieder, lasse ihm ungeschmälert die Grafschaft und die Burg Schwerin. Wollt Ihr noch mehr? Nennt mir die Bedingung, und in jede willige ich. Nur daß ich frei bin und unbelästigt vom Neid und ein König, der Großmut üben kann. Des Kampfes Gewinn gehöre ganz meinem Gegner; nur laßt nicht zu, daß er mir übermütig den Fuß auf den Nacken setzt!

Margarete (gebadet). Das soll er nicht — das nicht! (Bei Seite.) O mein Gott! warum ließest Du mich in diese Versuchung bringen —? Ich wußte, wenn ich ihn sähe ...

Waldemar. Ihr bedenkt?

Margarete. Und wenn ich ... Ihr seid in Not, da schwört Ihr —

Waldemar. Nennt mich einen Lügner vor aller Welt, beschimpft den Ruhm meines Namens, erhebt Klage wider mich beim heiligen Stuhl — o Frau, geliebte Frau, trotz allem und allem, wie vermögt Ihr mich zu beargwöhnen, ich könnte falsch sein auch nur in einem einzigen Wort, das

Digitized by Google

ich Euch gelobt? (Setzt sich wieder.) Seid gütig — schenkt mir die Freiheit!

Margarete. Steht auf! Kann ich gewissenlos —

Waldemar. Ihr dient der Kirche.

Margarete. Nein, nicht in ihrem Dienst — ich fühl's . . .

Placentius (an der Thür horchend). Fort, fort!

Waldemar (faßt ihre Hand). Ach, Margarete —!

Margarete. Ihr bestürmt mich zu meinem Unheil!

Waldemar (küßt feurig ihre Hand und steht auf). Stiftet Frieden! — Seht diesen Ring. (Er zeigt auf einen Ring mit Stein an seinem kleinen Finger.) Er sei meine Beglaubigung bei Euch, wenn ich Euch jemand sende, dem ich soweit vertrauen darf. Gebt dem, was Ihr für mich bereit haltet. Schweigend, wie ich schweige. Niemand darf mit einem leisen Wort erfahren, was im Werk ist — auch der nicht, den ich Euch sende. Niemand!

(Die Wache tritt durch die Mittelthür ein.)

Placentius. Kommt, edle Frau.

Margarete. Ich kann nicht anders. — Mönch, Mönch —! Das habt Ihr vor Gott zu verantworten!

Waldemar (bittend). Margarete —!

Margarete (entschlossen). Hoffet, König Waldemar! (Ab nach links mit Placentius.)

Waldemar (folgt der Wache).

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Schloß Dannenberg. Halle mit Erker an der Fensterseite und mehreren Ausgängen. Hinten schmale Treppe zu einer Thür im einspringenden Turm. Neben der Mittelthür ein Ständer mit Waffen.

Erster Auftritt.

Kämmerer Hinz mit einigen Knechten.

Hinz. Kommt, kommt — eilt Euch! Wir müssen in den Turm hinauf. Die ganze Rüstkammer soll ausgeräumt werden. Die Waffen auf die Wagen unten im Hof, die der Pferdemarschall schon bespannt. So ist der Befehl, Kinder. Es soll alles ins Feld, was zwei Arme und zwei Beine hat.

Erster Knecht. Das wird diesmal blutige Köpfe geben.

Zweiter Knecht. Und viele bringen die ihrigen überhaupt nicht mehr heim.

Erster Knecht. Müssen wir auch mit?

Hinz. Wenn Ihr das Herz dazu habt, es mit den Dänen aufzunehmen, die höllische Kerle sind, nicht bloß beim Saufen.

Zweiter Knecht. Gebt uns eine gute Waffe in die Hand, und wir wollen herzhaft drauf losschlagen, ohne die Feinde zu zählen.

Hinz. Wählt sie Euch selbst aus. Kommt!

(Alle ab über die Treppe durch die obere Pforte. Bald darauf kehren sie, einzeln nacheinander, mit allerhand Waffen beladen zurück und gehen durch die Mitte ab.)

Zweiter Auftritt.

Hilde. Dann Hussein, welcher unter dem Arm ein Tuch trägt, in das Waffen eingebunden sind.

Hilde (von links). Der Braune schleicht mir nach. Da ist kein Zweifel, ich gefall' ihm. Hi, hi! wie einer so braun sein kann. Aber sonst gar kein übles Mannsbild. (Sie besieht einen Ring mit Stein.) Ein hübsches Ringelchen. Wie der Stein blitzt! Als ob Funken herausspringen. Ob er mir passen möchte? Ich hab' nicht eine so kleine Hand wie die Gräfin; aber am Goldfinger vielleicht doch . . . (Sie steckt den Ring an und besieht ihre Hand.) Wie das gleich ein Ansehen giebt! (Bemerkt Hussein.) Pst — pst! Brauner!

Hussein. Ihr mich rufen, schönes Kind?

Hilde. Ich rief Euch nicht. Ich wollte Euch nur bemerklich machen, daß ich da sei — wenn Ihr mich etwa suchen solltet.

Hussein. Ihr Euch ja jetzt lassen blicken so selten?

Hilde. Der Vater ist krank, da muß ich nun dem gefangenen König das Essen und den Wein zutragen und immer aufpassen, wenn er an die Thür klopft.

Hussein. So, so! (Bei Seite.) Da her ist der Ring.

Hilde. Was habt Ihr denn da unter dem Arm?

Hussein. Sein Waffen von meinem Herrn. Hat mitgebracht aus Morgenland. Sein gut zu Kampf bei Überfall.

Hilde. Zeigt doch.

Hussein (öffnet das Tuch). Das da Dolch aus Damaskus.

Hilde. Ist er sehr spitz?

Hussein (zieht den Dolch vorsichtig aus der Scheide). Sehr spitz und vergiftet obenau. Wem nur ein wenig ritzen die Haut, der muß sterben.

Hilde. Hu! Steckt fort.

Hussein (legt die Waffen unter den Waffenständer).

Hilde. Wenn ich Euch sehe, muß ich immer lachen. Sind im Morgenland alle Männer so braun?

Hussein. Die Frauen auch.

Hilde. Pfui! das ist häßlich!

Hussein. Kommt an auf Geschmack. Mir freilich auch gefallen die weißen besser.

Hilde. Ihr habt einen guten Geschmack. Übrigens ängstige ich mich vor Euch nicht — Ihr könntet meinetwegen noch brauner sein. Bei einem Mann ist das etwas Anderes: Ihr habt's in den Augen . . . Na! seht mich nur nicht gleich so durch und durch, ich bin ein ehrliches Mädchen.

Hussein. Möcht' Euch sehen gar zu gern durch und durch, schöne Hilde.

Hilde. Bin ich schön?

Hussein (umfaßt sie). Zu meinen Augen — sehr schön.

Hilde. Geht, geht! Ihr meint's nicht ehrlich.

Digitized by Google

Hussein. Solltet doch erst erproben. (Nimmt ihre Hand.) Wenn ich denke, diese weiche kleine Hand . . . Was tragt Ihr da für köstlichen Ring?

Hilde (erschrickt und versteckt ihre Hands). Ach —! Er gehört nicht mir!

Hussein. Nicht Euch? Wie denn kommen Ring auf Finger.

Hilde. Ich sollt' ihn . . . Ach! er gehört einer Dame.

Hussein. Einer Dame? Wer's glauben!

Hilde. Ich sage nichts mehr.

Hussein. Gewiß Geschenk von eine sehr vornehme Liebhaber.

Hilde. So einen Liebhaber hab' ich nicht.

Hussein. Eine weiße, reiche . . . Geht! Will ich dem nicht stehen in Weg.

Hilde. Ihr seid garstig.

Hussein. Wohl gar gefangene König, dem Ihr bringt Essen —

Hilde. Ich bin stumm wie ein Fisch.

Hussein. Für welche Gunst.

Hilde (weint). Für gar keine Gunst. Denkt Ihr so schlecht von mir, so will ich von Euch gar nichts mehr wissen.

Hussein. O — oh! — Wer ist denn Dame —?

Hilde. Es geht Euch nichts an. Ich spreche kein Wort mehr. Pfui! mir das zuzutrauen!

Hussein. Schöne Hilde, wenn Ihr zurückkommen von Frau Gräfin — sehen wir uns wieder?

Hilde. Ich weiß nicht. — Aber im Schloßgarten unter der Linde steht ein Bänkchen, das hat für zwei Platz.

Hussein. Will ich mir das merken. Ade! (Ab nach rechts.)

Hilde. Erfahren soll er doch nichts von mir — ich halte Wort. Ich muß nachsehen, ob er nicht hinter der Thür lauert. So ein neugieriger und eifersüchtiger Mensch! (Ab nach rechts.)

Dritter Auftritt.

Margarete und Wanda von links.

Margarete. Sagt was Ihr wollt, Mutter. Eure Gründe mögen unwiderleglich sein — aber jetzt kann ich nicht von hier fort.

Wanda. Jetzt nicht. Und als ich zu Dir nach Dannenberg kam, war's Dein Erstes, daß Du mich beschworst, Dich gleich mit mir zu nehmen; so hitzig, als brenne das Haus über Dir.

Margarete. Ja. Aber Graf Heinrich wollte mich nicht fortlassen. Aus Zärtlichkeit für seine Gattin? Schwerlich. Obgleich es so den Anschein haben sollte. Aus den Augen sollt' ich ihm nicht. (Spöttisch.) Wer könnte wissen, was ich hinter seinem Rücken zu des Königs Gunsten anzettelte!

Wanda. Hat er so etwas angedeutet?

Margarete. Es war nicht nötig. Sein Spürhund ist immer um mich herum; da errat' ich alles.

Wanda. Du suchst einen Vorwand, Dich gegen den Grafen zu ereifern. Ich fragte ihn nochmals. Die Burg könnte eine Belagerung aushalten haben, und Du kämst in Gefahr. Da widersprach er nicht mehr. Und nun bist Du störrisch. Jetzt nicht, jetzt auf keinen Fall! Als ob sich inzwischen sonst etwas geändert hätte. Aber das hast Du von Deinem Vater. Gerade so nicht, wie es verständig ist — gerade so nicht! Er säße noch heute auf seiner Burg, wenn er rechtzeitig das Christentum angenommen und König Waldemar nicht zum Kampf herausgefordert hätte.

Margarete. Es giebt so etwas, Mutter, das uns zwingt, wir mögen wollen oder nicht. Eher sich töten lassen —

Wanda. Sprich nicht so sündhaft. Wir sind Christen, sollen durch den Glauben Macht haben über unser Blut.

Margarete. Hieß ich nicht vor der Taufe Audacia? Ich will wieder Audacia heißen, mir mein Schicksal selbst zu bestimmen.

Wanda. Du bist außer Dir. Weshalb mir, weshalb? Ich rate zum Guten. Du mußt fort von hier.

Margarete. Ich kann nicht, Mutter — jetzt nicht. Ich muß abwarten, bis sich's erfüllt.

Wanda. So hast Du gefährliche Heimlichkeiten. Der Mönch —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Placentius und Hilde von rechts.

Placentius (zu Hilde). Ihr suchtet die Gräfin, da ist sie. (Er geht zu Margarete.) Gelobt sei Jesus Christ!

Margarete. In Ewigkeit — Amen. (Sieht scheu nach Hilde.) Wer . . . ?

Placentius. Des Schließvogts Tochter.

Margarete. Ah —!

Placentius. Was Ihr thut, das thuet bald. Ich werde nicht mehr lange bei Euch sein können. Der Erzbischof verläßt Dannenberg und nimmt seinen Kaplan mit. Was weiter geschieht . . . . Versäumt nicht die Zeit. Lebt wohl! (Ab durch die Mitte.)

Hilde. Darf ich sprechen, gnädige Gräfin?

Margarete. Nein — ja. Warum nicht? Sprich.

Hilde. Der König schickt Euch diesen Ring, gnädige Gräfin —

Margarete (bei Seite). So ist's entschieden.

Hilde (giebt ihr den Ring). Er zog ihn sich vom kleinen Finger der linken Hand und sagte —

Margarete. Was?

Hilde. Nichts weiter, als daß ich ihn Euch übergeben sollte.

Margarete. So ist's gut. Ich will des Königs Ring nicht — das laß' ihn wissen. Wie kommt er dazu, mir ein Geschenk . . . Ich will den

Digitized by Google

Ring nicht. (Sie giebt den Ring zurück.) Sprach der König sonst nichts mit Dir?

Hilde. Ach ja — so im Scherz. Er wollte mir drei Goldgulden zu einer Kette geben, wenn ich ihm heimlich etwas ins Gefängnis brächte, was ihm gefallen könnte. Aber ich weiß doch nicht, was das ist, und er hat mir's auch nicht gesagt.

Margarete. Ich hörte, die ganze Schloßmannschaft ziehe ins Feld. Komm' wieder, sobald das geschehen ist. Und wenn Du Dir die drei Goldgulden verdienen willst —

Hilde. Ach ja, gnädigste Gräfin.

Margarete. Komm wieder. (Winkt ihr, sich zu entfernen.)

Hilde (ab nach rechts).

Wanda. Was hast Du vor, Unglückskind?

Margarete. Frage nicht!

Wanda. Der König schickt Dir seinen Ring ... Und ohne Worte scheinst Du zu verstehen ...

Margarete. Ich bitte Dich, frage nicht.

Wanda. Mit dem König hast Du — geheimes Einverständnis? Kind, Kind! War ich denn blind so lange? Du liebst den König — liebst ihn noch jetzt.

Margarete. Ich antworte Dir nicht. Mein Herz soll tot sein. Was ich für ihn thue —

Wanda. Das redest Du Dir so ein. Dein heißes Blut ... Du liebst den König. Und aus Liebe zu ihm — Was, was? mir schwindelt der Kopf. Nein, ich leid' es nicht. Auch nicht einen einzigen Tag mehr bleibst Du in seiner Nähe. Ich reise morgen und nehme Dich mit mir.

Margarete. So sei es — morgen.

Wanda. Noch besser heute Abend.

Margarete. Morgen hält mich nichts mehr, Mutter — morgen.

Wanda. Du wirst mir versprechen —

Margarete. Was ich halten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Von Adalbert Meinhardt.

Mag man von sich selber eine noch so bescheidene Meinung hegen, — wenn man es hörte, wie man von Anderen beurteilt wird, man fühlte sich sicher doch noch um verschiedene Grade hinuntergedrückt.

*

Es giebt Menschen, von denen wir uns verstanden fühlen. Worin ihre Sympathie für uns liegt, ist oft schwer zu ergründen: im Gesicht, in der Stimme, im Lächeln, in dem, was sie sagen. Oder vielmehr am Meisten darin, daß sie nichts sagen, sondern uns allein reden lassen?

*

Vertiefe Dich. — Geh nicht zu weit in Einzelheiten. — Bei ganz Du selbst. — Sieh wie Andere schreiben. — Ach, die arme, gequälte Feder weiß nicht mehr wohin sich wenden vor so vielen weisen Lehren. Die eine, die man beherzigen möchte, die man sich selber immer vorsagt, sie lautet so einfach: Mach es gut! —

*

Wenn es erst aus ist, dann ist's auch gleich, ob das Leben einen Tag länger oder kürzer gedauert hat. Und doch wird Keiner es unterlassen für den morgigen Tag zu sorgen und für den nächsten und so weiter, als ob ihre Kette nie abreißen könnte.

*

Über Andere richtig urteilen, ihnen gut raten, das können Alle. Sich selbst aber richtig einzuschätzen, sich gut zu beraten, — es ist den wenigsten gegeben!

*

Denken wollen ist ein Zeichen, daß man nichts zu denken hat.

Wer sich immer im Recht glaubt, niemals um Verzeihung bittet, nie ein gesprochenes Wort zurücknimmt, der mag sich stolz und edel dünken und noch so vollkommen, — er ist beschränkt.

*

Ist es nicht freundschaftlicher und besser, immer und in jedem Falle die Wahrheit zu sagen, — auch wenn sie verletzt? — Es ist in jedem Fall unliebenswürdiger. Willst du das sein, so sage sie, — sonst nicht.

*

Was ist besser: ein Leben voll von kleinen Freuden, mit wenig Bitternissen? oder ein solches mit einer einzigen großen, überwältigend großen Freude und zahllosen Schmerzen? — Unter hundert Männern würde vielleicht einer das erstere wählen. Unter tausend Frauen jede fraglos das zweite.

*

Immer das Lob seines Erstlingswerks vernehmen, ist genau so erfreulich für einen Autor, wie für eine Frau, wenn sie immer hören muß, sie sei der reizendste Backfisch gewesen!

*

Nicht klagen über das Vergangene! Nicht zagen vor dem, was noch kommen mag! — Ja, wer das könnte, nur dem Tag, der Stunde leben, der dürfte sich wohl glücklich nennen, — sonst aber kein Mensch!

*

Todesfurcht? — Nein, da es der Tod ist, der uns befreit von dem Traurigsten, was wir im Leben zu fürchten haben, davon, unsere Lieben und Nächsten vor uns hinsterben zu sehen, so sollte man lieber nur von Todeshoffnung sprechen!

Digitized by Google

Nachdunkeln.

Über Dein Geschick zu klagen,
Fand ich Worte nie genug,
Keine, nicht die grellsten, sagen,
Was ich Leid um Dich ertrug!

Abendlich wogt Bebewallen,
Und es tönt durchs öde Ried
Einer Glocke fern Verhallen,
Ein unsagbar traurig Lied.

Ach, es spricht aus diesen Tönen
Jener Jammer, der allein
Keine Hoffnung, kein Versöhnen,
Und kein Recht hat auf Verzeih'n.

Hermann Lingg.

Mondlicht.

Schwarz und düster schiebt sich eine Wolke
Vor Dein bleiches Antlitz, schöne Luna!
Denn die Erde meidet Deine Strahlen,
Weil die Menschen von ihr fortverlangen,
Wenn sie in den Zauberschimmer schauen.

Aber sanft Dein schönes Licht ergießend,
Lächelst Du mit Silberblicken nieder,
Siehst mit Deinen weißen, süßen Strahlen
Uns die Seele traumhaft aus dem Busen.
Und wir Narren in die Kälteaugen
Dir, bis wir bewußtlos uns getrunken
An dem feuchten Schimmer ihrer Blicke.

Maria Schneider.

Rosenknospen.

Uns ist die Liebe hold erblüht! —
So knospenfrisch und blütenrein,
Ein Duft aus Rosenkelchen zieht
Sie still in unsre Seelen ein.

So still! — Und dennoch leis erklingt
Im Herzen uns ein hehres Lied,
Das tief aus reiner Seele dringt,
Der Hauch von Glück und Gottesfried'. . .

Stephan Zweig.

Liebesklage.

Neugriechisches Volkslied

Mein Pfad ging gestern Abends spät vorbei an deiner Pforte,
Da hört' ich deine Mutter schrei'n, sie gab dir harte Worte.
Und wieder komm ich nun des Wegs und will von dir erbunden,
Was jenes Ärgers Grund; vielleicht wird Trost dir dann gefunden.
„Nein, du, Verräter, sollst Bescheid auf meine Frage geben:
Ist's wahr, daß du 'ne andre liebst? Dann will ich nimmer leben."
„Erlogen ist's, Cypresse schlank, du klarer Quell, erlogen,
Verkünder sind's, die dir, mein Kind, den reinen Glauben trogen."
„Und wenn du keine andre liebst, so gieb mir Kunde dessen,
Warum du gestern Abends spät zu grüßen mich vergessen?"
„Gern hätt' ich Gruß geboten dir; doch im Vorüberschreiten
Sah ich den Ohm, die Eltern auch, den Bruder dir zur Seiten."
„So hättest Hand und Augen du verstohlen sollen rügen,
Verstanden hätt' ich deinen Gruß und dennoch können schweigen."
„Wie, wenn ich nun bei Freunden Hilf' und treuen Beistand fände
Und dich dem Elternhause kühn entführten meine Hände?"
„O komm, Geliebter, komme bald, der Haft mich zu entreißen,
Fehlt dir der Mut, sollst du nicht Mann, nicht Pallikare heißen!"

Übersetzt von **Robert F. Arnold.**

Wohin?

Wie ging der Sommer leise,
Wie ward die Welt so still!
Kaum, daß ein fallend Blatt im Kreise
Das Schweigen stören will. . .

Wohin ging nur so leise
Der schöne Sonnenschein?
Er ist wohl auf der weiten Reise
Zum Himmel selbst hinein? . . .

Karl Ernst Knodt.

Digitized by Google

Wilhelm Jensen's Gedichte.

(Vom Morgen zum Abend. Ausgewählte Gedichte von Wilhelm Jensen. Mit dem Bildnis des Dichters. Weimar, Emil Felber.)

Seit länger als einem Jahr habe ich vor, über dies Buch zu sprechen, wohl an die zehn Male habe ich in der Zwischenzeit die Feder dazu angesetzt und immer wieder ließ ich's sein und griff statt dessen abermals zu dem Buche. Auch jetzt hat es mich innerlich einen Ruck gekostet, an die Arbeit zu gehen. Warum? Weil ich mir über mein Urteil nicht klar bin? Nein, wahrhaftig nicht. Ich habe in meinem ganzen Leben nicht gar so viele Bücher gelesen, die mir einen so bestimmten, scharf geprägten Eindruck gemacht hätten, nicht allzu viele, die mir gleich wert geworden wären. Oder weil mir äußere Gründe erschweren, meine Meinung frank und frei auszusprechen? Wilhelm Jensen ist mir ein lieber Freund und dieser Zeitschrift seit Anbeginn ein treuer Mitarbeiter, aber man müßte fast ebenso kläglich sein, wie jene Kläglichen, die derartiger Verdächtigung fähig wären, um sich durch die Furcht vor ihnen die Freude verkümmern zu lassen, für ein solches Buch auch vor aller Welt die Stimme zu erheben. Ein innerer Grund also hat mich zögern lassen. Ich weiß, wie diese Gedichte auf mich wirken, kann mir auch annähernd, wenn ich mir mein Wesen, den Grundton meiner Seele, vergegenwärtige, sagen, warum sie auf mich wirken, ich fühle ferner, daß sie auch auf Andere wirken müssen, aber — wie die Gründe dafür erklären und auseinandersetzen?! . . . Mir wiederholt sich bei einem Teil dieser Gedichte dasselbe süße, köstliche Wunder, wie ich es bei Gedichten von Goethe und Heine, von Mörike und Storm erlebt habe (ich zähle keine anderen Namen auf, obgleich es mir, wenngleich nur sehr selten, auch ab und zu noch mit dem und jenem Anderen so ergangen ist), — ich weiß nicht mehr, daß es ein Gedicht ist, das ich lese, das Gedicht eines Andern, ich spreche es vor mich hin, als wäre es mir aus der eigenen Seele geronnen, als wäre diese plötzlich mit der Kraft begnadet worden, in solchen Worten sagen zu dürfen, was sie empfindet. Nun kenne ich selbst einige Menschen, auf die Jensens Gedichte ganz ähnlich wirken, Andere wieder haben dies öffentlich von sich ausgesprochen, es ist also nicht etwa ein subjektiver Eindruck — aber wie nun als Kritiker zergliedern, worin er wurzelt?! Die Erkenntnis, daß mir dies gar nicht oder doch nur höchst unvollkommen gelingen kann, ließ mich immer wieder die Feder aus der Hand legen. Heute nehme ich sie entschlossen wieder auf, weil ich mir sage, daß diese Schranken vielleicht allerdings mir noch enger gesetzt sein mögen, als Anderen, aber doch wohl für Jeden gelten: in aller echten Lyrik ist so viel Persönliches, also in seiner Art Einziges und Elementares, daß es sich eben nicht analysieren läßt. Und auf dieses Buch hinzuweisen ist eine Pflicht; die erfüllt man doch lieber unzulänglich, als gar nicht.

So sei's denn heute gewagt, und als Bundesgenossen rufe ich mir Jensen selbst zu Hilfe: ich erinnere daran, daß es auch ihm ähnlich ergangen ist, als er über einen anderen Lyriker, dem er in Vielem ebenbürtig ist, zu sprechen hatte. An dieser Stelle schrieb er vor nun wohl zehn Jahren über Storm:

„Wer Theodor Storm verstehen will, muß selbst „in Dichters Landen" zur Welt gekommen sein und leben; alle Belehrungen von Rezensentenpulten und Kathederstühlen, die außerhalb jener Lande stehen, sind so bedeutungsleer wie der hölzerne Tisch, auf dem sie verfertigt worden . . . Lies selbst, denke selbst und fühle selbst; dann urteile. Das ist's, was den Menschen unserer Zeit und der Dichtung notthut."

Und ob's ihnen notthut! Aber sie lesen ja doch nicht selber, nur ab und zu entschließt sich Einer dazu, wenn man ihn besonders dringlich mahnt: „Hier ist ein Buch, das du kennen lernen solltest. Nicht um des Verfassers willen rat' ich's Dir, sondern um Deinetwillen; es wird Dich innerlich klären und bereichern." Und wenn es nun gar Verse sind! Man hört jetzt häufig davon reden, die Lyrik habe in den letzten Jahren einen neuen Aufschwung erfahren. Es ist wahr, wir haben einige kräftige oder doch interessante Talente mehr, aber wer kümmert sich um sie, wer liest sie?! Und wer unter Jenen, die diese Zeilen lesen, kennt schon Jensens Sammlung?! Er ist ja als Novellist unendlich bekannter, denn als Lyriker. Denn auch das Folgende, was er damals über Storm sagte, gilt von ihm:

„Es liegt in der Art unserer Zeit und der in ihr Lebenden, daß die eigentlichste dichterische Bedeutung Theodor Storms nur von verhältnismäßig wenigen seiner eifrigsten Bewunderer erfaßt worden ist. Tausende vertiefen sich in den Reiz seiner Novellen, ohne seine Gedichte zu kennen. Die allgemeine Neigung auch der poetisch Empfänglichen bevorzugt die Prosadarstellung; sie sind zumeist um eine Stufe gegen unsere Großeltern herabgesunken und ihr Verständnis, sowie ihr Interesse für die Dichtung in gebundener Form ist, wenn nicht eingebüßt, doch verringert. Allerdings trägt Storm selbst durch den Zauber seiner Novellen, mit dem er sie zu Prosagedichten erhoben, nicht unwesentlich Mitschuld daran. Denn in erster Richtung ist er Lyriker und seine sämtlichen Erzählungen gehören im letzten Grunde weniger der epischen als der lyrischen Dichtung an."

Wie gesagt, fast Wort für Wort gilt dies auch von Jensen. Eine Parallele mit seinem Landsmann und Freund sei daran nicht geknüpft; es käme wenig Klärendes dabei heraus; sie sind grundverschiedene Naturen. Auch der Vergleichung mit anderen will ich hier aus demselben Grunde ganz und gar aus dem Wege gehen und nur an der Hand des Buches selbst zum mindesten anzudeuten suchen, welchen Poeten und was an Poesie man darin findet.

Wer für dichterische und namentlich für lyrische Physiognomie einen Blick hat, wird ein Gedicht von Jensen unfehlbar erkennen, auch wenn sein Name nicht darunter steht. Es giebt Gedichte von Eichendorff, die Heine, Gedichte von

Digitized by Google

Mörike, die Storm geschrieben haben könnte, aber kein Gedicht von Jensen, bei dem wir einen andern Verfasser vermuten könnten. Sehen wir davon ab, ob dies schon an sich und unter allen Umständen ein Vorzug ist, die Thatsache aber steht außer Zweifel. Jensen ist in Allem durchaus eigenartig, in der Weltanschauung, in der Empfindungsweise, in der Sprache, in der Art, wie er die metrische Form handhabt.

Jensens Weltanschauung ist im Kern gar nicht mißzuverstehen; man darf sich nur nicht durch Unwesentliches beirren lassen und muß das Wesentliche richtig deuten. Er ist durch und durch *human*; der — sit venia verbo — menschlichste Mensch, den man sich irgend vorstellen kann, so sehr von allem Vorurteil, das von der Liebe zum Nächsten ablenkt, frei, aber auch so fern von allem Hoffen und Glauben, das auf Überirdisches hinlenkt, entfernt wie wenige andere Dichter. Sind wir tot, „dann waren auch wir, als ob nie wir gewesen“:

Doch nach uns geschieht noch, was vor uns geschehen,
Was kurz wir mit blickenden Augen gesch'n;
Die Blumen, sie blüh'n über uns und verwehen,
Es kommen, gleich ihnen, die Menschen und geh'n

Unendenden Zuges; ein flüchtig Erwachen,
Um weiter zu thun, was sie immer gethan;
Sie glauben an Götzen und Götter, sie lachen
Und weinen und säen den ewigen Wahn.

Zweierlei aber unterscheidet ihn von Vielen, ja den Meisten, die nach dieser Hinsicht seiner persönlichen Überzeugung sind: eben weil er human ist, ist er auch duldsam; von dem Zelotentum des Atheismus oder Pantheismus, das ja ebenso widerlich ist, wie jedes andere, ist er unendlich fern; in seinem Köcher findet sich mancher Pfeil gegen den Aberglauben, gegen den Glauben kein einziger. Aber noch mehr: ihn trennt in Wahrheit nur von dem rohen Materialisten eine tiefe Kluft; der Idealist, gleichviel welcher Richtung, wird mit innerster Bewegung seiner Stimme lauschen. Denn rührend, ergreifend, ja herzerschütternd tönt aus diesen Gedichten die Liebe zur Natur und zu den Menschen wieder; hier atmen sie eine Innerlichkeit der Anschauung, eine Kraft der Empfindung, die fesselt und bezwingt.

Es giebt keinen Lyriker der Gegenwart, der Jensen an Naturgefühl übertrifft, oder auch nur gleichkäme. Seine Seele und die Natur sind in seinen besten Gedichten gleichsam eins, untrennbar vereint und verschmolzen. Ich lese ein Gedicht hierher, das dem Kundigen beweisen mag, daß ich nicht zuviel sage:

Frühlingswind.

Die Augen geschlossen,
Tief atmend mit lechzendem Mund —
Umrauscht und umflossen
Wie von wiegender Welle —
Umwirbelt, umstürmen
Wie von Kindergespielen —
Umwirrt und umringelt
Wie von weichem, flatterndem Haar
Grüner, selig thörichter Jugendliebe — —
In zerspringende sich dehnender Brust,
Hinein in jeden Tropfen des Blutes,
Bis in die Seele schauernd
Ueber die Berge braust
Der Frühlingswind.

Ich möchte auf Flügeln
Mit ihm stürmen,
Ihn niederringen
Wie einen Todfeind,
Mich um ihn schlingen
Wie um den wiedergefundenen Freund
In unendliche Weite davon,
Und ruhen am sonnigen Rain,
Von seinem Hauch überrieselt,
Schlafend, träumend,
Gedenkend, vergessend,
Alles zugleich —
Lachen, jubeln, weinen
Über unermeßliches Glück,
Über unsagbares Weh.

Es ist die einzige Probe, die ich ganz hierher setzen kann; ich lasse aus zwei anderen Gedichten dieses Stoffkreises zum mindesten einige Stellen folgen. So aus „Sonnenmüdigkeit“:

Nach Hause kehr' ich sonnenmüd'
In Mittagsglanz und Beben,
In süß umglüht, in hold umblüht,
Von Frühlingsduft und Leben;
Ein Duft umwogt mich allumher
Und in der Luft ein Klingen:
Es ist zu schwer, man trägt's nicht mehr,
Wie mit den jungen Schwingen.

Oder wie ist in „Vorfrühling“ die ahnungsvolle Stimmung in ein Bild gebracht:

Mir aber ist süß und sonnig
Von Träumen die Seele bewegt,
Wie ichig vor seinem Geburtstag
Ein Kind zum Schlafen sich legt.

So groß, so innbrünstig ist diese Liebe zur Natur, daß die Seele wähnt, die Liebe könne auch mit dem Tode nicht enden. Wenn der Sonnenschein „auf das Grab flimmernd goldene Ringe spielt“ —

Da wird's nicht schlafen mich lassen
Im dunklen, engen Gemach,
Allmächtig wird es mich fassen,
Mein Herz wird allzuwach.

Es wird aus der Brust mir drängen
Ein göttlicher Schmucktrieb
Und meine Mammer zersprengen —
Ich hatte die Sonne zu lieb.

Wer alles Lebendige mit so unfaßlicher Liebe umfaßt, muß ja unendlich viel an den Tod denken. Als was muß erscheint er dem Dichter? Für den Abgeschiedenen trotz seines heißen Lebensdranges doch nur als ein Glück:

Wie schön sind die Toten! Es fällt alles Kleine
Von ihnen, das sie im Leben besessen,
Die Mängel des Lebens, das täglich Gemeine;
Es umblühet ihr Grab ein schönes Vergessen.
Ihr Bestes allein, das mit ihnen begraben,
Ihr Edelstes hält in jorglosem Stand
Als Wehmutsblume liebende Hand.
Nur schad', daß sie selber nichts mehr davon haben.

Oder viel rührender, wenn auch mit einer leisen Zuversicht, die dem verwundeten Gemüt wohlthut, in dem ergreifenden Gedicht auf den Tod seines Knaben:

All' deine kleinen Sorgen
Sind nun für immer aus,
Du liegst so gut geborgen
In deinem stillen Haus;
Dir mag's gar thöricht scheinen
In deiner sichern Hut,
Daß wir so kläglich weinen,
Weil's Dir so gut, so gut —

Doch nein der Tod ist notwendig, auch für das Leben, und der Tod ist Ruhe. Ein Gedicht voll Einfachheit und dabei man lese es nur aufmerksam voll feinster Kunst spiegelt den Gedanken in einem Bilde wieder,

Digitized by Google

das gegen den Schluß hin unsere Phantasie gewaltig mit fortreißt:

Das Thal liegt mir zu Füßen
Im weißen Mondenschein;
Von stillem Auger grüßen
Die Gräber, Stein an Stein.

Fern hallt des Flusses Rauschen
Im dunklen Tannenschacht;
Die schwarzen Wipfel lauschen,
Und schweigend ruht die Nacht.

So liegen im Nachtgewande
Allum die Gräber nun;
Ich schreite von Land zu Lande
Und sehe die Schläfer ruhn.

Aber wenn alle Blüte auf Erden nur aufsproßt, um zu welken — wozu dies Leben?! Schrill und ergreifend, wie ein Naturlaut, entringt es sich dem Herzen unseres Dichters:

Fürwahr, ich mag es nicht mehr sehn,
Dies ewige Werden zum Vergehn;
Dies Tändeln, wie man Kranke trägt
Und ihrem Schmerz Genehung lügt:
Dies Lachen blinder Gegenwart,
Das stets des Todesstreiches harrt,
Daß keinen Herzschlag du vergißt,
Wie alles mir zum Sterben ist.

Und dennoch, man trägt sein Dasein nicht bloß, weil man muß, es ist auch der Mühe wert, es zu leben. Mit einem Schlagwort ist schon das Verhältnis Jensens zu metaphysischen Fragen schwer abzuthun, geschweige denn der Grundton seiner Gemütsstimmung. Ist er im letzten Grunde Optimist oder Pessimist?! Darauf mag er selbst antworten:

Was Optimist und Pessimist,
Theist und Christ und Atheist!
Du bist nichts andres, als du bist,
Und hast nichts andres, als was ist.

Da eben steckt's: Leben ist etwas, „was ist", und lebt man es im Sinne unseres Dichters, so lohnt es sich. Das folgende schöne Gedicht giebt einen Grundzug in Jensens Anschauung wieder:

In allen trüben Stunden,
Die mir die Welt gebracht,
Hab' allzeit ich empfunden
Des alten Wortes Macht:
Ein Saatgefilde ist die Zeit,
Du erntest Lust, du erntest Leid —
Der Tag hat seine Stunden
Und ihre Zeit die Nacht.

Das hab' ich immer feste
Gehalten vor dem Sinn,
Es kam und schwand das Beste
So wie das Schlimmste hin.
Harr' aus nur eine Weile lang,
Bis es erinnernd wiederklang,
Und was da bleibt vom Reste,
Der Rest bleibt doch Gewinn.

Worin für den Dichter dieser „Rest Gewinn" besteht, davon später. Aber wie er zu erringen ist, das deutet bereits dies schlichtinnige Lied an: Harre, arbeite, bescheide dich. Du bist ein Mensch, wie darfst du auf volles Glück hoffen?! Es kommt aus dem Tiefsten dieses Dichterherzens, wenn Jensen seinen Segensspruch an sein Töchterchen nicht mit der Verheißung reichen, ungetrübten Glücks, sondern mit den Versen schließt:

Eine unerschlossene Rose,
Harrst du noch auf Sonn' und Wind —
Doch dir fallen Menschenlose,
Und so trage sie, mein Kind.

Menschenlos aber ist vor Allem der Kampf: das Eintreten für seine Lebensarbeit, so lang der Atem reicht:

Die Kugel pfeift, es fällt dein Nebenmann,
Und wieder einer — Lück' um Lücke.
Die Fahne weiter, noch ein Stück hinan!
Und vorwärts! Weiter! Nicht den Blick zurücke!

Es dröhnt: der neue Tag ruft neu ins Feld,
Und wieder nun dich fällt's. Das ist das Leben.

Dies ist auch der Grundgedanke, der den 1872 zuerst erschienenen Terzinen-Cyclus „Um meines Lebens Minne" durchzieht:

Sie weben, bis ihr Fleiß ein Leichentuch
Zum Ausruh'n sich erwarb — und ob du sinnst,
Du findest nur: Das Dasein ist ein Fluch.

Aber dasselbe Dasein bringt edlen Sinn, hehren Opfermut, bringt Schönheit der Natur und —

Und eine Schönheit sah ich über allen
Wie licht von knorrigem Stamm sich höchste Blüte
Emporrankt zu des Athers blauen Hallen,
Der Menschheit herrlichsten Demant die Güte.

„Nun kämpft um Euer Leben!" sagt die Natur zu den Menschen und in genau dieselben Worte kleidet sich für einen anderen Dichter von gleich starkem Naturstinn, Turgenjew, ihre Stimme), aber denkt dabei nicht an Euch allein, auch an Eure Nächsten, an alle Menschen. Und dann geht Euch ein tieferer Sinn darin auf:

„Schön ist das Heut' und schön der Hoffnung Morgen:
Schön ist es, Liebe zu empfah'n, und schön,
Mit Liebe für der Nachwelt Glück zu sorgen;
Ein Klang, ob auch vergänglich sein Getön,
Aus warmer Brust zu sein, nach seiner Gabe
Den Bau der Menschheit reicher zu erhöh'n.
So kreist ihr Rad um eine feste Nabe,
Und rollt es ab, die Liebe wird besteh'n,
Wird auferste'n auch aus dem Sternengrabe
Des kleinen Erdballs, neue Saat zu sä'n
Im großen All

Man sieht, in der Liebe des Menschen für Natur und Menschen gipfelt diese Theodicee des Pantheismus. Auch Jensens Religion ist eine Religion der Liebe. Wie ein belebender, erwärmender Hauch schlägt uns diese Empfindung aus allen Blättern des Buches entgegen. Die Liebe im weitesten Sinne, die Liebe für die Nächsten, für Weib und Kind, und darüber hinaus für alle Menschen, die Erdenlos tragen, also kämpfen, leiden und sich läutern. Auf dem Herzen der Gattin „ruht ihm die Welt"; innigere Töne hat nie ein Dichter für die Gefährtin seines Lebens gefunden, als er („Herbstsonne", „Fragen.") Das Gleiche gilt von den Liedern an seine Tochter: man lese z. B. nur das rührende: „Nach der Hochzeit":

Hier noch ein Stückchen Seidenband
Was greift zur Bimper denn die Hand,
Als wollt's das Herz mir höhnen?
Es ist so stumm, so kalt und leer —
Mein liebes Kind kommt nimmermehr.
Man muß sich erst gewöhnen.

Eben weil er der Liebe voll ist, erscheint ihm auch die Sorge um die Seinen nicht wie eine Last, sondern wie ein Segen:

Doch ward dir Eins wie eine Himmelsgabe,
Das ist die schöne Sorge um die Deinen,
Die, dunkler Wetternacht gleich, erscheint
Und kämpft und bangt und Glückestränen weint.

Über diesen nächsten Kreis hinaus wendet sich seine Liebe der Heimat zu („Herbstwiederkehr") und der ganzen Menschheit.

Vielleicht wird, wer die Gedichte kennt, mir mit der Frage ins Wort fallen: „Und wie verträgt sich damit die Menschenverachtung Jensens?" Ich aber antworte: Das ist ein Irrtum! Er beklagt die Gebrechlichkeit der Menschen-

Digitized by Google

natur, er haßt die Gemeinheit so glühend, wie nur je einer, aber er verachtet die Menschen nicht. Gedichte wie „Befremdlich", „Eines" oder Epigramme wie:

Wo immer du gräbst nach Überresten
Vergang'ner Geschlechter, der Bodengrund
Wirft stets herauf den gleichen Fund:
Den tiefen Menschheitsekel der Besten,

wollen richtig verstanden sein. Die glühende Liebe zum Guten, zur Menschheit gebiert den glühenden Haß gegen Alles, was ihrem Adel entweiht.

Alles vergeht, aber die Liebe bleibt:

Verdienst und Ehre, Stolz und Kraft
Zerstieben wie vergilbtes Laub,
Die Schönheit und die Wissenschaft,
Vermodert liegen sie in Staub,

Die Liebe nur, das arme Ding,
Hält bis zuletzt am Bett noch aus
Und schleicht erst, wenn der Atem ging,
Verwaist sich aus dem Sterbehaus.

Und neben der Liebe bleibt die Natur und — das Leben an sich. Das ist der „Welt Gewinn". Mit „seligem Beben" fühlt er in jedem Herzensschlag in sich das „hohe Wunder zu leben". Dies Daseinsgefühl ist, sag' ich, auch für ihn an sich ein Glück, noch mehr, wenn wir seinen Zweck begreifen: zu leben. Das scheint ein Spiel mit Worten und führt doch ins Tiefste dieser reichen, begnadeten Menschenseele. Ist der Werktag vorbei, dann dürfen wir uns in eine Welt emporschwingen,

In eine Welt, von Duft und Glanz umgeben,
Die nur den einen Zweck besitzt: zu leben!
Und Schatten gleich sinkt ab von ihrem Strand
Des Werkeltags Verdienst, Betrieb und Stand.
Nur Genien mit himmelslichten Flügeln
Empfangen uns auf ewigen Sonnenhügeln:
Es herrscht in ihrem Tempelbaugebäude
Die Liebe nur, die Schönheit und die Freude —
Des Geistes Flug, hoch über niederen Breiten,
Gedanken, die auf Sternenbahnen schreiten —
Der Hoffnung selig klopfendes Empfinden,
Des Glückes süß erfüllendes Umwinden,
Und als das Höchste, stets doch ungestillt,
Die Sehnsucht nach des Herzens Götterbild.
Ich fühl's, das einzig ist's, wofür gegeben
Das Leben uns, und das allein heißt leben.

So tritt zur Liebe, der Liebe zu Natur und Menschen, als der andere tröstende Genius auf dieser Lebensbahn die Sehnsucht, die glühende Sehnsucht nach dem Schönen, dem äußerlich, dem sittlich Schönen — „die Sehnsucht ist das Glück."

Damit ist im Wesentlichen Jensens Weltanschauung, wie sie sich mir darstellt, umrissen. Es bedarf nicht erst der Ausführung: ein Mann dieses Schlags buhlt weder um die Gunst der jüngeren Genossen, noch um die der Menge. Das Gedicht „Heutige Jugend" zieht ruhig, männlich, freilich auch schmerzvoll den Scheidestrich zwischen ihm und den Modernen. Er versteht diese „neue Menschensaat vom Kriege gezeugt, vom Kampfe erzogen". Aber ihre Wege sind nicht die seinen: „Des Lebens Schönheit liegt begraben" —

Uns aber will noch nicht, uns Alten,
Für die schöne Tote das Herz erkalten.

Und im „Epitaph" schreibt er sich selbst als das, was für ihn „einzig wertvoll" ist, zu:

Daß nie von meiner Hand ein Kranz
Um Gunst und Gut gewunden ward,
Daß nie ein Wort ich schrieb, das nicht
Von mir als wahr empfunden ward.

Wie nun wird das National-Gefühl eines Dichters dieses Schlages geartet sein?! Darauf giebt der letzte Abschnitt der Sammlung „Lieder aus Frankreich", der unveränderte Wiederabdruck eines 1870 anonym erschienenen Heftes, Antwort, und zwar genau diejenige Antwort, die sich der verständnisvolle Leser aus den früheren Abschnitten selbst hat geben können: Jensen ist auch hier vor Allem ein Mensch und darum geht ihn zunächst das rein Menschliche an, das Los und die Empfindung des Einzelnen in der riesigen Heerschar. „Von einem deutschen Soldaten" stand auf dem Titel jenes vor 28 Jahren erschienenen Büchleins; Jensen war nicht dabei, gleich wohl war jener Titel ein innerlich berechtigter; jedes Lied ist echt, ist empfunden und angeschaut und keines gemacht; nirgendwo auch nur eine Spur von Phrase. Die ersten und stärksten Empfindungen des Kriegers waren naturgemäß die Sehnsucht nach der Heimat und den Seinen, der Gedanke: „Was wird aus ihnen, wenn du fällst?!", das Grauen vor den Schrecken des Krieges — und darum klingen, nein gellen sie uns auch aus diesem Cyclus erschütternd entgegen:

Daß die nächste Stunde nicht mehr dein,
Daß jeder Gedanke dein letzter kann sein —
Daß die Kugel pfeift, daß der Schlachtruf gellt,
Daß der liebste Freund an der Seite dir fällt —
Daß weiter du musst und ihn jammernd verlierst,
Daß den Feind du aufs Korn nimmst und stürzen ihn siehst —
Gefahr und Entsetzen, Gefühn und Geschrei —
Das geht wie im Rausch an dir vorbei.
Nur wenn es vorbei und den Sieg du gewannst,
Und schlafen du möchtest und schlafen du kannst —
Da plötzlich wohl kommts dir ins Auge so dumm,
Daß die Nacht du durchschlachtest und du weißt nicht warum.

Oder das erschütternde Lied vom Tod des Landwehrmanns vor Metz:

Wir saßen am Grabenrande
Und horchten im Dämmerschein
Unsrer Leute kunstlosem Gesange —
Sie sangen die „Wacht am Rhein".

Bisweilen nur kam dazwischen
Ein Schuß herübergedröhnt,
Auch ab und zu wohl ein Zischen —
Doch waren wir lang d'ran gewöhnt. — —

„Halt' ich für meinen Jungen,"
Sprach er, „doch mit hier Wacht,
Daß endlich aus Dämmerungen
Ein voller Tag ihm lacht.

Daß nicht sein Blut er vergießen
Einst muß fürs Vaterland,
Daß glücklich er genießen —"
Abbrechend drückte die Hand

Aufs Herz er schweigsam und legte
Den Kopf zurück an den Wall,
Während stumm sich im Herzen mir regte
Seiner Worte Wiederhall. — —

Der Mann ist tot, eine Kugel hat ihm das Wort abgeschnitten. Wer solche Situationen herausgreift, solche Töne findet, hat auch für den Feind eine andere Empfindung, als den blinden Haß. Auch der französische Soldat ihm gegenüber hat Heimat und Weib und Kind:

Ich weiß, das Alles, du haft's, wie ich,
Und ich weiß es, ebenso
Werden strömen die Thränen nun dich wie nun mich
Auf Erden, irgendwo.
Ein Glück, das keinem Unrecht schuf,
Fällt starr mit dir ins Grab,
Es beschwört ein unbenennbarer Jammerruf
Einen Fluch vom Himmel herab.
Und nun liegen in stummer Nacht wir hier
Uns gegenüber, zu Boden gestreckt,
Aufhorchenden Ohrs, wie ein lauerndes Tier
Zu tötlichem Sprunge gereckt.

Digitized by Google

Der Vorsichtsfrohere, wer von uns ist's?
Vielleicht wird sie Schmuck die Klugheit ihm raubt —
Ein Raschelu — gezückt! und ein Ruck! — du bist's —
Und die Flücht, sie fall'n auf mein Haupt!

Wo ist nun das Gegengewicht gegen solche Empfindung zu finden? Für den Dichter liegt es — und das entspricht ja auch ganz und gar seiner Weltanschauung — in der Überzeugung:

Der Krieg muß sein, wie der scharfe Ost,
Der die Welt von Krankheit reinigt!

— und in der Erkenntnis:

Es muß ja sein, daß gegen den Mord
Sich unser Volk verteidigt.

Ohne Überhöhung, aber fest, treu, unerschütterlich, wie zu seinem eigenen Leben steht der Dichter zu seinem Vaterlande. „Gieb uns," ruft er dem greisen Kriegsherrn zu, „was uns heut' nötig thut, die deutsche Kaiserkrone":

Die Krone, die nicht Deutschlands Mark
An fremden Gauen verschleudert;
Die nur die Heimat riesenstark
Gen fremde Gier bewehret!
Die, blutige Flammen lodernd, nicht
Dem Flug des Geistes wehret!
Die Krone, die mit heiligem Licht
Der Freiheit Saaten nähret!

Darin gipfelt der Enkius, aber daneben — und wie bezeichnend ist dies wieder für das Gemüt des Dichters, dessen Verstand den Krieg für ein notwendiges Übel erkennt! — in dem erschütternden Ruf: „Der Friede schenkt uns — den Frieden!"

Nur noch ein Wort über Jensens Art des Empfindens. Sein Gefühl ist heiß und keusch zugleich, und ferner: fast nichts kommt ihm aus dem Gemüt allein, nicht Vieles nur aus der Phantasie, das Meiste aus der innigen, für ihn charakteristischen Verschmelzung beider Gaben. Welche von ihnen in ihm die stärkere ist, möchte schwer zu entscheiden sein; vielleicht aber doch wohl die Phantasie. Daher auch jener Zug, der diesem Bande, wie vielen seiner Novellen, eine eigentümliche Signatur giebt, das Traumhafte, das Visionäre. Diese guten Augen können klar in die Welt blicken, aber oft leuchten sie in mattem verschleierten Glanze: wenn sie Gesichte vor sich emporsteigen sehen. So führt er uns selbst in das Tiefste seines Wesens hinein, wenn er sich zurnft:

Du bist wie ein Traum am lichten Tag,
Den keiner mit Tür zu fühlen vermag.

Alles Leben ist ihm doch nur ein „kurzes Träumen", in Träumen und Visionen kehrt ihm die Geliebte wieder, nicht anders erinnert er sich des Elternhauses:

Im Traume kam ich heim. Der Frühlingswind
Durchfrischt die Gräfer, und Syringen schicketen
Mir Duft entgegen. Lachend dicht umrückten
Mich nun die Schwestern, zogen mich geschwind
Hinein zur Stube; auch das Hausgesind
Begrüßte mich vertraut, und schweigend blickten
Mich nur der Mutter Augen an und nickten.
Dann endlich sprach sie leis: Mein graues Kind —
So wohnoll klang's und geisterhaft zugleich,
Und tötlich schnitt ins Herz mir seine Trauer,
Die jählings ich verstand.

Und in einer Vision sieht er sich selbst als Jüngling:

Und plötzlich durch die lange Straße dort
Im Sonnenlicht kommt ich mir selbst entgegen —
Und nun ganz nah blickt ich ihm ins Gesicht:
Sein Auge glänzt, er lacht und schaut ins Weite
Und sieht auch mich jetzt an und — kennt mich nicht
Und dreht gleichgültig seinen Kopf zur Seite

Auch solche Gedichte, aus denen die Phantasie weitaus vernehmlicher spricht, als das Gemüt, enthält das Buch viele. Aber für Jensen am bezeichnendsten, und in solchem Maße nur ihm eigentümlich, ist doch die Durchdringung inniglichen Empfindens mit gewaltiger Phantasie. Hier als Probe die Schlußverse des schönen Gedichtes: „Meines Kindes Trauring":

Ich küsse heut' meinem Kinde
Beim Abschied die liebe Hand,
Und heimlich küsse den Reif ich,
Der einst noch die tote umspannt.
Ich möchte das Glück in ihn bannen —
Und die Lippe, die jetzt von ihm schied,
Sie grüßt auch den fernen Enkel,
Der einst von der Hand ihn dir zieht.

Durch und durch originell ist auch die Sprache Jensens, wie in der Novelle, so in der Lyrik, nur hat die letztere vor der ersteren eine sorglichere Feile und darum größere Klarheit und Durchsichtigkeit voraus. Es ist eine Sprache voll Kraft und Schwung, bilderreich und voll Stimmung, eine von allem Raiven, im guten wie im unguten Sinne, unendlich ferne Sprache. Mit wenigen Ausnahmen eine pathetische Sprache, aber fast immer von aller Phrase und Geschraubtheit sehr weit entfernt. Ob Jensen viel an seinen Gedichten arbeitet, weiß ich nicht; aber ich meine: nein. Seine seltene Sprachgewalt in ihm angeboren; er achtet nicht viel darauf (wenn auch, sagt' ich schon, hier mehr als in seinen Prosaarbeiten), sonst wäre nicht ab und zu der Ausdruck schwächer, als bei manchem minder begabten Dichter. Aber das sind Ausnahmen; im Wesentlichen giebt diese Sprache dem Gedanken, der Empfindung das würdige Kleid, vereinigt plastische Kraft und Stimmungsgewalt. Man lese z. B. „Tageschluß". Zuweilen giebt ein einziger Vers wieder, was anderen durch eine ganze Strophe nicht gleich stimmungsvoll auszudrücken vermöchten: z. B. „Und kühle Schatten wuchsen durch die Stille".

Was endlich die metrische Form dieser Gedichte betrifft, so scheint mir auch darin die gewaltige natürliche Begabung weitaus größer, als der Fleiß und die Kunst. Das Sonett abgerechnet finden sich in dem Buche so ziemlich alle üblichen Formen, und alle mit gleicher Sicherheit gehandhabt. Jensen ist der geborene Versdichter; Inhalt und Form kommen sichtlich im gleichen Augenblick auf die Welt; daher auch, wenn dieser Augenblick ein besonders begnadeter ist, die heimliche Melodie dieser Verse, z. B.:

O wie der Sommerwind durch die Wipfel geht,
Also Erinnrung mit weichem Flügel mich umweht —

Das Metrum ist spröde, eigensinnig, und doch — wie viel Wohllaut steckt darin! Aber daneben finden sich auch Härten, die ganz unbegreiflich wären ohne die Annahme, daß er eben ruhig stehen läßt, was einmal geschrieben ist:

Wie bist so weit, mein Herz
Du doch von mir noch!

Das ist gewiß künstlerisch ein Mangel; kein Zweifel, Jensen hätte auch als Lyriker mehr werden können, als er ist. Aber sollen wir darüber vergessen, wie viel er ist? Dieses Buch muntet zu überhaupt nicht wie ein Garten an, sondern wie ein Wald. Mächtig ragen die Eichen, urkräftig sproßt das Gesträuch und dazwischen blühen hold die Blumen der Wildnis — wer sie durchwandelt, vernimmt das gewaltige Brausen des Sturms in den Ästen, den gellenden Schrei der Kreatur, aber auch das sanfte Flüstern des kaum bewegten Grases und das süße Lied ans Vogelkehle . . .

Ja, das ist ein Buch! Bliebe es ungelesen, wir Alle hätten uns dessen zu schämen.

K. E. Fr.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Eheglück.

Roman von Bianca Bobertag.

Erstes Kapitel.

Salzbrunn war in der Mitte der vierziger Jahre noch nicht der mit modernem Komfort eingerichtete, teure Badeort, der es heute ist. Es besaß noch keine eleganten Hotels und keine Verkaufsbazare, keine Teppichbeete und keine Wiesbadener Preise. Trotzdem war sein Besuch ein lebhafter und bei aller Einfachheit der Verhältnisse gab es etwas wie ein Badeleben. Gegenüber dem Kursaal stand eine Art Vogelbauer, das das „Orchester" genannt wurde und in dem man eine jener Bademusiken veranstaltete, die zwischen dem Erträglichen und dem Unerträglichen die Mitte halten. Es gab eine Promenade, auf der die neuesten Pariser Moden spazieren geführt wurden, Réunions, bei denen getanzt und musiziert wurde, und selbst eine Leihbibliothek von etwa 100 Bänden, in der neben den Räuberromanen von Spindler und Vulpius die Flygare-Carlén und die Paalzow, Walter Scott, eine Anzahl „Taschenbücher für Liebe und Freundschaft" und für verwegenere Gemüter Paul de Kock und Eugen Sue zu haben waren.

Selbstverständlich gab es auch den nötigen Badeklatsch; die Toiletten-, Gesundheits- und Moralitätsjury waltete damals so gut wie später ihres Amtes, und Neuangekommene mußten sich so lange bemäkeln lassen, bis sie glücklich selbst in dem großen Gerichtshof Aufnahme gefunden hatten.

Da zwei auffallende Erscheinungen, Madame Florentine Gernoth, und ihre Tochter, Frau Doktor Rhode, sich sehr zurückhielten, gehörten sie zu den meistbesprochenen Persönlichkeiten.

Sie lebten einfach. Jeden Morgen zur gleichen Zeit sah man sie nach dem Brunnenhause und zur Molkenanstalt gehen, Wanda Rhode ihr Glas in der Hand, Madame Gernoth ihre kleine Enkelin führend, und wen die Frauen mit ihren schlanken, ebenmäßigen Figuren, den kühngeschnittenen Nasen, den großen, stolzblickenden Augen der älteren, den zärtlichen, geistreichen der Tochter nicht mehr interessierten, der warf gewiß einen Blick auf das kluge, ernsthafte Gesicht des kleinen Mädels, dessen blitzende Augen jede Seite des großen Bilderbuches, das vor ihm aufgeschlagen lag, aufmerksam musterten. Es war Rasse in den drei Figuren, wenn auch nicht in aristokratischem Sinne.

Es hatte sich herumgesprochen, daß Madame Gernoth von ihrem Manne geschieden und in sehr bescheidenen Verhältnissen zu leben gezwungen sei, während dieser, ein reicher Breslauer Fabrikant, als Lebemann galt, der im Musik- und Theaterleben der Stadt eine Rolle spiele. Man nannte große Summen, die er im Dienste der Muse verschwende. Von der Frau Doktor wußte man nicht zuviel: sie war viel umworben worden, hatte einen jungen Arzt geheiratet, ein paar kleine Kinder gehabt, von denen sich nur eines am Leben erhalten und war seit der Geburt des letzten leidend gewesen. Das war alles.

Wenn Frau Gernoth darauf bestand, daß sie sich in den ersten beiden Wochen vollständig von der Badegesellschaft zurückhielten, geschah es auf Wunsch des Arztes, der bei der Lebhaftigkeit der jungen Frau fürchtete, daß vieles Sprechen ihr schädlich sein könne. Sobald nur aber die Halsaffektion sich gegeben hatte und die Farbe auf Wanda Rhodes Wangen zurückkehrte, war die sorgliche Mutter auch bereit, ihr den Verkehr mit anderen und die Teilnahme an einigen bescheidenen Vergnügungen zu gönnen.

Sie überlegte eben, an welche der Frauen, die sie vom Sehen und ein paar gelegentlich gewechselten Worten kannte, sie sich am besten zu einer Kremserfahrt oder dergleichen anschließen möchten, als Wanda von einem Spaziergange, den sie allein durch die Anlagen unternommen,

Digitized by Google

zurückkehrend, in fröhlicher Erregung auf sie zueilte.

„Mutter — Konzert im weißen Lamm — Stücke von Beethoven und Chopin, Liedervorträge — Deklamationen von Holtei, denk bloß: Holtei! Entree vier gute Groschen, das ist doch nicht schlimm? Nicht wahr, wir gehen? Ich bin ja wieder ganz gesund, von Halsschmerz keine Spur mehr, g a n z gesund, bloß daß ich vor Langerweile sterbe."

„Holtei hätt' ich auch gern einmal gehört! Aber das wären für uns beide acht gute Groschen."

„Wir müssen uns doch auch einmal etwas gönnen. Zuletzt Tanz. Denk' doch."

„I wo werd ich Dich denn tanzen lassen!"

„Gesunde Menschen können tanzen, soviel sie wollen. Habe ohnedies das ganze Jahr so schlimm zugebracht. — Ach Gott!"

„Nun ja, das hast Du. Mach nur nicht die Unglücksmiene."

„Nein, ich will nicht mehr dran denken. Also die Polonaise und 'nen Walzer erlaubt Du schon, Walzer ist ja ein Tanz zum Einschlafen. Nur das ewige Stillsitzen in der Laube, das ist zu schrecklich. Und das schablonierte Muster an unseren Wänden kenn' ich wahrhaftig auch auswendig, die Erzählung, wie die Mutter der Wirtin die Wassersucht hatte, ebenfalls, und also, wenn ich nicht wieder krank werden soll aus Langweile und Unruhe, so gehen wir dorthin, Mutter. Ja?!"

„Du bist auch ganz wieder wie als Mädchen."

„Freut Dich denn das nicht?"

„Nun ja — freilich."

„Ach, denk' Dir, und der Spaß: das Lied, das Kreowski einmal an mich gemacht hatte: „Ich weiß nicht, ist es Unrecht," das wird auch gesungen —"

„Ist denn Kreowski hier?" fragte Frau Florentine mißtrauisch.

„Ach bewahre. Wer weiß, wer es singt! Wer weiß, ob es überhaupt dieses Lied ist; es kann auch ein anderes so anfangen! Ich dachte bloß — vielleicht."

„Du bist ja rot geworden."

„So? Na, weißt Du, er gefiel mir doch damals sehr gut. Aber das ist ja nun so lange her, so lange, vier lange Jahre. — Klärchen hübsch artig gewesen? Ja Puz? Komm mal her, sag mal, hat Dir Großel eine hübsche Geschichte erzählt?"

Und sie nahm das kleine Mädel auf den Schoß und küßte es, bis es wieder hinunterstrampelte.

Frau Gernoth betrachtete sie scharf. Ihre Tochter war keine allzu pünktliche Mutter, nicht liebllos, aber nicht von der überströmenden Zärtlichkeit mancher anderen; die Heftigkeit, mit der sie das Kind küßte, erschien ihr mehr als der Ausdruck einer starken Erregung, die irgend einen anderen Grund hatte.

In diesem Augenblicke fiel die Musik ein, und

„Leswig-Holstein, meerumschlungen
Leswig-Holstein, stammverwandt"

sang das kleine, noch nicht ganz zweijährige Ding jauchzend; entzückt hob es die Großmutter auf und überschüttete es jetzt ihrerseits mit Liebkosungen.

„Sie kennt jedes Lied an der Melodie her aus! Und Verse über Verse weiß sie auswendig, unser Goldkind!"

„Du bist noch viel eitler auf sie, als Ewald", sagte die junge Frau.

„Bist Du es denn nicht?"

„Ich — na — das ist doch ganz selbstverständlich, daß ich s o ein Kind habe! Bin i ch denn von Dummersdorf? Und Verse und Lieder — weiß ich auch ohne Ende. Ja, denk mal, Mutter — ich hab eben ein Gedicht gemacht. Auf dem hübschen Aussichtspunkt saß ich, wo wir mal neulich zusammen waren —"

„So weit bist Du gegangen?"

„Gar nicht weit."

„Und da hast Du ein Gedicht auf die Aussicht gemacht?"

„Na ja. Und ich glaube — es kommt mir so vor — als wäre es anders, als meine sonstigen Reimereien auf Tante Lottens Geburtstag und Vetter Hermanns Polterabend. Soll ich's Dir mal sagen?"

„Meinetwegen, sag es."

Wanda Rhode sah sich um — rechts und links war niemand zu erblicken — breitete ihre Arme aus und fing an zu deklamieren:

„Was, du heller Sommertag,
Streust du so voll Prunken
Hin auf Fluß und weite Flur
Deine goldnen Funken?!

Heller Reichtum überall,
Jauchzen und Erklingen,
Überall in Blühens Kraft
Seliges Durchdringen.

Und bist dennoch ach! wie arm
Noch im Überfluten,
Noch in deinen unerschöpft
Goldnen Sonnengluten.

Digitized by Google

Hab doch ich die Wälder grün
Alle rings ersonnen,
Ist doch meines Herzens Glut
Sonne licht entronnen.

Tönt von meinem Jubel doch
Baches Rauschen wieder,
Und in Busch und Baum sind mein
All die frohen Lieder.

Welt, du bist ein Abbild nur
Meiner Liebesfülle,
Blühst nur, daß in Deinem Glanz
Sich mein Herz enthülle.

Blühst nur, weil in Dir mein Glück
Blüte sich gefunden,
Welt, du seliges Gedicht
Frohbewegter Stunden."

„Das ist ja ganz verrücktes Zeug! Du hast die Wälder ersonnen und die Vögel singen Deine Lieder? Nein höre, das ist doch zu abgeschmackt."

„Es ist aber so."

„Und was soll denn das heißen mit der Liebesfülle?"

„Das? Ja das weiß ich selbst nicht. Das sollte wohl heißen, daß mir das Herz so übervoll ist. Mutter, Mutter, ich könnte ja ganz laut schreien vor Vergnügen: so schön ist es hier, so gesund und so jung bin ich wieder und so glücklich! Und jetzt gehe ich um die Billets."

„Warte doch. Hier ist noch ein Brief an Dich. Von Ewald."

„Von Ewald? Na, das hat Zeit."

„Das hat Zeit? So?"

„Ich dächte."

„Sei doch nicht so eilig. Hör' einmal —"

„Nun?"

„Die Wirtin selber geht heut Abend fort und ihre Bertha ist so unzuverlässig, da wär' Klärchen so gut wie allein — und dann — ich hätte ja Koltei gern gehört, aber acht gute Groschen — weißt Du: Registrators gehen, so schließe Dich nur an die an."

„Nun, wie Du denkst. Und wenn Du Dich wegen Klärchen aufopfern willst, so bin ich ja desto beruhigter. Also auf Wiedersehen."

Und fort eilte sie.

Madame Gernoth sah ihr nach. Gott sei Dank, daß sie wieder so war! Was hatten diese vier Jahre aus ihr gemacht — und nun war sie wieder so frisch und blühend, und sie sollte ihr nicht ein Vergnügen gönnen? Da verfolgten sie auch schon zwei! Nun, sie verstand, sich die Zudringlichen vom Halse zu halten.

Der Brief! Florentine Gernoth wog ihn einen Augenblick in der Hand und legte ihn dann in ihr Strickkörbchen. „Das hat Zeit!"

Sehr zärtlich war das gerade nicht gewesen. Aber, lieber Gott! drei Kinder in vier Jahren, zwei davon wieder gestorben, und diese Qualen, Sorgen und Mühen, die das arme Ding damit durchgemacht — ja, was wissen denn die Männer, wie es nach alledem im Genüt einer jungen Frau aussieht? Wie ihr der Mann damit zu einem Objekt steter Angst, seine Zärtlichkeit zum Grauen, sein Verlangen zur verderblichen Gefahr wird, wie die innigste Liebe hinstirbt in dieser beständigen entsetzlichen Furcht vor Wiederholungen des Schrecklichen! Erst neulich hatte Wanda ihr gestanden, daß das Schönste an diesen fünf Wochen im Gebirge die Befreitheit von der Angst vor neuer Mutterschaft sei, und wie sie am liebsten alles vergessen möchte, was hinter ihr läge, alles, sogar daß sie überhaupt einen Mann habe.

„Das hat Zeit!" Madame Gernoth seufzte. Seufzte über Frauenlos und „Eheglück" und in noch irgend einer Bangigkeit, deren Grund ihr nicht gleich bewußt war. Ja so: diese Verse, die die junge Frau in heller Begeisterung gedichtet und ihr mitgeteilt hatte, Verse von so sprudelnder Lebensempfindung, von einem so jauchzenden Hochgefühl, daß siegender Verstand nur mit Wehmut des Prozesses denken konnte, der alles das wieder zerstören würde. Es nütte Frau Florentine gar nichts, daß sie sie als Ausfluß einer „verrückten Laune" abzuthun suchte, sie blieben der Ausdruck einer starken, lodernden Empfindung, die in ihrer schrankenlosen Subjektivität die ganze Welt in sich hineinzieht. „Verse und Lieder? — weiß ich selber ohne Ende!" Ganz schön! und Wanda hatte sich mit ihnen über tausend Armseligkeiten und Kümmernisse hinweggeholfen — und doch schienen sie ihr ein gefährliches Mittel für die Frau eines Armendoktors, deren Hauptlebensaufgabe darin bestand, zu sparen und Kinder auf die Welt zu bringen. In allem Unharmonischen liegt eine Gefahr. Das hatten schon Frau Florentineus Vater und Großvater erkannt, als sie in ihr und ihrer Mutter denselben Hang zu Versen und Liedern mit eiserner Härte unterdrückten und alles Künstlerische verpönten, bis sie es hassen gelernt, wenigstens die persönliche Beschäftigung damit; und das hatte sie, Florentine Gernoth, erkannt, als sie ihre Tochter in

Digitized by Google

diesem Sinne erzogen. Denn dergleichen läßt sich unterdrücken, das wußte sie — und wußte nur nicht, daß, wo der Hang die Stärke der Leidenschaft hat, er ununterdrückbar bleibt — — und sollte späterhin auch in dem kleinen Mädchen, ihrer Enkelin, vernichtet werden! Und obgleich sich die ernste Frau dunkel der Inkonsequenz bewußt war, die diese Absicht und ihre Freude an der frühzeitig sich offenbarenden Begabung des Kindes bedeutete, beging sie sie doch in einem Erziehungsfanatismus, der seine Befriedigung darin findet, die Natur grade da zu verkrüppeln, wo sie am stärksten ist, und die eben damals in der Mädchenerziehung am nachdrücklichsten das Ideal von Weiblichkeit zu erreichen suchte, das die Kultur entwickelt hatte: die aller Persönlichkeit bare, in den engsten Horizont eingeschränkte, mit ihren Händen arbeitende Wirtschafterin.

„Welt, du bist ein Abbild nur
Meiner Liebesfülle."

„Hm."

Neben ihr wurde es unruhig.

„Alle Steinchen hernntergefallen, alle Steinchen?" sagte sie mechanisch zu dem Kinde, das zu weinen angefangen, und bückte sich, die Kiesel, mit denen es gespielt, wieder aufzuheben. Dann nahm sie die Kleine auf den Schoß und bemühte sich, die Wolken von der eigenen Stirn zu verscheuchen, um das Kind aufzuheitern.

„Das ist der Daumen,
Der schüttelt die Pflaumen,
Der hebt sie auf,
Der trägt sie nach Hause,
Und der Kleine — ißt sie alle alleine auf!"

Da lachten sie beide, das Kind herzlich und ausgelassen, die Großmutter mühsam und mit verhaltenen Seufzern in der Brust.

Die Kapelle hatte inzwischen „Denkst du daran, mein tapferer Lagienka" exekutiert und setzte jetzt nach einer Pause mit einer Polka ein. Auf dem Kurplatze wogte eine bunte Menge hin und her in der uns heut so wunderlich steif und geschmacklos erscheinenden Tracht der Zeit: den weiten, gesteiften Kleidern, den dreizipfeligen Tüchern, ungefälligen Mantillen und korbartigen Backenhüten der Frauen und den engtailligen, breitaufgeschlagenen Röcken, Vatermördern und bunten Westen der Männer, einer Tracht, die an Geschmacklosigkeit und Stillosigkeit nur von der der Möbel und Geräte erreicht wurde, mit denen man sich umgab; und in der man sich dennoch gefiel, sich haßte und liebte, würdig und sogar flott erschien und der übrigens ein fremdnationales Element half, einen gewissen, sentimental interessanten oder sogar pikanten Anstrich zu geben.

Die Welt stand nämlich damals politisch nicht ausschließlich unter dem Zeichen der Revolutionen zu Gunsten eines zu erringenden Konstitutionalismus, es war zugleich die Zeit der polnischen Insurrektionen. Und Europa, obschon kein Staat die Hände rührte, diesem in seiner politischen Sünden Maienblüte getroffenen Volke zu neuer Selbständigkeit zu helfen, zerfloß in romantischem Mitgefühl mit ihm. Es war die Zeit, da die Blätter teils mit Wollust, teils mit Entrüstung ihre Spalten füllten mit Berichten über die Heldenthaten der Sensenmänner Galiziens, über die Umtriebe Mieroslawskis, und über die grausame Barbarei, der die edlen Söhne der sarmatischen Ebene in Rußland erlagen, da kaum ein Pinsel, kaum eine Feder war, die, sich lieber der Vergangenheit zukehrend, wo die Gegenwart so ungewiß war, nicht etwas zur Verherrlichung Poniatowskis oder des Todesrufes Kosciuszkos leisteten. Die Zeit, da polnische Flüchtlinge der Welt den Zauber der pelzverbrämten Schnürröcke, der Kassawaikas und Konföderatkas übermittelten, die alten einheimischen Tänze von feurig-schwermütigen Polkas, Mazurkas und Krakowiaks verdrängt wurden, und die Romanhelden auf Kasimir und Lndmilla hörten.

In der Badegesellschaft zu Salzbrunn machte sich dieses interessante Element ebenfalls geltend. Es gab echte Polen dort, aus deren düstern Mienen der ganze Schmerz der vernichteten Nationalität sprach, Polinnen in Nationaltrauer: schwarzen Kleidern mit schmalen weißen Streifen am Saum und mit dem Ausdruck wehmütigen Selbstgefühls, das das allgemeine Unglück ihnen verlieh. Und daneben gab es dieses Modepolentum, die melancholischen Schnurrbärte, die Pekeschen und viereckig geschnittenen Mützchen:

„Polkahöschen trägt der Kleine,
Polkajäckchen die Mama,
Polkamütze, Polkalocken,
Polkaröckchen der Papa."

heißt es auf einem Bilderbogen der Vierziger Jahre.

Kurz das Polnische war die Mode, und zwar war es eine gefühlvolle Mode. Wie hätte sie nicht besonders eine der Frauen sein sollen, denen jene Zeit das „schöne Gefühl" neben der Wirtschaftlichkeit als Domäne zuerkannte.

Digitized by Google

Madame Gernoth teilte es nicht, sie war nicht sentimental, trotz ihrer Zeit. Als die Polka noch schmetternd den Platz erfüllte, stand sie auf und zog die Kleine fort. „Diese polnischen Hopser! Ob sie nichts Vernünftiges mehr können."

Zweites Kapitel.

Es war halb acht und die deklamatorisch-musikalische Abendunterhaltung sollte ihren Anfang nehmen.

Der Gasthofssaal, mäßig erleuchtet, roch nach frischgewaschenem Holze, war aber gut besetzt von einer Gesellschaft, die man als gemischte, indes nicht im üblen Sinne des Wortes, bezeichnen konnte.

Man saß an den Wänden herum oder stand in Gruppen in den Winkeln, trank Vanillethee mit Sahne und sprach vom Wetter, von der Weltlage und von einem neuen Pariser Westenschnitt. An einem Ende des himmelblau getünchten Saales stand ein engbrüstiges, merkwürdig eckiges Fortepiano, dessen Klaviatur schwarze Unter- und weiße Obertasten hatte, ein Geigenpult und ein kleiner Tisch mit silbernen Armleuchtern und einem Glase Wasser. Von der Decke herab hing ein steifer Kronleuchter mit schiefstehenden Lichtern, in den Ecken markierten ein paar magere Ephenlauben lauschige Plätzchen.

Die Toiletten der Damen waren einfach, doch sah man zwischen philiströsen Spitzenhauben und Barben ein paar extravagante Haartrachten, zwischen bescheidenen, recht bescheidenen Festgewändern, die Jahrzehnte hindurch ihren beinahe sakramentalen Charakter als „gute Kleider" in unabgeänderter Form behielten, einiges nach neuen Pariser Blättern. Die Haltung — nicht nur der Frauen — war ein wenig geziert: die „schöne Empfindung", das „gebildete Gefühl" beherrschte die Zeit und drückte sich in den Mienen auch der Männer aus. Aber zwischen den wohl Tonsierten und Steifbevatermörderten, Bartlosen unter ihnen sah man ein Paar mit wildem Haarwuchs, ungestärkter Wäsche und großen Bärten, welche Demokraten sein mochten.

Als die Registratorin mit ihren nicht mehr ganz jungen und niemals hübschgewesenen Töchtern und der schönen jungen Doktorin eintrat, war der Saal fast gefüllt und hundert neidische oder entzückte Blicke richteten sich auf Wanda Rhode, die in dem Bewußtsein ihrer siegreichen Erscheinung und in der Erwartung des Verheißenen trotz ihrer einfachen Kleidung reizend aussah.

Zuerst trat Holtei auf, der schlesischeste Dichter, den Schlesien gehabt, eine schöne, stattliche Erscheinung, groß, mit langherabwallendem Haar, das Prototyp des leichtverbummelten Genies und edelmännischen Wanderkünstlers; ganz und gar von jener leichtbeweglichen, etwas eiteln Art, die mit einer Beimischung von Rührseligkeit und bewußter Gemütlichkeit den Schlesier alten Schlages charakterisiert.

Er las ein paar Szenen aus „Lorbeerbaum und Bettelstab" mit der ihm zu Gebote stehenden Vortragskunst, die ihm immer Erfolg sicherte und auch hier rauschenden Beifall eintrug, den der gefeierte Mann mit einer Handbewegung entgegennahm, wie eine gutgelaunte Majestät die Ovationen eines Volkshaufens.

Dann trat ein Geiger auf — man flüsterte sich einen zungenbrechenden Namen zu — und trug Variationen über ungarische und polnische Volkslieder vor, und er spielte sie mit der Schwermut, der Innigkeit und der Raserei, mit denen diese Stücke zur Geltung gebracht werden mußten. Man applaudierte ihm entzückt, nannte ihn unter sich einen Meister ersten Ranges und behauptete, daß er mit Chopin befreundet sei.

Dann wurde es hinter dem Fortepiano lebendig. Man konnte nicht gleich sehen, was oder wer sich da zu Kunstproduktionen heranließ, schließlich verständigte man einander doch: ein kleiner, verwachsener Jude schickte sich an, das Instrument zu bearbeiten. Und da erklangen auch schon die ersten Akkorde der Es-mollsonate, die er mit Meisterschaft den Saiten mit dem kurzen, spitzen Klange entriß.

Man war ergriffen, begeistert, entzückt. Der Pianist dankte und teilte den geehrten Anwesenden mit, daß Herr Witold von Kreowski einige von ihm gedichtete und komponierte Lieder vortragen werde. Worauf ein junger Mann in Sammetpekesche und mit dunklem, leichtgelocktem Haar zögernd hervortrat, etwas Weißes, das er in Händen hielt, langsam entrollend.

Gleich darnach begann der Gesang:

„Ich weiß nicht, ist es Unrecht,
Ich weiß nicht, ist es Schuld.
Ist es mir Fluch des Schicksals,
Ist's neuen Glückes Huld.

Ich frage nicht, liebst Du mich,
Bin ich Dir auch nur wert,
Noch hab' ich Deiner Liebe
Verlangend je begehrt.

Digitized by Google

Ich breite meine Arme
Zum Himmel jubelnd laut,
Wie wunschlos man zur Sonne,
Wunschlos und jubelnd schaut.

Du bist — und Glanz und Wonne
Umfluten strömend mich,
Ich habe Dich gefunden,
Und jauchzend lieb ich Dich."

Wanda Rhode wagte nicht aufzusehn, sie wagte kaum zu atmen, es war ein Lied, das sie besser kannte als tausend andere, und doch erschien es ihr in dem Vortrage seines Verfassers und Komponisten, frei herausgesungen vor allen diesen fremden Ohren, ein neues, von ihr abgelöstes, das auf sie keine Beziehung mehr hatte. Und dann schon im nächsten Augenblick wie ein nur ihr dargebrachter, unter dem Deckmantel der Öffentlichkeit ganz allein an sie gerichteter Gruß, wie die stärkste Huldigung, die sie je erfahren. Und eine Verwirrung nahm sie gefangen, die etwas von den glühenden Nebeln hatte, die dem Dunkel eines Waldbodens entsteigen, während purpurne Strahlen der Abendsonne sie durchdringen, etwas von einem Zwange, in zu heißer Luft zu atmen oder in ein zu helles Licht sehen zu müssen. Die Registratorin stieß sie mit dem Ellbogen an: „Nein, daß Ihre Frau Mutter das nicht hört!" und ihre Töchter seufzten: „himmlisch" und „reizend".

Indessen präludierte der kleine Musiker schon etwas Neues und Herr Witold von Krowoski entfaltete ein anderes Notenblatt. Gäbe der Himmel, daß er sich jetzt mit einer Ballade oder einer Ode an den Frühling aus der Affäre zog! Aber der Sänger erfüllte diesen Wunsch nicht. Er schien nichts als die indiskrete Sucht aller Dichter zu haben, der Welt seine Gefühle mitzuteilen.

„Und wär's nur Berg und Strom und Thal,
Die uns trennen so weit, so weit,
Wir grüßten uns Tages wohl tausendmal,
Und die Trennung wär' Seligkeit.

Ach! was uns trennt, ist eine Kluft,
Tiefer noch als das Meer,
Und leise nur manchmal trägt die Luft
Ein Grüßen hin und her.

Doch weiter und tiefer, als Strom und Thal,
Und das Meer zwischen Dir und mir,
Und größer als aller Sehnsucht Qual
Ist meine Liebe zu Dir."

Er schwieg und das Publikum schwieg auch, lautlos verharrend in dieser Erschütterung der Empfindung, die der höchste Beifall ist. Bis es dann doch rauschend losbrach, stürmisch, Wiederholung verlangend.

Wanda Rhode hatte jetzt den Kopf erhoben und ließ ihre Blicke über die Versammlung schweifen. Und sie sah den Schmelz in den schwimmenden Augen der Mädchen, die elegische Wehmut auf den zuckenden Lippen der Frauen, den tiefen Ernst, die sinnende Trauer in den Zügen der Männer, die Demut, mit der sich selbst Greise den Ausdruck der stärksten Empfindung beugten; und die siegende Allmacht der Liebe, die sich in jedem schwingenden Nerv, in jedem leise gehauchten Seufzer und in diesem plötzlich ausbrechenden Dankessturm für den Sänger aussprach, wurde zum Triumphe für sie, der sie auf einen Thron erhob, vor dem sich jedes Haupt beugte, ohne zu wissen, daß er mitten unter ihnen stand. Jetzt war sie nicht mehr befangen: wer herrscht, weiß auch die Stirn hoch zu tragen.

„Ach Frau Doktorn, wie entzückend!" seufzte die gute Frau, die sie chaperonnierte. „Aber es scheint, der arme Mensch hat eine unglückliche Liebe."

„Herr Joachimsthal spielt noch einmal," flüsterte Registrators Bertha. „Was mag es für ein Stück sein?"

„Es ist der Türkische Marsch von Beethoven."

„Konnte der Beethoven türkisch? Diese Leute müssen doch zuviel wissen!"

„Das geht schön, sehr schön, Frau Doktorn."

Wanda lächelte. Sie vernahm nur einen unbestimmten Lärm vom Klavier her — deutlich hörte sie nur eins und immer wieder nur eins:

„Und größer als aller Sehnsucht Qual
Ist meine Liebe zu Dir."

Alles um sie her schwamm in Licht, Tönen und Versen, berauschte sie mit seligem Gluthauch und ließ sie alles vergessen: Vergangenheit, Zukunft und die eigene Gebundenheit und gab ihr ein grenzenloses, alles aufhebendes, unbeschreibliches Gefühl.

Nachdem diese Nummer und noch einige fernere Deklamationen, Cello- und Flügelstücke beklatscht worden waren, — sich verschiedene Herren in der Gegend des Flügels die Hände geschüttelt und bekomplimentiert hatten, das Badepublikum sich genügend versichert, daß es so gelungene Vorträge bisher nicht gehabt hätte, die „Marköre" in kurzen Jacken frischen Vanillethee und Mandelplätzchen ausgeboten, kamen einige „Orchester"-Mitglieder mit Flöte, Brumm-

Digitized by Google

daß und Violine und ließen sich, nachdem sie gründlich gestimmt, zu einer Polonaise herbei, einem Tanze, dessen Verbreitung wohl ebenfalls in irgend einer Weise mit den Teilungen Polens zusammenhängen mochte.

Wanda Rhode zuckte es in allen Gliedern vor Spannung, was die nächsten Augenblicke bringen würden.

Kreowski hatte sie noch nicht gesehen. Wenn es geschähe, würde er an sie herankommen? Und was würde er dann sagen? — In dem Gasthofsaale mit dem Geruch nach frischgewaschenem Holze, tropfendem Wachse und Patschouli — damals noch ein vornehmes Parfüm — schwebte etwas wie eine Schicksalsfrage.

Zunächst sollte sie nicht gelöst werden. Mit vielen Bücklingen näherte sich Wanda der Badevorstand, von einem Schwarme jüngerer Herren begleitet, die vorgestellt sein wollten. „Hier Herr Müller, Herr Brand, Herr von Makowski, Herr Supphahn und Herr Hielscher, die sämtlich die Polonaise mit ihnen tanzen wollen, mein schönes Fräulein."

„Bin weder Fräulein, weder schön, kann nur mit einem zum Tanze gehn."

„Alles in der Welt können Sie behaupten, selbst das erste und das dritte, — aber das zweite nicht", sagte der Vorstand. „Aber bitte sich zu entscheiden. Wenn ich nicht weißes Haar hätte, so würde ich bitten, die Polonaise mit mir anzuführen — wie, meine schöne Frau, Sie wollen mir die Ehre geben?" Und die Herren Müller bis Hielscher, die bisher einige hungrige Komplimente gemacht hatten, zogen sich sachte zurück.

„Den nächsten Tanz, meine Herren," sagte sie und schob ihren Arm in den des alten Galans. Und nun konnte sich wirklich keiner beklagen.

„Sie ist bezaubernd," sagte einer der jungen Herren, „sie hat meergrüne Augen und die Gestalt einer Hebe und in ihrer Stimme ist Musik."

„Eine Frau? — ob der Mann hier ist?"

„Ganz gleich, sie ist bezaubernd."

„Um so besser sogar," — setzte Herr Supphahn hinzu, der französische Romane gelesen hatte und für das Pikante schwärmte.

Der beglückte Vorstand führte den Tanz indessen mit Wanda an und machte seiner reizenden Partnerin in halb väterlicher Weise bestens den Hof. Er merkte nichts von der fieberigen Glut der Erwartung, die sie bewegte. —

Hand um Hand wechselte. Jetzt hatte sie einen jungen Baron, dann einen geschniegelten Kaufmannsdiener, jetzt einen Studenten, dann einen Badearzt, dann einen polnischen Flüchtling, einen Freiwilligen von den Jägern, den kleinen verwachsenen Herrn Joachimsthal und einen Kandidaten der Theologie und endlich legte sich ihre Linke in die Hand des Mannes, dessen Liebe weiter und tiefer war als das Meer und größer noch, als die Qual seiner Sehnsucht.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Die Skizze sagt uns oft mehr als das ausgeführte Kunstwerk, weil sie uns zum Mitarbeiter macht.

*

Der sich nicht wehlthun kann, wird andern nie wohlthun.

Kein Genußsüchtiger schreit so wild nach Freuden, wie ein Flagellant nach seiner Geißel schreit.

*

Nur der Starke kann verzeihen, der Schwächling wird immer nachtragen.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Der Leichenzug.

Was glitzern dort Helme die Straße herauf
Von schwarzem Wagen geführt?
Dem Wagen zwei müde Pferde voraus
Mit schwarzen Decken geziert?

Der Wagen ist alt und nicht mehr ganz;
Man sieht den Tann'sarg stehn,
Am Kopfend' hängt ein Perlenkranz,
Drauf steht: Auf Wiedersehn!

Jetzt kommt der Vater, ein starker Mann,
Der hat ein rotes Gesicht,
Er hat einen alten Gehrock an,
Der Gehrock paßt ihm nicht.

Er wankt hinter seinem Sohne her,
Man weiß nicht, ob er weint.
Er kam heute morgen, die Reise war schwer,
Und heiß die Sonne scheint.

Und neben dem bäurisch plumpen Mann
Geht der Herr Hauptmann fein
Und spricht im Gehen, so gut er kann,
Auf den Verstörten ein.

Dann kommen die Kameraden in Reih'n,
In Reih'n zu vier und vier.
'S war einer von ihnen, ein jeder könnt's sein —
Sie sangen hernach beim Bier.

Johannes Grebling.

Digitized by Google

Bornhöved.

Sie stritten in wilder, erbitterter Schlacht.
Es schied sie erst auseinander die Nacht;
Mit Finsternis band die Glieder sie fest,
Hielt schwer wie mit Erz die Lider gepreßt.

Viel' deckten das Feld mit stockendem Blut,
Ihn' Fühlen und Denken, die hatten es gut.
Viel' andere lagen, nicht Freund mehr und Feind,
In stöhnendem Dunkel zum Sterben vereint.

Das war auf Bornhöved's schwarzblutigem Grund;
Mit lag in der Ächzenden schaurigem Rund
Der König der Dänen, des Ruhm sich verwandt:
Nicht mehr ward heut er „der Sieger" benannt.

Dem Schaumburger Grafen im Holstenland
Auf Frieden und Freundschaft schlug er die Hand;
Ihn hatt', als ans Mauern sein Wort ihn befreit,
Der heilige Vater gelöst von dem Eid.

Nun lag er gefällt, mit der Biedrigsten Reih'n
Von der Sense gemäht: und die Nacht brach herein,
Und es scholl ihm zum Klirren der Becher von fern
Das Jauchzen der Holsten und Lübecker Herrn.

Wie letzter Gesang zum ewigen Schlaf;
Ein Aug' ihm erlosch, das ein Pfeileisen traf —
Da glimmt vor dem andern ein Schimmer und Schein,
Ihn erfaßt eine Hand und belebt ihn mit Wein.

Und es hebt auf ein Roß ihn ein Reiter herauf;
Durch's Dunkel dahin geht's in hurtigem Lauf.
Ein Arm hält gestützt ihn; von Nebel umgraut.
Ein schweigsamer Ritt, ohne Wort, ohne Laut.

Über Haid' und Gestein durch die Nacht geht's dahin;
Ihn schwindet dem König Bewußtsein und Sinn.
Viel Stunden; da tagt's, und da sind sie am Ziel,
Und Waldemar hält vor dem Burgschloß von Kiel.

Absteht ihn sein Retter, geschlossenen Visirs. —
Wer bist du? Reich lohn' ich mit Goldfülle dir's! —
Da fliegt das Gatter, im Morgenlicht
Schaut an ihn des Schaumburgers stolzes Gesicht.

Kurz spricht er: Ich gab dir auf Freundschaft die Hand.
Ein Holstenwort ist ein Treueband,
Das hält auch im Unglück Stählern und straff;
Nicht schneidet es durch ein römischer Pfaff. —

Die Sonne stieg auf, mit funkelndem Strahl
Gold schüttend über Graf Adolphs Stahl;
Dem Dänenkönig neigt er sich stumm,
Und zurück gen Bornhöved warf sein Roß er herum.

Wilhelm Jensen.

Staub.

Nichts ist schlimmer als Staub, den der Wind jagt!
Unwiderstehlich
Greift er dich an; sein Hauch macht den Beherztesten
blind,
Raubt ihm die Luft, daß keuchend er steht, und färbt
ihm die Haare
Aschgrau, färbt ihm den Bart, färbt ihm die Kleider
zugleich! —
Will er sich rächen, der Staub? Nun ja, mit Füßen
getreten
Wird er genug; doch nie kannt' er ein besseres Los.
Wie auch sinnt er auf Rache von selbst; ein Regen zu
Zeiten
Labt ihn, oder er wird, übergesättigt, zu Kot.

Einzig die Schuhe beschmutzt er des Wandelnden; aber
an Angriff
Denkt er mit nichten; der Leid regt sich bewußtlos in
ihm!
Sprengt ihn, Bürger, wenn über der Stadt heiß brütet
der Sommer,
Sprengt ihn, daß er sich nicht lungenvergiftend erhebt!
Denn stets bringt uns die Dürre Gefahr: der Getretene
wölkt sich
Schmachtend und bittet die Welt, bittet den Himmel
um Naß!
Wird es verweigert, genügt ein Windstoß, und die
Empörung
Fegt durch die Gassen, und hoch fliegt auf die Dächer
der Staub!

Th. Vulpinus.

Dämmerung.

Langsam kommen die Wogen
An den verlassenen Strand,
Schäumend verrinnen die Wellen
Im gelben Sand.

Weit in dämmernder Ferne
Zieht eine Barke vorbei,
Über mir tönt in den Lüften
Möwengeschrei.

Mit heimlichen Sohlen leise
Wandelt die Nacht daher
Und legt ihre grauen Schleier
Über das Meer.

Alfred Semerau.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Die Gräfin von Schwerin.

Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Heinrich durch die Mitte. Darauf Engelbert und Hermann von Salza von rechts. Dann durch die Mitte ein Ritter, von Hutstein eingeführt, der am Eingang stehen bleibt.

Heinrich. Ich stimme Euch jetzt zu, Frau Mutter. Es ist besser, Ihr nehmt Margret und Gnitzelin mit Euch. Schwere Dinge bereiten sich vor. Meines eigenen Bleibens ist hier wohl nicht mehr lange, und was dann dieser Burg bevorsteht, weiß niemand.

Wanda. Es ist gut so, es ist wahrlich gut so. Komm, wir rüsten zur Reise.

Margarete. Wir Ihr wollt, Mutter. Morgen! Dann ist mir alles gleichgiltig. (Ab mit Wanda nach links.)

Heinrich (geht den Herren entgegen). Ich ließ Euch zu mir bitten, sehr werte Herren. Ein Bote kam vom Lager. Ist's Euch genehm, so hör' ich ihn in Eurer Gegenwart.

Engelbert. Wir danken Euch für so viel Rücksichtnahme, Herr Graf. Ihr wißt, ich bin Euch mehr Gegner als Freund.

Heinrich. Ich fürchte so offene Gegnerschaft nicht und mag vor Euch kein Geheimnis haben. Ihr thut, was Eure Pflicht ist.

Hermann v. Salza. Das and're schickt der Herr.

Der Ritter (eintretend). Gott grüß Euch!

Heinrich. Und Euch. Was habt Ihr zu melden?

Ritter. Bischof Gerhard von Bremen schickt mich. Er und Herzog Adolf von Holstein stehen mit ihren Scharen bei Möllin. Auf diese Stadt zieht, wie er erfuhr, Graf Orlamünde mit einem mächt'gen Heer, dem Aufgebot der dänischen Inseln. Der Bischof will ihn dort erwarten und ihm, gut verschanzt, den Weg hierher sperren. Doch fürchtet er zum Widerstand zu schwach zu sein, wenn nicht eiligst Verstärkung eintrifft. Seine Bitte an Euch geht also dahin, Ihr wollet zu den Truppen, die Ihr ihm schon geschickt habt, sogleich mit aller Mannschaft stoßen, die Euch irgend zur Hand ist, denn die Schlacht entscheide auch dieses Schlosses Schicksal.

Heinrich. Das ahnte mir. Was er begehrt, ist schon vorbereitet. Unbedenklich entblöß' ich das Schloß von Verteidigern, die ihm jetzt wenig nut sind, und führe selbst die Schar meiner Tapfern ins Feld. Vereinter Kraft wird gelingen, den Feind zu schlagen.

Hermann v. Salza. Woll' es Gott!

Heinrich (zum Ritter). Laßt Euch vom Marschall ein neues Pferd geben und fliegt zurück, meine Antwort auszurichten. Die Fremde sollen den Angriff hinthalten, bis ich komme. Es dauert nicht lange. Ich überhol' Euch, wenn ihr unterwegs säumig seid. Lebt wohl!

Der Ritter (verneigt sich und geht ab).

Engelbert. Ich kann nicht hindern, was da geschieht. Aber bedenkt: geht die Schlacht verloren, so seid Ihr selbst ein verlorener Mann.

Heinrich. Das noch nicht.

Engelbert. Nun, es wird nicht viel daran fehlen.

Hermann v. Salza (forschend). Und wenn sie gewonnen würde?

Engelbert. Hm —! Der Fall ist freilich nicht unmöglich. Weise schien mir's, für ihn vorzusorgen. Hört im Vertrauen: ich ließ den jungen König Heinrich nach Hildesheim bringen, damit er nicht allzu weit von hier im Notfall — oder nennt das Ereignis anders — Euch beim Friedenswerk schnell zur Seite wäre und nähme, was etwa dem Reich geboten würde, bevor Rom's Einspruch zur Stelle sein könnte. Ihn zu begrüßen und zugleich deutlich zu beweisen, daß ich die hitzigen Thaten nicht billige, geh' ich den Dingen hier aus dem Wege. Sendet mir einen Eilboten nach Hildesheim mit Nachricht, wie die Würfel gefallen sind, und — je nach dem werd' ich mich entschließen zu handeln.

Hermann v. Salza. Eure Hand, Herr Erzbischof! Ihr seid auch in der Kutte ein Mann von deutschem Mark.

Engelbert. Lobt mich nicht, damit ich der in meiner Art bleiben kann.

Digitized by Google

Heinrich (zu Salza). Ihr aber verweilt doch in der Burg?

Hermann v. Salza. Ich will Euch lieber außen Freunde zu werben suchen. Geht's wider Hoffnung schief, so werdet Ihr sie brauchen. Hier wär' ich unnütz.

Heinrich. Auf frohes Wiedersehen denn in Dannenberg! (Er begleitet beide bis zur Mitteltür und verabschiedet sich dort von ihnen).

Engelbert, Salza (ab durch die Mitte).

Heinrich (kehrt zurück). Nun, Hussein, waffne mich, wie Du mich so oft zum Kampf auf Tod und Leben gewaffnet hast.

Hussein (holt die Waffenstücke vom Ständer und legt sie ihm an). Wenn ich dürfte reden, Herr . . .

Heinrich. Du siehst bekümmert aus. Was hast Du? Ich war schon in manchem Gefecht.

Hussein. Ich fürchte nicht, daß Dir Feindes Schwert bricht Helm und Panzer, mein hoher Herr, aber —

Heinrich. Was sonst?

Hussein. Verrat in dieser Burg. Wenn Dir — während Du fern bist — der König . . .

Heinrich (aufmerkend). Der König — ?

Hussein. Wenn er Dir entspringt —

Heinrich. Ah! die Mauern sind fest.

Hussein. Die stärksten wirft um Verrat.

Heinrich (nach einer Pause). Wen hast Du im Verdacht?

Hussein (fällt ihm zu Füßen). Verzeih' mir, hoher Herr, wenn die Liebe zu Dir . . .

Heinrich (ungeduldig). Sprich, sprich!

Hussein. Die Gräfin, Deine Gemahlin, Herr —

Heinrich (aufschreiend). Hussein! (Sich mühsam fassend.) Hast Du Gewißheit?

Hussein. Nein, Herr, aber — prüfe selbst.

Heinrich (aufatmend). Keine Gewißheit! Ah — Argwohn, Vermutungen, Folgerungen, keine Gewißheit. Und Du wagst —

Hussein. Den Kopf, Herr, ich weiß.

Heinrich (mit sich kämpfend). Nein, ich will nichts weiter hören. Will nicht. Margret —? Es kann nicht sein.

Hussein. Du befiehlst — ich muß schweigen, Herr. Aber — hüte Dich.

Heinrich. Vor meinem Weibe? Und auf eines Knechts Bezichtigung? Ich will nichts hören — es wär' meiner unwürdig. Geh — ich habe nichts mit Dir gemein.

Hussein. Zürne nicht, Herr —

Heinrich. Steh auf! Ich weiß Dich treu, sonst — beim allmächtigen Gott! solltest Du Deine Verwegenheit schwer zu bereuen haben. Geh jetzt und melde Deiner Herrin, daß ich sie zum Abschied erwarte.

Hussein (gebückt ab).

Heinrich. Und wenn doch —? Daß er's wagte, diesen Verdacht auszusprechen . . . Ganz grundlos kann seine Befürchtung nicht sein. Und wenn Margret nicht — wer weiß, welche Teufelei . . . die Kirche fischt im Trüben. Was, was — was? Jetzt, wo ich fort muß, wo ich keine Minute Zeit —! Es muß ein Riegel vorgeschoben werden, ein so fester Riegel, daß keine Hand . . . Da ist sie.

Sechster Auftritt.

(Graf Heinrich. Margarete von links.

Margarete. Ich höre, Ihr wollt Abschied nehmen, mein Gemahl.

Heinrich (betrachtet sie forschend). Abschied — ja. (Für sich.) Es muß ein Riegel —

Margarete. Behüt' Euch Gott.

Heinrich. Ist das ein Wunsch von Herzen?

Margarete. Gewiß, mein Gemahl.

Heinrich (für sich entschlossen). Sie selbst setz' ich zum Hüter des Königs!

Margarete (erregt). Laßt Ihr mich stehen, ohne mir ein freundliches Wort zu sagen? Warum rieft Ihr mich?

Heinrich. Wir erwarten den Grafen Orlamünde bei Wöllin. Ich lasse hier nur die nötigsten Wachen zurück. Ein Überfall ist nicht zu befürchten, kein Feind steht im Rücken. Ist uns das Glück nicht hold, so besetz' ich wieder die Burg und halte sie, bis auf den letzten Mann. Lebt wohl denn, Margret!

Margarete. Nochmals: Behüt' Euch Gott!

Heinrich. Ich lege, indessen ich fern bin, die Schlüssel der Burg in Eure Hand.

Margarete (erschrickt). In meine Hand?

Heinrich. Und das mit ganzer Vollmacht, hier an meiner Stelle zu gebieten, bis ich zurückkehre, und — fall' ich — über meinen Tod hinaus.

Margarete (zögernd). Ihr schenkt mir ein so unerwartetes Vertrauen . . .

Heinrich. Kommt's Euch unerwartet? Mag sein — Ihr habt Euch nicht darum bemüht. Aber meinem Weibe, der Mutter meines Sohnes . . . Ich wüßte mir keinen auf der Welt mit näherem Anrecht — wenn meines Hauses Ehre und die Eure eins sind.

Margarete. Ich verstehe sie nicht, wie Ihr — das ist Euch kein Geheimnis. Ihr habt Euch selbst in diese Bedrängnis gebracht, daß Ihr nun liegen oder schmählich zu Grunde gehen müßt. Ihr und Euer Haus. Laßt mich! Vielleicht bin ich Euch künftig einmal nützlicher, wenn Ihr in Not kommen solltet.

Heinrich. Wollt Ihr darauf warten?

Margarete. Ich kenne Gottes Wege nicht.

Heinrich. Ich ebenso wenig. Aber ein tapferer Mann vertritt sein Thun, wem es auch mißfalle

Digitized by Google

und erwartet sich eine feste Stütze an seinem treuen Weibe.

Margarete. Verzeiht, daß ich nicht freudig danke, daß ich Euch bitte ... Eine allzuschwere Last legt Ihr meinen Schultern auf. Wenn Ihr mich einer Versäumnis schuldig fändet —

Heinrich (heftig) Margret —! (Sich zwingend.) Wie bleich Ihr geworden seid!

Margarete. Wundert Euch das? Es bekümmert mich. Welchen Grund habt Ihr, welche Absicht? Eben verlangtet Ihr, daß ich mit meiner Mutter abreise. Es scheint fast ... Nein! wählt lieber den Hauptmann aus der Schar Eurer Treuen.

Heinrich. Ich kann keinen tapfern Mann in der Schlacht missen. Und Ihr sorgt auch unnütz. Gefährlich ist nur der eine Feind, den die Burg in ihren Mauern gefangen hält, und für ihn gerade wüßt ich mir keinen treueren Wächter als Euch.

Margarete. Als mich —! Ihr habt wohl recht.

Heinrich. Wär' da ein Bedenken? So nah', als Euch, geht's keinen, daß ich den Verächter Eurer Ehre züchtige. Euch weiß ich, wie mich selbst, unbestechlich. Entkäme der Gefangene Eurer Hut, und Ihr hättet's hindern können — mit ewiger Schande würdet Ihr Euch bedecken.

Margarete. Ja — ja! mit ewiger Schande!

Heinrich. Gebt mir denn die Hand darauf, daß Ihr ihn treu bewachen wollt, und ruhig zieh' ich in die Schlacht. (Er hält ihr die Hand hin.) Eure Hand, Margret!

Margarete (bitter). Ist meine Hand Euch sicherer als mein Wort? (Sie schlägt ein.) Sorgt nicht um den Gefangenen. Die Gräfin von Schwerin bewacht ihn.

Heinrich (hält ihre Hand fest). So vertraue ich Euch. — Die Schlüssel soll Euch der Thorwart bringen, sobald wir ausgelassen sind. Hoffentlich nicht lange mehr währt die bange Zeit; dann hausen wir wieder in unrer Burg Schwerin wie ehedem und freuen uns des friedlichen Besitzes, liebes Weib. — Lebt wohl! (Er küßt ihre Stirn und geht durch die Mitte ab.)

(Gleich darauf außen kriegerische Musik.)

Margarete. Das ist sein und mein Verderben. Ich die Wächterin des Königs — ich! Und gab die Hand darauf ... Ha, ha, ha! Wie tückisch ausgeklügelt dieses Mittel, mich selbst zu zwingen, mir Ketten anzulegen. Vertraun? Tiefstes Mißtraun hat Dir den Sinn gelenkt, wie damals, als Du den Eid erzwangst. Wohlan — ich will mir's verdienen, Heinrich! Frei bin ich in diesen Ketten — endlich, endlich frei!

Siebenter Auftritt.

Margarete. Hilde von rechts. Später der Thorwart durch die Mitte.

Hilde. Der Herr Graf ist abgezogen, gnädige Frau, und hat die ganze Schloßbesatzung mitgenommen. Wenn es Euch jetzt genehm sein möchte —

Margarete (rasch). Was willst Du?

Hilde. Ihr sagtet, gnädigste Gräfin, wenn das geschehen, sollt' ich mich wieder melden.

Margarete. Sagt ich das? Ich hab's vergessen. Es ist etwas dazwischen gekommen ... darüber hab' ich alles vergessen.

Hilde. Ich meinte, Ihr würdet mir etwas für den König —

Margarete. Für den König? Wie darfst Du wagen —? Fort! Du hast mich falsch verstanden.

Hilde. Aber gnädige Frau —

Thorwart (tritt ein und legt die Schlüssel auf den Tisch).

Margarete. Die Schlüssel vom Burgthor — gut! — Hört, Thorwart — — Nein, nein! geht nur, geht! Es hat keine Eile. — Oder doch —? Hört, Thorwart —! Sagt dem Schließvogt, daß ich — daß ich den König sehn und sprechen will. Versteht Ihr mich nicht? Wer gebietet jetzt in der Burg? Den König Waldemar — hier und sogleich. Er soll mir vorgeführt werden.

Thorwart (ab).

Hilde. So wollt Ihr nun selbst, Frau Gräfin —

Margarete. Was will ich? Nichts mehr davon.

Hilde. Ach, laßt mich für den gefangenen Herrn bitten. Mir schneidet's tief ins Herz, wenn ich ihn so traurig sitzen und in sich brüten sehe.

Margarete. Da — (Giebt ihr Geld aus ihrer Hängetasche.) Nimm das für Dein gutes Herz. Und nun fort — kein Wort weiter.

Hilde. Dank, Dank! (Ab nach rechts.)

Margarete (öffnet das Fenster, durch welches der Schein der untergehenden Sonne in das Gemach fällt). Schon scheidet die Sonne. Wenn sie sich wieder aus Morgennebeln erhebt ... O mein Gott! wie werd' ich zu ihr aufschau'n? Selig oder ... Mir graust vor dem Verhängnis, das ich mir selbst schaffe. Und doch —! Unsichtbare Mächte ziehen mich zum Abgrund hin, schmeichelnd, leise werbend, zu Zorn und Trotz stachelnd — glückverheißend! Vergeblich jeder Widerstand. Ich muß — ich will! O, wär es Nacht!

Achter Auftritt.

Margarete. Waldemar, von Wachen eingeführt.

Waldemar (erstaunt). Margarete —! keine Täuschung?

Margarete. Er! (Zu den Wachen.) Bewacht außen die Thür! (Die Wachen ab.)

Waldemar. Durch das hohe Fenster meines Turms vernahm ich Wiehern der Rosse, Hufschlag auf der Brücke, der Zinkenisten kriegerisches Spiel. Was ist geschehen?

Margarete. Graf Heinrich ist mit seiner besten Mannschaft ins Feld gezogen, Orlamünde die Schlacht zu bieten.

Digitized by Google

Waldemar. So ist die Entscheidung nah. O trüg' ich, wie er, Helm und Schild und stiege zu Roß und kämpfte mit —! Margarete, Ihr ließt mich hoffen . . .

Margarete. Es kann nicht sein.

Waldemar. Ich käme noch zur Zeit, wenn ich in dieser Nacht entwichte —

Margarete. Ich denke, Ihr wolltet den Frieden.

Waldemar. Ja. Aber am liebsten nach siegreichem Kampf. Was ich Euch versprach, sollte deshalb nicht vergessen sein. Oder zweifelt Ihr? Ich gab mein Königswort. Und Ihr ließet mich doch hoffen, Margarete . . . Trautet Ihr dem Mädchen nicht? Schien Euch die Zeit nicht günstig? Aber günstiger kehrt sie nicht wieder. Leicht gelingt die Flucht, wenn ich das Eisengitter durchfeile, mich an der Mauer des Turms zum Graben hinablasse — den guten Schwimmer hält er nicht auf. Nur das Werkzeug gebt mir, wie ich Euch bat, und ich bin frei.

Margarete. Ich könnt' Euch heut oder morgen die Freiheit durch das offene Thor geben — die Schlüssel der Burg sind in meiner Hand.

Waldemar. Die Schlüssel sind . . .

Margarete. Graf Heinrich hat sie mir anvertraut. Ihr seid jetzt mein Gefangener, König Waldemar. Und das sagt genug, weshalb ich Euch zu befreien ohnmächtig bin.

Waldemar. Graf Heinrich gab die Schlüssel dieser Burg, die mich bewahrt, in Eure Hand? Margarete — dann ist's geschehen, um Eure Hand zu binden.

Margarete. So fühl' ich's auch.

Waldemar. Und das sollte ihm gelingen? Auch Euch so hinterlistig zu fesseln, wie er mich bezwang?

Margarete. Es gelingt ihm. Ich gab das Versprechen, den Kerker des Gefangenen zu behüten, und ich gab es ernstgemeint. Mein Wort zu brechen, die Schlüssel in der Hand, das widerstrebt mir. Befreit Euch, wenn Ihr könnt, doch rechnet dabei auf meinen Beistand nicht und — seht Euch vor!

Waldemar. So geb' ich mich verloren. Nicht die Sonne war's, die mir hoffnungweckend einen Strahl zuwarf — ein Irrlicht blendete mir das Auge. Jetzt weiß ich's: Ihr machtet Euren Frieden mit dem Gatten und gebt mich preis.

Margarete. Wie könnt' ich Frieden mit ihm schließen, ohne selbst Frieden zu haben? Ich that ihm Unrecht.

Waldemar. Ihr — ihm?

Margarete. Schweres Unrecht — noch schwereres, als er mir anthun konnte. Tag und Nacht wächst es an und — macht mir den, dem ich es zufüge, verhaßt. Ja, ja, verhaßt! Denn ich kann ihn nicht sehen, ohne daran erinnert zu werden, und ich leide qualvoll darunter.

Waldemar. Erklärt mir —

Margarete. Alle Gründe verstecken doch nur den letzten Grund. Warum reicht' ich dem Grafen Heinrich von Schwerin meine Hand, obgleich ich ihn nicht liebte, obgleich ein Anderer . . . Warum? Weil es der Mutter Wunsch und Wille war —? weil mein schwaches Herz mich in Gefahr bringen konnte —? weil der tapfere Mann mir Schutz und Schirm fürs Leben bot? Ah —! rechtfertigt mich das? Ich war gewissenlos, als ich sein Weib wurde — ich betrog ihn mit mir. Und diese erste Schuld hat sich gerächt durch immer tiefere Verschuldung. Denn ich konnte mich im Innersten nicht umwandeln, und selbst die Mutterliebe füllte den Abgrund zwischen mir und ihm nicht aus. Die Brücke darüber . . . Pflicht, Pflicht, Pflicht! Sie schwankte bei jedem Schritt, und ich hatte nicht den Mut, sie abzuwerfen und mich in die Tiefe zu stürzen mit einem letzten aus dem Herzen dringenden Schrei.

Waldemar. Unglückliches Weib!

Margarete. Könnt Ihr's nun begreifen, König Waldemar, daß man endlich haßt, was man nicht liebt, nur weil man's nicht liebt, und soll doch . . . Die Pflicht, die herzlose Pflicht erzeugt den Widerwillen und den unbezwinglichen Haß. Graf Heinrich zwang mich, bei Christi Blut einen Eid zu leisten, daß ich ihm die Treue bewahrte — da brach das verhaltene Feuer in Flammen aus. Wisset: der Eid ist falsch geschworen.

Waldemar. Falsch geschworen? (bitter lächelnd) Ich weiß es besser.

Margarete. König Waldemar, der Eid ist falsch geschworen, wie ich ihn verstand. Denn im Herzen war ich ihm untreu gewesen, und von Grund der Seele durft' ich nicht schwören, ich sei ihm treu. Ich — liebt' Euch.

Waldemar. Margarete! Nein — täusche nicht mein Ohr mit Himmelsklang, mir die Höllen rein zu machen! Ist's wahr, Du liebtest mich, wie ich's als selige Gewißheit nahm —?

Margarete. Ich liebt' Euch, aber bezwang mein Herz. Pflicht, Pflicht! Ich wollte dem Gatten nicht schuldig werden — nicht schuldiger, als schon durch das, was ich ihm verheimlichte. Da sagt' ich ihm das Letzte nicht, was doch alles war, und er — er — erzwang die Lüge. Von ihr erntet er nun. Ein falscher Eid bei Christi Blut sollte wirken, daß das Herz in namenloser Qual verdorrt. Wie anders hat der Fluch sich mir erfüllt! Als ob es vereint gewesen bis dahin und plötzlich der Gluthauch ein neues wonniges Leben weckte . . . Fort alle Bedenklichkeit! Leben, nur leben! Und müßt' ich nun in Ewigkeit verdammt sein, doch ruf' ich jubelnd: ich liebte Dich und — liebe Dich, Waldemar! (Sie wirft sich an seine Brust.)

Waldemar. Mein, mein! — — Schönes, heißgeliebtes Weib —! Du giebst mir selbst das

Digitized by Google

Leben wieder. Endlich, endlich bist Du mein! Befreie mich, daß ich Dir zu leben vermag!

Margarete (zurücktretend). Ich sagte Dir —

Waldemar. Du sagtest — ja. Das waren Worte, Liebste, Worte. Was spricht man nicht, so lange man die Klugheit sich klug dünken läßt? Zerreißt nicht eine mächtige Leidenschaft eisenfeste Gründe wie Spinnweben? Jetzt hab' ich Deine Küsse!

Margarete. Und Du bist Ihrer so bald schon überdrüssig?

Waldemar. Weil ich auch an Deiner Brust nach Freiheit lechze? Ha! gieb mir die Freiheit, und Du giebst sie zugleich Dir, ganz mein zu sein.

Margarete (streng). Nein! Die Gräfin von Schwerin thut auch jetzt ihre Pflicht. (Leidenschaftlich.) Aber das Weib rettet sich an des geliebten Mannes Brust. Ach, Waldemar, kann meine Liebe Dich nicht trösten, dann weiß ich Dir keinen Trost.

Waldemar. So will ich denn auf Orlamündes Sieg hoffen. (Er umarmt sie.) Wie lieb' ich Dich! O, könnt ich doch den Morgen der Freiheit in Deinen Armen seh'n!

Margarete. Ich will mein Glück! Und daß es mir nicht entweicht, geliebter Mann, bewach' ich selbst Dich im Gefängnis. Ich teil's mit Dir.

Waldemar. Du — Du —! So wird es mir der Himmel sein und draus zu scheiden Verdammnis.

Margarete (macht sich nach einem langen Kuß los). Erwarte mich! Ich bringe Dir das Abendessen an Hildes Statt. (Sie öffnet die Mittelthür.) Führt den König ins Gefängnis zurück! (Ab nach links, mit Waldemar einen innigen Blick wechselnd.)

Der Vorhang fällt.

(Fortsetzung folgt.)

Stille Meerfahrt.

Auf trocknem Sand, da liegt sich's gut
Und schaut sich's herrlich in die Welt hinein;
Da schlummert und da träumt sich's gut
Im roten Abendschein!

Der Birken Wipfel sind der Strand,
An den des Himmels stille Meerflut wellt;
Sie rauscht und spült und schäumt am Strand,
Erhebt sich und zerschellt!

Und durch die Flut, da zieht im Kahn
Ein volles Herz den lichten Weiten zu;
Ein goldnes Wölkchen ist der Kahn
Und jenes Herz bist du!

Die Sterne tauchen vor dir auf
Wie ferne Inseln der Glückseligkeit.
Du nimmst ihr Leuchten in dir auf
Und überholst die Zeit. . . .

Theo Heermann.

Tannendickicht.

Einsam nur ein Kreuzesschnabel flötet
Tief im Dickicht pfeilgerader Fichten.
Das Gezweig verzweigt sich rostgerötet
Über dichten, braunen Nadelschichten.

Wenn der Sturm auch hoch im Grünen wütet,
Hier ist's still wie auf dem Grund des Meeres.
Ein gespensterhaftes Schweigen brütet
Ob der Arbeit des Ameisenheeres . .

Ungeheures scheint dich anzuschauen
Aus dem Dunkel, dem geheimnisreichen . .
Eine längst vergeß'ne That voll Grauen . .
Ein Gerippe, an dem die Knochen bleichen —

Rudolf Knuffert.

Ist es bis zum Himmel weit?

O, wie hat ein Wort aus Kindermund
Mich getroffen in der Seele Grund,
Als das kleine Ding gefragt mich heut:
„Sage, ist es bis zum Himmel weit?"

Süße Kleine, ob auch fern und hoch,
O, wie nah' ist dir der Himmel noch,
Aber jeden Tag weicht nun ein Stück
Weiter er, mein Kind, vor dir zurück.

Arme Kleine, ach, es kommt die Zeit,
Wo der Himmel unermeßlich weit,
Wo sich die Erkenntnis dir erschließt,
Daß der Himmel unerreichbar ist!

A. Wolf.

Digitized by Google

König Artus' Abschied.

Du meerumwogter Felsenstrand,
Ihr schroffgezackten Küsten,
Lebt wohl! Lebwohl, o Vaterland,
Zur Fahrt muß ich mich rüsten!

Du dünktest mich ein Paradies
In mancher trauten Stunde,
Da ich noch Herr und König hieß
Der edlen Tafelrunde.

Verschieden ist mein jung Gemahl,
Die ungetreue Schöne,
Gefallen, der ihr Herz mir stahl,
Der Stern der Heldensöhne.

Wohin entschwand des Hofes Pracht?
Wo sind die Herrn und Damen?
Des ewigen Vergessens Nacht
Deckt ihre stolzen Namen.

Verrauscht der Ruhm, der mein einst war,
Von Fahrten und Gefechten!
Wie Spreu zerstoben ist die Schar
Der Tapfern und Gerechten.

Mein blanker Schild, mein gutes Schwert,
O könnt' ich euch verschenken!
Doch niemand lebt, der euer wert,
Ich will ins Meer euch senken.

Verrosten soll Escalibor,
Und Pridwann soll vermodern,
Kein Taucher holt sie mehr empor,
Mein Tag ist im Verlodern.

Vom Glauhus winkt die weiße Frau,
Die Skaldenlieder klingen,
Die Sonne sinkt — hinaus ins Blau
Gespannt die Segelschwingen!

Max Kalbeck.

Dem Andenken meines Vaters.

In heil'ger Nacht des Erdenschoßes
O ruhe sanft vom Kampf und Schmerz
Des Lebens aus, du tapferes, großes,
Du treues Herz!

Ich kann nicht knien an deinem Grabe
In deutscher Erde, fern von hier;
Doch alle Liebe, die ich habe,
Sie send' ich dir.

Geschrieben steht auf deinem Steine:
„Die Liebe höret nimmer auf!"
In Ende ging in ihrem Scheine
Dein Erdenlauf.

Sie schlug um dich die Engelsflügel,
Als deine Zeit verronnen war,
Sie flüstert noch um deinen Hügel
Von Jahr zu Jahr.

Wög' einst auch mir, wenn ich hienieden
Mein Tagewerk so treu gethan,
So leicht, so still, so reich an Frieden
Das Ende nahn! —

Doch ob du selber gingst von hinnen,
Dein Geist ist nicht so bald entflohn;
Er lebt, ich fühl' es stolz sinnen,
In deinem Sohn.

Wie du gekämpft, so kämpf' ich weiter —
Der Träger sinkt, die Fahne nicht!
O weihe mich zum heil'gen Streiter
Für Recht und Licht!

Ich will die Wahrheit furchtlos sagen,
Befehden Trug und finstern Wahn,
Und meiner Brüder Schmerzen tragen,
Wie du gethan.

Stets wo der Freiheit Flüge rauschen,
Will ich im Vordertreffen stehn
Und lieber als mit Sklaven tauschen
Zu Grunde gehn.

So bleibst du bis zu späten Tagen,
Du stiller Schläfer fern im Nord;
Wofür dein großes Herz geschlagen,
Das waltet fort!

* * *

Das Rabennest.

Dem Knaben sah ich zu, der auf der Pappel
Ein Rabennest gewahrte. Mühsam klomm er
Den Stamm hinauf, und unter seinen Füßen
Bald hier bald dort die Zweige brachen; aber
Er ließ nicht ab und kletterte hinauf.
Ob auch der Schweiß die Stirne kräuste; ob
Der Atem fast verlagte, und das Feuer
Ihm vor den Augen tanzte. Seiner Mühe
Was war der Lohn? Der Horst war kahl und leer,
Der Abstieg aber, wie der Aufstieg schwer.

Gleichst du dem Knaben nicht, o Menschenkind?
Das du dem Glücke nachstreigst hier auf Erden,
Und glaubst dein Leben lang, das Glück zu haschen.
Und nimmer wohnte doch das Glück auf Erden,
Und keinem ward es noch zuteil auf Erden.
Auf eitler Jagd verrinnen deine Tage.
Das Leben, sieh! ist eitel Wunsch und Klage.

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Der verwunschene Garten.

Eine Sommernovelle

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Das Wesen Heimrat Feierabends hatte beim Eintritt etwas ihm sonst nicht Eigenes, ein wenig Befangenes angenommen. Er hielt die ihm zum Willkommengruß entgegengebotene Hand und wiederholte: „Ja, liebe Livilla — guten Morgen — es ist Sonntag heute, und die Glocke rief mich, meinen Kirchgang zu machen —“

Das klang ein wenig unverständlich, da er kurz vorher auf dem Marktplatz geäußert, er habe nicht an dem Kirchenbesuch teilgenommen und es liege außer seiner Gewöhnung, es zu thun. Vielleicht steigerte diese Empfindung eines Widerspruches noch etwas seine Verlegenheit, mit der er, abbrechend, die Hand nach seiner Brusttasche streckte und hinzusetzte: „Ich meine — mein Kommen ist zunächst durch geschäftliche Angelegenheit veranlaßt, da ich Ihnen den Erlös für die letzten Arbeiten auszuhändigen habe.“ Und er legte ein kleines Päckchen von Thalerscheinen auf einen Tisch hin.

Das that er öfter, wenn er am Sonntagmorgen seinen Besuch abstattete, denn es war so gekommen und geworden, daß er sich der pekuniären Verwertung der Handarbeiten von Großmutter und Enkelin, die außer Verkehr mit den sonstigen Stadtbewohnern standen, angenommen hatte. Dadurch war die Lage der Beiden seit seiner Übersiedelung hierher zu einer erheblichen Verbesserung gelangt; ob auch nicht in glänzende Umstände versetzt, befanden sie sich doch nicht mehr wie zuvor einer wirklichen Hungersgefahr gegenüber. Der Professor selbst verstand sich natürlich nicht auf derartige weibliche Anfertigungen und hätte ihren Absatz nicht wohl vermitteln können. Aber er hatte eines Tages den Vorschlag dazu durch die Mitteilung gemacht, daß seine Haushälterin vermöge Bekanntschaften in der Stadt eine vorteilhafte Anbringung zu bewerkstelligen imstande sein würde, und seitdem trug Almut Farnbühl von Zeit zu Zeit in abendlicher Stunde die Arbeiten zu ihm, und gemeiniglich vermochte er am Sonntag einen Ertrag davon mitzubringen. An einem Sonntagmorgen auch wars gewesen, und daher stammte wohl die Fortgewöhnung, daß er die Beiden zuerst in dem Häuschen, wo sie schon seit langen Jahren gewohnt, aufgesucht; man hätte vielleicht glauben können, durch den Umstand dazu veranlaßt, daß sie botanische oder wenigstens mit Pflanzen zusammenhängende Namen führten. Doch hatte sich damals gezeigt, er müsse mit der verwitweten Frau Dryander schon einmal früher im Leben zusammengetroffen sein, da er, zu ihr ins Zimmer hineingetreten, nachdem er ein kurzes Weilchen stumm geblieben, sie angesprochen: „Sie erkennen mich wohl kaum mehr, liebe Livilla, es ist ein wenig lange Zeit verflossen, seitdem wir uns nicht mehr gesehen haben.“

Das war nach der in menschlichen Lebensangelegenheiten üblichen Rechnungsweise allerdings ziemlich der Fall gewesen, insofern jene Zeit ungefähr ein halbes Hundert von Jahren betragen, doch hatte Frau Livilla Dryander, nachdem sie eine erste Überraschung verwunden, geantwortet: „Wenn Sie mich noch erkennen, lieber Heimrat, da liegts für eine alte Frau wohl näher, das Gleiche zu thun. Ich sollte Sie freilich wohl, glaube ich, gehört zu haben, ‚Herr Professor‘ anreden —“. Doch er war eingefallen: „Man pflegt auf einem hohen Berge nicht die unten auf den Landstraßen der Ebene üblichen Worte im Munde zu führen, und ich habe Sie deshalb auch nicht als ‚Frau Dryander‘ angesprochen, liebe Livilla, sondern so, wie ich es, wenn auch nur eine kurze Zeit lang, ehedem gethan.“ Und darauf hatte sie entgegnet: „Ja auf einem recht hohen Berge, lieber Heimrat. Sie trugen freundliche Gesinnung für mich, und Ihr Kommen zeigt, daß Sie mir die ungeachtet — ungeachtet der langen Zeit bewahrt haben.

Digitized by Google

Meine Hand sagt Ihnen von Herzen Dank dafür."

So war Heimrat Feierabend zum erstenmal in das Mauerhäuschen gekommen, seitdem an jedem Sonntagvormittag, auch wohl einmal um die Dämmerzeit in der Woche wiederzukehren. Die Hausgenossin der alten Dame, Almut Farnbühl, ihrer verstorbenen Tochter einziges Kind, hatte er nicht gekannt, natürlich nicht, doch nachdem er sie ein Weilchen angesehn, geäußert: „Ich glaube, wenn sie mir irgendwo begegnet wäre, liebe Livilla, ich würde gedacht haben, sie müsse in einer verwandschaftlichen Beziehung zu Ihnen stehen." Und er hatte Almut gleichfalls die Hand gereicht, den Blick dabei von ihrem Gesicht auf ihre schmale, feine Hand niedersenkend, und wenn ihn ja auch keine Verwandschaftsbeziehungen mit ihr verknüpften, unterhielt er seitdem doch so freundschaftliche zu ihr, wie der Lebensunterschied sie zwischen einem weißköpfigen Alten und einem sechszehnjährigen Mädchen zuließ.

Nun legte er das kleine Päckchen von Thalerscheinen auf den Tisch, und mit den Augen drüber hinschweifend, sprach die alte Dame ihm Dank aus für seine freundliche Bemühung. Doch verharrte ihr Blick etwas verwundert und wie mit einer ganz leisen Beimischung von Mißtrauen auf dem Papiergelde, ein paar Sekunden lang schweigsam, dann indes kam ihr über die Lippen: „Das scheint mir eine größere Anzahl als sonst zu sein —"

„So — ja ich verstehe mich nicht darauf und weiß nicht davon, liebe Livilla". Mit einer gewissen Hastigkeit einfallend, gab der Professor die Erwiderung — „meine Katharina hat mir das Erträgnis so ausgeliefert — Sie und Almut werden vermutlich in den letzten Wochen besonders fleißig gewesen sein. Wo befindet das Kind sich? Ich fand unter meinen Büchern doppelt — und hab ihr —"

Er zog ein schmales Buch in altem Einband aus der Brusttasche — „die Gedichte von Hölderlin, an die ich zufällig geriet, sie werden, glaube ich, ihrer Neigung entsprechen" — und die anderen Bücher auf dem Wandgestell nahmen dabei ein eigentümliches Gesicht an, als komme ihnen plötzlich eine Erinnerung, daß sie auf die gleiche Weise in diese Stube hergeraten seien. Heimrat Feierabend aber fügte seiner Erläuterung nach:

„Wenn es sich mit dem reichlicheren Erlös so verhält, liebe Livilla, bringt er mich auf den Gedanken, daß es sich vielleicht empfehlen dürfte, für den Überschuß dem Kinde eine der Jahreszeit angemessene und hübsch kleidsame Gewandung zu beschaffen. Es ist Juni und in ihm die Natur für die Blumen auf ihre lieblichste Entfaltung bedacht — nun, diese Fürsorge hat sie bei Ihrer Enkelin ja hinreichend selbst übernommen, doch ein den Augen wohlgefälliger Blätterschmuck, bedünkt mich, würde für sie eine passende äußerliche Zugabe bilden. Allein das sind Angelegenheiten, die natürlich der kundigeren Entscheidung von Frauen anheimfallen, mir war nur so die Meinung gekommen. Hält sich Almut augenblicklich nicht im Hause auf?"

Die Frage empfing unmittelbar dadurch eine gewisse Beantwortung, daß durch eine Seitenthür der Stube aus einem Nebenraum ein äußerst helltöniges Lachen herüberklang. Der Professor indes gab sich keiner Täuschung hin, denn er sagte: „Das war nicht die Stimme des Kindes, ich wünschte, daß ich es einmal so lachen hörte. Befindet sich jemand zum Besuch drinnen?"

Nun versetzte Livilla Dryander: „Ja, Fräulein Blanchart ist dort, sie hält sich ein paar Tage in der Stadt auf und ist schon gestern gleich gekommen, um nach Almut zu sehen. So verschieden sie waren, hielten sie als Kinder doch eine enge Freundschaft mit einander, die einzige, die meine Enkelin besaß, und kamen viel zusammen. Als sie gestern plötzlich dastand, hatte ich begreiflicherweise einige Bedenken, ob der Umgang für Almut noch geeignet sei. Aber sie bleibt nur kurz und scheint mir im Kern ein gutes, unverdorben gebliebenes Geschöpf zu sein, das in alter Erinnerung wirklich von Herzen an dem Kinde hängt."

„So, Fräulein Blanchart", entgegnete Heimrat Feierabend. „Ich kenne sie nicht persönlich, sie war schon lange vor meiner Hierherkunft aus der Stadt fort." Doch mit dem Namen der Betreffenden und einer sich an sie knüpfenden absonderlichen Bewandtnis mußte er vertraut sein, so daß er die letzte Äußerung der alten Dame über sie verstand und keiner weiteren Erklärung bedurfte. Ein bischen ungewiß saß er einige Augenblicke schweigend auf dem von ihm eingenommenen Platz, dann sprach er wieder und zwar, als ob er an etwas eben Vorangegangenes damit anknüpfe:

„Ja, wir sind in das Himmelszeichen oder richtiger das Erdenbild der dritten Generation eingetreten, liebe Livilla, und schon so weit, daß nach dem Gang der Dinge an eine vierte Folge

Digitized by Google

zu denken ist. Ich habe gleichfalls in diesen Tagen und hoffentlich länger andauernden Besuch erhalten; mein Großneffe Engelhart Lindener, der Enkel meiner Schwester, ist zu mir gekommen."

„Ja, ich habe davon gehört."

„So, schon gehört? Wie ist denn die Kunde bereits in Ihre stille Welt gedrungen?"

„Eben erst, durch Fräulein Blanchart. Sie teilte es vorhin Alumt mit."

Der Professor sah auf und wiederholte etwas verwunderten Tones: „Fräulein Blanchart? Ich begreife nicht recht, wie die zu dieser Kenntnis gelangt sein mag. Freilich, wir machten vorgestern einen botanischen Gang vorüber."

„Nein, ich hörte, daß sie erst gestern Morgen mit der Post angekommen ist, und ich meine auch, sie sagte, daß sie ihn gestern Abend gesehen hat. Sind denn um diese Zeit Universitätsferien? Früher — in unserer Jugend — war das doch nicht."

„Gestern Abend? Das ist ja merkwürdig." Der Antwortende sprach es als halblauten Gedanken vor sich hin, dann fügte er nach: „Nein, liebe Livilla, darin ist die Zeit unverändert geblieben, Ferien bestehen gegenwärtig nicht. Allein ich dachte, die Erdbildung habe sich mit hineingeschalteten Zwischenpausen vollzogen, und die Geologie sei eine Wissenschaft, welche deshalb auch ein zeitweiliges Aussetzen von ihr vertragen könne. Das mag aus meiner botanischen Anschauungsart hervorgegangen sein, der Inni bilde die von der Natur zum Blühen angesetzte Zeit und der Mensch, vor allem die Jugend vermöge in ihr nicht schönerem und auch weiserem Thun obzuliegen, als nicht über der Einsammlung dürrer Kenntnisse das Beglückende, wozu der Wandergang auf der Erde beruft, ungewahrt zu versäumen. Aus solcherlei, wenngleich nicht gerade auf der Akademie gepflegter Empfindung, die Sie aber, glaube ich, mit mir teilen, liebe Livilla, habe ich an meinen Neffen ein Schreiben gerichtet, durch welches er veranlaßt worden ist, von seinen Studien auch einmal in der Semestermitte für etliche Wochen abzustehen. Nicht daß ich ihn gradezu, dies zu thun, aufgefordert hätte, das würde sich der Erfüllung meines Wunsches wohl kaum förderlich erwiesen haben. Die Jugend will selbst über sich entscheiden, und man muß sich davor hüten, ihr das Gefühl zu erwecken, daß sie geleitet werde, auch wo es zu ihrem Besten beabsichtigt ist. Doch unvermerkt kann man sie führen, zu gewahren und empfinden, was sie sonst unbeachtet gelassen hätte; so ist's mir denn gelungen, ihm die Meinung beizubringen, daß er aus eigenem Antrieb um diese ungewöhnliche Zeit zu mir hierhergekommen sei. Sie wissen, liebe Livilla, meine Schätzung seines menschlichen Wertes entspringt nicht einer Voreingenommenheit durch meine verwandtschaftliche Beziehung zu ihm — und so möchte ich einen weiteren Versuch anstellen, ihn zu leiten, daß er vielleicht durch sich selbst auf einen schönen und guten Weg gerate, einen anderen, als auf den ich vom Leben geführt worden bin. Fände ein solches Vorhaben auch bei Ihnen Billigung, liebe Livilla?"

Die alte Dame hatte schon eine Zeit lang ihre noch jugendlich hellen, klaren Augen aufmerksam wie mit einem Ausdruck des Lesens in das Gesicht des Sprechers verwandt gehalten, nun hob sie sich, noch mit dem Blick so fortbeharrend, vom Sitz, trat auf ihn zu und erwiderte, ihre Hand nach der seinigen ausstreckend:

„Sie sind ein guter Gärtner, Heimrat, dessen Fürsorge man die zarteste Blüte ruhig anheimgeben kann. Ja, wir sehen die dritte Lebensfolge um uns und, Sie sagten's, das Sternbild unsrer Jugendtage wiederholt sich auf der Erde. Ich wüßte nichts mehr im Leben, dem ich ein Gelingen so von den Sternen erbitten möchte, als Ihrem Vorhaben. Mir gebricht die Möglichkeit, selbst zu urteilen, ich kann nach nichts Anderem schätzen, als nach Ihnen, doch das genügt mir voll. Aber glauben Sie, daß die Sterne willig sein werden?"

Der alte Botaniker nickte, die ihm dargereichte Hand von der seinigen umfaßt haltend, mit dem weißen Kopf. „Ja, liebe Livilla, der Dichter spricht: Alles wiederholt sich nur auf Erden. Ich danke Ihnen, daß meine Handlung Ihre Billigung gefunden, doch ich vertraute darauf. Wir wollen denn auf eine gute Konstellation Hoffnung setzen und uns mit ein wenig astrologischer Gläubigkeit der weiteren befleißigen, daß irgend eine günstige Konjunktion oder vielleicht das Erscheinen eines gutartigen Kometen Beihülfe verleihen mögen."

Die letztere Erwartung brachte Heimrat Feierabend im Gegensatz zu einem leicht schwermütig-ernsten Ton des Anfangs seiner Entgegnung mit lächelndem Lippenspiel zum Ausdruck, doch überflog gleich danach ein angen-

Digitized by Google

scheinlicher Mißmutsschatten sein Gesicht. Aus dem anstoßenden Zimmer klang wieder das übermütig helle Lachen herüber, und der Professor sagte, abermals mehr nur laut gedacht, vor sich hin: „Es ist doch auffällig, daß dieses Fräulein Blanchart sich grade gleichzeitig mit meinem Neffen hier eingefunden und ihn gestern Abend gesehen hat.“

Mechanisch bewegte er den Fuß vor. Livilla Dryander fragte: „Wohin wollen Sie, lieber Heinrat?“

„Ich will sie mir doch einmal — ich meine, nach Almut sehen, ehe ich fortgehe“, versetzte er, den Drücker der Thür fassend und in den kleinen Nebenraum hinübertretend.

Die alte Dame blieb, ihm nachschauend, zurück. Aus ihren Augen strahlte ein Glanz, doch um die Lippen spielte auch ihr jetzt ein feines Lächeln, das mit einem leisen Anhauch von Wehmut gepaart war. So saß sie still, in den Sonnenschein draußen nach einer unfernen, hoch über einer langgestreckten Mauer aufsteigenden, dunklen Laubmasse sehend. Darauf schien ihr Blick zu haften, aber wenn man die Augen genauer in Obacht nahm, hielt er dort nicht an, sondern ging durch die dichte Blätterwand des ‚verwunschenen Gartens‘ in eine unendliche Weite hinaus.

Dann geschah Ungewöhnliches, etwa um eine Viertelstunde später, denn der Professor Heinrat Feierabend verließ das Mauerhäuschen nicht allein, vielmehr in Begleitung einer elegant gekleideten, von rotseidenem Sonnenschirm überdachten jungen Dame. Ihr Gesicht unter einem weißbefederten Hut war nicht erkennbar, da es durch einen herabgeschlagenen blauen Schleier verdeckt wurde; aus den Zügen des Botanikers aber redete keinerlei Anzeichen von Mißmut mehr, ein voller Gegensatz dazu lag in ihnen. Doch rückte es ihn in Anbetracht seiner siebziger Jahre in etwas eigentümliche Beleuchtung, daß er augenscheinlich zu vermeiden suchte, an der Seite seiner zierlich sicher einherschreitenden Begleiterin jemand zu begegnen oder wahrgenommen zu werden, und offenbar möglichst rasch mit ihr einen stillverlassenen, buschumwachsenen Feldweg einschlug. Dort verloren sie sich, eifrig unausgesetzt, indes nur halblaut mündlichen Austausch miteinander haltend, dann tauchte die junge Dame allein wieder auf. Sie mußte das Fräulein Blanchart sein, dessen helles Lachen durch die Thür aus dem Nebenraum herübergeklungen war, und sie mußte dort etwas vergessen haben, denn sie kehrte noch einmal eilfertig in das Mauerhäuschen zurück.

* * *

Der Jünger der geologischen Wissenschaft, Engelhart Lindener, hatte sich den Vormittag hindurch mit dem Umherirreichen und Sichhinstrecken zwischen knospenden Haidebüschen und duftreichen Zwergthymianbüscheln beschäftigt, ohne irgend welche betrachtende Aufmerksamkeit auf die Bildung der Erdrinde um seine Lagerstätten zu verwenden. Wenn er ein auf Naturgegenstände bezügliches Interesse an den Tag gelegt, konnte nur ein botanisches in Rede kommen und dies lediglich in engster Specialisierung, da er sich darin auf eine möglichst unverwandte Hinabrichtung seiner Augen nach den verschiedenartigen Baumgattungen, aus denen sich das Laubdach über dem ‚verwunschenen Garten‘ zusammenflocht, beschränkt hatte. Auch war er dabei nicht zu einer besonderen, neuen, systematischen Entdeckung gelangt, doch statt solcher ihm allmählich aufgegangen, daß er heut früh wohl etwas mit dem verkehrten Fuß aus dem Bett gekommen sein müsse und zwar vermutlich deshalb, weil er gestern Abend oder in der Nacht nicht ganz mit dem richtigen hineingeraten sei. Bei aller pflichtschuldigen Hochachtung vor dem Erkenntnistiefsinn der ganz profunden Denker bedünkte es ihn nicht mehr recht wahrscheinlich, daß er das einzig im Weltraum Vorhandene ausmache — eher noch neigte er sich jetzt einer Vorstellung zu, alles Übrige sei wirklich, nur er selbst existiere möglicherweise gar nicht — und er schritt sogar bis zu der etwas respektlosen Hypothese vor, seine philosophische Morgenanwandlung als die Folgeerscheinung einer physio-psychischen Kopfverfassung zu mutmaßen, die man in Universitätskreisen mit dem wissenschaftlichen Terminus eines Katzenjammers bezeichne. Ihm leistete für diese Konjektur Beihülfe, daß unverkennbar Trina Löffelholz sich von ihrem unstudierten Standpunkt aus der nämlichen Ansicht hingegeben habe, doch ward ihm trotzdem nicht erklärlich, wie eine quantitativ so geringe Ursache, selbst bei qualitativer Kräftigkeit des Weines, eine derartige Wirkung nach sich gezogen haben könne. Es mußte entschieden noch ein anderes Ingrediens hinzugekommen sein, ihn zu allerhand nicht gerade Bräuchlichem zu veranlassen — daß er z. B. ohne Hut, dagegen mit der Befürchtung eines jahrhundertlangen Fortgebliebenseins nach Hause

Digitized by Google

zurückgekehrt war — und er dachte darüber nach, welcherlei Mitthätigkeit etwa die herkömmliche Beeinflussung des menschlichen Gehirnes durch einen ungewohnten Trunk bei ihm unterstützt haben möge, ihn mit dem Zustand zu begaben, für dessen nicht ganz richtiges Beisammenhalten der Sinne die deutsche Sprache das kleine Wörtchen ‚Rausch' in Anwendung brachte. Und da hatte sich allerdings wohl mancherlei recht förderungskräftig hinzugestellt: zunächst die Vollmondnacht, die obendrein eine Sonnenwendnacht gewesen — geheimnisvolle Düfte und Laute der verwunderten Wildnis des ‚verwunschenen Gartens' — die Vorstellung dessen, was sich einst einmal in solcher Nacht in ihm zugetragen. Das alles bildete fraglos ein äußerst wirksames Stimulans für die Phantasie auch kam wohl eine nicht ganz allgemein verbreitete Naturbegabung mit Einbildungsvermögen in Betracht — und dann vielleicht die von einer jugendlichen Vertreterin des weiblichen Geschlechtes auf das männliche ausgeübte Anziehungskraft, zu deren Kennzeichnung die Sprache sich gleichfalls eines kurzen Wörtchens bediente.

Über dies letztere sann er ein wenig nach, fand es dann auch in seinem Sprachschatz auf und sprach es laut vor sich hin. Doch dazu schüttelte er sofort den Kopf; zwar beschränkte sich seine Bekanntschaft mit dem zur Frage kommenden Wörtchen lediglich auf eine theoretische, ihm durch Hörensagen vermittelte, allein wenn er auch jedes Verständnisses aus eigener Erfahrung ermangelte, trug er doch ein gewissermaßen praktisches Gefühl in sich, das ihn darüber aufklärte, sein nächtlicher Sinneszustand habe mit jenem Wort außer allem Zusammenhang gestanden. Allerdings hatte er die weiße Gestalt vor dem Tempel einen Augenblick in seinen Armen umschlossen gehalten, war damit aber nur ihrer an ihn gerichteten Aufforderung nachgekommen, ohne selbst dazu irgend welchen Antrieb, Wunsch oder dem ähnliches zu empfinden. Und somit konnte — denn zu dieser Schlußfolgerung reichte das praktische Gefühl in ihm aus — eine Beteiligung des Wörtchens ‚Liebe' bei dem Rausch, in dem er sich zweifellos befunden, nicht in Rede fallen. Dagegen war es wohl begreiflich, daß in Verbindung mit allem Übrigen die Erscheinung der toten Braut in der Geisterstunde eine derartige überwältigende Wirkung auf seine Kopfverfassung ausgeübt hatte.

Engelhart Lindener rieb sich unwillkürlich einmal mit dem Finger an der Nasenspitze. Der toten Braut — Das war, mit nüchtern gewordenen Vernunftkräften angesehn, ein offenbarer Unsinn. Erstens hatte sie ja nach der Aussage seines Großonkels einen Anderen, in ärmlichen Verhältnissen Befindlichen geheiratet, war also nicht als Braut gestorben. Und zweitens würden auch tote Bräute selbst in der Mitternachtsstunde einer Sonnenwend Mondnacht, sei es sogar in einem ‚verwunschenen Garten', nicht wieder lebendig. Wenigstens fehlte es dafür so sehr an beglaubigten Präcedenzfällen, daß bei verstandesgemäßer Prüfung des Vorfalls die Annahme einer Einbildungstäuschung durchaus als das Näherliegende betrachtet werden mußte. Und der Nachdenkende glaubte sich mit Recht zusprechen zu dürfen, daß er sich gegenwärtig einer ganz ausnehmend nüchternen kritischen Urteilsbefähigung erfreue.

(Fortsetzung folgt.)

Traumglück.

Was der helle Tag genommen,
Bringt zurück die dunkle Nacht;
Holde Sterne, die verglommen,
Blühen auf in neuer Pracht.
Und die Liebe, die geflohen —
Ach, wie lange, ach, wie weit! —
Wieder lächelt sie dem Frohen
In des Traumes Märchenkleid.

Alle Zweifel sind geschwunden
Und geschlichtet jeder Groll.
Wieder sind wir treu verbunden
Und mein Herz des Glückes voll.
Ihrem Wesen bin ich näher,
Losgelöst von Zeit und Raum,
Und kein Neider und kein Späher
Stört mir diesen Liebestraum.

Wieder klingt ihr scheuwisch Lachen
In entzückend hellem Klang,
Alte Lieder, sie erwachen,
Herzerquickender Gesang.
Selige Lust, die ungemessen
Einst die Wirklichkeit beschied:
Darf die Lippen wieder pressen
Ihr auf Mund und Augenlid.

All das alte Liebesleben
Ich durchleb' es noch einmal
Mit dem wonnigen Erbeben,
Mit der heimlich süßen Qual.
Sonne, zögre zu erscheinen,
Du verscheuchen Traumesglück!
Sonne, eile! Uns zu einen,
Rufe bald die Nacht zurück!

Wilhelm Jdel.

Digitized by Google

Neues von Philipp Kniest.

Vor Jahresfrist habe ich an dieser Stelle dem merkwürdigen Erzähler gerecht zu werden gesucht, dessen Name über diesen Zeilen steht (Band XXIII, S. 153). Sorglich habe ich mich bemüht, bei aller Verschätzung für das Grundtüchtige dieser Begabung die Grenzen zu bezeichnen, die ihr gesteckt sind, aber auch daran zu erinnern, welches Seltene sie uns innerhalb dieser Grenzen zu bieten vermag: gleichsam die Natur selbst, das Leben, wie es ist, und dazu eine Fülle von Humor und Gemüt, die wie heller Sonnenschein die enge Welt überfluten, auf deren Schilderung sich Kniest beschränkt. Ich habe damit geschlossen, es sei durchaus begreiflich, daß Kniest an seiner heimischen „Wasserkante" gelesen sei, wie wohl kein anderer Dichter, aber nicht begreiflich, warum man im Binnenland so wenig von ihm wisse. „Das liegt", meinte ich, „offenbar nur an zufälligen Umständen und kann sich ändern — sind wir doch an guten Erzählern und nun gar an guten Volksschriftstellern so arm!" Es freut mich herzlich, heute sagen zu dürfen, daß sich die Richtigkeit dieser Annahme in dem Jahr, das dazwischen liegt, voll bewährt hat. Kniest kommt endlich über den Kreis hinaus, der ihm zunächst gelauscht hat, und ist auf dem Wege, zu werden, was er zu sein verdient: ein volkstümlicher Erzähler für das ganze Deutschland.

Ein Beweis dafür sind die drei Bände, die seitdem erschienen sind.

Das Erstlingswerk des hanseatischen Kaufmanns, der mit grauem Haar endlich zur Feder gegriffen, die prächtige Sammlung: „Von der Wasserkante", die den ersten Band seiner „Gesammelten Schriften" bildet, liegt nun in fünfter Auflage vor. Ich habe das Buch vor Jahresfrist im Zusammenhang mit seinen anderen Erzählungen charakterisiert und darf daher diesmal nur Weniges darüber sagen. Es ist wohl das kunstloseste Buch des Dichters, Einzelnes ist technisch noch ganz ungelenk, aber in der Betrachtung der Menschen und der Natur ist es bereits so sehr aus dem Vollen geschöpft, wie man dies bei einer noch ungeübten Kraft fast kaum zu verzeihen hat. Man merkt sofort: hier erzählt Einer, dem das Erzählen Bedürfnis ist, der sich bloß zu geben braucht, wie er ist, um zu wirken, der geborene Erzähler. Er hat sie Alle gekannt: die prächtige Sjoukelina, die Holländerin, die eine unvergleichliche deutsche Hausfrau geworden ist und Alles kann, sogar das Schwerste, ihren alten Seebären von Mann nüchtern zu erhalten, so lang es nötig ist, („Die Hausheersche," „Sjoukelinas Jugend"); den armen „Verrückten Kapitän", eine Gestalt, an der sichtlich kein Zug erfunden ist, und darum doppelt ergreifend durch die Schlichtheit der Natur: die herbe und doch herrliche „Jungfrau Dykstra", und gekannt hat er sogar den prächtigen Hamburger Joachim Heinrich Christiani und seinen ungeberdigen und doch grundtüchtigen Sohn („Aus den alten Häusle"), obwohl die Geschichte vor „mehr als hundert Jahren" spielt — in den stillen Nestern da oben ändert sich eben wenig. Auch unter den Skizzen, in denen die Schilderung des Meeres und des Fahrzeugs, auf dem es diese äußerlich rauhen, innerlich zugleich weichen und festen Männer bekahren, in den Vordergrund tritt, ist alles angeschaut, greifbar lebendig („Die alte Brig", „Der Missionsschimmer", „Windstille" u. A.) Selbst das einzige schwächere Stück im Buche („Pedro Garcia") macht darin keine Ausnahme. „Man kann es oder kann es nicht", pflegte Theodor Fontane zu sagen; dieser Schriftsteller kann es eben, und darum konnte er es gleich von Anbeginn.

So lieb mir „Von der Wasserkante" ist, noch mehr freut es mich, die neue Auflage von „Wind und Wellen" anzeigen zu können, welche Sammlung den zweiten Band der „Gesammelten Schriften" bildet. Es ist die zweite Auflage, während „Von der Wasserkante" bereits die fünfte hat, aber gemach, so weit sind wohl noch weiter wird's auch dieser Band bringen. Denn Alles, was er in seinem ersten Werk hatte, hat Kniest in diesem zweiten behalten, aber noch etwas hinzugewonnen: die Fähigkeit zu komponieren, in größerem Rahmen zu schaffen. Auch noch anderer Hinsicht ist der Band nach meiner Meinung noch einzuschätzen, er enthält durchweg gleichwertige Arbeiten. Sie sind unter einander sehr verschieden, aber vortrefflich sind alle. Ich wenigstens wüßte kaum zu sagen, welchen von diesen alten Bekannten ich lieber wiedergesehen habe: den wackeren Lorenz Michelsen und seine prächtige Katharina, die ihre „Hoffnung" nicht zu schanden werden läßt, den komischen und doch so tüchtigen „Zauen-Kapitän", die ergreifende Gestalt des alten Lorenz Hillerich, der wie ein rechter Held ohne viel Worte in den Tod geht, den rührenden „Alten Buchhalter", oder den braven Lüder Rahrenn, wie er seine „erste Reise" macht. Was ist ein Buch für jedermann; der Knabe und der Mann, der Backfisch und die Greisin werden es mit gleicher Freude lesen, sofern ihnen ein gütiges Geschick das köstliche Gut eines unverderbten Geschmacks und das noch köstlichere eines guten Herzens beschieden hat.

Kein Wunder, daß der alte Herr nun auch von neuem zu reden beginnt, nachdem er so lange geschwiegen hat.

Auch ein neuer Band aus Philipp Kniest's Feder liegt mir nun vor: „Aus Sturm und Not. Neue Geschichten von der Wasserkante". (Der „Gesammelten Schriften" fünfter Band, gleich den anderen im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin erschienen.) Das Beste daran ist eben, daß der neue Band ihn nur in einem Sinne als den Alten zeigt: er kann noch immer, was er früher konnte, und hat wieder Einiges dazu gelernt. Mehr und Anderes an dieser Stelle darüber zu sagen, ist überflüssig, da von den vier Erzählungen des Buches drei zuerst in der „Deutschen Dichtung" erschienen sind: „Der alte Hinrichten", „Der Tambourmajor", „Peter Witt's letzte Steuermannsreise" Die vierte Erzählung, die an der Spitze des Bandes steht, ist zugleich die umfangreichste: „Gepreßt und geworben", eine historische Erzählung aus der Zeit vor mehr als hundert Jahren, da die armen Hessen von ihren Landesvater als Söldner nach Amerika verkauft wurden. Sie steht den anderen nicht nach, weder an Humor noch an Gemüt, noch an Treue der Schilderung. Und das wird Jenen, die die anderen Geschichten gelesen haben, genügen.

Das ist's, was ich heute meinem Aufsatz vom vorigen Jahre als erfreuliches Postskriptum beizufügen habe. Und da ich mich diesmal als Prophet bewährt habe — nicht allzu glänzend, aber doch einigermaßen — so habe ich den Mut zu einer neuen Wahrsagung: die gleiche Freude wird der Dichter seinen Publikum und sein Publikum ihm auch im nächsten Jahr bereiten. Fr.

Neue Lyrik.

Die Dichtung „Lasklaris" hat wohl zumeist den Namen von Arthur Pfungst in weitere Kreise getragen. Seiner Gedichtsammlung „Lose Blätter" sind dann „Neue Gedichte" gefolgt, die nun in zweiter vermehrter Auflage vorliegen. (Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag, 1899.) Auch hier begegnen wir den alten Vorzügen von neuem, aber auch den alten Mängeln. Ein ernster, schwerer Ton klingt durch all die Verse wieder, nirgends wird unser Herz erquickt durch

Digitized by Google

das lichte Leben am Tag. Es ist Abend oder die Nacht bricht schon ein. Vergangen ist, was uns ergreute, verschollen Freude und Leid und nun fragt es leise in unserm Herzen: Wozu das alles, was ist der Mensch? — Was ist der Zweck des Lebens, in dessen Mahlstrom wir hilflos zerschellen? Es ist keine Freude am Leben in dem Buch, keine Freude, die, schwere Gedanken von sich schüttelnd, genießt in kräftigen vollen Zügen. Immer wieder hebt der Zweifel das Haupt, immer wieder fragt es: Wozu das alles? Es fehlt der rechte Mut zum Taseln, zum grundfrohen Taseln, das Vertrauen auf bessere Tage, die Hoffnung auf das Glück. Einsam wie ein Fremdling wandert der Dichter durch das All, vergebens tönt es ihm zu: für dich kreist dieser Erdenball, und Menschenglück, — das ist der Zweck des Lebens. Er hat keine Antwort darauf als die bange Frage: „Wer wird es einst erlösen?“

Ich war ein Fremdling, und ich ging allein
Von Land zu Land, hielt nirgends lange Rast,
Und kehrte ich bei guten Menschen ein,
Da sagten sie: das ist ein müder Gast,
Der nie von seinem Heimweh wird genesen —
Ich bin ein Fremdling auf der Welt gewesen.

Diese Schwere bestimmter, häufig wiederkehrender Gedanken hängt sich oft wie ein Bleigewicht an die Verse füße. Es ist zu viel darin und der Dichter verdirbt sich oft den Eindruck. Ich habe es sau ärgerlich empfunden, daß dem schönen Gedicht „Kinderglaube“ noch zwei Verse folgten, die durchaus überflüssig, mindestens entbehrlich die ganze Stimmung aufhoben. — Der Dichter hat nur ein Gesicht, ein ernstes. Er kann nicht lachen, nicht einmal lächeln, und so ist eine Eintönigkeit in allen Versen, die Stimmung ist stets dieselbe. Die Sonne ist von den Nebeln verdeckt, ihre Strahlen dringen nicht durch das Grau, es ist wie am frühen Morgen. Der Leser aber wünscht, es würde warmer Tag!

Wobei genug an schwermütigen Gedanken zu viel hat, hat Paul Bacher „Neues Buch der Lieder.“ Sechste, sehr vermehrte Auflage Halle a. S. Otto Hendel) zu wenig. Zu wenig ist vielleicht zu stark gesagt. Er braucht auch nicht mehr Gedanken, weder schwere, noch leichte, er braucht überhaupt keine Gedanken mehr, die Sammlung ist auch ohne sie bis zur sechsten Auflage gediehen und sehr viel gelobt worden. Begreifen läßt sich das nicht so leicht, aber thatsächlich haben selbst hervorragende Dichter das Buch warm empfohlen. Man hat es sogar daneben nicht an Seitenhieben auf — Heine fehlen lassen, an den der Titel des Buches erinnert, „glücklicherweise nur der Titel,“ wie einer der Herren wirklich und wahrhaftig beigefügt hat. Übrigens thatsächlich nur der Titel, denn mit „reiner Stimmung“ und edler Einfalt ist es doch auch nicht getan. Ich gebe zu, daß die Gedichte wahr, nicht gemacht, im Ausdruck einfach, ungesucht und ungekünstelt sind. Ich gebe es gern zu, aber das ist auch alles. Es sind schließlich Dinge, die wir schon tausendmal gehört und gelesen haben, so daß wir nun müde sind, sie von neuem zu hören. Die Verse lesen sich ganz glatt, sind wohl auch meist ohne Fehl, aber wenn man das zweite Gedicht gelesen hat, ist das erste vergessen. Und das sollte doch nicht sein; bei Heine z. B ist es wirklich nicht so. Aber im Ernst gesprochen: in welchen Zeiten leben wir, wo ein Lyriker von Paul Bachr's Qualitäten schon durch den Titel selbst die Vergleichung mit einem großen Dichter herausfordert und Leute findet, die sich anstellen, als ob sie ihn ernstlich über diesen Großen stellten! Auch für die Ballade fehlt Bache die dramatische Kürze, die wir von den besten Balladen her gewöhnt sind. „Der Husar“ und „Das Feldherrnheil“ hätten, um wirken zu können, knapper und plastischer sein müssen. Das relativ beste Gedicht, das einzige, bei dem ich zum Mindesten nicht wie bei den viel zu vielen andern, den Eindruck habe, es sei spielerig, ist „Vorüber.“ Ein unglückliches Geschick hat Bachr aus seinem Beruf gerissen. Der Traum aber zaubert ihm das Glück wieder vor die Seele:

Mir träumte, ich ritt zum Thore hinaus
In den fröhlichen Frühlingsmorgen.
Es prangte die Flur wie ein Blumenstrauß,
Und hinter mir lagen die Sorgen.

Und an des Flusses Ufer entlang
Da ließ ich den Renner greifen.
An Sporn und Bügel der Säbel klang,
Ich hörte den Wind um mich pfeifen.

Hinjagte im gereckten Lauf
Mein Roß durch Wiesen und Matten
Und stürmte hinunter und stürmte hinauf,
Zur Seite den fliegenden Schatten.

Da plötzlich in grünender, blühender Au
Ich sah einen Graben liegen.
Ha, welche Lust, wie der Aar durchs Blau
So über den Graben zu fliegen.

Und schnell war ich zum Sprunge bereit,
Fest hielt ich den Renner im Zügel,
Ich legte die Brust nach vorne weit
Und stemmte mich fest in die Bügel.

Aufschäumte sich da mein Roß mit Macht
Und sprang und schwang sich hinüber —
Da bin ich erwacht und hab' traurend gedacht
An Zeiten, die längst vorüber!

Die „Gedichte“ von Karl Maria Heidt (Großenhain, Baumert und Ronge 1897) habe ich mit Vergnügen durchblättert, dann fesselte mich hier und da eins länger und mein Auge fiel auch auf andre und so lernte ich allmählich das ganze Büchlein kennen. Neben manchem Konventionellen und Traditionellen, Altem und Modernem enthält es vieles, das man gern wieder lesen wird. Das Moderne sieht Heidt nicht zu Gesicht, es ist, als trüge der Dichter ein geliehenes Kleid, das kurze Ärmel und überlange Hosen hat, die ihn am Gehen hindern. Unter den Natur- und Stimmungsbildern sind gar manche, die sich uns vor die Seele in lebendigen Farben stellen, z. B „Das Waldgrab“:

Ein stilles Grab im tiefen Walde,
Ein Hügel nur von Moos bedeckt.
Fernab der blumenreichen Halde,
Dem flüchtigen Wand'rer wohl verdeckt.

Mein Stein, kein Kranz schmückt diesen Hügel,
Du weißt nicht, wem er Frieden gab;
Ein Falter nur mit bunten Flügel
Streift frühlingsfroh das stille Grab.

Ein zartes Empfinden für die Schönheit, die geheimen Reize der Natur ist Heidt eigen und diesem Empfinden weiß er in wohllautenden Versen Ausdruck zu geben. Ich könnte hier noch so manches kurze Gedicht anführen, das ähnlich dem eingetretenen plastisch und stimmungsvoll zugleich ein Bild vor unsere Augen bringt. Das ist auch sicherlich nach meinem Gefühle die Stärke Heidt's: „Erzählendes“ und „Gelegenheitliches“ ist schwach.

Ich möchte, da mir der Raum nicht erlaubt, mehr von diesem Dichter zu sprechen, wenigstens noch ein Gedicht hier für ihn sprechen lassen: „Lebensmüd“.

In deinem Auge loht ein müder Glanz
Von unzählbaren, ungeweinten Thränen,
Verwelkt, entblättert sinkt vom Haupt der Kranz
Und aus des Lebens vollem Becher tanzt
Blieb dir auch nicht ein einzig holdes Bläschen.

Gesplittert ist schon längst der Pfeile Schaft,
Die feindlich dich im Alltagskampfe trafen.
Der Schild ist leere, doch die Wunde klafft,
Gebrochen ist dir auch die letzte Kraft,
Und nur dein Auge sieht: „Ich möchte schlafen.“

Hermann Hango, von dem diesmal „Neue Gedichte“ (Wien, A. Hartleben's Verlag 1901) und aus demselben Verlage „Faust und Prometheus“ eine Dichtung“ vorliegen, scheint mir in Stimmung, Farbe und Weltanschauung am meisten mit Pfungst verwandt zu sein. Dieser ist aber ernster, er nimmt das Leben schwer, und findet nur schwer und mühsam den Weg. Hango spricht

Digitized by Google

auch viel davon, aber es fällt doch ein Sonnenstrahl durch das Grau und vergoldet ein wenig den traurigen Tag. — In dem Buch ist vieles, was auffällt, unangenehm auffällt, so hier und da eine ungesunde Sinnlichkeit, ein raffinierter Nervenkitzel. Es ist schwül und dumpf und das Atmen in dieser Luft ist peinlich. — Auch hier wie bei Pfungst werden die gleichen Fragen aufgeworfen, Fragen nach Zweck und Ziel der Welt, Kommen und Gehen der Menschen und auch hier die gleiche Ratlosigkeit — keine tröstende Antwort. Gedichte, die uns wirklich einen Genuß verschaffen, sind doch selten bei Hango. Seine Sprache ist auch manchmal überladen, es fehlt ihr die Einfachheit, kleine Nachlässigkeiten lauren unter, die Bilder sind oft nicht treffend. Aber dann gelingt ihm doch ein Gedicht wie das folgende: „Friedhof in der Wachau“:

Da ruhen sie in Frieden,
Ein Rosenhag umgiebt,
Was sich gequält, gestritten,
Umsichtungen und gelebt
Der Winzer kam, der Ferge,
Zu ruh'n an diesem Ort
Der Wein grünt um die Berge
Die Schifflein gleiten fort.

Die Väter sind gegangen
Die allzeit Ahn um Ahn.
Die Kinder ohne Bangen
Beschreiten ihre Bahn
Und alle, die da liegen,
Sie gingen ohne Arg
Den Weg von ihren Wiegen
Herauf zu ihrem Sarg

Das Maß, das eingesetzte,
Sie trugen's, Leid und Lust,
Und fragen nie ums letzte
Geheimnis ihrer Brust.
Warum in ihrem Herzen
Der Puls einst aufgewacht,
Der unter Lust und Schmerzen
Dann pochte Tag und Nacht?

Wozu das heiße Werben
Um Glück und Gut dann frommt,
Wenn morgen schon das Sterben,
Das bitt're Sterben kommt?
Sie lebten wie das Leben
Zu Aue, Feld und Flur,
Am Segen mitzuweben
Der schweigenden Natur.

A. S.

Paul Kuczynskis Erinnerungen.

Die Memoiren-Litteratur ist immer und überall ein Gradmesser für die Entwickelung des öffentlichen Lebens. Dürfen sich die Kräfte frei entfalten, wendet sich ihnen die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen zu, so empfinden es viele als ihr Recht, aber gleichermaßen als ihre Pflicht, auch öffentlich Rechenschaft darüber abzulegen, wie sie mit ihren Gaben gewuchert haben, um der Mitwelt Gelegenheit zu geben, ihnen die Summe ihres Lebens nachzurechnen; noch häufiger errichten die Erben eines bedeutenden Menschen dem Hingeschiedenen ein Denkmal aus seinen eigenen Bekenntnissen und Briefen. Ist aber das öffentliche Leben eines Volkes noch spärlich entwickelt oder wieder ins Stocken geraten, so ist seine Litteratur auch an Memoiren arm — nur Wenige treten ja in das volle Licht, und der Unbekannte wagt es nicht, von sich selber zu erzählen, weil ihn Niemand darnach gefragt hat. So erklärt es sich, warum die deutsche Memoiren-Litteratur noch vor kurzer Frist, mit der französischen oder englischen verglichen, so überaus arm war. Man interessierte sich bei uns bis 1840 im Grunde nur für Künstler, also Dichter und Tondichter, Maler und Bildhauer; sie allein — oder doch fast nur sie — schrieben denn auch ihre Erinnerungen nieder und fast nur ihre Briefe wurden gesammelt. Als in den vierziger Jahren das Interesse für Politik hinzutrat und allmählich auch die Namen von Staatsmännern und Volksvertretern auf aller Lippen traten, nun seither zu einem immer stärkeren Chorus anzuschwellen, der die künstlerischen Interessen und Namen übertönte, da bedurfte es doch notwendigerweise mehrerer Jahrzehnte, bis die Männer der Politik alt genug waren, ihre Erinnerungen niederzuschreiben, und die Zeit ihres Wirkens fern genug lag, um die Mauspfeife, ohne Mitlebende zu erregen und unnützen Staub aufzuwirbeln, drucken zu lassen. Noch heute setzt sich die langsam wachsende Memoiren-Litteratur in deutscher Sprache zu reichlich zwei Dritteilen aus den Erinnerungen von Künstlern, namentlich von Dichtern, kaum zu einem Dritteil aus solchen Aufzeichnungen zusammen, die von Diplomaten, Parlamentariern und Militärs herrühren. Wie anders in den westlichen Ländern, wo beide Kategorien, im Ganzen und Großen gerechnet, im umgekehrten Verhältnis zu einander stehen.

Aber auch ein anderer Umstand läßt erkennen, wie relativ jung unser öffentliches Leben und wie unentwickelt eben darum auch unsere Memoiren-Litteratur ist. Noch fehlen uns zwei Kategorien so gut wie völlig, die in Frankreich und England aufs reichste vertreten sind.

Erstlich die Männer der praktischen Arbeit. Nicht nach Dutzenden, sondern nach Hunderten zählen im Westen die Selbstbiographien bedeutender Ingenieure, Kaufleute und Bankiers, Erfinder und Großindustriellen — und wie viele hat unsere Litteratur aufzuweisen? Vielleicht — wenn es ihrer wirklich schon so viele sind — eben ein Dutzend, zum Teil obendrein nur als Manuskript gedruckt, alle aber — ein einziges Buch ausgenommen — in keine weiteren Kreise gelangt. Und diese einzige Ausnahme, Werner Siemens' Erinnerungen — ist dieses Buch so weit gedrungen, wie es verdiente?!

Die zweite Kategorie aber, die in Deutschland noch nahezu völlig fehlt, sind die Memoiren der — sagen wir — Beobachter; ich meine Männer, die Gelegenheit hatten, viele merkwürdige und bedeutende Menschen des Näheren kennen zu lernen und nun von ihnen erzählen; mag es auch immerhin das eigene Leben sein, das sich uns nebenher enthüllt, die Hauptsache ist doch nicht dieses, sondern die Schilderung Anderer. Gewiß ist nicht jedes Buch dieser Art — namentlich die französische Litteratur ist darin so reich, daß man sich daraus ein Bild der ganzen Gattung machen kann — gut oder gar von großem Gewicht; es kommt ganz und gar auf die Individualität des Erzählers an. Ist er ein kleiner Mensch, so sieht er, und mögen ihn der Zufall oder äußere Vorzüge (hohe Geburt, Reichtum und dergleichen) mit noch so vielen großen Menschen zusammenbringen, an ihnen doch nur Kleines, wie denn überhaupt das Wort, daß kein Heros vor seinem Kammerdiener groß bleibt, nur dann ein Wahrwort ist, wenn man hinzufügt: „vom Standpunkt des Lakaien“. Ein Mensch dieses Schlages kann im besten Falle allerdings höchstens ein leidlich amüsantes Buch schreiben, Klatsch und Tratsch, und in all dem Kehricht als Bestes zuweilen ein interessanter Ausspruch, eine charakteristische Anekdote. Aber schon dies ist ja nicht zu verachten. Beobachter aber, die selbst vollwichtige Naturen sind, vermögen uns mehr zu geben, so viel, als man von Memoiren irgend verlangen kann: die wirklichen Menschen und das wahre Leben. Gerade, weil sie mit jenen, die sie schildern, nicht um den Kranz des Ruhms rangen, weil sie bescheiden hinter ihnen zurückstanden oder auf ganz anderem Gebiete thätig waren, erschließt sich ihnen das Herz, das Vertrauen dieser Berühmten und wir dürfen ihnen vollen Glauben schenken. Es ist kein Zufall, daß wir noch diese Lücke in unserer Litteratur haben; andererseits gilt es bereits als ein Verdienst, ein gutes Buch dieser Art zu schreiben, in Deutschland zumächst noch als eine Anmaßung. Wir haben eben noch nicht die rechte Fülle an Memoiren, noch nicht das rechte Interesse und das rechte Verständnis für sie. Einen Band schlechter Gedichte darf bei uns jeder Jüngling veröffentlichen, aber seine Erinnerungen nur ein berühmter Mann.

Das Buch, das mich zu diesen Bemerkungen veranlaßt, gehört gleichermaßen zu der einen Kategorie, die in Deutschland noch spärlich vertreten ist, und zu der andern,

Digitized by Google

die fast ganz fehlt; Paul Kuczynski war Bankier und seine „Erinnerungen" sind so recht die eines „Beobachters", wie ich oben die Männer dieses Schlages, freilich unvollkommen genug, zu charakterisieren versucht habe. Die Aufzeichnungen waren nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen; der kränkelnde Mann schrieb sie in seinen letzten Jahren als Vermächtnis für seine Nächsten nieder, aber niemand wird diese schelten, daß sie das Werk nach seinem Tode veröffentlichten: Erlebnisse und Gedanken. Dichtungen zu Musikwerken (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.) Über die „Dichtungen" will ich zum Schluß ein Wort sagen; was aber die „Erlebnisse" betrifft, so sei vor allem der Mangel beklagt, der sich dem Leser zunächst aufdrängt: eben weil der Autor für einen Kreis schrieb, der die äußeren Linien seines Lebens genau kannte, teilt er selbst sehr wenig darüber mit. Hier hätte das Vorwort zugunsten eintreten müssen, was leider nicht geschehen ist; dies Vorwort (von Hans Land) sagt uns in schwungvollen Worten, wie teuer das Andenken des Dahingeschiedenen seinen Freunden ist, wie sehr er die Liebe verdiente, die sie ihm widmeten, aber die nötigen Daten, die der Fernerstehende vermißt, giebt es nicht; nicht einmal das Sterbedatum. Diese Lücke wird vor allem auszufüllen sein, wenn es zu einer neuen Auflage kommt. Und kommt es dazu, so wird dem Buche nur, was ihm gebührt: denn es verdient eine weite Verbreitung.

Schon was der Bankier Kuczynski zu erzählen weiß, ist interessant genug; es führt in ein Leben hinein, von dem Viele, ja die Meisten, nur ein verzerrtes Bild erhalten. Hier aber wird die Wahrheit gesagt, zum Guten, wie zum Schlimmen des Berufs. Selbst der Sohn eines gebildeten Bankiers, besucht Kuczynski das Gymnasium, dann die Universität, muß dann jedoch ins väterliche Geschäft treten und sehr bald auch — nach dem frühen Tode des Vaters — die Leitung übernehmen. Er thut es aber auch gern, in der Überzeugung, daß man auch in diesem Beruf ein produktiver Arbeiter sein kann. Zudem interessiert ihn die Specialität des Vaters, der Eisenbahnen baut und finanziert, weil ihm die Reiselust und die Vorliebe für geographische Studien gleichsam als Erbe angeboren sind. Trotzdem prüft er sich, ob aus dem Studenten, der daneben leidenschaftlich an der Musik hängt und ein Lieblingsschüler Bülows ist, ein Bankier werden soll, und bejaht sich diese Frage freudig. „Schon damals erschien es mir, als ob der Kaufmannsstand, wenn er mit Würde und Redlichkeit betrieben wird, insofern ein viel ehrlicherer sei, als manche andere Berufsart, als er wenigstens aus seinem Ziele, dem Geldverdienste, ganz abgesehen von der Möglichkeit einer auch in anderem Sinne wirklich verdienstlichen Bethätigung, kein Hehl macht, während unter der Kappe der Kunst und selbst der Wissenschaft so mancher spekulative Kopf nutherläuft, der seinen Beruf nur als Maske trägt und in Wahrheit bloß ein glücklich operierender Kaufmann ist oder doch wenigstens sein möchte." Das mag einleitig sein, aber unrichtig ist es nicht, und sicherlich ist es interessant, auch einmal Kaufmanns- und Künstlerstand unter diesem Gesichtspunkt angeschaut zu sehen. „Ich weiß sehr wohl", ergänzt er seine Ansicht, „was mir meine kaufmännischen Berufsgenossen gelten, und habe mir den hellen Blick der Bildung und Gesittung bewahrt, um Krämerseelen und Schmitz von den großherzig veranlagten Naturen und den ehrlich strebsamen Leuten zu unterscheiden; ich weiß aber auch, daß jene Welt, der ich berufsmäßig nicht angehöre und die mir doch ob der in ihr lebenden Ideale so eng ans Herz gewachsen ist, durchsetzt ist von unlauteren, aller Ideale baren Elementen." Sehr interessant sind Kuczynski's Bemerkungen über den Gründungsschwindel 1871—1873. „Ganz verwinkelig blieb nachgerade kleiner; es handelte sich immer nur um das Maß der Abirrung von der normalen Schriftlinktion." Er selbst blieb „geistig normal", konnte aber doch nicht verhindern, daß er auch „manchmal von bewährten Freunden zu einem Tänzchen wider Willen mit fortgeschleppt wurde." Da überkam ihn „ein Frösteln an Körper und Seele" und er machte sich gänzlich frei. So blieb er aufrecht, als rings um ihn die „Bewährten" zu Boden taumelten, verlor jedoch dann 1881 durch die Niederkracht eines Mannes, dem er sein Vertrauen geschenkt, nahezu sein ganzes Vermögen. Wie ihm dabei zu Mute war, wie es ihm gelang, sich wieder emporzuringen, mag man im Buche nachlesen; es klingt doch etwas erschütternder, als wenn man es in einem Roman liest.

Noch wertvoller ist, was uns — um bei dem Wort zu bleiben — der Beobachter Kuczynski zu erzählen hat. Selbst ein Künstler von Eigenart und Begabung — er ist Komponist — steht er anderen Künstlern, Dichtern, Dichtern, ausübenden Musikern nahe, aber ein bescheidener Mann, ein treuer, hilfsbereiter Freund, und trotz Begabung und rastlosen Ringens nicht zu jenem Namen gelangt, der ihm gebührt, wird er von Allen geliebt, nicht bloß von den selbstlosen Naturen. Darin erinnert das Buch einigermaßen an Mar Rings Memoiren, denen ja auch die Herzenstüge und die Beschiedenheit des Verfassers den vollen Wert giebt, weil sie ihm ermöglicht haben, so vielen, sonst schwer zugänglichen Menschen ins Herz zu blicken, z. B. Gutzkow. Kuczynski ist Richard Wagners opferfreudiger Freund und Bewunderer, und der Meister zieht ihn in seinen nächsten Kreis, er bleibt mit Franz Liszt fast sein Leben lang in vertrautem Verkehr, er lernt Hans von Bülow aufs Genauste kennen, freilich nicht eben schätzen, er ist Albert Lindners treuer Arzt und Helfer, er schwärmt und grübelt mit Hans Herrig, er ist mit Adolf Jensen brüderlich verbunden, er tritt zu Friedrich Kiel in die innigsten Beziehungen, er — aber wozu den Leser durch eine ewig lange Namensreihe ermüden?! Die Mitteilung von Proben aber verbietet sich ebenso durch den Raum, wie den Umstand, daß ja Einiges aus diesen Abschnitten, die von Anderen berichten, bereits an dieser Stelle zu lesen war (Band XXIV, S. 28 ff. und S. 60 f.). Nur über die Art der Schilderung sei ein Wort gesagt. Kuczynski giebt keine anekdotischen Züge, und nicht immer ein Bild der äußeren Persönlichkeit, aber das Innere der fremden Seele fühlt er aufs feinste nach und weiß es wiederzugeben.

Und auch mit der eigenen Seele ist ihm dies gelungen. Ein reiner, hochstrebender Mensch, ohne Arg und Falsch, menschenkundig und doch gut und weich, — wohl zu weich. Etwas mehr Widerstandskraft, etwas weniger Pflichttreue gegen den kaufmännischen Beruf, und er wäre heute bekannter, als er ist, so gutes Klang sein Name hat, namentlich durch seine oft aufgeführte Komposition für Bariton, Chor und Orchester „Aus der Bergpredigt". Aber die tiefsten Gründe, die ihm den äußeren Erfolg schmälerten, waren doch sein glühender Idealismus, der ihn jedes äußere Mittel, sich zur Geltung zu bringen, verschmähen ließ und — weil er daneben Bankier war. „Wäre er Bankier geblieben, wenn wirklich ein richtiger Komponist in ihm stecken würde?!" hat mir vor Jahren, noch bei Kuczynskis Lebzeiten, ein Berliner Feuilletonist gesagt, der als „sehr geistreich" gilt. Es ist nicht bloß ungerecht, sondern auch unlogisch, aber viele Menschen freuen sich so herzlich, der Anerkennung eines fremden Verdienstes überhoben zu sein, daß es ihnen dabei auf die Logik nicht viel ankommt.

Gleich Wagner hat sich auch Kuczynski seine Texte selbst gedichtet; ein Anhang bringt sie. Es ist nicht leicht, derlei Werke an sich zu beurteilen; sie sind ja eben der Musik willen da. Gleichwohl darf gesagt sein, daß sie auch ein nicht geringes dichterisches Können erweisen. Am besten sind die rein lyrischen Stücke, wie „Totenklage" und „Neujahrsgesang"; sie sind gedankenvoll und formschön.

—nz—

Litterarische Notizen.

— Von Karl Emil Franzos sind kürzlich im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin zwei Bücher in neuen Auflagen erschienen: eine dritte Auflage der Erzählung „Moschko von Parma" und eine zweite der Novelle in Versen: „Mein Franz". Auch eine zweite Auflage der schönen und wertvollen Novellen-Sammlung von Adalbert Meinhardt: „Norddeutsche Leute" ist im gleichen Verlage zur Ausgabe gelangt. Die Geschichten, die der Band vereinigt, gehören zu den reifsten Früchten der Erzählungskunst dieser Dichterin;

Digitized by Google

„To Hus is Best", die Novelle, die die Sammlung eröffnet, darf wohl neben „Heinz Kirchner" als ihr Meisterstück gelten.

— Gedichte von Hans Müller-Arminger. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1899. Der junge Schweizer, der hier zum ersten Male durch eine kleine, sorgfältig geschichtete Gedichtsammlung vor einen größeren Leserkreis tritt, hat seit einer Reihe von Jahren in dieser Zeitschrift kleine Proben seines Talents veröffentlicht. Wer nun diese Sammlung liest, wird ihm vor allem ein Zeugnis nicht weigern: daß er ehrlich darnach rang, anempfundene, unechte Stimmungen zu vermeiden, und eifrig bemüht war, eine gewisse künstlerische Abrundung in seinen Gedichten zu erzielen. Ein individueller Zug geht durch fast das ganze Büchlein. Epochenmachende, neue Bahnen wandelt der Dichter nicht, aber dafür ist auch das Gesuchte, gezwungen Originelle gänzlich vermieden, die Darstellungsweise wahr und natürlich, die Empfindung echt und stark, so daß sich das Buchlein sicherlich treue Freunde erwerben wird. Neben den Liebesgedichten verdient namentlich auch der Gnelus: „Natur- und Lebensfreude" Beachtung. Mehr und wärmeres Lob wollen wir dem Büchlein nicht auf den Weg geben, aber versichern dürfen wir, daß dies der Fall wäre, wenn nicht der größte Teil dieser Gedichte zuerst in der „Deutschen Dichtung" erschienen wäre. Das Werkchen eignet sich gut als Geschenk; die Ausstattung ist vorzüglich, einfach und vornehm zugleich.

— Achmed, der Heiland. Eine epische Dichtung von Adalbert von Hanstein. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1898. Mitten aus dem Ringen und Kämpfen der Gegenwart hat sich Adalbert von Hanstein wieder einmal auch den Stoff für seine neueste epische Dichtung gewählt, aber der Dichter führt uns diesmal aus den Grenzen der Heimat heraus nach dem gegenwärtig so heiß umstrittenen Lande am Nil. Zeitgemäßer kann eine Dichtung kaum sein, als diese, denn die Helden derselben sind der jetzt wieder so viel genannte Mahdi, der vor zehn Jahren nach der Eroberung von Khartum auf der Höhe seiner Erfolge sein Leben verlor und sein Nachfolger „der Kalifa", dessen endliche Besiegung den Engländern erst vor wenigen Monaten gelang. Wohl mag dieser Stoff uns vornherein dem deutschen Leser fremdartig erscheinen, aber die eigenartige Auffassung Hansteins läßt uns bald erkennen, wie große Ähnlichkeit zwischen jener religiös-sozialen Bewegung im fernen Sudan und unseren eigenen gesellschaftlichen Gährungen besteht. Auch dieser Mahdi erscheint als einer der vielen, die vom Standpunkte heiliger Überzeugung aus der Welt ein Reich der Gleichheit und der Liebe bringen wollen, aber auch in seine anfangs so ideale Strömung dringt bald die Selbstsucht und der Verrat ein. Von der Handlung, in die auch die Liebe hineinklingt, sei hier nicht gesprochen; für diejenigen Leser, die die Dichtung bereits aus den Spalten dieser Zeitschrift kennen, wäre dies überflüssig, die Anderen mögen sie im Büchlein nachlesen. Die Ausstattung ist sehr geschmackvoll, der Preis ein bescheidener.

— Die Flucht. Erzählung von Bianca Bobertag. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1898. Es fällt nicht leicht, das Talent dieser Erzählerin, eines der interessantesten und eigenartigsten unserer zeitgenössischen Litteratur, in kurzen Strichen zu charakterisieren. Ist sie eine Realistin? Wer in der vorliegenden Erzählung die Schilderung des dörflichen Lebens in Schlesien und der Menschen an der böhmischen Grenze sieht, oder sich von der Wucht erfaßt fühlt, mit der hier eine dunkle That vor ihm hingestellt wird, packend, lebensvoll, zum Greifen wahr, wird geneigt sein, sie so zu nennen. Aber dieselbe Erzählung klingt in eine Idylle voll Duft und Poesie aus und der Grundgedanke: wie den Schuldigen nichts, auch nicht die Liebe erlösen kann, durchwürzt das Buch mit einer so sittlich-herben Atmosphäre, daß man sie wieder den Idealisten beizählen möchte. Aber wie dem auch sei, diese Frau ist nicht bloß eine Roman-Schriftstellerin von ungewöhnlicher Kraft der Erfindung, der Spannung, der Schilderung, sondern auch eine der wenigen Dichterinnen unter den modernen Erzählerinnen Deutschlands, und sie hat all das, was sie kann, kaum je in einem Werke so vereinigt, wie in diesem. „Die Flucht" ist nicht bloß eines der besten Werke von Bianca Bobertag, sondern auch eine vortreffliche Erzählung, die der weitesten Verbreitung würdig, aber, wie wir hoffen, auch einer solchen Verbreitung sicher ist. Denn wer vor allem Spannung und stark bewegte Handlung sucht, wird bei der Lektüre ebenso seine Rechnung finden, als wer sich gern dem Dichter gefangen giebt, der ein tiefgreifendes psychologisches Problem mit vollendeter Kunst und Kraft vor ihm aufbaut. Daß die Erzählung aus weiblicher Feder stammt, verrät im Grunde nur Eins: eine Frauengestalt, wie dieses Mädchen aus dem Volke, kraftvoll und ursprünglich, von keiner Furcht des Geschicks zu bengen, und darum zum Schluß eines neuen Glücks wert und fähig, hat wohl nur eine Frau vor uns hinstellen können.

— Schulenings Erben. Roman von Wilhelm Berger. Zwei Bände. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt 1898. Wollte man die Besitzer deutscher Leihbibliotheken über die Rangordnung der deutschen Romanschriftsteller der Gegenwart abstimmen lassen, so würden sie den Namen „Wilhelm Berger" in erster Linie nennen, denn das Fach, wo seine Werke stehen, ist immer leer. Auch die Familienblätter zählen ihn seit langen Jahren unter ihre erprobtesten Mitarbeiter. Das ist ja gewiß kein zu verachtendes Schicksal, aber es wäre Unrecht, den Autor deshalb nur jenen Erzählern beizurechnen, die es verstehen, ein großes Publikum zu fesseln und zu unterhalten. Das erweist dieses Werk, wohl sein bester und reifster Roman. Auch hier fehlt es wahrlich an Spannung, an bewegter Handlung nicht, — im Gegenteil, der Roman ist nach dieser Hinsicht ein Meisterstück. Schon die Einleitung spannt aufs höchste: ein reicher, mit seinen Verwandten zerfallener Sonderling setzt unter seinen Angehörigen jenen zum Erben ein, der binnen Jahresfrist von dem Teilbetrag von 3000 Mark den vermünftigsten Gebrauch macht. Wie nun die Bewerber, jeder nach seinem Charakter, diese Bestimmung erfüllen, wie ihnen das Geld und noch weit mehr die Jagd nach der ganzen Erbschaft zum Fluch oder zum Segen wird, wird auch der blasierte Leser mit größter Spannung bis zum letzten Blatt verfolgen. Aber daneben kann ihn auch anderes erfreuen, vor Allem der Reichtum an scharf gezeichneten Charakteren aus allen Schichten. Eine bunte Gesellschaft, Gutsbesitzer und Gaukler, hohe Staatsbeamte und Arbeiter, Großindustrielle und Proletarier — es giebt kaum eine Sphäre des deutschen Lebens der Gegenwart, in der nicht einer der Erben Schmelings zu finden wäre. Aber auch die Schilderungen sind sehr wertvoll; so Vieles hat der Autor beschreibt, man fühlt, daß er immer festen Boden unter den Füßen hat, und die Berliner Gesellschaft so gut kennt, wie die des westlichen Deutschlands, das Tingeltangel so gut, wie die Fabrik und die Arbeitsstube des Gelehrten. Interessant ist auch der durchaus unabhängige Standpunkt des Autors; seine Sympathien in den großen sozialen Kämpfen der Gegenwart gehören keiner Partei ausschließlich; überall war er bemüht, Licht und Schatten gerecht zu verteilen. Alles in Allem: eine überaus spannende und unterhaltende Lektüre, aber auch ein gutes Buch. Diejenigen unserer Leser, die den Roman — er erschien ja zuerst in den Spalten dieser Zeitschrift — bereits kennen, werden diesem Urteil kaum widersprechen; wer den Roman noch nicht kennt, mag selbst prüfen, ob er es zu seinem eigenen machen kann.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Recension zugekommen:

Schrader, Ernst. Einst und heute. Gedichte. Leipzig, Eduard Avenarius. 1898.

Chrisomanos, Constantin. Die graue Frau. Ein hellenisches Drama. Wien, Carl Konegen. 1898.

Ernst, Paul. Polymeter. Berlin, Johann Sassenbach.

Hansrath, Adolf. Pater Maternus. Roman aus dem sechszehnten Jahrhundert. Leipzig, S. Hirzel. 1898.

Hüttemann, Adolf. Katholische Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Proben aus ihren Werken. Hamm, Breer & Thiemann. 1898.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Eheglück.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Witold von Kreowski erbleichte, als er sie erkannte, starrte sie ein paar Augenblicke mit ringendem Atem an und sagte endlich heiser: „Ein ebenso großes als unerwartetes Glück.“ Er sprach völlig accentfrei.

„Ein freundlicher Zufall.“

„Und ebenso unerwartet als schmerzlich.“ Damit reichte er die Hand der vorhergehenden Dame.

Sie wußte nun, was ihr freilich ohnehin nicht zweifelhaft gewesen, daß auch das zweite Lied ihr gegolten. Und während er jetzt vor ihr promenierte, bemerkte sie, daß er etwas breitschultriger geworden war, daß er einen sehr schönen Nacken hatte und daß in einem schönen Nacken etwas seltsam Verführerisches liegen könne. Und es kam ihr vor, als ob die Unruhe, die er ihr erregte, dieselbe sei, die sie vor vier Jahren empfunden, und als ob er nie aufgehört habe, sie zu belästigen, obgleich das ganz gewiß nicht wahr war.

Der nächste Tanz war eine Polka und er engagierte sie sofort. Sie sprachen nicht, sie tanzten schweigend, aber die Erregung, die in ihren Adern brannte, teilte sich ihren Bewegungen mit. Man tanzte diese polnischen Tänze damals noch nicht verdeutscht oder verwälscht, man exekutierte sie noch, mit einigem Vorbehalten im Takt, mit einer gewissen schwermütigen Glut und nach den häufig sich in Moll bewegenden echten Melodien. Die Tänzer stemmten noch die rechte Hand ihrer Dame in die linke Hüfte, warfen den Kopf nach hinten und preßten ihre Partnerin fest an die Brust. Es war noch etwas Feuriges und Hinreißendes in der Art, diese Nationaltänze auszuführen. Es befanden sich außer Witold von Kreowski noch einige echte Schlachzizensöhne unter den Anwesenden, solche, die das Deutsche nur hart und gebrochen sprachen — er tanzte trotz ihrer mit der Verve und der Anmut eines Krölewicz.

Dann folgte ein Walzer. Ein kunstsinniger Musikant hatte „Wir winden dir den Jungfernkranz“ aus dem Vierviertel in einen langsamen Dreivierteltakt übertragen, der ungeheuren Beliebtheit dieses Stückes grausam Rechnung tragend, und darnach schleifte die Gesellschaft gefühlsselig; es war eine Art zu walzen, bei der man Geibel, Lenau und die Romantiker tanzte und die wackeligsten Jubelgreise noch mitthun konnten in sanften Erinnerungen an ihre friedlichen Eroberungen während der Freiheitskriege.

Es wurde nicht fest engagiert. Wanda Rhode tanzte mit allen, auch eine Tour mit Kreowski. Ohne mit ihm zu sprechen.

Ehe die Musikanten mit einem Krakowiak einsetzten, kam die Registratorin, der die Thränen vor Freude in die Augen traten, wenn eine ihrer Töchter einmal geholt wurde, an die junge Frau heran und bat sie, sich zurecht zu machen, da sie in ein paar Minuten gehen müßten. Sie habe sich verpflichtet, Wanda um elf Uhr gesund an Madame Gernoth abzuliefern.

„Und ich soll Ihnen halten, was ich meiner Mutter versprochen habe?“ fragte Wanda Rhode lachend.

„Aber das versteht sich doch, liebe Frau Doktorin.“

„Kennen Sie nicht das Gedicht von der schönen Bianca, die über den See zum Tanze fuhr und, als ein Gewitter heraufzog und die Wellen das Schiff zu verschlingen drohten, bei der Sonne schwur, keinen Fuß zu rühren, wenn sie nur glücklich das Land erreiche?“

„Nein, das kenne ich nicht.“

„Nun, hören Sie nur: als sie nun drüben war, zuckte es ihr zwar in allen Gliedern, aber sie hielt sich tapfer. Nur wie der Mond

Digitized by Google

heraufstieg, die Musik immer berauschender wurde, die Luft immer lauter, da konnte sie nicht länger widerstehen und tanzte, und tanzte —"

„Aber hier ist doch kein Gewitter und kein See, liebe Frau Doktorn!"

„Hören Sie nur: tanzte, bis der besorgte Fährmann herankam und sie mahnte:

Bianca, Bianca, was hast Du gethan,
Du hast dein Wort ja gebrochen.

Worauf die Schöne lachend rief:

Ach, die Sonne ist jetzt in Amerika,
Und dem Mond hab ich gar nichts versprochen.

Nun, sehn Sie, Frau Registrator, meine Mutter ist die Sonne, und Sie der Mond, und wahrhaftig! ich will um kein Haar besser sein als die kluge Bianca! — Fräulein Bertha und Fräulein Malchen, erlauben Sie, daß ich Ihnen diese Herren vorstelle?"

Da fand sich denn der Mond in seine zugewartende Rolle.

„Ich freue mich, Sie so heiter zu sehen," sagte jetzt der Pole, dessen Augen inzwischen einen ganzen Band Verse geredet hatten, die sie mit dem Epigramm eines kurzen Blickes beantwortete, indem er wieder in die Reihe mit ihr trat.

„Haben Sie vermutet, eine Unglückliche wiederzufinden?"

„Durchaus nicht. Um so weniger, als Sie überhaupt hier zu finden außerhalb meiner Vermutungen stand. Und warum sollten Sie unglücklich sein?"

„Gewiß, warum sollte ich es sein? Ich bin sogar sehr froh: ich war krank und bin wieder gesund, ich lebte öde und eingeengt und lebe befreit und heiter und — ich finde zum Überfluß einen guten Freund wieder, mit dem ich manche vergnügte Stunde verlebt."

„Sehr gütig, das der Summe Ihres Glückes zuzuzählen. Ich bin nicht so unbescheiden, diese Wendung ernst zu nehmen."

„Sie leben nicht mehr in Breslau?" fragte sie, als sie wieder anhielten.

„Ich halte mich bei Verwandten auf dem Lande auf. Aber ich stehe in Verhandlung mit dem Direktor des Breslauer Stadttheaters und darf mir einige Hoffnungen auf die Stellung eines Korrepetitors an der dortigen Oper machen. Ich habe einige Sachen von Herrn von Holtei in Musik gesetzt, und er hat die Güte gehabt, mich zu empfehlen. Ich würde das Glück haben, wieder dieselbe Luft mit Ihnen atmen zu dürfen, und Sie würden mir vielleicht gestatten, Sie manchmal zu sehen." In seinen Augen und in seiner Stimme war das Dringende, Werbende und dabei Verzweifelte einer aussichtslosen und unauslöschlichen Leidenschaft.

„Noch sind Sie nicht in Breslau," sagte sie ruhig lächelnd, während ihre ganze Seele sich dieser Leidenschaft zukehrte und ihr Ohr mit Entzücken das Beben der Stimme neben ihr trank.

„Nein, es ist noch unsicher, doch ich darf hoffen. Herr von Holtei forderte mich auf, hierher zu kommen, um mich persönlich kennen zu lernen und um mich zur Mitwirkung heut Abend heranzuziehen."

„Sie kamen erst heut hier an?"

„Heut Mittag. Ach! und kam so leichten Herzens! so leichten, als ich überhaupt zu haben vermag, und ohne Ahnung — "

„Mich hier zu finden. Sie wollten mich nicht wiedersehen?"

„Nein," sagte er dumpf.

Sie tändelte mit dem Fächer — in diesem Tone ging es nicht weiter, so ernsthaft durfte er nicht werden; mochte ihm zu Mute sein, wie ihm wollte, man mußte die heiteren Mäntelchen behalten. Sie lachte also und antwortete schalkhaft: „Und müssen nun ehrenhalber die herzhaftesten Fluchtgedanken heldenmütig im Blute der Höflichkeit ersticken. Aber ich bin nicht unmenschlich und gebe Sie frei. Sehen Sie mal diese etwas zu dick geratene Friederike von Sesenheim aus der Guhraner Gegend, die mit den verwelkten Korublumen am Herzen, sie sitzt, scheint es, den ganzen Abend! Reizt Sie diese — "

„Quälen Sie mich doch nicht. Wenn Sie scherzen und spotten können, ich kann es nicht."

Sie suchte nach einem andern Thema.

„Haben Sie außer Liedern noch etwas komponiert? Wie steht es mit der Oper, die Sie damals schreiben wollten?"

„Sie erinnern sich dieses Planes?"

„O, sehr gut, besonders eines Motivs. Warten Sie mal, ich muß es noch wissen." Und sie summte, mit dem Kopfe den Rhythmus angebend, die Melodie.

„Ich bin entzückt, daß Sie das behalten haben."

„Es hat mir gut gefallen, und so hab' ich es manchmal auf dem Klavier gespielt und ein bißchen Baß dazu gesucht."

„Wirklich?"

Digitized by Google

„Wirklich! In der Einsamkeit der Dämmer- und Abendstunden, in diesen Stimmungen der Sehnsucht und — nun ja, phantasiere ich gern auf dem Flügel, so gut oder schlecht ich's kann."

„In der Einsamkeit? Sind sie denn manchmal einsam? Kann man Sie denn bisweilen allein lassen? Sie verzeihen."

„Aber das ist doch nicht anders. Die Kranken und dann die Politik — "

„Und dann haben Sie meine Melodien gespielt und haben manchmal ein klein wenig an mich gedacht?"

„Warum nicht? Denkt man der Melodien, denkt man wohl auch des Komponisten. Was ist da weiter?"

„Freilich, was ist da weiter! Und die ‚Sehnsucht' ist die nach dem vermißten Gatten? Natürlich. Ist Ihr Herr Gemahl auch hier? — ich meine in Salzbrunn."

„Nein."

Ein knappes „Nein," in das nichts von Bedauern oder Sehnsucht hineinklang, aber auch nichts Feindseliges, und auf das sie eine Weile schwiegen, um, endlich die Unterhaltung wieder aufnehmend, über das Badeleben, das Wetter, die Menschen zu plaudern, banales Zeug, dem Wanda doch beständig einen Reiz zu geben wußte durch gut herangezogene Citate, drollige Spöttereien und kleine Sentimentalitäten. Dadurch kamen sie nun doch in jene behagliche Stimmung, mit der man etwa an heiterem Sonntage in kleinem Boote ein tändelndes, blaues Meer befährt, dessen Leidenschaft Windstille gebändigt hält.

Ganz unvermittelt — die Musik hatte inzwischen eingesetzt und sie waren zum „Contre" angetreten — sagte er dann:

„Sie haben es nicht etwa für eine Entweihung meiner Gefühle genommen, daß ich jenes Lied — ich meine jetzt das andere, das Sie schon kannten, öffentlich mitzuteilen wagte?"

„‚Mitteilung ist das Wesen des Dichters,' sagt Goethe."

„So, sagt er das? Und Sie, so jung, verstehen es?"

„Ich denke."

„Sie begreifen also, daß der Künstler nichts entweiht, auch wenn er alles preisgiebt, daß die Form, in der er es thut, wenn sie sonst eine gelungene ist, ihm das Recht giebt, alles zu gestehen, weil er sich damit zum Interpreten der Gefühle Aller macht, ihrer tiefsten und reinsten Gefühle, alles ihres Ringens und Sehnens?"

„Warum sollte ich das nicht begreifen?"

„Gewiß. Und es macht mich sehr glücklich, daß es so ist."

„Nur ist mir die Richtigkeit Ihrer Auffassung zweifelhaft: denken und dichten die Poeten nicht am Ende über diese Philister- und Werktagsseelen hinweg, wie die Lerchen und Nachtigallen über die Köpfe der Sperlinge und Finken hinweg ihre Lieder singen? Und ergreift der Künstler diese Seelen vielleicht nur, indem er ihnen die Ahnung beibringt, daß es andere giebt, die unendlich viel stärker empfinden und persönlicher denken als sie? Und was sie ergreift, ist vielmehr Schauer des Mitgefühls mit dem größeren Maß von Leiden, das ein Künstler ertragen muß?"

„Wohl möglich, daß es so ist. Jedenfalls: wenn man den Künstler nach seiner Fähigkeit zu leiden schätzen dürfte, dann hätte ich den Vorzug, als ein großer Genius zu gelten."

„Sehen Sie, so finden die Unglücklichen immer einen Trost. Aber wie ist mir denn: pflegen Ihre Landsleute ihren Schmerz nicht zu vertanzen? Sind sie nicht eben darum Meister in dieser Kunst? Tanzen wir. Es ist eine Mazurka, nicht wahr?"

„Gewiß."

Lächelnd legte er seinen Arm um sie, und gleich darnach verschlang der Wirbel des Reigens die Beiden.

Viertes Kapitel.

Als Madame Gernoth den Entschluß gefaßt, sich von ihrem Manne zu trennen, hatte sie es in dem Trotz und dem Selbstgefühl einer etwas eckigen, aber redlichen Natur gethan und aus einer Empfindungsweise heraus, der alles Kühne frech, alles Gewagte unsolid dünkt, und die keine Nachsicht kennt für die impulsiven, schnellen Eindrücken empfänglichen Gemüter, die auch einer Versuchung einmal unterliegen, ohne deshalb schlecht zu sein, die vorübergehend untreu sind, ohne es mit ihren besten Gefühlen zu werden. Und obgleich, als das Zerwürfnis einmal ausgebrochen, Gernoth sie zu versöhnen strebte, zog sie, unbeugsam wie sie war, vor, Not und Sorge auf sich zu nehmen, statt dort ein Wohlleben zu führen, wo sie ihr Gefühl täglich verletzt sah.

Not und Sorge sollten jedenfalls nicht ausbleiben. Gereizt durch die Härte seiner Frau, brachte Gernoth es fertig, sie und das Kind, das

Digitized by Google

er ihr überließ, sehr ungünstig zu stellen und über einem neuen Verhältnisse rasch zu vergessen. Dagegen schien Frau Florentine viel Glück bei der Erziehung ihrer Tochter zu haben, die zwar schon frühe viel von dem übersprudelnden, leicht beweglichen Wesen des Vaters, aber auch andere Eigenschaften verriet, die die Mutter als Hebel ansetzte, um alles an väterlichem Erbteil in Wanda zu unterdrücken. Es war etwas von dem Fleiß und der Sparsamkeit der mütterlichen Linie in dem Mädchen, das sich sehr gut hierzu eignete und von Madame Gernoth beständig herangezogen wurde, um Wanda zu rastloser Thätigkeit anzuhalten und ihr die Notwendigkeit, einen Spargroschen für Fälle besonderer Not anzulegen, einzuprägen; eine Vorsichtsmaßregel, der die sorgliche Frau besondere Wichtigkeit beimaß, der Tochter sogar die bescheidenen Freuden, die der Jugend Bedürfnis sind, verkümmernd und — vielleicht nicht ganz weise — in die Freude an dem Wachsen ihres kleinen Schatzes verkehrend.

Es schien inkonsequent zu sein, daß Madame Gernoth, als ihr unverhofft eine kleine Erbschaft zufiel, sich beeilte, diese dazu zu verwenden, ihre inzwischen herangewachsene Tochter gefällig zu kleiden und ihr eine Reihe von Vergnügungen zu bereiten. Dennoch glaubte sie so verfahren zu sollen. Hätte sie das Martyrium einer langen unglücklichen Ehe hinter sich gehabt, so hätte sie vielleicht versucht, Wanda von den Männern fernzuhalten. Aber sie hatte eine kurze Enttäuschung hinter sich, die sie selbst korrigiert hatte; sie hatte die Unbefriedigtheit und Schutzlosigkeit einer gatteulosen Existenz kennen gelernt und war so zu der Ansicht durchgedrungen, daß selbst eine nicht ganz glückliche Ehe noch immer besser sei als gar keine. Zudem war es noch die Zeit, in der die Unvermählt gebliebene unter der Bezeichnung „alte Jungfer“ eine bemitleidete Erscheinung war, so daß Tausende heirateten, bloß um sozialer Mißachtung zu entgehen. Endlich aber besaß Wanda eine Eigenschaft, die es geradezu unmöglich machte, sie der Aufmerksamkeit der Männer zu entziehen, und Frau Florentine vielmehr wünschen ließ, diese Aufmerksamkeit da zu erregen, wo sie ihr mütterliches Auge darüber wachen lassen konnte.

Wanda war eine der Schönheiten, an denen Alles packt, entzückt und hinreißt.

In ihrem Wuchse, in ihrem schwebenden Gange lag allein etwas, das bezauberte, in ihrem Nacken, der Bildung und Haltung der Schultern etwas Verführerisches. Dazu kam ein flirrender Glanz in den Augen, etwas Kühnes, Eroberndes in dem Schnitt ihrer Nase und ein geheimnisvolles Zucken um die lebensvollen Lippen, das wechselnd die ganze Skala ihres Wesens verriet und doch nie ganz verriet. Wie sie nun dabei mit blitzartiger Klugheit und einem Gedächtnis ausgestattet war, das alle Eindrücke und Vorkommnisse, jeden Vers, jede Melodie, jedes launige Wort festhielt und mit spielender Leichtigkeit an die Oberfläche warf, eroberte sie, was in ihren Gesichtskreis trat.

Die Erfahrungen, die Frau Gernoth in dieser Beziehung machte, waren geradezu verblüffend. Sie hätte ohne alle mütterliche Eitelkeit sein müssen, wenn sie ihr nicht geschmeichelt hätten, aber wie denn Wanda zu denen gehörte, die Wirkung ausüben und erfahren müssen, um ganz sie selbst zu sein, dann aber auch unauslöschlich sie selbst sind, wurde Frau Florentine auch klar, daß ihre haushälterische Erziehung den Kern des Wesens ihrer Tochter unberührt gelassen hatte.

Wanda beraunichte sich an ihren Erfolgen. Die Natur hatte gar nicht daran gedacht, Fischblut in ihre Adern zu gießen, mit dem Temperament ihres Vaters hatte sie sein leichtentzündliches Herz geerbt; und sie nahm diese Eigenschaft keineswegs übel: nur war selbst die Unruhe, die Schmerzen und die Süßigkeiten der Liebe in vollem Maße kennen zu lernen veranlagt ist, ist fähig, die ungeheuren Triumphe zu genießen, die die Schönheit feiert.

Wenn sie indessen davon träumte, ein Lebensglück zu finden, das diesen Triumphen entspräche, so sollte ihr das Schicksal diesen Traum nicht erfüllen.

Unter ihren Bewerbern befand sich ein junger Arzt, der eben seinen Doktor gemacht, den Kopf voller Ideale und die Brust voll ehrgeiziger Träume hatte. Was sein Äußeres anlangte, so konnte er sich, ohne unschön zu sein, mit Wanda Gernoth nicht vergleichen, geistig war er ihr durchaus ebenbürtig. Doktor Rhode war nicht ohne Witz und Humor, der Schwerpunkt seines Wesens indessen lag in einem starken wissenschaftlichen Hange und in der Tiefe seines Geistes, der sich zu dem ihren verhielt, etwa wie eine ruhige, starke Flut zu einem sprudelnden Sturzbach oder wie ein schweres Geschütz zu

Digitized by Google

den knatternden Gewehrsalven einer leicht beweglichen Truppe.

Aber das war doch nicht der Hauptunterschied in der geistigen Signatur dieser beiden hochbegabten jungen Menschenkinder: in dem Doktor war die stärkste Objektivität der Interessen, in Wanda war alles subjektiv. Was immer in den Bannkreis ihrer Sinne und Begriffe trat, hatte Wert für sie, nur soweit es sich zu ihr in irgend eine Beziehung setzen ließ, und nur weil ihre eigene Natur außergewöhnlich reich war, war auch der Kreis ihrer Interessen groß. Auf diese Weise täuschte sie sich gewissermaßen über sich.

Der Doktor liebte sie mit einer Leidenschaft, die einem Manne etwas seiner Natur fremdes zu verleihen vermag. Ihm gab sie einen Hauch von Poesie, etwas Glänzendes und Erfinderisches, das sonst nicht in seiner Richtung lag.

Wanda zögerte trotzdem sehr lange, bis sie ihm Gehör schenkte. Sie fühlte instinktiv die Verschiedenheit ihrer Naturen, und es war nichts an ihm, das sie bezauberte oder bestach. Und dann that sie es doch. Er besiegte sie durch die Hartnäckigkeit, die die stärkste Schmeichelei der Liebe ist, durch den Geist, mit dem er anmutigere Nebenbuhler ausstach, und mit Hilfe der Frau Gernoth, die in ihm den ernsten und soliden Mann gefunden hatte, den sie ihrer Tochter wünschte.

Kurz vor der Hochzeit wandelte die Braut die Laune an, zurückzutreten. Sie hatte die Bekanntschaft Kreowskis gemacht, der ihr jene Lieder widmete, die in Text und Melodie Huldigungen für sie waren, die sie verwirrten. Aber es handelte sich doch auch hier um keine große Leidenschaft, die alle guten Gefühle für den Doktor ausgelöscht hätte, und so kämpfte sie denn diese Anwandlung nieder, umsomehr als Madame Gernoth ihre Bedenken durchaus nicht wollte gelten lassen, und heiratete den Doktor.

Und siehe: das Glück sproßte ihr auf, wie eine Blume, die man zögernd in ein ihr fremdes Erdreich gesetzt, ängstlich, ob sie darin zu Grunde gehen oder doch klein und unansehnlich werden würde, und die darin aufblüht, in einer Schönheit, die Niemand geahnt, mit einem Schmelz, der ein Wunder zu sein scheint.

O diese goldenen Stunden geliebten Beieinanders! Diese fröhlichen kleinen Mahlzeiten mit ihren einfachen Schüsseln, die der Appetit würzt; diese Spaziergänge an den Flußdämmen entlang, wenn die an landschaftlichen Schönheiten arme Gegend zum Paradiese wird, sobald die Sonne, deren Glanz alles mit dem Glück der Herzen in Verbindung zu setzen scheint, leuchtend darauf liegt; dieses harmlos frohe Geplauder, unter dem man die Wege zurücklegt! Ach! und diese holden Abende bei traulichem Lampenschein! Wie beseligend dieses Näher- und immer Näherrücken der Geister, dieses Überfließen der Seelen, dieses Aufgehen der Herzen im Austausch aller Gedanken und Empfindungen!

Wie hold dann selbst diese kleinen Bekenntnisse und Mitteilungen aus den Tagen junger Vergangenheit, in denen man sich noch nicht kannte, der Eifer, auch sie in Beziehung zur Gegenwart zu bringen, Teilnahme, Verständnis, Vergebung zu suchen, wo man so sicher weiß, daß man sie findet. Schonungslos werden dann frühere kleine Neigungen preisgegeben, in denen die gegenwärtige immer die erste ist, weil sie unvergleichlich stärker erscheint, lustig kleine Verlegenheiten gebeichtet, kindliche Nöte und Sorgen erzählt. Dann müssen selbst Schulhefte, Stammbücher und Prämien herhalten, dann Sträußchen, Locken und Liebesbriefe, dann werden Andenken von Tanten und Erbstücke der Großmutter hervorgesucht, eine kindliche Sammlung von billigen Kleinodien, Henkeldukaten oder Denkmünzen, kurz, alle diese hundert kindischen Wichtigkeiten, denen man entwachsen ist und an denen das Herz doch noch hängt.

Dann wird selbst der Spargroschen aus der Mädchenzeit einmal produziert: dieser langsam und mühselig erworbene kleine Schatz, der Notgroschen, den man auf Rat der Mutter eigentlich ganz geheim halten soll — aber gerade das ist nun so hold: diese rückhaltlose Vertraulichkeit, die auf dem reinsten Vertrauen, der rückhaltlosesten Liebe beruht.

O, die goldenen Stunden! Goldener noch, wenn die Kindereien dann wieder ernsterer Unterredung weichen. Wie strömen dann die Herzen alles Beste aus, geben für frohe Erinnerungen froheres Gefühl der Gegenwart und das starke, schwellende Empfinden der Zukunft: diese Träume leichten Gelingens stolzer Pläne, der Erfüllung junger Hoffnungen, des Gewinnes früher Mühen. Und in Persönlichstes hinein die Hochflut großer allgemeinster Ideen und Ideale, die die Gemüter erfaßt und fortreißt, um sie auf fremdem, objektiven Gebiete einander wieder um so inniger zuzutragen. Bis wohl die Lampe unter hohen

Digitized by Google

Gesprächen zu erlöschen droht, und die Nacht, ganz herabgesunken, alles umhüllt, Persönlichstes und Unpersönlichstes und nur eins erfüllt: die heißen, süßen Mahnungen der Natur, bis stärkstes Lebensgefühl das Ich auslöscht und zugleich über sich erhöht. —

Wie reizend auch die Freuden einer harmlosen Geselligkeit in einem Kreise, der sich bei bescheidenen Lebensbedingungen durch Witz und Geist auszeichnet, in dem man Anregung giebt und findet, sich schätzt und liebt und, wo man sich gehen läßt, doch niemals die Anmut verletzt. Man war in mancher Beziehung damals noch kindlich. Man vergnügte sich noch an Pfänderspielen und den Bildern einer laterna magica, man machte Verse über launige Themata und führte Charaden auf, leierte Bänkelsängereien zu selbstgemalten Tableaus und jagte sich im Freien herum. Man sang noch zur Guitarre, und wenn man sang, brauchte man keine „Schule" zu haben, die Herren rauchten Cigarren aus einheimischem Tabak, und die Frauen buken ihre Zuckernüsse noch auf dem Herdfeuer. Wenn die Politik die Gemüter nicht erhitzte — was sie freilich dann mit Heftigkeit that, — war man äußerst friedfertig in Principien und Anschauungen. Es gab damals keine sozialen Fragen, es gab keine Judenfrage und kaum eine konfessionelle, es war die Zeit, wo Pastor und Kaplan geistliche Brüder waren. Man war ein bischen kosmopolitisch neben aller bösen Demokraterei und unglaublich positiv. Man war anspruchsloser und darum sorgloser und naiver als man heute ist. Wer aber obendrein jung und witzig war, war ausgelassen, wie man es jetzt fast verlernt hat. Und dann, nach diesen Vergnügungen, die Rückkehr in das eigene Heim mit dem Gefühl, daß seine Freuden über alle anderen gehn!

Aber es giebt einen Höhepunkt des Glückes, auf dem es sich nicht zu halten vermag: die alte Wahrheit von der Blüte, die im herrlichsten Entfalten den Moment erreicht, wo sie zu welken beginnt; einen Höhepunkt, da die Engel den Atem anhalten, die Natur stillzustehen scheint, um den Augenblick zu verlängern, und nach dem es doch bergab geht, wenn nicht eine Wundermacht, die zugleich begreift und fühlt und Gefühl und Erkenntnis in den stärksten Willen strömen läßt, das Glück immer wieder aufwärts trägt.

Der Aufschwung des Geistes, des Gemütes, der den Arzt seine idealsten Anschauungen vor seiner jungen Frau sich ergießen ließ, fing eines Tages an, für diese etwas gleichförmiges zu haben. Diese philosophischen Ergüsse Hegelschen Gepräges, diese naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte, diese demokratische Begeisterung wurden ihr — ein ganz klein wenig langweilig.

Die Zeit hatte das stärkste Vorurteil gegen tiefere wissenschaftliche oder gar politische Bildung der Frauen. Man hielt ihnen beides fern, da man beides, Wissenschaft und Politik, unweiblich fand, und es mußte das persönliche Bedürfnis eines Mannes vorliegen, eine Frau zu seinen Interessen heranzuziehen, was ihr die Ehre verschaffte, hier bisweilen den Schleier gelüftet zu sehn. Nur schlimm, daß ein persönliches Interesse ein sachliches, an den Dingen selbst haftendes niemals dauernd ersetzen kann; schlimm, daß es Wanda Rhode nach diesen Lüftungen gar nicht einmal gelüstete, daß sie, weit davon entfernt, sich geehrt zu fühlen, die Geduld, die sie schließlich bei Anhörung der Vorträge ihres Mannes entwickelte, ihm wiederum zumutete, indem sie von den Dingen sprach, die nur sie interessierten. Denn waren Politik und Medizin ihr gleichgültig, so waren es ihm Musik und die nachklassische Litteratur, die in den vierziger Jahren die Litteratur der Gegenwart war: Heine, die Jungdeutschen und die fremden Romanschriftsteller der Periode. Aber Verse und Belletristik waren das, womit sich zu beschäftigen für weiblich galt. Und wie in hundert anderen Fällen, wirkte die künstliche Scheidung der Interessen, hier unterstützt durch persönliche Neigungen, langsam als eine Scheidung der Gemüter.

So empfand man die ersten Enttäuschungen, die ersten Lücken und die Notwendigkeit, sie anderweitig auszufüllen. Der Doktor fing an, Vierstunden aufzusuchen, wo er sich entweder mit Fachgenossen über Trepanationen des Gehirns und Behandlung von Geschwülsten unterreden oder mit Politikern über allgemeines und Klassenwahlrecht erhitzen konnte.

Ach! Und es ward noch mehr: durch die Geburten dreier Kinder, von denen zwei ganz jung wieder starben, ward Heiterkeit in Angst und Schwermut, Freude an häuslichem Walten in Gleichgiltigkeit, ja — um gemeinen Mangels willen — endlich in traurige Sorge gewandelt; Rausch der Herzen wurde zum Grauen, Kraft und Gesundheit zur Hinfälligkeit und physischen Qual — die Wiege des Glückes zu seiner Grabstätte.

Es war immerhin ein Glück, daß Wanda

Digitized by Google

den Nöten ihrer jungen Ehe eine Elastizität, eine Fähigkeit, momentanen kleinen Freuden gerecht zu werden, eine Beweglichkeit des Geistes entgegenzusetzen hatte, die über diese Nöte ihre raschen, bunten Schleier warf. Ein schönes Gedicht, eine glückliche Melodie, eine lebhafte Gesellschaft waren im Stande, in ihrem sonst wunderbaren Gedächtnis zeitweise alles auszulöschen, was peinlich und quälerisch darin war. Und dieser merkwürdigen Versatilität ihres Wesens war es dann auch zuzuschreiben, daß die Naturschönheiten des Berglands, alle die gefälligen Eindrücke, das Neue der Situation sie ja rasch zu befreien vermochten, als ihre ursprüngliche körperliche Zähigkeit und Kraft rasch das Siechtum überwanden, das ihr diesen Wechsel des Aufenthaltes verschafft hatte.

So erblühte wiederum ihrer Krankheit neues Leben, in dem sie Jugend, Frohsinn und Ichgefühl zu herrlichem Gewinne wiederfand. Freilich zu einem Gewinne, der nicht mehr im Centrum der Pflicht und der Gewöhnung lag.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Paul Verlaine.

Aus dem Französischen übersetzt von **Otto Hauser.**

Sie und ihr Kätzchen.

Sie neckte sich mit ihrem Kätzchen
Im abenddunklen Boudoir;
Die weiße Hand, das weiße Tätzchen
Im Wechselspiel, — wie wunderbar!

Doch Krallen birgt das liebe Schätzchen
Dicht unter seidenweichem Haar!
Jetzt spielt' es auf dem kranken Plätzchen
Als wär' das alles gar nicht wahr.

Die andre machte auch die Süße
Und streichelt' ihm die weichen Füße, —
Doch war der Teufel auch in ihr.

Im Zimmer saß in Nacht versunken
Erklang ihr leises Lachen mir
Und glänzten hell vier Phosphorfunken.

Morgen.

Ehe du verschwindest wieder,
Morgenstern, auf blasser Bahn,
— Wachtellieder
Klingen aus dem Thymian. —

Blicke her, bevor die Sonne
Raubt das letzte Leuchten dir;
— Welche Wonne
Zwischen reifen Feldern hier! —

Blick' auf mich aus deinem Schweigen,
Sieh' die Liebe, die ich trag';
— Lerchen steigen
Auf zum Himmel mit dem Tag. —

Und laß' leuchten ferne, ferne,
Was ich denke hier, auf's neu;
— Kleine Sterne
Glühern farbig auf dem Heu. —

Zeig' im Morgentraum der Holden
Was ich einsam dir vertrau' . . .
— Schnell! denn golden
Flammt die Sonne schon im Blau. —

Herbstlied.

Wie ist so bang,
O Herbst, der Klang
Deiner Geigen!
Der Klang voll Schmerz
Verkehrt mein Herz
Mehr wie Schweigen.

Die Stunde schlägt, —
Mein Herz bewegt
Nur das Eine:
Es denkt zurück
An totes Glück,
Und ich weine.

Ich zieh dahin,
Nicht ahnt mein Sinn,
Was ich finde.
So schwach, so matt, —
Ein totes Blatt,
Spiel der Winde.

Digitized by Google

In tiefem Schweigen . . .

In tiefem Schweigen
Liegt Flur und Hain,
Von allen Zweigen
Bei Mondenschein
Erlönen Lieder,
O Lieb, uns wieder.

Die Winde flüstern
Gespenstergleich,
Es spiegeln Rüstern
Sich schwarz im Teich,
Den sie umklammen . . .
O laß uns träumen!

Es ist hienieden,
Als thaute sacht
Ein tiefer Frieden
Aus blauer Nacht
Sternhellem Grunde . . .
O süße Stunde!

Der Bäume Schatten . . .

Der Bäume Schatten stirbt in nebeltrüben Wogen
Wie Rauch zur Tiefe gezogen,
Indessen in der Luft die Turtelauben klagen,
Von schwanken Zweigen getragen.

Wie kann man diesem Bild, dem nebeltrüben, gleichen,
Dich selbst, o Wandrer, vergleichen!
Wie weinen über dich im Laube hoch voll Bangen
Die Hoffnungen, die vergangen!

Sonnenuntergang.

Über Flur und Weiher
Breitest du entlang
Deiner Wehmut Schleier,
Sonnenuntergang,
Deiner Wehmut Schleier
Füllt mein Herz mit Sang,
Schlagen machst Du's freier,
Sonnenuntergang!

Aber Träume winken, —
Rosen Sonnen gleich,
Die im Meer versunken,
Aus dem Geisterreich;
Und sie glühn und blinken,
Und verschwinden bleich.
Großen Sonnen gleich,
Die im Meer versunken.

Abendwanderung.

Die goldne Sonne sank; mit lindem Kosen
Wiegte der Wind die bleichen Wasserrosen;
Die Wasserrosen in dem stillen Teich,
Glänzten durch Schilf und Ried so bleich, so bleich.
Am Uferweidicht hin, vereinsamt wieder,
Ging ich; die Nebel wallten auf und nieder,
Und aus dem Nebel über dem Gefild
Erstand ein schrecklich, riesenhaft Gebild,

Das weinte bang und rief so dumpf, so klagend,
Den wilden Enten gleich, die flügelschlagend
Im Weidicht sich einander riefen zu,
Dicht neben mir; und in der dunklen Ruh
Verging der Sonnenstrahlen letztes Kosen,
Verschwammen allgemach die Wasserrosen,
Die Wasserrosen in dem stillen Teich,
Von Schilf umgeben und so bleich, so bleich.

Auf mein Leben tief . . .

Auf mein Leben tief
Sinkt ein Schlaf hernieder:
Hoffnung selbst entschlief,
Leid erwacht nicht wieder.

Nur Vergessen wacht,
Und mir ist, als löst' es
Aus dem Hirne sacht
Gutes mir und Böses.

Wie die Wiege bloß
Folgt der Hände Beigen,
Harr' ich willenlos:
Schweigen, tiefes Schweigen!

Digitized by Google

Den Bühnen gegenüber Manuskript. Alle Rechte vorbehalten.

Die Gräfin von Schwerin.

Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Fünfter Aufzug.

Vorgemach des Rittersaals in der Burg Dannenberg, durch einen hohen, jetzt noch verhängten Spitzbogen von ihm abgesondert. Eingänge rechts und links.

Erster Auftritt.

Graf Heinrich, Hermann von Salza, Graf Orlamünde, Wachen am Eingang rechts.

Hermann v. Salza. Graf Orlamünde, Ihr habt Euch mit König Waldemar beraten. Die Bedenkzeit, die Ihr ihm erwirktet, ist abgelaufen. Was ist sein letztes Wort?

Heinrich. Sagt's ohne Umschweif.

Orlamünde. Mein Heer ist bei Mölln besiegt, seine Führer liegen da erschlagen, ich selbst bin gefangen eingebracht — was konnt' ich dem König anders raten, als Unterwerfung.

Hermann v. Salza. Und er genehmigt?

Orlamünde. Alles. Nur die eine Bedingung mag er nicht eingehen, Dänemark als ein Lehn vom Reich zu nehmen. Eher will er bis zu seinem Ende im Kerker schmachten und selbst den qualvollsten Tod erleiden.

Hermann v. Salza. Es war nicht unsere Absicht, ihm einen Schimpf anzuthun. Zwar ist noch nicht aus der Erinnerung der Menschen entschwunden, daß Dänemark einst Reichslehn gewesen und seine Könige Tribut gezahlt haben. Doch bedenken wir der Zeiten anderes Maß und wollen nicht weiter Recht verlangen, als des Reiches Macht reicht. So ward es für den Fall der Weigerung im Voraus mit Engelbert beredet, daß diese Frage auch ferner offen bleibe. Sind wir nun einig?

Orlamünde. Der König ist nicht gebrochen, wie Ihr wohl denken mögt. Ich selbst fürchtete es nach diesem letzten schweren Schlage, aber ich fand ihn anders. Er zeigte sich stolzen Sinnes und heiteren Gemüts, im Unglück unverzagt und auch als Gefangener in seiner Haltung königlich. Nur weil sein Volk dringend wünscht, daß er sich löse, giebt er so viel nach. So kommen wir, hoff' ich, zum guten Ende.

Heinrich. Ich sage: Amen. Der junge König Heinrich langte bereits von Hildesheim an. Der Kölner Erzbischof war ihm vorausgeeilt, sobald die Nachricht vom Siege bei Mölln ihn traf. Sagt König Waldemar, daß er erwartet sei.

Orlamünde. Das soll sogleich geschehen. (Ab nach rechts von den Wachen begleitet.)

Hermann v. Salza. Ich war auf ernsteren Widerspruch noch im letzten Augenblick gefaßt. Auch ohnedies sind die Bedingungen schwer, und nie wieder wird der Dänenkönig zu seinem früheren Ansehen wachsen.

Heinrich. So sei es!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Graf Orlamünde. Von rechts König Heinrich mit Gefolge, darunter der Truchseß Eberhard von Waldburg und der Schenk Konrad von Winterstetten. Engelbert mit Gefolge von Geistlichen.

König Heinrich. In diesem griesgrämigen Schlosse blieb ich nicht acht Tage lang, und setzte mir mein Truchseß täglich die besten Speisen auf den Tisch. Wohin man aus diesen Fensterlöchern blickt, triste Gegend, spärlich Wasser, Hügel, die ein Maulwurf aufgewühlt haben könnte. Da lob' ich mir mein Rheinland! Ich begreife nicht, wie König Waldemar es hier so lange aushielt.

Waldburg. Und sicher nicht gerade bei üppiger Kost. Man pflegt auch ritterliche Gefangene nur so knapp überzuhalten.

König Heinrich. Und die Einsamkeit — puh!

Engelbert (der mit Salza gesprochen hat). Ihr hättet Euch also nicht so lange besonnen, Lösegeld zu zahlen, mein junges Herrlein?

König Heinrich. Ich hätte mir wahrscheinlich an meiner Kerkermauer die Stirn eingerannt; so grimmig wär' ich als gefangener König gewesen.

Heinrich. Das echte Hohenstaufenblut.

Engelbert. Mag Euch niemals der Himmel versuchen!

König Heinrich. Thäte er's doch, so hättet Ihr nicht gut für mich gebetet, Herr Erzbischof, wie's Eure Pflicht war. Denn ich denke, mein Vater gab mich in der Kirche Obhut, damit die Heiligen mir nicht nachtrügen, was er etwa gesündigt haben sollte.

Digitized by Google

Waldburg und Winterstetten (lachen).

Engelbert. Vertraut mehr der eignen Frömmigkeit, daß Gott der Herr Euch gnädig sei.

König Heinrich. Graf Heinrich, Eure Hausfrau sah ich noch nicht. Ihr haltet sie allzu eifersüchtig zurück. Ist sie wirklich so schön, wie das Gerücht sie schildert?

Heinrich (lächelnd). Das fragt Ihr mich, Herr König?

König Heinrich. Ihr meint wohl, besser würde mir König Waldemar Auskunft geben? Man sagt, ihre Schönheit habe ihn so geblendet gehabt, daß er Euch kopfüber ins Netz lief.

Winterstetten (lachend). So ist's, so ist's, mein gnädiger Herr; davon giebt's schon eine Ballade.

Engelbert (verweisend zum König). Ah —! Ihr seid noch zu jung, nach schönen Frauen auszuschauen.

König Heinrich. Wann wird man alt genug dazu?

Engelbert. Das kann ich Euch nicht beantworten, König Heinrich. Wer klug ist, sieht sich sein Leben lang vor.

König Heinrich. Denn Alter schützt vor Thorheit nicht, wie man sagt. Unklugheit aber verzeiht man jungen Jahren. Was meinst Du Winterstetten?

Winterstetten. Man kann, denk' ich, nicht früh genug gewitzigt werden, königliche Hoheit. Ich lobe mir die alte Weisheit: durch Erfahrung wird man klug.

Engelbert. Ihr betont falsch, Herr Ritter.

König Heinrich. Laßt ihn, Ohm Engelbert. Merktet Ihr nicht, daß es ein Witz sein sollte?

Engelbert. Ihr seid sehr zungenfertig, mein junges Herrlein.

König Heinrich. Ich bleibe nur nicht Antwort schuldig. Der König muß doch allemal das letzte Wort haben. — Graf Schwerin, ich wollt' Euch nicht mit meiner dreisten Zunge verletzen. Mein Schenk, der Winterstetten, ist auch ein Minnesänger. Er bat mich so flehentlich, ihn nicht zu Hause zu lassen, daß ich gleich Verdacht schöpfte. Und so kam's denn heraus: er hat ein Lied gedichtet, das er der schönen Herrin singen wollte. Nicht, Konrad?

Winterstetten. Es würde mir nichts nützen zu leugnen. Ich singe um den Dank tugendsamer, schöner Frauen und erwartete die schönste und tugendsamste hier zu finden.

Heinrich. Ihr sollt Gelegenheit haben, mit eignen Augen zu prüfen. Macht Tugend schön, so werdet Ihr bekennen, Euch nicht getäuscht zu haben.

Hermann v. Salza. Mag es meinem königlichen Herrn jetzt belieben, auf ernste Dinge seinen Sinn zu richten. König Waldemar ist entboten, am Thron des deutschen Königs zu erscheinen, um sich seiner Schuld zu entsühnen. In den Kammern neben dem Rittersaal versammeln sich die Zeugen. Die Insignien der Macht, zu richten und zu schlichten, liegen bereit. Dort kleidet Euch und gebt das Zeichen zum feierlichen Akt.

König Heinrich. Folgt mir denn Alle.

(Ab mit Engelbert, Hermann von Salza und dem Gefolge.)

Heinrich (der allein zurückbleibt). Gott wolle diesem jungen König zu echter Mündigkeit helfen, dem Reiche und sich selbst zur Ehre! (Aufatmend). Ich bin am Ziel.

Dritter Auftritt.

Graf Heinrich. König Waldemar. Graf Orlamünde von rechts, begleitet von Trabanten.

Waldemar (bemerkt den Grafen Heinrich, bleibt einen Augenblick stehen, mustert ihn stolz, ohne zu grüßen und geht weiter).

Heinrich. Wenn's Euch gefällt, König Waldemar, ein Wort mit Euch allein, bevor wir vor des Königs Thron treten.

Waldemar (bleibt stehen, zögert eine kleine Weile und giebt dann Orlamünde einen Wink).

Orlamünde (tritt mit den Trabanten hinter den Vorhang).

Waldemar. Ich höre. — Scheut Ihr Euch dem jungen König vor Augen zu treten mit schlechtem Gewissen?

Heinrich. Ich habe kein Unrecht einzugestehen, und darum kann ich fragen, ob Ihr Versöhnung wünscht, nicht nur Frieden.

Waldemar. Ha, ha, ha! Nachdem Ihr Euren Raub in Sicherheit brachtet.

Heinrich. Ihr habt mir die Treue gebrochen, König Waldemar, und so war auch ich der Treue ledig nach dem Recht.

Waldemar. Nach dem Recht! Das werd' ich gelten lassen müssen. Ihr habt mich in der Schlinge, und ich fühle kein Bedürfnis, sie mir fester um den Hals zu ziehen. Also nach dem Recht.

Heinrich. Ich fing Euch in der Schlinge, weil ich anders nicht an Euch konnte. Dann aber stand ich Euch in offener Feldschlacht und blieb Sieger.

Waldemar. Über mich?

Heinrich. Über Euer dänisches Heer. Das ist dasselbe.

Waldemar (nach einer Pause). Wenn ich nicht irre, wolltet Ihr mir etwas unter vier Augen sagen.

Heinrich. In guter Meinung. Ich bin wieder mächtig meines Gutes. Ich zwang Euch zum Friedensschluß auf die Bedingungen, die ich vorschrieb. Nicht mehr mein Herr seid Ihr, zu einem Gleichen sprech' ich. Gern wird' ich Euch wieder Freund — blieb Eins nicht zurück.

Waldemar. Dies Eine?

Heinrich. Es steht in keinem Artikel des Friedensvertrages und gilt mir doch mehr, als Eure Demütigung vor der Welt. Thut meinem Weibe Abbitte.

Waldemar. Ah das! Abbitte — ha, ha, ha! Ich kränkte Frau Margarete nicht.

Digitized by Google

Heinrich (aufbrausend). Nicht? Ihr habt ihr angesonnen —

Waldemar. Sich von Euch zu trennen und Königin von Dänemark zu werden. War das für sie eine Kränkung?

Heinrich. Ihr locktet sie nicht mit solcher schmeichlerischen und heuchlerischen Werbung. Sie wußte, was Ihr von dem hilflosen Weibe begehrtet und — widerstand.

Waldemar. Widerstand? Pah! (unwillig.) Reizt mich nicht. Euch den Spott heimzuzahlen mit Aufgeld.

Heinrich. Ihr leistet nicht Abbitte?

Waldemar. Nein.

Heinrich. Jetzt besteh' ich darauf! Ihr wäret ein Ehrloser, weigertet Ihr sie.

Waldemar. Abbitte —! Frau Margarete würde mir ins Gesicht lachen . . . Hört! Ich will Eure Hand zur Versöhnung annehmen, Graf Heinrich — doch wahrlich nicht als Besiegter. Ihr konntet mich tückisch in Banden werfen, mir die Kerkerthür schließen und zehnfach verriegeln, meine Heere besiegen — Ihr konntet mich zwingen, mir durch schmählichen Vergleich die Freiheit zu erkaufen, die mir das Leben ist. Und doch bin ich der Sieger!

Heinrich. Lächerliche Prahlerei!

Waldemar. Und doch bin ich der Sieger! Geht! Ihr sollt mich auch im Zorn nicht sagenhaft machen.

Heinrich. Ihr? Was bedeutet das? (Das Schwert greifend.) Nein — Ihr lügt!

Waldemar. Ich bin waffenlos — schlagt zu! Aber vergeßt nicht, daß die Frau, die den gefangenen König tröstete, im Schutz des befreiten steht, der wieder ein Schwert trägt — ob sie schon meine Königin nicht mehr sein kann.

Heinrich. Ihr lügt tausendmal! Margarete —?

Waldemar. Mit süßem Wein hattet Ihr Euren Becher gefüllt bis zum Rande — trinkt jetzt die bittere Neige. Ich bin der Sieger!

(Ab durch den Vorhang.)

Heinrich. Nein, nein und nein! es ist boshafte Lüge. Fassung! Nur ihr glaube ich. Fassung! (Faßt hinaus.) Hussein!

Vierter Auftritt.

Graf Heinrich. Hussein von rechts.

Hussein. Mein hoher Herr —?

Heinrich. Ich lasse die Gräfin zu mir bitten sogleich.

Hussein (betrachtet ihn ängstlich.) Die Frau Gräfin...?

Heinrich. Du bedenkst Dich? Was weißt Du?

Hussein. Nichts, Herr, nichts — ich schweige.

Heinrich. Eile! Und bleibe dann in der Nähe.

Hussein (ein Kreuz schlagend, ab nach links).

Heinrich. Ruhig, Herz, ruhig! Prahlerei! Lieber verleumdet er das Weib, das er liebt, als daß er sich demütigt. Nur ihr glaub' ich. Ruhig, Herz!

Fünfter Auftritt.

Graf Heinrich, Margarete (in schwarzen Gewändern) von links.

Heinrich. Margret!

Margarete. Ihr ließet mich rufen, mein Gemahl. Ich war auf dem Wege zu Euch.

Heinrich. In diesen schwarzen Gewändern —? als hättet Ihr einen Toten zu betrauern.

Margarete. Ich selbst bin mir gestorben, Heinrich.

Heinrich. Ihr — Euch? Euch oder — mir?

Margarete. Uns beiden, Heinrich. Wir müssen uns trennen.

Heinrich. Müssen uns . . .

Margarete. Gott weiß, ich kann Dein Weib nicht länger sein.

Heinrich. Margret! Kannst nicht — mein Weib —?

Margarete. Laß uns in Frieden scheiden, Heinrich. Wir sind zwei Menschen, die nie zu einander gehört haben. Wozu Vorwürfe? Mein trotziges Herz lehnte sich auf und machte sich frei.

Heinrich. Worte — Worte! — Und jetzt — was gedenkst Du —

Margarete. Ich will ins Kloster gehen.

Heinrich. Ins Kloster! Buße zu thun? Wofür?

Margarete. Laß es geschehen, Heinrich, und wehre mir nicht. Es ist für uns beide kein anderes Heil.

Heinrich (dauernd). Und aus dem Kloster — holt König Waldemar Dich ab.

Margarete (stutzend). König Waldemar —?

Heinrich. Ha, ha, ha! Er rühmte sich mir ins Gesicht, der Sieger zu sein. Kannt' ich ihn anders verstehn?

Margarete. Er — rühmte sich —? Nein, das ist unmöglich. Rühmte sich vor Dir . . .

Heinrich. So ein Lügner ist er, so ein giftgeschwollener Molch. Seine Königin könntest Du freilich jetzt nicht mehr werden! Du erbleichst — Du schwankst? (aufschreiend.) Margret —! Er sprach die Wahrheit?

Margarete (sich stolz aufrichtend). Sei er, was er sei — ein Lügner ist er nicht.

Heinrich. Nein, nein! Um alles, was uns heilig ist — — Ich flehe Dich an — sage, daß er lügt. Es kann nicht sein.

Margarete (resigniert). Töte mich! Du hast das Recht dazu.

Heinrich. Margret —!

Margarete. Ich fürchtete nicht das Urteil, aber den Richter wollt' ich schonen. Er sollte nicht mit meinem Blut seine Hand —

Heinrich (sichtlich sie). Weib, Weib! Es macht mich rasend, es macht mich . . . Du hast —?

Margarete. Schlage mich nieder — erwürge mich! Ich hatte Dir still. Entfliehen ließ ich ihn nicht — dafür rächte er sich. Königliche Rache!

Digitized by Google

(Sinkt zu Boden). Verzeihung, Heinrich, Verzeihung — und dann töte mich.

Heinrich. Es ist etwas so Ungeheuerliches ... Wie Blei liegt es auf mir, wie ein Berg von Blei — auf meiner Stirn — auf meiner Schulter. Wenn ich den Arm heben will ... (Er versucht's, der Arm fällt zurück. Er tritt einen Schritt fort.) Margret, das hast Du mir gethan?!

Margarete. Erhobnen Hauptes glaubte ich durch die Klosterpforte schreiten zu dürfen — nur Gott verschuldet. Jetzt lieg' ich auf den Knieen vor Dir und bitte Dich: töte Dein ungetreues Weib! Er rühmte sich — ah! er warf mich unter Deinen Fuß. Tritt zu und zertritt mich! So hat's ein Ende.

Heinrich. Mein Weib ... Nein! Steh auf. Wir sind geschieden. Geh ins Kloster — geh —! Gott wird Dich richten nach seiner Barmherzigkeit. Er aber — Waldemar!

Margarete. Heinrich — beflecke Deine Seele nicht um meine Schuld!

Heinrich. Du bittest für ihn?

Margarete. Für Dich, für Dich!

Heinrich. Ich weiß, was ich meiner Ehre schuldig bin. Aus meinen Augen, Weib.

Margarete (sich erhebend.) Gott, sagst Du —? Ich selbst will mich richten — nach der Barmherzigkeit. (Schwankend ab nach links.)

Heinrich. Jetzt kann nur Blut die Schande löschen — Blut, das seine oder das meine! Hussein!

Sechster Auftritt.

Graf Heinrich. Hussein, der sogleich von links eingetreten ist, sobald Margarete abging.

Hussein. Herr —?

Heinrich. Du hast ein Todesurteil zu vollstrecken.

Hussein. Von Dir gesprochen — ?

Heinrich. Von mir gesprochen.

Hussein. Über — meine Herrin?

Heinrich. Nein.

Hussein. Gott sei gelobt! —

Heinrich. Höre denn: König Waldemar — wenn er mir nicht gerecht wird — darf nicht lebend aufs Schiff.

(Hinter dem Vorhang Fanfaren.)

Hussein. König Heinrich betritt den Saal.

Heinrich. Zum Friedensschluß — zwischen Schwerin und Dänemark. Aber es bleibt etwas ... Todeswürdig ist sein Vergehen, und er büßt es mit dem Tode, wenn ein gerechter Gott lebt. Ins falsche Herz stoß' ich ihm — (Fanfaren.) Ich bin gerufen — zum zweiten Mal. Und mit diesen Gedanken des jungen Königs Friedenshand ergreifen ... (Schaudert.) Um was all dies Bemühen, Kampf und Sieg? Wie auf einer Eisscholle treib' ich in die offene See. Ich und er! Ein letztes Ringen ... Wer versinkt? Und wen sie ans Land trägt — was rettet der?

Siebenter Auftritt.

Fanfaren. Der Vorhang öffnet sich. Im Saal auf einem erhobnen Thronsessel König Heinrich im Purpurmantel, einen Krontuch auf dem Haupt. Zu seiner Seite Erzbischof Engelbert, auf der unteren Stufe ein Reichsherold. Hinter dem König Waldburg, Winterstetten, Gefolge von Rittern und Geistlichen. Gegenüber König Waldemar, Graf von Orlamünde, dänische Ritter. Im Hintergrunde Wanda, Gangelin an der Hand haltend. Hermann von Salza geht Heinrich von Schwerin entgegen und bleibt an seiner Seite.

Hermann von Salza. Tretet ein! — Ihr seht übel aus, Freund — an Eurem Ehrentage. Was ist Euch begegnet?

Heinrich. Schicksal schwerster Art. Fragt nicht. Es wird sich von selbst enthüllen.

Herold. Gerufen sind vor des deutschen Königs Thron die Streiter im Fehdegang. Graf Heinrich von Schwerin und König Waldemar von Dänemark, der Sieger und Besiegte, ihren Frieden zu schließen mit des deutschen Reiches Bürgschaft. Sie sind zur Stelle.

König Heinrich. Graf Heinrich von Schwerin, ist's Euer guter Wille, den gefangenen König von Dänemark, Waldemar den zweiten seines Namens, und den Grafen Albrecht von Orlamünde aus der Haft zu lösen auf die Bedingung, die vereinbart ward?

Heinrich. Es ist mein Wille, Königlicher Herr.

König Heinrich. Und Ihr, König Waldemar, mein Freund und Bruder, seid Ihr gewillt, Euch und Euren Neffen aus der Haft zu lösen auf die Bedingung, die vereinbart ward?

Waldemar. Ich will, weil ich muß; die Not bewältigt meinen Willen. Ich danke meinem königlichen Herrn und Bruder für die Vermittelung des Vergleichs.

König Heinrich (zu Engelbert.) So verkündet die Artikel.

Engelbert (eine Rolle öffnend). König Waldemar von Dänemark giebt alle Länder, die er zwischen dem Meer und den Flüssen Eider, Elbe und Elde in seinen Besitz gebracht, an das Reich zurück, dem sie nach älterem und besserem Recht gehören, in ewige Zeit; er zahlt ein Lösegeld von fünfundvierzigtausend gute Mark und giebt aus seinem Schatz heraus, was er an Gold enthält, einzig ausgenommen seine Krone; er kleidet zweihundert Ritter in Scharlachtuch und Pelz, entschädigt Frau Wanda, Herrin von Zlawin, für erlittene Ungebühr mit zweitausend Mark und stellt vierzig Geiseln, darunter zwei seiner jungen Söhne, zur Bekräftigung. Dafür läßt Graf Heinrich von Schwerin den König und den Grafen von Orlamünde, seines Reiches Verweser, frei, daß sie ziehen mögen, wohin sie wollen, weiterer Pflicht ledig.

König Heinrich. Ist das verschrieben?

Heinrich und Waldemar. Ja.

König Heinrich. So reicht mir Eure ritterliche Rechte zur Beglaubigung des Friedens.

Digitized by Google

Heinrich (schlägt ein). Zwischen Schwerin und Dänemark.

Waldemar (schlägt ein). Auf des deutschen Königs Schiedsspruch.

König Heinrich. Und schwört, König Waldemar, daß Ihr für Gefangenschaft und sonstige Unbill nimmer Rache nehmen wollt, an wem es sei, so wahr Ihr auf Gottes Gnade hofft.

Waldemar (hebt die Hand.) Das schwör' ich —! weil es nicht anders ist.

Heinrich. So seid Ihr frei.

König Heinrich. Ihr aber, Graf Heinrich von Schwerin, kniet nieder und empfangt Euer Land als Reichslehen für Euch, Euren Sohn Gunzelin und ganzen Stamm aus des deutschen Königs Hand.

Heinrich (nimmt Gunzelin an die Hand und kniet mit ihm am Thron nieder). Ich schwöre Treue für mich, meinen Sohn und ganzen Stamm Kaiser und Reich und dem gewählten deutschen König alle Zeit.

König Heinrich. Steht auf! (Er umarmt und küßt ihn und das Kind.)

Waldemar (zum König). Lebt wohl, mein Herr und Bruder.

Heinrich. Halt, König Waldemar! Jetzt vor diesen Zeugen noch eine Aussprache Mann gegen Mann.

Waldemar. Was soll's?

Heinrich. Verglichen ist, was im Streit war bis zu Eurer Gefangenschaft. Was Ihr mir dann angethan habt, wißt Ihr — es geht nicht Land und Leute an. Ich werf' Euch meinen Handschuh vor die Füße und fordere Euch zu einem Waffengang auf Tod und Leben. (Er zieht den Handschuh von der rechten Hand und wirft ihn vor den König hin.) Auf Tod und Leben, König Waldemar!

König Heinrich. Das ist Friedensbruch. Nehmt den Handschuh nicht auf, mein Bruder. Graf Heinrich, ich untersag' Euch bei meinem Zorn —

Heinrich. Was Ihr dürft, mein König. Ihr könnt mir nicht verbieten, für die Ehre mein Leben einzusetzen. Und ein Entehrter wär' auch König Waldemar, wenn er den Handschuh nicht aufnähme.

Engelbert (zwischenredend). Laßt der Kirche das Schiedsamt. Es giebt Bußen von solcher Heilkraft —

Heinrich. Leben für Leben!

Hermann von Salza. Ihr dürft nicht, Freund —

Heinrich. Leben für Leben! Ich kann nicht mehr, als das wenige einsetzen.

Waldemar. Glaubt Ihr, ich zittere, Euren Handschuh aufzunehmen? Mit jüngeren schon maß ich mich Mann gegen Mann. Aber einem Gottesurteil will ich mich nicht unterwerfen, bevor ich meiner Königspflicht gegen Dänemark genügt. Fragt nach Jahr und Tag an, dann werd' ich Euch antworten.

Heinrich. Ich bin alt und kann nicht warten. Ich gewähre keine Frist.

Waldemar. So nehm' ich sie mir. (Wendet sich zu König Heinrich.) Nochmals, lebt wohl, mein Königlicher Bruder, und habt Dank.

Heinrich. Bleibt der Handschuh liegen? — — Hufleu! (Winkt ihm einen Wink.)

König Heinrich. Was für ein Lärm draußen. Seht nach —

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Hilde stürzt von links herein.

Hilde. Hilfe, Hilfe! Um Gottes Barmherzigkeit willen Hilfe!

König Heinrich. Was geschah?

Hilde. Die Frau Gräfin stirbt!

König Heinrich. } Die Gräfin —?
Waldemar. } Margarete —?
Wanda. } Mein Kind?

Hilde. Ich sah des Grafen Dolch in ihrer Hand — sie ritzte sich damit — er ist vergiftet.

Alle. Gift!

Wanda. Mein unseliges Kind!

Hilde. Ich weiß es nicht anders. Sie ist starr und totbleich. Helft, wenn Ihr helfen könnt. Man trägt sie auf ihren Befehl hierher.

Engelbert. Nein, nein! Nicht in des Königs Gegenwart —

König Heinrich. Macht ihr Platz!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Margarete wird auf einem Sessel von links hereingetragen.

Margarete. Verzeiht, mein König — daß eine Sterbende —

Heinrich (wie aus der Betäubung erwachend). Eine Sterbende . . . O mein Gott! mein Gott!

Margarete. Verzeiht, Heinrich — der Dolch —

Heinrich. Weib, Weib —! Du wußtest —

Margarete. Es war — ein böser Zufall . . . Wenn das letzte Wort einer Sterbenden . . . Mein König, hört mich gnädig an.

König Heinrich. Sprecht, sprecht! — (Sich zurückwendend.) Entsetzlich, Winterstetten!

Margarete. Mir ahnte, was hier — dem Friedensschluß folgen würde. Da liegt — Euer Handschuh, Graf Heinrich. Wenn König Waldemar — ihn aufhebt . . . Nein, es soll kein Blut — meinetwegen. . . . (Sie richtet sich im Sessel auf.) Erlaubt, mein König, daß ich — diesen Handschuh aufnehme — und gebt ihn mir mit — ins Grab. (Sie macht einige schwankende Schritte, blickt sich nach dem Handschuh um, stürzt zusammen.) Ich nehme den Handschuh — für Euch auf, König Waldemar. Ich bin — die Schuldige. Mein Tod — sühnt — alles Unrecht. Reicht Euch einander die Hand — zum Frieden. (Da sie zögern:) Laßt mich nicht sterben — bevor Ihr einander — Frieden zugesagt habt. Mein König — Herr Erzbischof — bittet für mich!

Digitized by Google

Hermann v. Salza. Heinrich, seid nicht un versöhnlich!

Heinrich. Sie stirbt. . . . Zieht denn in Frieden, König Waldemar — auf ihre Bitte.

Waldemar (sie ergreifend). Margarete —!

Margarete. Lebt wohl, Mutter.

Wanda. Küsse Deinen Sohn zum Abschied —

Margarete. Nein, ich darf nicht, Mutter. Das sei meine Buße. Er mag meine Lippen küssen, wenn der Tod — ihnen ewiges Schweigen geboten hat. Du aber — Mutter — kannst Deinem Kinde verzeihen. An Deiner Brust — möcht' ich — sterben. (Sie sinkt in ihren Arm.) Friede — Friede . . . Ach - ! (Sie stirbt.)

Waldemar (wendet sich ab und lehnt sich an Ortamünde).

Heinrich (sinkt in die Knie). Nun ist die Welt dunkel geworden um mich alle Zeit.

Engelbert (tritt hinter ihn.) Erhebe Dich aus tiefster Herzensnot zu dem, der das ewige Licht ist! Wir sind das Werkzeug seiner Hand und niemand schreibt ihm vor, wie er's gebrauchen will. Wohl Dir, daß er Dich würdigte, ein großes Werk siegskräftig zu vollbringen!

Hermann v. Salza (tritt zu ihm). Ja — als ein deutscher Mann habt Ihr dem deutschen Reiche zurückgebracht, was ihm in schwerer Bedrängnis entrissen ward. Das danken wir und alle künftigen Geschlechter Euch, Graf Heinrich von Schwerin!

Heinrich (läßt sich vom Erzbischof und Deutschmeister erheben, nimmt Gunzelin auf den Arm und drückt ihn an sich).

Der Vorhang fällt.

Vielleicht!

Du thöricht Herz baust fort an einer Brücke,
Die, schwank und trüg'risch, doch zum Himmel reicht,
Der Pfeiler, der den Weg dir kühl zum Glücke,
Er heißt: Vielleicht!

Vielleicht! Oft brach die schwache Stütze nieder,
Doch stets auf's Neue hast du ihr vertraut,
Die Brücke in die Zukunft immer wieder
Auf sie gebaut.

Das Leben gab dir manche Last zu tragen
Nur Eins mein Herz hat's nicht erreicht,
Du kannst noch immer nicht dem Glück entsagen,
Es kommt — Vielleicht!

A. Wolf.

Die Näherin.

Warum ich so oft nach dem Fenster sah',
So fragen mich die Leut,
Und was ich immer für Linnen näh',
Da dich's ja meiner gereut? —

Vielleicht kommst du gebrochen einst
Just mir zur Thüre herein,
Dann sollen die Thränen, die du weinst,
Mit ihm getrocknet sein.

Johannes Grebling.

Der Falter.

Ich saß an Boppards schönem Rheingestade,
Es tönte hell der Sonntagsglocken Schall,
Und Strom und Hügel glomm im Schein der Sonne.
Ich schaute zu der Wellen Spiel, dem Treiben
Am Ufer, auf dem Strom, wo Boot um Boot
Zu Berg, zu Thal die bunte Flagge führte. —
Da flattert aus dem Ziergesträuch hervor
Ein Falter mir vorbei — dem Rheine zu —
Den Rand hinüber. — Will er gar verwegen,
Vom Duft der Reben drüben angelockt,
Des Stromes ganze Breite überfliegen?
Nun tragen aufwärts ihn die weißen Schwingen,
Die von der Wogen Grün sich leuchtend heben,
Nun senken sie sich zu den Fluten nieder,
Kühl angehaucht vom feuchten Wellenatem.
So geht es auf und ab; jetzt ist dem Auge
Der weiße Zitterpunkt verschwunden, jetzt

Auftaucht er wiederum und strebt empor.
Schon ist des Stromes Mitte überflogen —
Wird auch der Flügel Kraft zum Ufer reichen,
Wo Labung süß ein redlich Ringen lohnt?
Wehe! da hebt sich eine gierige Welle
Und holt den matten Falter zu sich nieder,
Und willenlos und kraftlos schwimmt er hin
Und findet in der Flut sein frühes Grab.

Wehmut beschleicht mich, und vor meine Seele,
Die leis erbebende, tritt mir die Frage:
Bist du nicht selber ein beherzter Falter,
Der nach des Glückes lockenden Gestade
Mit kühner Schwinge strebt? Wird deine Kraft
Dich hin ans Ufer tragen? Wird der Strom
Des Lebens dich in seine Tiefe reißen,
Eh' du das hehre Ziel erreicht? — wer weiß?!

Wilhelm Jdel.

Digitized by Google

Der verwunschene Garten.

Eine Sommernovelle

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Das ergab denn als zunächst Wahrscheinliches eine Vision und Hallucination, Vorspiegelung von etwas nicht Wirklichem durch den Gesichts- und Gehörssinn. Nur schloß diese Erläuterung ein, daß die Täuschung sich auch auf den Gefühlssinn mit erstrecken mußte, und dadurch wurde sie unhaltbar hinfällig. Denn ganz unzweifelhaft hatten seine Hände sich in dem kurzen Augenblick nicht um ein wesenloses Vorstellungsschemen, sondern um Schultern, Nacken und Haar von etwas Körperhaftem zusammengelegt. Demgemäß aber ließ sich die logische Konsequenz nicht abweisen, daß es vorhanden gewesen sein müsse und wohl ziemlich fraglos auch gegenwärtig noch irgendwo vorhanden sei.

Was aber war's?

Die Antwort darauf hatte durch den Ausschluß der Sinnestäuschungen eigentlich keine Erleichterung, vielmehr erhöhte Schwierigkeit gefunden. Offenbar ließ nur die Anwendung einer streng wissenschaftlichen Methode auf Erfolg hoffen, die Aufsuchung und Aneinanderreihung aller positiven Anhaltspunkte. Von solchen jedoch fand er nur sehr wenige in seinem Gedächtnis bewahrt. Die weißgekleidete Gestalt hatte sich „Deodata" benannt — auf sein Kommen gewartet und ihm einen Epheukranz aufgesetzt — hochtönende, unverständliche Dinge und, wie's ihm vorkam, in rhythmischen Sätzen, das wußte er indes nicht genau mehr, gesprochen — und zum Schluß gesagt, wenn der Mond wiederkomme, kehre sie an die Stelle zurück und erwarte ihn — Polydor — abermals dort —

Das in logisch-vernünftige Verbindung zu bringen, fiel allem angestrengten Nachdenken nicht möglich, die Bemühung dazu zog nur ein Gefühl von Kopfzerbrechen im wörtlichen Sinn nach sich.

War's vielleicht eine Verrückte, die, auf irgend eine Weise über die Mauer gelangt, ohne daß jemand davon wußte, sich in dem verwilderten Garten aufhielt, dort von Beeren, Wurzeln und was sie sonst fand, lebte?

Aber wie wäre die zu dem griechischen oder römischen Gewand und den Armspangen gekommen?

Vom Kirchturm schlug es zwölf Uhr zu der stillen Anhöhe herauf, von der Engelhart Lindener seit ein paar Stunden nach der dunklen Laubkuppel über dem ‚verwunschenen Garten' hinuntergesehn. Im Kopf ging's ihm zugleich bunt und nebelhaft durcheinander. Am lichten Sonnenmittag war er mit der nüchternen Untersuchung des rätselvollen Vorganges nicht weiter gekommen, als im Rausch der Mitternachtsstunde. Jetzt mußte er nach Haus, denn die alte Trina wartete sonst mit der Suppe, und der Verdruß darüber konnte ihr eingeben, ihn in Gegenwart seines Onkels zu fragen, ob er seinen Strohhut vielleicht wiedergefunden habe.

Seinen Hut —

Er begab sich auf den Heimweg, der ihn am nächsten durch die Stadt führte. Vielfach sahen hier und dort Väter und Mütter von Honoratorentöchtern aus den Fenstern und erkannten ihn wieder, da sie von seiner Anwesenheit gehört. Der Kirchenbesuch und die sonntägliche Gemütssammlung hatten alle mit Gerechtigkeitssinn und Nächstenliebe durchdrungen und, ohne wechselseitig davon zu wissen, kamen sie sämtlich in anerkennenden Äußerungen in betreff des Vorbeigehenden überein: „Wirklich ein schöner junger Mann — von sehr gefälligen Manieren — der Herr Geheimrat hat ihn vortrefflich erzogen — er wird's sicher zu etwas Hervorragendem bringen — einem Solchen gönnt man das große Vermögen, das sein Vater ihm hinterlassen, von Herzen." Diese Lobsprüche kamen vorwiegend von den Lippen der Väter, während die Mütter aus nicht recht

Digitized by Google

faßlicher Causalverbindung, doch allgemein gleicherweise sich lebhaft für die botanischen Studien ihrer ebenfalls überall zum Fenster hinausblickenden Töchter interessierten und diese ermahnten, ja die bildenden und nützlichen Unterrichtsstunden bei dem Herrn Geheimrat nicht zu versäumen. Dazu nickten Jette, Minna und Lina, Elärchen, Malchen und Annchen nur kurz, ohne sich auf eine mündliche Verpflichtung einzulassen, mit dem Kopf, doch in ihren Gesichtern stand erfreulich zu lesen, daß sie der elterlichen Mahnung nicht bedürften, sondern selbst von der Nützlichkeit der botanischen Wissenschaft für ihre Lebenszukunft voll überzeugt seien.

Die Ohren des jungen Studenten gelangten bedauerlicher Weise nicht zum Vernehmen der ihm zuerkannten verdienten Auszeichnung, aber auch seine Augen bemerkten nichts von den Ausspendern, denn die Gedanken, mit denen er droben auf der Höhe mehrstündigen Umgang gepflogen, hatten sich ihm als Begleiter angeschlossen und gingen Schritt um Schritt mit ihm. Doch freute er sich, zu Hause eingetroffen, nicht nur seinen Onkel, sondern selbst Trina Löffelholz als etwas wirklich Vorhandenes betrachten zu können, und setzte sich mit jugendlich gutem Appetit zu Tisch. Heimrat Feierabend befand sich in ungemein heitrer und zu Scherzlust aufgelegter Stimmung, entkorkte freigebig eine neue Flasche von dem gestrigen vortrefflichen Wein, den er lächelnd eine ‚Gottesgabe' benannte, und gebrauchte diese Bezeichnung nochmals, indem er seinen Neffen aufforderte, mit der ‚Gottesgabe' auf das innigemäße freudige Erblühen seiner Lieblingsblume anzustoßen. Das that Engelhart, doch nur mit halbem Ohr hörend und ohne sich zu erkundigen, welche Pflanze damit gemeint sei; auch von dem Weiteren, den hinzugefügten dafür erforderlichen Bedingungen kam ihm nichts recht zum Verständnis, als daß es ein besonders merkwürdiges Gewächs sein müsse, das zur Entwicklung eine günstige Einwirkung der Sterne nötig habe, vielleicht darin aber wesentlich durch ein gerade glücklich eintreffendes, heilsames Erscheinen eines Kometen am Himmel gefördert werde. Davon, daß ein Kometenjahr sei, hatte der junge Geologe noch nichts gehört, doch da sein Onkel es sagte, verhielt sich's wohl so; im übrigen befaßten die bei ihm zum Besuch anwesenden Gedanken, denen ihr Aufenthalt gut gefallen mußte, weil sie ihn noch immer ausdehnten, sich nicht mit astronomischen Angelegenheiten, höchstens insoweit zu diesen der Rundgang des Mondes um die Erde mitzurechnen war. Im Ganzen hielten jene Gedanken sich unbemerkbar im Kopfinnern zurückgezogen, doch hegten einige die Neigung, sich auf die Zunge herunter zu begeben, um von ihr nach außen zu gelangen, und einer führt diesen Sprung, allerdings erst nach einigem Zögern, in Wirklichkeit aus, schlug, Lautgestalt annehmend, seine Richtung nach dem Ohr des Professors ein und kleidete sich für dieses in die Frage:

„Ist hier in der Umgegend vielleicht eine Heilanstalt für Geistesgestörte, lieber Onkel?"

Darauf entgegnete der Angesprochene: „Nein, lieber Engelhart, wenigstens ist mir bisher nichts davon zu Gehör gekommen. Was bringt Dich auf die Meinung?"

„Mir kam es so vor — heute — als sähe ich — aus der Entfernung — eine weibliche Persönlichkeit in einer Tracht, die solche Vermutung erwecken konnte."

„Von welcher Art war denn die Tracht?"

„Eine weiße, wie mich dünkte eine antike, römische oder griechische, mit Goldspangen an den Armen."

„Das wird vielleicht die Prinzessin gewesen sein, ich habe gehört, das sie sich gern eigentümlich kleide."

„Welche Prinzessin, lieber Onkel?"

„Sie wird von den Leuten die Märchenprinzessin benannt, weitere Auskunft kann ich Dir nicht erteilen, lieber Engelhart, ich bekümmere mich nicht viel um solche menschlichen Dinge. Sie soll sich auch etwas ungewöhnlich benehmen und eine Vorliebe für unsere Gegend hegen, so daß sie öfter einmal herüberkomme, ich glaube von einem Landschlosse, in dem sie sich zur Sommerzeit aufhält. Doch wird meine Annahme vermutlich eine unbegründete sein, da ich vernommen zu haben meine, sie führe ihre Besuche hier nur in hellen Nächten aus und kehre jedesmal vor Tagesanbruch zurück, um niemandem zu Gesicht zu geraten. Wo glaubst Du sie wahrgenommen zu haben, lieber Engelhart?"

„Ich?" Der Befragte drehte antwortend den Kopf nach dem Fenster ab, irgend etwas draußen mußte gerade sein Interesse erregen, und er fügte rasch hinterdrein: „Nein, da kann sie's ja nicht gewesen sein — was ich sah, war auch nur so ganz von Weitem — es geht mir ebenso wie Dir, lieber Onkel, solche menschlichen Dinge lassen mich ziemlich gleichgültig."

Digitized by Google

„Die Beschäftigung mit einer Wissenschaft macht das ja natürlich“, versetzte der Professor, „und die Geologie bildet eine noch strengere Disziplin, als die Botanik, von der jemand noch eher einmal zu nutzlos und allotriis seitab geführt werden kann. Der Tag ist außerordentlich schön heute, allerdings ein bischen heiß, aber dagegen vermag man sich ja durch leichte Bekleidung und Bedeckung zu schützen, und ich möchte den Nachmittag noch zu einer kleinen botanischen Wanderung benutzen. Begleitest Du mich vielleicht, lieber Engelhart?“

„Gewiß, gern, lieber Onkel — nein — das heißt — mir fällt ein, daß ich mir vorgenommen hatte, heut Nachmittag über eine etwas schwierige geologische Frage ins Reine zu kommen —“

Um das ihm plötzlich in den Sinn Geratene einer Frage handelte es sich in der That, wenn diese auch mit dem Gebiet der Geologie, trotz dem weiten Umfang desselben, sich nicht ganz leicht in Zusammenhang bringen ließ. Doch er rechnete offenbar eine mögliche und sogar sehr wahrscheinliche Frage seines Onkels, weshalb er bei der Sonnenhitze nicht seinen leichten Strohhut aufsetze, als dahin gehörig und gelangte dadurch zu einer nachträglichen Abänderung seiner ersten unbedachten Antwort. Heimrat Feierabend aber erwiderte freundlich, jetzt vom Tisch aufstehend:

„Nun, die Wissenschaft steht selbstverständlich in erster Reihe, lieber Engelhart; möge Deine Nachforschung Dir wohlgelingen. Vielleicht bereitest Du mir morgen das Vergnügen, mich zu begleiten; ich will mich gegenwärtig, wie es dem Alter gemäß ist, zuvor ein wenig dem Ausruhen hingeben.“

Er begab sich in sein Zimmer; der Zurückbleibende faßte nach dem vor ihm stehenden Glase, den Inhaltsrest auszuleeren, setzte es jedoch unberührt wieder hin. Er hatte unliebsame Erfahrung damit gemacht, und ihm lag vor allem daran, sich in nüchtern klarster Geistesverfassung zu erhalten. Eines aber war unabweisbar: Er mußte bis morgen wieder in den Besitz seines Strohhutes gelangen, um der außerordentlich peinlichen Frage seines Onkels, warum er jenen bei der Sommersonnenglut nicht aufsetze, zu entgehen.

* * *

Der Innachmittag zeigte sich in herkömmlicher Weise von sehr beträchtlicher Länge und vergönnte Engelhart Lindener für das, was er sich vorgenommen hatte, ausgiebige Zeit. Doch bedurfte er solcher auch, denn die Arbeit, der er sich nach einem kurzen Gang in die Stadt, bei verschlossener Thür in seinem Zimmer hingab, war eine ihm ziemlich ungewohnte oder eigentlich vollständig fremde und infolge davon nicht gerade leicht zu bewältigende. Er hantierte nämlich mit kräftigem, in einem Seiler laden eingekauften Tauwerk und mühte sich ab, daraus etwas herzustellen, was ein Sachverständiger vielleicht vermittelst einiger praktischer Kunstgriffe ohne allzuviel Schwierigkeit zu stande gebracht hätte. Da ihm aber als Neuling oder vollständigen Böhnhasen auf dem Gebiet jene abgingen, gingen ihm auch manche Stunden über seinen im Anfang durchaus erfolglosen Bemühungen hin, doch erwies er sich ausdauernd, dabei gleichfalls nicht gerade ungeschickt, und ehe Trina Löffelholz zum Abendessen berief, konnte er sein Werk als zur Befriedigung fertig gebracht ansehen. Es sollte augenscheinlich einem wissenschaftlich geologischen Zweck dienen, denn es bestand aus einer bei der Prüfung sich einigermaßen als haltbar ergebenden Strickleiter, an der sich ungefähr zehn Fuß tief in eine Erdklüftung hinunterseigen ließ, und das einzige an dieser Bestimmung etwas zweifelregende bildete eine von ihrem Verfertiger halblaut vor sich hingemurmelte Äußerung, in der er einem bräuchlichen französischen Wort die zutreffend umgemodelte Fassung gab: „So viel Knoterei um einen Strohhut“. Doch gelangte kein hörbarer Mißmut darin zum Ausdruck, sondern er verfügte sich merklich in der wohlthuend angeregten Stimmung, die das zufriedenstellende Gelingen einer langwierigen Arbeit mit sich zu bringen berechtigt ist, ins Eßzimmer hinab. Hier traf auch sein Onkel erst eben ein, der, wie er es dann und wann einmal that, auf dem Rückweg von seinem botanischen Gang bei der alten Seraphine Borstelmann vorgekehrt war und sich dort ein wenig verspätet hatte. Doch that er dessen nicht Erwähnung, nur eines Bedauerns, daß die siebziger Jahre die Rüstigkeit des Menschen doch insofern beeinträchtigten, als sie ihn nach einer Wanderung am Abend früh mit leiblicher und geistiger Ermüdung belasteten. Darüber sprach der junge Student gleichfalls sein Bedauern aus, obwohl er es im Grunde gerade heut' nicht ungern hörte; mehrmals an ihn gerichteter Aufforderung zum Trinken indes leistete er nur kaum zum Schein Folge und erwiderte

Digitized by Google

auf eine kundgegebene Verwunderung des Professors, daß er nach einem so heißen Tage keinen Durst fühle: „Nein, gar keinen, lieber Onkel; Du bist eben draußen in der Sonne weit umhergegangen, während ich den ganzen Nachmittag in der kühlen Stube mit fleißiger Arbeit verbracht habe.“ Sich des schmückenden Beiwortes ‚fleißig‘ für seine Thätigkeit zu bedienen, war er wohl berechtigt, und sein Onkel versetzte, freundlich nickend, dazu: „Nun, jeder muß es in sich selbst empfinden, wessen er bedarf, und danach sein Thun oder Lassen einrichten. Ich empfinde jetzt das Bedürfnis, mich für guten Schlaf zur Ruhe zu begeben, und wünsche Dir gleichfalls eine recht erfreulich wohlthätige Nacht, lieber Engelhart.“

Für diesen Wunsch brach in gewisser Weise die Zeit auch bereits an, denn es begann draußen bereits zu dämmern, doch der Zurückbleibende fühlte noch keine Veranlassung, von jenem Gebrauch zu machen. Er verspürte nichts weniger als Müdigkeit, der Unterschied zwischen Alter und Jugend brachte das eben so mit sich; hinsichtlich seines Durstmangels dagegen mußte er die Wahrheit ein bischen umgangen haben, denn er leerte, noch einmal zu seinem Zimmer hinaufgestiegen, dort ein großes Glas Wasser in einem Zuge aus und verließ danach, unter bedachtsamer Vermeidung, die Aufmerksamkeit der alten Katharina auf sich zu ziehen, das Haus. Es dunkelte nunmehr sogar wirklich, doch schien über dem östlichen Thalgelände passend eine Vorratsscheuer oder ein sonstiges Gebäude in Brand geraten zu sein und für Erhellung der Gegend Sorge tragen zu wollen. Binnen nicht Langem indes stellte sich heraus, daß dies Beleuchtungsmittel aus nicht unerheblich größerer Entfernung her wirken müsse, denn seine glührote Feuerfarbe zu einer opalartig milderen abdämpfend, war es die gute Mondscheibe, fast noch rund wie gestern, nur am Oberrand ein klein wenig eingebeult, als ob eine ungeschickte Magdhand etwas auf der silbernen Platte serviert und sie dabei an irgend einer Ecke im Weltraum angestoßen habe. Engelhart Lindener aber stand jetzt an einer Seitenwandung der langen, um den verwunschenen Garten aufgetürmten Mauer, benutzte die nächtliche Lichtquelle, eine Stelle ausfindig zu machen, wo übergestrecktes Astwerk ihm für eine Festhaltung seines nachmittägigen Erzeugnisses hülfreich entgegenkam, und warf seine Strickleiter an einem solchen, wohlgeeignet erscheinenden Punkt in die Höh'. Denn herunterspringen ließ sich zur Not von der Mauer, für die umgekehrte Bewegung dagegen hätten auch die Sprunggelenke eines Riesenheuhüpfers nicht ausgereicht, und das Eingangsthor in den Garten befand sich zweifellos in seinem stetigen Zustande hermetischer Verschlossenheit. Daß es zufällig gerade gestern einmal offen gewesen, mochte irgendwelche Bewandtnis gehabt haben, hatte aber ohne Frage mit der Mitternachtsstunde und der Sonnenwendnacht außer allem geheimnisvollen Causalzusammenhang gestanden.

Der Fortschritt zu dieser Anschauung legte auf's Erfreulichste Zeugnis von der klaren Verstandesausrüstung des jungen Wissenschaftlers ab, und er durfte sich rühmlich zuerkennen, daß niemals ein Mensch in nüchternerer Verfassung an die Ausführung einer Absicht gegangen sei. Diese war allerdings auch entsprechend trocken-prosaischer Natur, denn er bezweckte nichts weiter, als sich wieder in den Besitz seines verlorenen Hutes zu setzen, und die einzige sich ihm dabei wörtlich in den Weg stellende Schwierigkeit wurde durch die verwachsenen Büsche und die Unsicherheit gebildet, welche Richtung er innehalten müsse, um den freien Platz vor dem Pavillon wieder aufzufinden. Vor dem verwitterten Säulenpavillon, nicht vor dem griechischen Tempel; der gehörte in das nämliche Einbildungskapitel mit der toten, wieder lebendig gewordenen Braut. Ein altes Gartenhaus war's, nichts weiter, natürlich im gleichen Verfall wie alles Übrige.

Seine beiden in Rechnung gezogenen Hülfsmittel, die Strickleiter und der Mond, leisteten in ausreichender Weise ihre Dienste, so daß ihm nur die Aufgabe übrig blieb, sein Ziel nicht zu verfehlen. Nichts sonst konnte ihm behindernd in die Quere kommen, als etwa — ja vielleicht die abermalige Anwesenheit der im Kopf etwas überspannten Prinzessin —

Nein, davor brauchte er auch wohl nicht Besorgnis zu hegen. Die war höchst unmannlich ebenfalls ein Erzeugnis der Phantasie, nur in diesem Fall nicht der seinigen, sondern der seines Onkels, oder vielmehr des Geschwätzes von Leuten, die im Mondlicht weiße Nebelstreifen und derlei für schwebende Elfen oder zum Unterschied einmal für eine fabelhafte Prinzessin ansahen. Es gab Menschen mit so kinderhafter Widerstandslosigkeit der gesunden Vernunft, daß sie sich von einem auf ihre Sinne wirkenden Schein alles

Digitized by Google

Mögliche und Unmögliche vortäuschen und davon felsenfest überzeugen ließen.

Das Wiederfinden des Platzes kostete allerdings Zeit und Anstrengung. Es war, als seien alle Aeste, Sträucher und Schlingranken seit gestern noch störrischer geworden, wollten sich dafür rächen, daß er sie aus ihrer halbhundertjährigen Ruhe aufgestört habe, und ihm den Zugang zur Wiedererlangung seines Eigentums versperren. Er mußte sich durcharbeiten, daß ihm allmählich das Blut heiß in den Kopf stieg und manchmal der Atem stocken blieb. Dazu gab ihm nichts einen Anhaltspunkt, ob er sich in der angestrebten Richtung vorkämpfe, denn durch das schwere Laubdach über ihm drang kaum ein Dämmerschimmer herunter. Eigentlich hätte er ein Beil mitnehmen müssen, wie die Leute, die in einen tropischen Urwald einbrechen, oder ein scharfgeschliffenes Schwert, wie der Königssohn, der sich durch das Dorngestrüpp einen Weg zum verwunschenen Schloß Dornröschens bahnte. Nun, verwunschen hieß dieser Garten deshalb ja auch, und eine zweite unverhältnismäßige und ziemlich närrische Arbeitsmühsal um einen Strohhut war's.

Auf einmal geriet er in eine, nach dem Schattendunkel beinahe blendende Lichtfülle, stand im Freien, und seine Augen stutzten auf den ersten Blick vor etwas Unerwartetem, ihn fremd Anschauenden zurück. Aber das entsprang nur einer flüchtigen Kontrastwirkung, denn nun erkannte er vor sich den Pavillon, die Säulen und die flechtenüberzogene Treppe: er war, wenn auch wohl im Zickzack, gerade auf dem gesuchten Platz herausgekommen. Alles lag wie gestern im Mondglanz und auf einer Strecke vor ihm etwas Helles am Boden, das sein Hut sein mußte. Nun ging er drauf zu, doch eh' er völlig hingelangte, stutzte er abermals. Links neben ihm vor den Stufen hob sich's wie eine aus Marmor gebildete Gestalt auf —

Wahrhaftig doch die Prinzessin —

Ganz unverkennbar; das weiße griechische Gewand, die Spangen an den Armen — regungslos saß sie auf der Treppe.

Er stand unschlüssig verdutzt, die Lage hatte etwas Peinliches. Zunächst ihr wirkliches Vorhandensein, aus dem hervorging, daß man doch der sogenannten gesunden Vernunft nicht immer unbedingt die richtige Erkenntnis beimessen durfte, und dann die Mutmaßung, die er in ihr erwecken mußte, daß er um ihretwillen wiedergekommen sei.

„Ich wollte nur meinen Hut —", brachte er etwas unsicher hervor, zugleich darüber nachdenkend, welcher Anrede er sich zu bedienen habe. Die fand er auch, vermutete sie wenigstens als die richtige und setzte hinzu: „Den ich gestern hier vergessen, Hoheit —"

Die Hoheit zeigte sich indes sichtlich von seiner Ankunft überrascht, als ob ihr gar kein Gedanke daran gekommen sei. Sie war bei seiner Aufsprache aufgefahren und stand ungewiß, wie es schien in Verwirrung gesetzt da. So, emporgehoben, machte sie einen etwas größeren und zugleich schmächtigeren Eindruck als gestern, doch auch sonst einen veränderten. Deutlich ließ das Mondlicht aus der Entfernung bis zu ihr hin nicht erkennen, aber das Gesicht bedünkte ihn schmaler, die Stirn weniger vorgebaut und feiner gebildet, und das Haar über ihr hatte zweifellos keine dunkle, sondern eine helle Farbe.

Nein, das war sie nicht — dieselbe Tracht wohl, doch nicht die Prinzessin von gestern —

„Ja — wie — wer — wer sind Sie?" stotterte er noch etwas unsicherer.

Sie antwortete wiederum nichts, machte nur eine unverkennbar scheu-ängstliche Bewegung, zwischen die Säulen hinaufzuflüchten. Doch da erscholl von diesen her eine Stimme:

„So kamst Du mit dem Mondlicht wieder, Polydor? Mein klopfendes Herz sprach's mir mit Bangen, denn in Reue hat es den Tag verbracht. Mich riß Deine Gegenwart hin, zu thun, was ich — Du weißt's — nicht durfte, Dich hierher zurück zu rufen —"

Ja, das war die Stimme der wirklichen Prinzessin — Deodata's — und zugleich tauchte sie auch selbst aus dem Schatten des Gebäudes hervor. Nicht wie gestern, sondern streng gewandet, in langem Schleppenkleid, aus schwarzem Sammet, schien's. So trat sie, einer Verkörperung der Nacht gleich, an den Stufenrand, erfaßte die Hand der sich hinter sie zurückbergen wollenden weißen Gestalt, hielt diese an und sprach zu Engelhart Lindener weiter:

„Mir ziemt die Trauer nur und die Entsagung. Dich aber, Jüngling, Deine Jugend will ich nicht enttäuschen — tritt heran zu mir!"

Eigentlich ohne Wissen und Wollen kam er vier Stufen hinaufsteigend, dem Geheiß nach, und die Schwarzgewandete fuhr fort:

„Nicht darf sich meine Hoheit zu Dir neigen, doch rief ich Dich, Dir schuld' ich Dank und Lohn, und für mich selbst die holdeste der

Digitized by Google

Blüten aus meinem Garten bracht' ich Dir hierher. Wenn Augen Dir für stille Lieblichkeit die Götter gaben, blick' in's Antlitz ihr — —"

Das konnte der junge Geolog nicht anders, da er mit weit geöffneten Augen grad' vor sich hinaus sah, und jetzt in der Nähe unterschied er klar über dem griechischen Gewand ein hell vom Mondlicht bestrahltes Gesicht, das in der That wohl mit einer holden Blüte von stiller Lieblichkeit verglichen werden durfte. Das Köpfchen mit den eingebogenen Schläfen umgab lichtblondes, an goldene Staubfäden erinnerndes Haar, ein Edelsteinglanz, aber der einer blauen Frühlingsgenziane kam aus den Augen, und Wangen und Stirn glichen zartschimmernden Blättern einer weißen Rose. Doch wandelten sie sich jetzt plötzlich in solche einer roten um, und an den Augen schlugen die langen Wimpern hastig-schreckhaft auf und nieder. Die resolute Prinzessin aber schloß ihre Rede:

„So nimm sie hin, die rechte, nicht das Wahnbild, das gestern trügerisch Dein Arm umfing!" und gleichzeitig zog sie mit einer unvermuteten hurtig-kraftvollen Bewegung die weiße Gestalt gegen Engelhart Lindener hin, der selbst um den Preis, daß die Erde und der Mond dafür zu einer neuen kosmogonischen Umwälzung in die Sonne zurückgestürzt wären, nicht anders konnte, als jählings beide Arme um den Nacken des märchenhaften lebendigen Bildes zusammen zu schlingen. Dabei überkam, richtiger durchfloß ihn vom Kopf bis zum Fuß eine ihm bisher im Leben völlig unbekannt gewesene, aus etwas Weichem und Warmem in ihn überströmende Empfindung, und ihm war's, als ob auch ein Blütenduft wie aus einem sonnig-heimlichen Frühlingswinkel ihn anatme. Aber das alles dauerte nur einen flüchtigen Augenblick lang, denn es geschah grad' wie gestern, daß die von ihm umfaßte Gehaltene sich, einen Schrei ausstoßend, hastig losriß, und doch auch etwas anders. Dies ließ sich vielleicht dahin bezeichnen, daß sie sich ungestümer und gewissermaßen ernsthafter frei rang, als es die Prinzessin gethan, und daß der Schrei echter nach einer wirklichen Schreckensüberwältigung klang. Fast zugleich jedoch, im Nu zerflatterte und verschwand alles, wie wenn es auf einer gut eingerichteten Schauspielbühne, durch eine Versenkung in den Boden entrückt worden. So lösten sich scheinbar das weiße und das schwarze Kleid in leere Luft auf, nur aus einiger Entfernung tönte noch ein Ruf: „Wohin willst Du? Bleib doch!" Darauf antwortete indes nichts weiter, als das Rauschen eines Busches, und danach blieb's grabesstill, und Engelhart Lindener stand wie gestern allein auf den Treppenstufen vor den mondbeglänzten Pavillon- oder Tempelsäulen.

Dann, nun eine nicht bestimmbare Zeit später, kam's ihm zum Bewußtwerden, daß er irgendwo und irgendwie über die Glasscherbenmauer zurückgelangt sei und sich wieder draußen vor dem „verwunschenen Garten" befinde. Mechanisch ging er den bekannten Weg entlang, ohne die Anwandlung eines unheimlichen Gefühls, er könne etwa ein Jahrhundert lang vom Hause fortgewesen sein. Für solche phantastische Unvernunft war sein Kopf viel zu klar, fühlte sich nur sehr heiß, und er nahm deshalb den Hut ab. Dabei aber erkannte er, es sei noch immer der seines Onkels, er habe den seinigen aber mals am Boden liegen lassen und nicht mehr daran gedacht, daß er zu dem Zweck hierhergegangen sei, ihn zu suchen und mitzunehmen.

Aus dieser Erkenntnis indes überfloß ihn jetzt doch eine unheimliche Empfindung. Er mußte sich trotz aller Vorbeugungsmaßregeln dennoch wieder in einem nicht zurechnungsfähigen Zustand befunden haben, in einem Rausch, ohne daß er einen Tropfen Wein getrunken. Von solcher Möglichkeit hatte er nie im Leben gehört; auch das Weben und Schweben der Mondnachtstrahlen hatte damit heute nichts zu thun gehabt. Und trotzdem gab's keine andere Erklärung, denn es war nicht nur gewesen, sondern war noch so. Er fühlte es überall, besonders am ungewöhnlich beschleunigten Herzschlag, bis in jede Fingerspitze hinein; die merkwürdige Wirkung mußte von einem narkotischen Stoff in der Luft ausgegangen sein, wahrscheinlich einem Blütenduft, den er auch gegenwärtig noch einzunehmen glaubte. Und als ein Hilfsmittel zu weiterem Begreifen dieses rätselhaften Vorkommnisses gesellte sich ihm eine gestrige Äußerung seines Onkels hinzu. Er konnte sich nicht gleich besinnen, wie sie gelautet habe, nur daß sie auch eine Erläuterung enthalten. Doch dann kam's ihm zurück — ein Vers von Goethe war's — und mit einer gewissen Freudigkeit über das Auffinden desselben in seinem Gedächtnis sprach er ihn vor sich hin: „Jugend ist Trunkenheit ohne Wein."

Das hatte also schon Johann Wolfgang Goethe gewußt, bei dem man sich eigentlich auf

Digitized by Google

die Richtigkeit seiner Aussprüche immer verlassen konnte, und es litt mithin nicht Zweifel, daß er eine ähnliche wunderbare Erfahrung an sich selbst gemacht haben müsse.

Nur wie sein Onkel dazu kam, diesen Spruch gleichfalls im Munde zu führen und also mutmaßlich auch für begründet anzusehen, ließ sich nicht recht erklären. —

Eine erfreulich wohlthätige Nacht hatte Heinrat Feierabend bei der abendlichen Trennung seinem Großneffen gewünscht, doch als dieser am Morgen aufwachte und gegen die schon ziemlich hoch emporgewanderte Sonne sah, befand er sich nicht ganz in Klarheit darüber, ob der freundliche Wunsch eigentlich in Erfüllung gegangen sei oder nicht. Wenigstens fühlte er keineswegs die Wohlthat, welche erquickliche Ruhe mit sich zu bringen pflegt, vielmehr das gerade Gegenteil, eine ihm durchaus fremdartige, aufregend in der Brust und im Kopf klopfende Unruhe. Das war freilich im Grunde nicht zum Verwundern, denn er hatte in der Nacht endlos lange Stunden sich mit einem Schwert Bahn durch eine dichte Wildnis von Gestrüpp und Schlingwerk gehauen. Dies mußte er, ohne zu wissen warum, auf das Geheiß einer Fee, die aber durch ein Kleid aus lauter Mondstrahlen bezeugte, daß sie eine gute sei und es wohl mit ihm meine. So setzte er denn seine Anstrengung fort und schließlich mit Erfolg, gelangte durch den Verhau an einen freien Raum, von dem sich vor ihm ein hohes Schloßgebäude aufhob. Alles lag wie ausgestorben reglos, nur ein feiner Blütenduft füllte die Luft an, und seine Führerin deutete nun in eine offene weite Halle zwischen Marmorsäulen hinein und sagte: „Tritt dorthin, da ist sie, die rechte". Er that danach und kam an eine Lagerstatt, auf der, vom Mond überhellt, eine schlafende weiße Gestalt lag; das hieß, eigentlich stand sie aufrecht und mit offenen Lidern, aber sie schlief doch.

(Fortsetzung folgt.)

An den Frieden.

Der du mit leuchtender Schwinge berührt
Meine Seele, verweile, o Frieden,
Führe sie ganz in das liegende Licht.
Gerne folgt sie der goldnen Spur,
Die dein legender Flügel gezogen,
Als er in Nacht und Not mich gerecht . . .

Furchtbar war das Leben in Unrast,
Leiden war's, ein klägliches, tiefes,
Dicht voll Schmerz nur, nein voller Qual.
Müdigkeit kam mir, aber nicht Ruh' . . .

Da kamst du, o göttlicher Friede,
Als in höchster Spannung die Sehnsucht,
Wie eine Bilde, die Fessel brach.
Lösend, erlösend tratst du, ein Engel,
An das Lager des müd' Gerungenen,
Heiltest, halfst und hobst mich empor . . .

Der du mit leuchtender Schwinge gerührt
An mein Leben, o Friede, verweile!

Karl Ernst Knodt.

Herzensfrühling.

Als die Kirsche prangt' im hellen Weiß,
Und die Amsel schlug im ersten Grün,
Als im jungen Blühn
Klang das Thal entlang des Frühlings Preis,
War es, daß uns zwein
Frohe Fahrt begann,
Zogen Weib und Mann
In die Welt und in das Glück hinein.

Und der Jubel, den die Amsel sang,
Füllt auch uns in heller Seligkeit,
Und es öffnet weit
Herz dem Herzen sich im Frühlingszwang.
So begann uns zwein
Frühlingslicht und zart
Unser Lebensfahrt
In die Welt und in das Glück hinein.

Julius Roch.

Sprüche.

In jedem Fall,
Bedenk' es recht:
Dein ist der Herr
Und Ja der Knecht!

Geduld! Der Weg ist weit.
Sind wir allein zu Rosse?
Ein Held führt seine Zeit
Und rechnet mit dem Trosse.

Th. Vulpinus.

Digitized by Google

Berliner Theater.

Von **Karl Emil Franzos.**

Für die Berliner Bühnen ist der November der große Monat, nächst ihm der Januar; da werden die wichtigen Stücke aufgeführt, die großen Erfolge und die argen Niederlagen eingeheimst. Gegen Weihnachten aber ist's still, und was d'ran kommt, fällt unter andere, gründlich andere Gesichtspunkte der Beurteilung, als die des litterarischen Werts. Aber auch was diesmal die letzten Wochen des November gebracht haben, darf hier getrost unbeachtet bleiben. So habe ich für heute nur eine Zusage an meine Leser einzulösen, die Besprechung von Ludwig Fulda's Tragödie „Heroïstrat", und gewinne dadurch den Raum, vorher bei einem Schriftchen zu verweilen, das sich mit Berliner Theater-Verhältnissen im Allgemeinen beschäftigt. Es ist nicht etwa eine dramaturgische Abhandlung, sondern der kühn entworfene, großzügige Plan eines Mannes von eminent praktischem Sinn.

Das Schriftchen führt den verblüffenden Titel: „Berlin hat kein Theaterpublikum" und ist im Verlage seines Verfassers, des Eigentümers des „Berliner Lokal-Anzeiger", August Scherl, erschienen. Sagen wir es von vornherein: die Eigenschaften des Plans sind auch die des Verfassers, er ist kühn und hat einen großen Zug; unter den deutschen Zeitungsverlegern, in deren Reihe es doch an Lenken von Wagemut nicht fehlt, ist er entschieden einer der erfolgreichsten, aber auch der psychologisch interessantesten Männer. In einer relativ kurzen Zeit, in 16 Jahren, hat er aus denkbar bescheidensten Anfängen heraus auf einem scheinbar vollauf besetzten Gebiet ein Unternehmen auf die Beine gestellt, wie es auf deutschem Boden kaum jemand für möglich gehalten hat; sein Blatt hat jetzt in Berlin 225 000 Abonnenten. Man erwäge, in einer Stadt von 1 800 000 Einwohnern! Rechnet man durchschnittlich nur fünf Köpfe auf einen Hausstand und schlägt man die Zahl der Einzelstehenden noch so hoch an, so kommt man doch zu dem Ergebnis, daß weitaus die Mehrheit Aller, die in Berlin überhaupt eine Zeitung halten, Abonnenten des „Lokal-Anzeigers" sind, und von diesen wiederum lesen sicherlich 95% nur dies Blatt. Das ist gewiß ein phänomenaler Erfolg, er wird überhaupt nur durch zwei Eigenschaften erklärlich: ein ungewöhnliches Organisations-Talent und den schärfsten Blick für das, was diese Hunderttausende jeweilig am meisten interessiert. Natürlich interessiert sie nicht immer das Erhabenste — du lieber Gott, gewiß nicht, aber das gehört auf ein anderes Blatt. Hier hat uns nur die Thatsache und der Schluß zu beschäftigen, den der Unbefangene daraus ziehen muß: Der Verleger des „Berliner Lokal-Anzeiger" weiß ganz genau, wofür in Berlin ein Bedürfnis und Verständnis vorhanden ist, und macht er praktische Vorschläge, so wollen sie aufmerksam angehört sein. Möglich, daß er zu viel auf einmal vorschlägt, möglich, daß sich seine Ziele auf anderen Wegen verwirklichen lassen, aber mit Träumereien giebt sich eine Natur seines Schlages nicht ab; was er zu sagen hat, verdient beachtet und erwogen zu werden.

Dies ist bisher, wie ich glaube, nicht in genügendem Maße geschehen; wie sich dies erklären mag, bleibe unerörtert. Nur so viel ist zweifellos: zu unwichtig ist der Gegenstand für die Diskussion nicht. Hier liegt eine Kultur Frage von größter Bedeutung vor: wie erschließen wir den breitesten Volksschichten die Kunst, zunächst die Schauspielkunst, ohne daß sie dieses Namens unwürdig wird?! Wie bieten wir ihnen zu einem Preise, der ihnen erschwinglich ist, das Beste, worauf nur die Gebildeten sich bisher erfreuen durften, und nicht etwa bloß billige und schlechte Surrogate?!

Man sieht, Scherls Broschüre beschäftigt sich mit denselben Fragen, die ich in diesen Aufsätzen vor Jahren erörtert oder gestreift habe. Darum sei hier skizziert, was er will, und der Versuch gemacht, den Kern seiner Vorschläge von den Zuthaten zu trennen, die allerdings zu kritisieren nicht schwer ist. Der Kern aber ist meines Erachtens nicht zu kritisieren, sondern wohl im Auge zu behalten.

Den Titel habe ich vorhin „verblüffend" genannt; zum mindesten fordert er zum berechtigten Widerspruch heraus. Berlin hat ein relativ weit größeres Theater-Publikum, als andere deutsche Städte, auch ein größeres als London, und dürfte heute bereits hinter Paris nicht allzuweit zurück stehen, wobei zudem für Berlin auch der Umstand in die Wagschale fällt, daß es noch immer nicht in dem Maße Fremdenstadt ist, wie die französische Hauptstadt. Daran würde auch die Behauptung Scherls, daß „durchschnittlich die Hälfte aller vor-

Digitized by Google

haudenen Plätze leer bleibt", selbst dann nichts ändern, wenn sie richtig wäre, was doch sehr zu bezweifeln ist; es giebt Theater, die allabendlich nahezu ausverkauft sind, z. B. das „Deutsche Theater", während es allerdings auch solche giebt, deren Leiter sehr glücklich wäre, wenn ihm allabendlich nur die Hälfte aller Plätze leer bliebe, z. B. Herr Dr. Neumann-Hofer vom „Lessing-Theater". Aber das liegt nicht am mangelnden Publikum, sondern an der mangelnden Zugkraft der Stücke und Darsteller. Auch darin irrt Herr Scherl, wenn er meint, diese augebliche „Teilnahmslosigkeit des Publikums" werde vielfach als Symptom dafür aufgefaßt, „daß das Theater in litterarischer und schauspielerischer Beziehung versunken sei". Möglich, daß es unkundige, weltfremde Leute giebt, die dies behaupten; wer sich für das Theater interessiert und was davon versteht, wird derlei Aussprüche nicht thun. Denn in Wahrheit steht heute die Bühnenproduktion litterarisch viel höher als vor Jahrzehnten, und selbst, wer dies nicht zugeben wollte, kann doch nicht leugnen, daß heute in Berlin sehr gut gespielt wird; besser, als anderswo in deutschen Landen; auch das Wiener Burgtheater nicht ausgenommen. Dies alles aber berührt die Hauptsache nicht, die Scherl im Auge hat: selbst in Berlin ist das Theater-Publikum im Vergleich zur Einwohnerzahl ein kleines; noch fehlt nicht bloß das eigentliche „Volk", sondern auch die unteren Schichten des Bürgertums suchen lieber die Spezialitätenbühnen auf. Das will er durch den Titel ausgedrückt haben und da hat er Recht.

Wie nun wären diese Schichten für die vornehme Schaubühne zu gewinnen? Scherl giebt eine Reihe von Mitteln an, große und kleine, äußerliche und innerliche, wichtige und unwichtige, durchführbare und schwer oder gar nicht durchführbare Mittel. Das kann auch kaum anders sein; ein solches Konglomerat kommt immer zu Tage, wo ein einzelner, besonders willensstarker und darum auch eigenwilliger Mann Reformen vorschlägt, und es wird um so bunter sein, je schwieriger die Frage liegt. Aber zu dem Zweck eben macht er seine Vorschläge öffentlich, damit sie erörtert und auf ihre Berechtigung und Durchführbarkeit hin geprüft werden.

Das geringste Übel an einem solchen Reform-Programm ist immer, wenn es sich seine Ziele zu hoch steckt; die Korrektur besorgt ja dann das Leben, und zwar in der Regel, eben weil die Notwendigkeit eine harte Herrin ist und viele Millionen für ideale Zwecke nirgendwo durch die Luft fliegen, weit gründlicher, als im Interesse der Sache zu wünschen ist. Die riesigen Dimensionen, die Scherl seinem Plane giebt, werden keinen unbefangenen Beurteiler, der Sympathie für die Sache hat, davon abhalten, nach dem berechtigten Kern seiner Vorschläge zu suchen. Hier die Grundzüge des Projekts:

Die Stadt Berlin baut vier große Stadttheater, im Norden, Süden, Osten und Westen und läßt sie auf ihre Kosten durch einen General-Direktor betreiben. Es sind Institute ersten Ranges mit ausgezeichneten Kräften. Alle vier Theater haben das Personal gemeinsam, in jedem Theater wird täglich zwei Mal, Nachmittags und Abends gespielt: das Repertoir umfaßt alle Gattungen, die Oper wie die Operette, das klassische Drama, wie das moderne Schau- und Lustspiel, das Ausstattungsstück wie die Posse. Neben der Abwechslung soll für die Bildung des Repertoirs die „strikte Verbannung der Zote und der Pikanterie" Grundsatz sein, ferner die „Heranziehung solcher älterer und moderner Werke, von denen die Theaterleitung annehmen kann, daß sie dem großen Publikum verständlich sind." Jedes Stück kommt an jedem Theater eine Woche hindurch mit denselben Kräften und in derselben Ausstattung zur Aufführung. So wird z. B. dasselbe Schauspiel vom 1. bis 7. Januar im Osten Nachmittags, vom 8. bis 14. Januar gleichfalls Nachmittags im Süden, vom 15. bis 21. Januar Abends im Norden, und vom 22. bis 28. Januar Abends im Westen gegeben. Erforderlich sind also für je 4 Wochen 8 Stücke, deren jedes 28 mal gegeben wird. Gespielt wird 48 Wochen im Jahre; während des Sommers hat jedes Theater 4 Wochen Ferien. Ferner hat jedes Theater ein Orchester, das vor der Vorstellung, dann im Zwischenakt und während einer großen Pause im Foyer spielt.

Auch im Äußeren sind sich die Theater durchaus gleich: freistehende, von Auffahrts- und Abfahrts-Hallen, sowie einem „Theater-Bahnhof" (für die Straßenbahnen) flankierte Bauten. Im Innern giebt es nur Sitzplätze, zusammen ca. 1800; oberster Grundsatz ist, ein unbehindertes Sehen und Hören von allen Plätzen, darum ist das Parkett scharf ansteigend gebaut, die Seitenwände stoßen im spitzen Winkel zur Bühne. Die Zahl der Ein- und Ausgänge ist eine überaus große (z. B. für je zwei Parkettreihen ein Ausgang); das Dach ist beweglich, auch teilbar, so daß im Sommer das Publikum unter freiem Himmel sitzen kann. Sonstige Eigentümlichkeiten sind nicht zu verzeichnen, denn was der Verfasser außerdem anführt, die Ermöglichung raschen Szenenwechsels auf der Bühne und eines geregelten Verkehrs in der Vorhalle, findet sich ja auch bei jedem anderen modernen Theaterbau berücksichtigt.

Neu hingegen ist die Regelung der Preise; so billige Theater giebt es derzeit in keiner Großstadt. Der Gallerieplatz soll 50 Pfennige, der Parkettplatz im Abonnement eine, einzeln zwei Mark kosten, also weniger als ein Viertel, beziehungsweise die Hälfte dessen, was der Zuschauer heute in jedem guten Berliner Theater zu bezahlen hat.

Digitized by Google

Zudem soll den Abonnenten jede erdenkliche Erleichterung in der Bezahlung des Betrags, allen Besuchern aber im Bezug der Karten (durch Einrichtung von Nebenkassen, Abholestellen u. s. w.) gewährt werden. Den Anfang der Vorstellung will der Autor für den Nachmittag auf 3, für den Abend auf 8 Uhr angesetzt wissen, letzteres in Übereinstimmung mit sehr zahlreichen Vorgängern. Wieder neu aber ist an seinem Projekt die Durchführung der Unentgeltlichkeit der Garderobe, und der Vorschlag, wie das bisher übliche Drängen und Warten zu vermeiden wäre; ich gehe nicht darauf ein, ebensowenig auf die Art, wie Scherl ohne viel Raum ein Restaurant mit warmen Speisen eingerichtet wissen will; statt der kleinen Pausen nach jedem Akt soll eine große von einer halben Stunde eingeführt werden, in der eben beamen zu Abend gegessen werden kann. Die Broschüre schließt mit einigen Vorschlägen zur Regelung des Wagenverkehrs.

Dies die Vorschläge selbst; auch aus ihrer Motivierung muß einiges angeführt werden. Wolle man den „kleinen Mann“ haben, meint Scherl, so müsse man eben auf sein Vergnügungs- und Bildungsbedürfnis Rücksicht nehmen, daneben sei möglichste Abwechslung geboten, denn viele Berliner Theater hätten ja kein Repertoir; sie leierten eben ihre Zugstücke ab. Die Notwendigkeit der Verbilligung und Erleichterung des Theaterbesuchs wird durch die bekannten Gründe motiviert, die an dieser Stelle nicht erst der Wiederholung bedürfen; auch daß neue Theater beamener gebaut sein sollten, als die bisherigen, ist ja an sich einleuchtend. Derartige Bühnen aber, wie er sie vorschlage, könne nie jemand bauen oder betreiben, der ein Theater als geschäftliches Unternehmen betrachte. „Die Theater müssen also losgelöst werden von allen pekuniären Interessen, losgelöst in ebenso weitem Maße, wie etwa öffentliche Bibliotheken, städtische und staatliche Schulen, Volksbäder und dergl. es sind. Ihre Existenzfähigkeit auf breiter und doch *vornehmer künstlerischer* Basis muß die Hauptsache sein. Die Frage des pekuniären Gewinns hat zurückzutreten. Somit darf nicht ein spekulativer Millionär sie errichten, nicht ein finanzkräftiges Konsortium, das auf hohe Dividende erpicht ist, sondern die Stadt Berlin muß die Theater bauen und in eigene Verwaltung nehmen.“

Man sieht, hier bedarf es allerdings einer sorglichen Scheidung des berechtigten Kerns von der Hülle, ich möchte sagen, der Seele vom Körper des Plans. Mit dem Körper ist wenig anzufangen. Scherls Projekt der vier Stadttheater in den vier Himmelsrichtungen ist zu gigantisch und zu pedantisch zugleich, es wäre schon aus inneren Gründen nicht durchführbar, weil acht große Truppen durchweg ausgezeichneter Kräfte sich nicht zusammenbringen lassen, — es giebt eben so viele ausgezeichnete Schauspieler in keinem Lande — und weil kein „General-Direktor“ der Welt sie noch regieren könnte. Ebenso ist es auch aus inneren Gründen ganz undenkbar, jedes Stück just 28 Mal aufzuführen und in jeder Stadtgegend just 7 mal. Sollen wir vollends die äußeren Gründe aufzählen, die dagegen sprechen?! Der Autor nimmt an, daß die vier Theater jeden Nachmittag und jeden Abend ganz ausverkauft wären, was für die Abendvorstellungen eine gewagte, für die am Nachmittag stattfindenden eine undenkbare Voraussetzung ist; unter dieser Voraussetzung rechnet er eine Monats-Einnahme von 120000 Mark heraus; selbst diese würde, wie mir Fachleute sagen, kaum langen. Versucht man es, sein Projekt ziffermäßig zu fassen, so gerät man in eine Millionen-Rechnung ohne Grund und Boden. Und diese märchenhaften Millionen sollte die Stadt Berlin zu spenden willig und fähig sein, die Stadt, in welcher die Kommunalsteuern ohnehin bereits die Höhe der Staatssteuern erreichen?!

Nein, dieser Körper wird nie aufgebaut werden, aber es wäre schade, wenn deshalb die Seele heimatlos bliebe auf Erden. Die Sache der Popularisierung der Kunst ist eine große und edle; es gilt, jede Kraft zu begrüßen, die sich in ihren Dienst stellt und jeden Keim zu pflegen. Es ist erfreulich, daß dieser praktische Mann, der doch das Volk kennt, von demselben Grundsatz ausgeht, wie wir „Idealisten“, daß auch er überzeugt ist, man könne die Massen *nur* durch echte, vornehme Kunst gewinnen, nicht durch billige und schlechte Surrogate. ‚Das will ja das Volk gar nicht‘, wird uns entgegengerufen, ‚das versteht es ja nicht‘, — nun, was das Volk will und versteht, wird ein Mann, der seiner Zeitung in Berlin nahezu eine Viertel Million Abonnenten verschafft hat, schließlich doch noch genauer wissen, als unsere Gegner, die ja auch nicht in innigerer Fühlung mit den Massen stehen, als wir. Ob wir uns mit Herrn Scherl in Allem, auch in Einzelheiten des Repertoirs, verständigen könnten, mag dahin gestellt bleiben; einige seiner Bemerkungen lassen mich auf das Gegenteil schließen. In der Hauptsache jedoch sind wir einig: Für das Volk ist gerade das Beste gut genug.

Aber auch eine andere, praktische Idee scheint mir in seinem anscheinend ganz unpraktischen Plane zu liegen: einige Theater (es müssen ja nicht gerade vier in N. W. S. und O. sein) einheitlich nach den selben Grundsätzen zu leiten und dasselbe Stück von denselben Schauspielern in diesen verschiedenen Theatern aufführen zu lassen. Gehen wir von dem aus, was wir haben, und sehen wir zu, wie weit wir es anbauen können. Wir haben das „Schiller Theater“, eine von selbstlosen Männern ins Leben gerufene Bühne; ein Teil der Aktionäre verzichtet auf jede Verzinsung, ein anderer nimmt nur eben

Digitized by Google

diese in Anspruch, auf Gewinn wird nicht gerechnet. Das Theater leistet recht Gutes für billiges Geld; Vortreffliches zu leisten, erste Kräfte zu gewinnen, sein Repertoir einzig unter künstlerischen Gesichtspunkten zu bilden, ist ihm schon deshalb versagt, weil es sich ja aus seinen, trotz des guten Besuches bescheidenen Einnahmen selbst erhalten muß. Angenommen, daß es gelänge, dieser Gesellschaft in einem anderen Stadtviertel ein Haus zu schaffen, in dem sie regelmäßig spielen kann, so wäre damit ein Schritt nach vorwärts gethan, denn die Ausgaben für die größere Truppe und die doppelte Regie würden voraussichtlich — wenigstens wird mir auch dies von Fachleuten gesagt — erheblich hinter den Einnahmen aus beiden Häusern zurückbleiben. Dieses Plus könnte zur Gewinnung vorzüglicher Kräfte benutzt werden und gäbe der Leitung die Möglichkeit, auch dem Repertoir eine höhere Richtung zu geben. Und glückte dieser Schritt, so ließe sich ein dritter thun, vielleicht gleichfalls mit Erfolg. Freilich gehört auch dazu Geld, aber nicht Millionen fordern 1—200000 Mark — und das findet sich in Berlin; ob der Säckel der Stadt sie hergeben würde, ist freilich sehr fraglich, aber an Männern des Schlages, die das „Schiller-Theater" auf die Beine gestellt haben, ist gottlob in Berlin kein Mangel.

Wie weit die Bauprojekte der Broschüre praktischen und ästhetischen Anforderungen entsprechen, vermag ich nicht zu beurteilen, aber was darin bezüglich Einrichtung der Garderoben und des Restaurants vorgeschlagen wird, scheint mir sehr praktisch. Das alles jedoch sind Nebensachen. Die Hauptsache ist, daß die Broschüre den Gedanken von der Pflicht der Popularisierung der Kunst wieder einmal in sehr weite Kreise der Stadt Berlin getragen hat, in viel weitere, als dies bisher geschehen ist, und daß die Grundanschauung des Büchleins die richtige ist. Denn *alle Kultur geht von oben nach unten*. Riefen wir das Volk deshalb in die Theater, um ihm Moser oder Blumenthal in mittelmäßiger Besetzung zu bieten, so wäre der Erfolg nicht der Mühe wert; wir müssen ihm Schiller und Goethe in ausgezeichneter Besetzung bieten, nicht diese allein, aber nur Gutes. Und thun wir dies, so kommt das Volk, denn sein Instinkt sagt ihm, was ihm notthut und heilsam ist. —

Ich wende mich nun der anderen Aufgabe zu, die diesem Aufsatz gesteckt ist, der Betrachtung von Ludwig Fulda's fünfaktiger Tragödie „Herostrat", die schon im Oktober im „Königlichen Schauspielhaus" — leider in diesem! — aufgeführt wurde, aber aus einem kürzlich mitgeteilten Grunde bis heute von mir nicht gewürdigt werden konnte. Leider im „Königlichen Schauspielhaus", sage ich, denn die Darstellung war eine recht mittelmäßige, und die Hauptrolle spielte ein bei den Abonnenten dieses Theaters sehr beliebter Schauspieler mit einem Aufwand von Lungenkraft und einem Mangel an seelischem Verständnis seiner Rolle, die beide kaum noch krasser und störender sein konnten. Aber auch aus anderem Grunde ist es zu bedauern, daß der Dichter diesmal vom „Deutschen Theater" absah, wo er seine neuen Stücke sonst — seit dem „Talisman" — stets hat aufführen lassen; dort wäre er einem Publikum von ungleich geweckterem litterarischem Interesse begegnet. Die Königliche Bühne nährt sich von allerlei patriotischen Werken, daneben von Lustspielen, die von den Herren Blumenthal und Kadelburg verfaßt sind oder doch sein könnten; um die künstlerische Produktion kümmert es sich seit Jahren nicht, und die gebildeten Kreise dieser Stadt vergelten das dadurch, daß sie sich nicht nun diese Bühne kümmern. Das ist traurig und müßte gewiß nicht so sein, aber es ist so; nebenbei bemerkt, ist diese Bedeutungslosigkeit der Hofbühne für das moderne künstlerische Leben der Hauptstadt eine kleine, lehrreiche Randglosse zu dem Eingangs behandelten Thema: so ganz und gar kommt es doch nicht darauf an, ob der Leiter einer Bühne ein Geschäftsmann ist; auch seine anderen Qualitäten entscheiden. Adolf L'Arronge war ein Geschäftsmann und mußte es sein, Herr Graf Hochberg ist es nicht und braucht es nicht zu sein — und wer von beiden hat künstlerisch Höheres und Edleres geleistet?! Die Stammgäste der Hofbühne sind fein ersonnene und ausciselierte Stücke, wie Fulda's „Herostrat" nicht gewohnt, und wenn natürlich auch viele andere Leute sich die Tragödie ansehen wollten — für die Nachhaltigkeit eines Erfolgs kommt es auf den „genius loci" doch sehr an. Ich glaube, daß es Fulda in jeder Beziehung an seiner gewohnten Stätte besser getroffen hätte. auch was die Intensität des Erfolgs betrifft. Im Schauspielhaus war er ja nicht gering, aber auch nicht groß. Und daran ist der brüllende Held, der zudem im griechischen Gewand auch das Auge störte, zweifellos mitschuldig gewesen. Ich wenigstens muß gestehen, daß mir das Stück in der Lektüre weit mehr Freude gemacht, als bei *dieser* Aufführung.

Es ist, sagte ich schon, ein fein ersonnenes Stück; wie alles, was Fulda bringt, geistreich und in der Sprache sehr schön. Daß er sich sein Ziel diesmal höher steckte und eine Tragödie schrieb, gereicht seinem Streben gewiß zur Ehre. Auch ist es, was das Problem und seine Ausgestaltung betrifft, ein für den Dichter charakteristisches Werk. Sein „Herostrat" ist die Tragödie des künstlerischen Ehrgeizes — gewiß, nur ein geistreicher Kopf wird sich dies Thema wählen. Sehen wir zu, wie er es ausgestaltet hat.

Fuldas Herostrat ist ein Bildhauer zu Ephesos, „ein seltsamer Bursche von schwerem Gebüt, ein

Digitized by Google

Grillenfänger, verstockt und verdreht," wie ihn der habsüchtige Tempelwächter Hegesias nennt, für den der junge Künstler die Bilder der Arkenis formt, die der schlaue Geschäftsmann dann den Pilgern zum großen Tempel als Andenken an die Wallfahrt aufschwatzt. In Wahrheit verzehrt ihn glühender Ehrgeiz; die Arbeiten für seinen Brotherrn machen ihm nur Qual, weil er sich nach großen Aufgaben sehnt; die Liebe der schönen Klytia, der Enkelin des Hegesias, aus dem Geschlecht des großen Paionios, der den Tempel erbaut hat, vermag ihn nicht zu beglücken; darum zögert er auch, sie als seine Gattin heimzuführen. Und als sie ihn mahnt, zu leben und zu genießen, statt den Paionios zu beneiden, „denn er ist tot und wir sind lebendig", erwidert er:

„Du irrst; er ist lebendig, und wir sind tot,
Denn leben heißt: auf andere wirken,
Sie fesseln, erschüttern, begeistern, sie heiß entflammen
Zum Streite des Für und Wider, vielleicht sie quälen,
Doch allzeit gegenwärtig in ihrem Geist,
Wenn auch von ihnen getrennt durch Meer und Länder
Und durch Aeonen der gefräßigen Zeit.
So lebt uns Homer und so lebt Phidias . . .
Sie wandeln in ewiger Jugendkraft dahin!
Wir aber sind tot; kein weithin tönendes Zeugnis
Verrät, daß uns die Mutter geboren;
Kein Denkmal, das wir selber gegründet,
Erzählt von unserm Sein und sterben wir,
Dann ist es traun, als wären wir nie gewesen."

Da winkt ihm plötzlich die große Aufgabe, nach der er dürstet: Das alte morsche Holzbild der Artemis im Tempel weist einen argen Sprung auf; durch feurige Reden reißt Herostrat den Ratsherrn Metrodoros hin, durch ihn ein neues Standbild der Göttin meißeln zu lassen. Der junge Künstler ist beseligt, soweit dies sein schweres Blut zuläßt; nun darf er auch hoffen, die Braut heimzuführen, denn obgleich kein äußeres Hindernis zwischen ihnen steht, hat er sich doch vorgenommen, sie nur „aus der Hand des Ruhms als lockenden Preis zu empfangen". Aber man höre — es ist für Fuldas graziösen, pointenreichen Geist sehr bezeichnend — die Hauptstelle aus dem Gespräch der beiden:

Klytia. Du Träumer, glaubst du, daß das Weiberherz
In einer Wage versteinert liegt,
Bis euer Verdienst es aufgewogen?
Weh euch, wenn ihr der Thaten erst bedürft!

Herostrat. Weh uns, wenn ihr im Scheuen uns schamrot macht!
Und könntest du lieben, wo du nicht verehrst?

Klytia. Ich weiß es nicht. Fast aber scheint mir:
Ich könnte nur verehren, wo ich liebe.

Darum fordert sie ihn nochmals auf, ihr zum Fest der Jugend zu folgen, und als er, ganz von seinem Werk erfüllt, ablehnt, wendet sie sich gekränkt ab. Man sieht, dieser erste Akt ist eine klare, gute Exposition, auch technisch vorzüglich aufgebaut.

Der zweite und dritte Akt sind — mir wenigstens schien es nicht bloß bei der Aufführung so, sondern auch die Lektüre hat mich in diesem Eindruck bestärkt — die innerlich reichsten des Dramas; hier ist eine schwere Aufgabe: die Darstellung des Gegensatzes in Temperament und Anschauung zweier Künstler, sehr gut gelöst, weil so weit in Handlung und Bewegung umgesetzt, als der spröde Stoff irgend gestattet. Dem schwerblütigen, grüblerischen Herostrat tritt der heitere, schönheitsfreudige Praxiteles gegenüber; ihn haben die Epheser erkürt, mit dem heimischen Künstler um die Palme zu streiten; zwischen beider Entwürfen soll die Wahl getroffen werden. Herostrat quält sich vergeblich ab und zerstört immer wieder, was er geschaffen:

„Weil diese plumpe, widerspenstige Hand
Mein Wollen verzerrt und meine Gesichte fälscht:
Zu klein die Form, zu niedrig, zu menschenähnlich,
Nicht eine Göttin für dieses Tempelhaus,
Nicht meine Göttin, nicht jene, die herrscht und richtet
Und über den Sternen thront seit Urbeginn."

Und während er also nutzlos ringt, wendet sich Klytia vollends von ihm ab. Ihr wird Ernst, denn kann daß sie Praxiteles, „das Weltkind", das „die Götter nur mit irdischer Kunst ehrt", erblickt, so fliegen ihr sein Herz und seine Sinne zu, sie scheint ihm Artemis selbst, nicht die „strenge, furchtbare Göttin, die Mutter des Lebens, die himmlisch Unnahbare", nicht die „Artemis von Ephesos", wie sie Herostrat, der alten Überlieferung folgend, zu gestalten sucht, sondern die „Artemis von Hellas":

„Die hohe, jungfräuliche Schwester Apollos,
Die keusche Göttin, welche die Nacht durchgleitet
Und leis den schlafenden Endymion küßt."

Die Gestalt, die Züge der Klytia formt er nach, um seine Göttin zu bilden, denn: „Nichts in der Welt ist göttlicher, als die Schönheit". So gewinnt er gleichzeitig mit dem Modell die Geliebte. Vergeblich sucht Herostrat sie zurückzuhalten; die Schlußszene des dritten Akts, in welcher die beiden Künstler sich gegenüberstehen und mit allen Waffen ihres Geistes und Gemüts um das Mädchen ringen, ist zugleich die menschlich ergreifendste des Dramas. Hier kümmert uns nicht mehr der Gegensatz zwischen der Artemis von Ephesos und der von Hellas, nicht die Verschiedenheit des künstlerischen Prinzips an sich, sondern in jeder der beiden Gestalten der Mensch, dem seine künstlerische Anlage zum Schicksal wird: nicht bloß hier das mühselig sich abquälende, in der Tradition befangene Talent, dort das siegreiche Genie, das im Zeichen der Natur selbst siegt, sondern, was wir brauchen, wenn wir ergriffen sein sollen: hier der redliche, bedauernswerte Mensch, den sein Ehrgeiz zu Boden drückt, dort die freie, große Kraft, die Nichts will und Alles erreicht, weil auf der Welt neben der Schönheit nichts göttlicher ist, als das Genie.

Der vierte Akt bringt sehr viel Handlung und

Digitized by Google

Bewegung, auch an Spannung fehlt es nicht, aber an innerem Leben, an künstlerischer Wahrheit ist er den ersten nicht ebenbürtig; theatralisch wirksam ist Alles, aber nicht mehr so recht motiviert. Da Herostrat mit seinem Werke noch lange nicht fertig ist, während Praxiteles an seiner Statue bereits den letzten Meißelschlag gethan hat, so fürchtet der Priester der Artemis, daß sich die Stimmung des Volks dem Fremdling zuneigen wird, und will Herostrat, indem er seine Eifersucht als Künstler und Mann entfacht, verlocken, das Werk des Feindes zu zerstören. Schon stürzt Herostrat mit geschwungenem Hammer auf die Statue zu, da überwältigt ihn ihr Anblick. Er weicht, wie der Dichter vorschreibt, „langsam nach rückwärts, die Augen wie auf eine überirdische Erscheinung gerichtet", dann übermannt ihn die Erkenntnis, daß nicht bloß Klytia, sondern auch die Göttin nur seinen Nebenbuhler liebe, und er eilt hin, sein eigenes Werk zu zerstören. Bei der Aufführung machte mir die Scene den Eindruck des Überraschenden; ich wußte sie mir mit dem Charakter, wie er mir bisher aufgegangen war, nicht in Einklang zu bringen, gab aber dem Schauspieler die Schuld, der nur zu viel an zerknirschtem leistete, wie früher an finsterem Trotz. Aber auch beim Lesen, wo ich mit dem Dichter ungestört allein war und mich so gern auch nun seiner feinen Kunst gefangen gegeben hatte, wie bisher, ist es mir leider nicht besser gegangen. Herostrat kann nicht viel und ist ein unsicherer Arbeiter, aber er hat ganz bestimmte, sein Leben lang gehegte Anschauungen von seiner Kunst und weiß genau, wie diese Aufgabe da nach seiner Überzeugung gelöst werden soll — das wissen wir, denn er hat es uns selbst in klaren Worten gesagt. Und weil wir ihn nicht bloß angehört, sondern **verstanden** haben, weil sich uns damit das Innerste seiner künstlerischen Natur greifbar klar enthüllte, darum hat uns der dritte Akt gepackt, darum ist uns Herostrats Gegensatz zu Praxiteles nicht als ein zufälliger und trauriger, sondern als ein notwendiger und tragischer erschienen. Wird nun dieser Mann beim Anblick des Werkes, das sein künstlerischer Antipode geschaffen hat, von der Schönheit desselben geblendet sein, geschweige denn so niedergeschmettert, daß er auf den Gedanken kommt, sein eigenes Werk zu vernichten? Das kann ich nicht glauben. Übersetzen wir uns den Vorgang ins Moderne; denn die künstlerischen Anschauungen wechseln, aber die Menschennatur bleibt immer dieselbe. Ich greife auf gut Glück zwei Namen heraus — omne simile claudicat, aber darauf kommt's nicht an. Nehmen wir also an, eine Jury wäre verrückt genug gewesen, Max Liebermann und — Paul Thumann zu einem engeren Preisbewerb aufzufordern. Liebermann ist fertig, Thumann nicht; Thumann bekommt Liebermann's Bild zu sehen — was wird er sagen?! „Pfui Teufel! — diese Bäuerin da sollte ergreifend wirken? Da ist ja meine süße Idealgestalt viel schöner! Ich muß sie nur fertig machen, dann kriege ich den Preis." Ganz bestimmt wird Paul Thumann das sagen, und genau dasselbe wird Herostrat sagen. Dafür bürgt uns das, was er im zweiten und dritten Akt gesagt hat. Oder es war nicht ernsthaft gemeint gewesen. Mit anderen Worten: die feine, tiefgehende und darum überzeugende Schilderung des Seelenlebens des Helden, wie sie die ersten Akte bringen, schädigt den vierten, weil sie die Wendung als eine unmotivierte und äußerliche erscheinen läßt.

Folgt man dem Dichter darin, was mir nicht möglich war, so ergiebt sich das weitere allerdings folgerichtig. Herostrat fühlt sich

„Von einem Riesen zertreten und obendrein
Verdammt von meinem eigenen Hohngelächter;"

er sagt Klytia:

„Ach sah, wofür Du mich verrietest,
Und wahrlich, in diesem Trendruch lag Vernunft!
Noch späte Geschlechter werden Dank Dir wissen!"

Noch mehr, er will sich willig „ins Joch der schnöden Vergänglichkeit beugen", wenn die Geliebte zu ihm zurückkehrt. Erst als auch sie ihn zurückstößt, obwohl sie ahnt, daß Praxiteles sie bald verlassen wird, ergreift ihn ungeheurer Grimm und ungeheurer Ekel:

„Wer nicht zu schaffen vermag, der kann zerstören.
— — — Fürwahr, Entsetzen der ganzen Menschheit,
Auch das ist Ruhm. Fortleben in ihrem Schander,
Wenn nicht in ihrer Bewunderung — auch das
Ist Ewigkeit!"

Und er zündet den Tempel an. Als die Flammen auflodern, die Menge jammernd unter steht, stürzt er aus den Flammen hervor und ruft ihr zu:

„Sucht ihr den Thäter? Ihr sollt ihn kennen.
Ich, Herostrat von Ephesos —
Grabt ein den Namen in euer Gedächtnis! —
Ich, Herostrat, ich hab' es vollbracht
Und rühme mich meiner gewaltigen That."

Die Scene ist die wirkungsvollste, die Fulda bisher auf die Bühne gebracht hat.

Mit ihr ist aber auch das Drama zu Ende. Wir wissen alles, der Dichter hat uns nichts mehr zu sagen. Daß Fulda dennoch einen fünften Akt beigefügt hat, ist bei einem Manne von seinem Kunstverstand, seiner Bühnentechnik nicht recht begreiflich. Geschah es, weil eine regelrechte Tragödie fünf Akte haben muß? Das ist doch schwer anzunehmen. Dieser fünfte Akt muß den Eindruck schwächen, weil er eben keinen Inhalt mehr hat. Fulda bringt das Gericht auf die Bühne, das den Frevler zum Tode verurteilt, fügt eine Scene mit seiner Mutter bei, läßt Klytia sterben, nachdem sich ihre Ahnung erfüllt und Praxiteles sie verlassen hat. Kurz, er thut, was ein Mann von seiner Begabung, Gewandtheit und Bühnen-Erfahrung

Digitized by Google

irgend thun kann. Aber der Eindruck bleibt: dieser fünfte Akt ist überflüssig.

Die Sprache des Werkes verdient noch ein besonderes Wort, es kann nur das der wärmsten, freudigsten Anerkennung sein. Eine natürliche und dabei doch sehr fein stilisierte Sprache. In demselben Gefäße ist das Metrum erfunden: scheinbar zwanglos fließen diese freien Rhythmen dahin und durchwürzen das Werk doch mit dem feinen Duft von hellenischen Gestaden.

Berlin, Mitte Dezember 1898.

Aphorismen.

„Muß" ist der Schulmeister, der mit seiner Rute uns zwingt unser Leben zu leben, ob es uns gefällt oder nicht; „muß" ist der Henker, der mit seinem Beile es uns abschneidet, ohne um unsere Erlaubnis zu fragen. Wer aber nicht selbst mit der Peitsche des „muß!" sich vorwärts treibt und kein Wünschen einschränkt, der wird im Leben nie etwas erreichen.

Wenn man bei besonders hellem Wetter seine besten Freunde genauer betrachtet, sehen sie einem oft verwunderlich gealtert, unsichön und fremd aus. Zum Glück stellen wir unsere Spiegel meist zwischen zwei Fenster, so ein bischen ins Dunkle — sonst könnte die gleiche Überraschung uns einmal bei uns selber passieren.

Adalbert Meinhardt.

Litterarische Notizen.

— Mit dem Hinscheiden Konrad Ferdinand Meyers hat unsere Litteratur einen ihrer feinsten Künstler, diese Zeitschrift einen Mitarbeiter verloren, der, so lang er die Feder führte, treu und fest zu ihr stand, immer, so oft sie ihn rief, und nicht minder schmerzlich muß der Herausgeber der „Deutschen Dichtung" aus persönlichen Gründen empfinden, daß sich diese klaren Augen für immer geschlossen haben. Er wird und darf es sich darum nicht versagen, in einem der nächsten Hefte aus persönlicher Kenntnis einiges über den Toten zu sagen. Für heute seien nur, unserem Brauch gemäß, die Beiträge verzeichnet mit denen er diese Zeitschrift gefördert hat, sowie die Aufsätze, die sie ihm widmete. Meyers schöne Ballade „Kaiser Sigmunds Ende" war der erste Beitrag, der überhaupt für die Zeitschrift einlief, er ziert ihr erstes Heft (Band I. Seite 20). Das erste Heft des zweiten Bandes brachte die ergreifende Ballade „Der schwarze Prinz" und das mächtige Lied „Im einer Sturmnacht" (Band II, Seite 2). Daran schlossen sich — er war inzwischen schwer leidend gewesen — das ergreifende Gedicht nach seiner Genesung: „Votivtafel" (Band VI., Seite 58), und die für das Empfindungsleben des alternden Mannes so überaus bezeichnenden Verse „Meine Füße" (Band VI., Seite 164). Besonders reich schmückte er jenes Heft, das ihm gewidmet war, das erste des siebenten Bandes; es brachte zwei Lieder, die zu den schönsten zählen, die er geschaffen hat: „Noch einmal" und „Mein Stern", dann die melodischen Strophen: „Vergoldes Ständchen", das von gemütvollem Humor überquellende Bild: „Die geblichten Herzen" und die aufs feinste ausciselierte Ballade „Zum Tatentanz" (alle Band VII., Seite 2 ff.), in seiner Handschrift steuerte er für dies Heft das Bild aus Benedig: „Der Lichtstreifen" bei, auf das er mit Recht große Stücke hielt; den Essay über ihn schrieb auf seinen Vorschlag Adolf Frey (Band VII, Seite 25, das Gedicht Seite 27). In Band VIII Seite 77 steht das wehmütige Frühlingslied: „Lenz, wer kann dir widerstehn?" In Band IX. Seite 23 findet sich einer der gehaltvollsten Aufsätze biographischen Inhalts, welche die „Deutsche Dichtung" veröffentlichen durfte; es sind seine „Erinnerungen an Gottfried Keller". Sie sind sehr merkwürdig, nicht bloß für Keller, sondern auch für ihn selbst höchst charakteristisch; hier findet man — in Gegensatz zu den Fabeln, die bei Kellers, und nun wieder bei Meyers Tode über das Verhältnis beider Dichter zu einander in die Welt gesetzt wurden — die Wahrheit, sie ist interessant genug. In demselben Bande (Seite 172) eröffnete er die Serie „Die Geschichte des Erstlingswerkes" durch seinen Aufsatz: „Mein Erstling: Huttens letzte Tage", ein Prachtstück feinster Selbstcharakteristik, das Niemand wird überseben dürfen, der Meyers Entwicklung und Wesen klar erfassen will. Im Band XI, Seite 10 steht sein schönes, gedankenreiches „Wanderlied". Weder er noch der Herausgeber ahnten damals, daß es sein letzter Beitrag sein sollte, und doch hatte es das Schicksal so beschlossen; tiefer und tiefer senkten sich die Schatten schweren seelischen Siechtums auf ihn nieder; lange konnte er überhaupt nichts mehr schaffen, dann versuchte er es doch wieder, nur konnte er sich nicht mehr entschließen, etwas drucken zu lassen. Dieser Zeitschrift blieb er all die Jahre hindurch in der Stille treu und wohlgeneigt; der letzte Brief, den der Herausgeber von ihm erhielt, datiert aus dem Spätherbst des letzten Jahres. Für heute nur so viel und Anderes, was aber auch seine Kritik seiner Werke, kein umfassender biographischer Essay, sondern nur ein Blatt pietätvoller Erinnerung sein soll, nächstens. Fr.

— „Im Lebensdrange." Roman von Elisabeth Danthendey. Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag. Das erste Buch von einer Frauenhand, die hier schon vieles giebt, und sicher noch weit mehr zu geben hat. Große Vorzüge stehen neben mancherlei Schwächen; die ersteren zeigen sich in der Klarheit und Schärfe, mit welcher die Charaktere, namentlich die weiblichen, gesehaut und gezeichnet, sowie in der wunderbaren, poesievollen Stimmung, in welche die landschaftlichen Scenerien getaucht sind, — eine Naturlyrik voll Musik. Die Schwächen finden wir in der etwas locker gefügten Komposition, insbesondere darin, daß der Mann, den die Heldin, eine edle, in enger Welt einsam gereifte Natur, liebt, und von welchem abfallend sie sich selbst zu lebenslanger Arbeit und Entsagung verurteilt, kaum aus einer Art von Zwielicht heraustritt, während der Andere, an welchen sie sich in einer an Goethes Wahlverwandtschaften gemahnenden Scene verliert, schärfer und lebendiger in unser Gesichtsfeld tritt. Und gerade diese Situation ist mit einem Feingefühl behandelt, welches in gleichem Maße die Kunst und den ethischen Takt der Verfasserin erkennen läßt. Das sittlich-psychologische Problem ist aus den Tiefen einer hohen, sich „strebend bemühenden" Frauenseele geschöpft und für jeden Leser befriedigend gelöst, der bei einem solchen Buche auf die äußeren Wirkungen verzichtet, wie sie fingierterigen Dutzendschreibern stets gelingen. L. B.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Braune, Rudolph. Künstlerseele. Drama in 3 Aufzügen. Roßla. R. Braune. 1898.

Rudies, Walter. Walpurgisnachtstraum. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden. 1899.

Le Mang, Richard. Hermann. Ein Drama. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1898.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von C. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Eheglück.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Nachdem Wanda ein paar Stunden schlaflos verbracht, dämmerte der Morgen nach jener Réunion, auf der sie Krowski wieder begegnet war, trübe herauf und brachte einen feinen Sprühregen, der auffrischte, ohne alles unter Wasser zu setzen.

Als Wanda auf dem Kurplatze erschien, umdrängte man sie von allen Seiten und sie hatte alle Hände voll zu thun, die schönen Redensarten, mit denen man sie begrüßte, zu parieren und all den schmachtenden und feurigen Blicken um sie her stand zu halten. Die Männer kokettierten damals noch nicht mit soviel militärischer Zusammengerafftheit wie heute die Sentimentalität war auch bei ihnen eine schöne Tugend und respektvolle Galanterie ein Zeichen urbaner Bildung — aber man kokettierte ebenso gern.

Es war ihr lieb, daß Krowski nicht darunter war. Als sie sich aber später in einen der sanftaufsteigenden Seitenpfade verlor, fand es sich, daß er sie dort in ahnungsvoller Hoffnung erwartet hatte. Es war ein reizendes Stück Weges, das sie zusammenführte. Die Badeverwaltung war hier schon mit allerlei Anlagen vorgegangen, hatte Wege graben, befestigen und zu beiden Seiten mit jungen Lärchen einfassen lassen, die mit ihren hellgrünen, zart gefiederten Zweigen traumhaft in dem leise wallenden Nebel standen.

Sie war ein Stück gegangen, als sie stehen blieb, versuchend, ihre Gedanken ganz von diesem grünen, dämmernden Märchen einspinnen zu lassen, diese Gedanken, denen sie abwechselnd nachhing und zu entfliehen suchte. Da trat er ihr in den Weg.

„Verzauberte Königskinder," begann er, „die sich zu einem stummen Reigen an den Händen fassen, um ihrer Herrin ihre Huldigungen darzubringen. Erlauben Sie, daß ich mich ihnen anschließe, obgleich meine Huldigung weiß und papieren ist und ich den Reigen schon gestern Abend aufgeführt habe. Ich würde Ihnen die Rolle zu Füßen legen, wenn das nicht meine Huldigung erniedrigen und die Fleckenlose beflecken hieße. Also in Ihre verehrten Hände."

Sie dankte ihm mit einem Lächeln, das ihm reichster Dank schien. „Wie hübsch, daß Sie heute heiter sind," sagte sie.

„Heiter? Glückberauscht!"

Sie errötete ein wenig, fing dann an von Holtei zu sprechen und redete endlich allerhand durcheinander: von dem Badevorstand, der Friederike von Sesenheim und den Ephenlauben, die sie Schlupfwinkel für Strumpfwirkerleidenschaften und Spielhöllen für Domino- und Lottospieler nannte. Sie besaß eine beneidenswerte Geschicklichkeit, kleine Verlegenheiten zu Tode zu schwatzen, und wenn ein paar Spöttereien mitunterliefen, hörte es sich ihr darum nicht schlechter zu.

Er war so entzückt und so guter Laune, daß es ihm sogar gelang, auf ihren Ton einzugehen.

Mit einem Male, in all ihre Narrheiten hinein, brach die Sonne hervor und durchglomm den weißlichen Dunst um sie her silbern und goldig, rieselte an den moossammetnen und rötlichen Stämmen der Buchen und Kiefern herab und glühte in tausend bunten Farben an jedem Blatt, jeder Nadel, jedem Hälmchen am Wege, daß es wie ein Glückserschauern durch den ganzen Wald ging.

Da verging ihnen alles Geschwätz. Sie standen wie verzückt, sahen in die Wunderwelt um sich her, sahen sich an und lächelten.

Dann begann Krowski leise eine Melodie zu summen. Das hatte etwas wundervoll Feierliches und Unmittelbares. Sie hörte andächtig zu, sie begriff, daß sich ihm die Stimmung der Stunde in Töne umsetzte, und das Schöpferische neben ihr erschien ihr heilig.

Digitized by Google

„Das wäre das leise Rauschen des Regens durch die Blätter und das Wogen der ziehenden Nebel gewesen," sagte er. „Schuhsüchtsvoll, schwermütig. Jetzt aber — jetzt der Durchbruch der Sonne, der Glücksstrahl, der alles überlohl! Aus es-moll über es-dur in e-dur. Trah — tratatatah!! Das müßten die Trompeten machen, die haben zugleich das Herzzerreißende und das Glänzende."

„Muß es denn herzzerreißend sein?"

„Es muß so sein, weil es so ist. Aber ich erscheine Ihnen wohl als ein thörichter Phantast, Ihnen, die Sie glücklich sind, wirklich glücklich, wie Sie gestern sagten, und die Sie nicht begreifen können, daß wir abgeschmackt werden, wenn wir's nicht sind, so abgeschmackt, daß wir uns sogar die Gaben mitleidiger Teilnahme behagen lassen, die uns vielleicht demütigen sollten."

Sie sah ihn an und schwieg doch. Es war wie gestern: das Pathos zwischen ihnen ging nicht, sie mußte einen andern Ton suchen. Und ihrer leichtbewegten Natur fiel das nicht schwer.

„Was Sie doch alles reden!" rief sie lachend. „Ich wollte, es machte Sie ein bischen lustig, wie wir hier zusammen spazieren gehn, während die verzauberten Königskinder hochachtungsvoll und ergebenst zur Seite stehn und ihre Nebeltaschentücher schwenken, wenn wir kommen, die Sonnenstrahlen sich in schlüpfende Eidechsen verwandeln, die Wassertropfen rot werden vor Vergnügen und die Blumen sich wichtig zuflüstern: dort kommen zwei Phantasten, die denken, sie sind Menschen wie die andern auch, weil sie auf zwei Füßen gehn und reden wie die andern auch. Aber diese guten Leute sind Flüchtlinge aus Genieland, sie tragen die Flügel unter ihren Flanelljäckchen, weil Flügel im Philisterlande durchaus unmodern sind und sie sich ihrer also schämen müssen. Und bloß, wenn es die andern nicht sehen, legen sie Jäckchen und Fräckchen ab, breiten ihre Flügel aus und kehren auf ein paar Stunden in ihre Heimat zurück. Eines Tages aber werden sie kommen wie Simson, werden irgend einen großen Esel unter den Philistern erschlagen und mit seinen Kinnbacken die übrigen ausrotten und dämpfen mit der Glut ihres Geistes."

„Wundervoll!"

Sie lachte.

„Und werden," nahm der Pole ihre Phantasterei auf, „das Evangelium verkünden, das die Augen und Ohren aller Sterblichen jauchzend vernehmen werden und lachend mitteilen ein Mund dem andern, das Evangelium von der Kraft und Tugend, die eine Kraft und Tugend ist über alle: das hehre, jubelnde Evangelium von der Schönheit."

„Sie schwärmen."

„Was könnte ich besseres thun? Ich, der ich sie anbete im Geist und in der Wahrheit, der ich ihrer Gläubigen demütigster und zugleich ihr Hoheprieſter bin? Der ich trunken bin von dem Trank meiner Augen und als ihr Blutzeuge sterben wollte, — wenn Sie es forderten?"

Diese Art Unterhaltung, geistreichelnd, pathetisch und voller Schmeichelei für Wanda war nur allzu sehr nach ihrem Geschmacke. Dennoch fühlte sie, daß sie bereits wieder an der Grenze angelangt waren und daß es Zeit war, den Ernst zu persiflieren.

„Und die blutgefüllte Schale reicht er ihr zum Opfer dar! Schauderhaft! Ich merke, man ist seines Lebens neben Ihnen nicht sicher, denn leicht könnte der neue Hoheprieſter die Schärfe seines Messers an seinen Nebenmenschen weben wollen, ehe er sich selber darbringt. Gehen Sie und besänftigen Sie erst ihr barbarisches Gemüt, eh' ich mich wieder in ihre Nähe wage."

Und sie lief ihm lachend davon, den Abhang hinunter, ihm ihre spöttischen Grüße hinaufsendend, ehe sie ganz verschwand.

Als sie nicht mehr zu sehen war, schwand Lächeln und Glückseligkeit aus seinem Gesicht. Halb schwermütig, halb verwundert starrte er ins Leere vor sich nieder. Was für gekräuseltes Zeug hatte er noch eben geredet, das er nie vorher gedacht, das seiner Art zu denken und zu empfinden neu und seltsam war. Aber war es denn so, daß uns die Liebe in Augenblicken der Ekstase uns selbst entfremdet und uns Worte reden läßt, wie aus anderem Munde? Daß sie uns bald blind, bald hellseherisch, heut zu Propheten, morgen zu Gotteslästerern macht?

Langsam ging er den Weg hinunter. In einem leisen Winde rauschten die regenschweren Bäume, rauschten Tropfen, Melodieen auf ihn nieder; schwermutsvolle Melodieen, wie Thränen, die wir zögernd vergießen, weil uns angst wird, daß wir uns selber verlieren, bis sie sich zu Freudenthränen wandeln in dem jauchzenden Bewußtsein, daß das Freude in uns Gewinn, Zuwachs, Steigerung unser selber war, und daß es die Flut unserer Schmerzen ist, in der die Sonne unseres Glückes sich am hellsten spiegelt. —

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Es war etwa anderthalb Wochen nach jenem Tage, da Holtei die Salzbrunner Badegäste mit seiner Vorlesung aus „Lorbeerbaum und Bettelstab“ entzückt hatte, daß Madame Gernoth und ihre Tochter wieder einmal im Buchengange lustwandelten, zwischen sich das Kind führend.

„Die Gerichtsrätin aus Brieg hat mir ein sehr hübsches Muster zu einer Strumpfkante gegeben, wie aus kleinen Fächern zusammengesetzt. So will ich Klärchen ein paar Sonntagsstrümpfel stricken.“

„Was wirst Du Dich nur so quälen.“

„Es soll mir Freude machen.“

„Wie Du willst, Mutter.“

„Die Registratorin, denk nur, schüttet Salz in das Faßbier, sagt sie. Sie zieht alle vierzehn Tage welches ab. Aber wo hat man das gehört? Das muß abscheulich schmecken, ordentlich giftig.“

„Die einen mit ihrer Liebe, die andern mit ihrem Salz.“

„Du interessierst Dich auch für nichts Vernünftiges mehr.“

„Dazu ist dann in Breslau wieder Zeit genug. Wenn Hauswirtschaft denn das Vernünftige schlechthin ist.“

„Die Fräulein Meier, die Lehrerin, hat mir ein Gedichtbuch geborgt, es ist von einem Grafen Strachwitz.“

„Ach ja, Strachwitz! ‚Mein treues Roß, mein Spielgenoß.‘“ Dann ließ sie auch dieses Thema wieder fallen.

Madame Gernoth sah sie von der Seite her an. Wanda lächelte vor sich hin. Eine ganze Zeitlang gingen sie nebeneinander und schwiegen, die Mutter verletzt, die Tochter unruhig und von irgend etwas vorcingenommen.

An einer Biegung des Weges stießen sie auf Bekannte, eine Mutter und drei Töchter, mit denen sie einige Worte wechselten. Nachdem die Damen wieder außer Hörweite waren, bemerkte die Gernoth:

„Wie waren die wieder aufgedonnert, und ist nichts dahinter. Die Krause sagt, sie kaufen die übertragenen Toiletten einer Baronesse Richthof und suchen Einen damit einzufangen. Du lieber Gott, die garstigen Dinger! Die und Registrators sind die richtigen Mexikaner.“

„Mexikaner?“

„Nun — Mexikaner — Magiekeiner. Der Polowski machte neulich den Witz.“

Die Doktorin lachte, sie lachten alle beide. Sie waren gewiß nicht böse, aber der Spott über die „Sitzengebliebenen“ war eine der Grausamkeiten, die jede Zeit in reicher Fülle besitzt und die wir erst als solche empfinden, wenn wir sie abgelegt haben.

„Wer ist denn der Polowski?“

„Ich meine den polnischen Musikanten.“

Wanda schwieg verletzt.

„Man begegnet den Menschen ewig. Paß mal auf, er wird uns gleich wieder begegnen und ansprechen.“

„Er mißfällt Dir natürlich?“

„Er hat so was Unmännliches!“

„Nach Deiner eigenen Erklärung, Mutter, ist Männlichkeit nichts als eine Dosis Anmaßung, Brutalität und — na, was war es denn noch? ja: Treulosigkeit. Wenn aber einer nicht so ist, nennst Du ihn unmännlich. Dir ist eben keiner recht.“

Madame Gernoth sagte hierauf nichts. Sie war eine kluge Frau, aber Haß und Verbitterung machen den Klügsten unlogisch. Es war ihr sehr lieb, daß ihre Enkelin jetzt ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

„Können die Bäume auch sprechen?“ fragte das Kind.

„Freilich,“ sagte die Großmutter wichtig, „hast Du noch nicht gehört, wenn der Wind puh, puh bläst, wie dann die Bäume rauschen und miteinander plandern? Paß nur mal auf, wie sie sich dann unterhalten und tiefe Diener machen, ihre Arme nacheinander ausstrecken, sich ihre schönen Blumen hinhalten und sagen: riechen Sie mal, Herr Nachbar. Und dann riecht der Herr Nachbar an dem Bouquet und sagt: Hazzi. Da! horch mal! Hörst Du, wie sie jetzt sprechen?“

„Ja. Hörst Du's auch, Machen?“

„Naja. — Freilich, nun wundert's mich nicht mehr, wenn sie die Tischbeine sich unterhalten läßt und von den Fußbänken Mordgeschichten erzählt. Sie ist ein kleiner Phantast.“

„Wenn man das erlebte!“

„Was, Mütter?“

„Daß sie Bücher schriebe. Wie die Paalzow und die Carlén, weißt Du.“

„Dann würde sie aber keinen Sinn für die Strickmuster und das Bierabziehen haben, und das würde Dir auch nicht recht sein.“

Madame Gernoth schwieg wieder. Nein, das würde ihr nicht recht sein. Eine ordentliche

Digitized by Google

Frau mußte für so etwas Sinn haben. „Wir wollen uns ein bischen setzen," sagte sie.

Die Frau Doktor hob ihr kleines Mädel auf und setzte es auf die Bank.

„Sag von Eia popeia," bat die Großmutter.

„Eia — "

„Nein, sag lieber: mein dunkles Herze," meinte die Mutter.

„Mein dunkles Herze lieb dich,
Es lieb dich und es bicht,
Es bichi und zuckt und verbutet, —
Aber du siehst es nicht."

Die letzte Zeile sagte das Kind im Ton herzlicher Begütigung, was von überwältigendem Effekt war.

„Aber Du bist toll, Wanda, Du bist toll," schalt die Großmutter, während sie doch mit beglücktem Lächeln die kleine Deklamatrice an ihre Brust drückte.

Die junge Frau lachte helllaut. „Sie sagt es zu drollig, so wichtig und ernsthaft. Und zuletzt dieses: aber Du siehst es nicht." Und nun küßten sie alle beide das Kind ab.

„Sie könnte Schauspielerin werden, Mutter."

„Weiter gar nichts!"

„O, müssen wir auch alle Kaufmanns- oder Doktorsfrauen sein? Ich wollte, ich wäre auch Schauspielerin."

„Du bist nicht gescheit, danke Gott, daß Du einen guten Mann hast."

„Ich spielte das Gretchen oder die Ophelia. Oder das Klärchen!"

Und da sprang sie auch schon auf, breitete die Arme aus, nahm eine zärtliche Miene an und machte ihrer Tochter Konkurrenz:

„Freudvoll und leidvoll,
Gedankenvoll sein,
Langen
Und Bangen
In schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend,
Zum Tode betrübt,
Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt.

‚Laß das Eiapopeia,' sagt die Mutter drauf," fügte sie bei.

„Wirklich, ich muß hier auch so sagen," schmollte Madame Gernoth.

„Scheltet mir's nicht, es ist ein kräftig Lied. Hab' ich doch schon manchmal ein großes Kind damit schlafen gewiegt. — ‚Du hast doch nichts im Kopfe als deine Liebe,' mußt Du jetzt sagen, Mutter."

„Ach laß mich."

„Glücklich allein
Ist die Seele, die liebt."

Frau Gernoth machte ein finsteres Gesicht „Schäme Dich doch! Hier auf öffentlicher Promenade! Es könnte jeden Augenblick wer kommen."

„Oder als Ophelia mit Blumen im Haar: ‚Da ist Fenchel für euch und Aglei — da ist Raute für euch, und hier ist welche für mich — ihr könnt nun Raute, mit einem Abzeichen tragen. Denn traut lieb Fränzel ist all meine Lust.'" Oder sonst was:

„Und größer als aller Sehnsucht Qual
Ist meine Liebe zu Dir."

„Hör doch auf. Wo Du nur die Narrheiten her hast."

„Ich weiß nicht, wie Du bist, Mutter. Du bist glücklich, wenn Du einmal Verse lesen kannst und dann schwärmst Du: wie herrlich sagt der das, wie treffend! Und obgleich Du das Theater immer verlästert, hat Dir letzten Winter die Jungfrau von Orleans wer weiß wie gut gefallen. Aber daß in jemandem neben Dir, daß in Deiner Tochter etwas davon steckt, von dem Talent zu alledem, das willst Du nicht, das ist Dir keiner Achtung wert. Und so seid Ihr alle, alle! Ach, und ich halte es kaum aus vor Unruhe."

„Aber einer bürgerlichen Frau kommt doch so etwas nicht zu. Wenn jemand zu einer Kunst erzogen ist, das ist doch etwas anderes. Und wenn ein Mädchen zur Hausfrau erzogen ist, so soll sie darin tüchtig sein."

„Warum erziehst Du denn nicht die Nachtigallen, Hühnereier zu legen?"

„Ich weiß gar nicht, was in Dich gefahren ist."

„Es ist gar nichts in mich gefahren. Nur in den letzten Jahren war ich tot, und jetzt bin ich wieder aufgewacht. Aufgewacht! Und lebe! Ach, Mutter!"

„Wenn Du nur wieder zu Hause und bei Deinem Manne sein wirst, dann wirst Du schon wieder vernünftig werden. Du bist aufgeregt, weiß der Kuckuck woher. Geh ein Stückchen spazieren."

Etwas Lieberes konnte Frau Wanda gar nicht hören. Sie sprang sofort auf und griff nach ihrem Schirm.

„Ich gehe da hinunter, auf die Mühle zu."

„Da ist es zu einsam."

Digitized by Google

„Bäume und Sträucher thun mir nichts.“

„Die nicht, nein,“ sagte die Mutter mißtrauisch; sie hatte vor einer Viertelstunde den Musiker dort hinunter gehen sehen.

Madame Gernoth hatte Kreowski sehr auffällig ihr Mißfallen zu verstehen gegeben, es dünkte ihr unpassend, daß er die Frauen so häufig ansprach und sie nahm an den Blicken Anstoß, mit denen er ihre Tochter zu verschlingen pflegte. Sie hatte ihm das in ihrer gelegentlich harten Weise geradezu gesagt. Seitdem hielt er sich fern. Aber sie konnte es nicht verhindern, daß der interessante Pole die Doktorin bei der Brunnenpromenade ansprach, während sie selbst das Aufräumen des Zimmers besorgte und das Kind anzog und fütterte, und sie hatte es nicht in der Gewalt, die Dauer dieser Brunnenpromenade festzusetzen.

Mit beflügeltem Schritt machte sich Wanda auf den Weg.

Warum sie ihn nur liebte?

Er war eigentlich kein bedeutender Mensch. Er hatte ein paar hübsche Talente, aber weder das dichterische noch das musikalische waren stark und umfangreich, sie gingen zu ausschließlich auf das Lyrische, und obgleich er hier Schönes und sogar Originelles leistete, verliehen sie ihm etwas Einseitiges und das, was Madame Gernoth das Unmännliche an ihm genannt hatte. Dennoch gefiel er Wanda gerade so, wie er war. Es war etwas Sanftes und Ehrerbietiges in ihm, das sie unschmeichelte wie die vollendete Beherrschung des guten Tones, die er besaß. Er war freilich kein akademisch-wissenschaftlich gebildeter Mann, aber dafür sprach er auch nicht mit der Wucht, der Härte und dem Hyperlogischen dieser Leute, und seinen Worten fehlte das Verletzende, das eine Meinung zum Gesetz erheben möchte. Bei alledem war er nicht ohne Geist und Schwung. Und er liebte sie. Mit dieser so schlecht verhüllten Leidenschaft, in der er sie mit Versen und Melodieen überschüttete, ohne jemals geradeheraus zu gestehen, daß sie ihr galten, ein Verfahren, das ihrem Verkehr das scheinbar Harmlose erhielt.

Sie schlug den Weg ein, auf dem sie des Morgens mit ihm zu promenieren pflegte, und es dauerte nicht lange, so trafen sie sich mit der Unfehlbarkeit, mit der sich Liebende in den Weg rennen.

Sie grüßten sich verlegen und gingen ein Stück schweigend nebeneinander. Es war heiß, und um sie her wogten die grünen, dämmernden Schatten, die ganz durchwürzt waren von dem herben Duft des Eichen- und Buchenlaubes, von dem süßen Duft eines blühenden Buchweizenfeldes, das rötlich in der Sonne lag, und eines Kleeackers, und ganz durchzuckt von zitternden Sonnenstrahlen, die sie umspielten.

Manchmal sagte er etwas Kurzes, Gleichgültiges, dann lächelte sie dazu oder seufzte oder sie gab eine ganz verkehrte Antwort, deren Sinnlosigkeit er indes nicht merkte. Warum es nur so ganz anders war, wenn man einander unversehens des Nachmittags hier traf, als wenn man des Morgens zusammen herschlenderte? Warum es so viel verwirrender war? Weil Sonnenglut sich breitete, wo früh dämmernde kühle Schatten lagen?

Auf einer Bank saßen sie ein wenig nieder, und damit schien er den Mut zu einer Mitteilung zu finden, die er bisher zurückbehalten.

„Ich habe einen Brief aus Breslau erhalten,“ sagte er, „und eigentlich in der Hoffnung, Sie einen Augenblick sprechen zu können, bin ich hergekommen, um Ihnen zu sagen, daß ich — diese Stelle bekomme.“

„Ach — Sie bekommen sie!“ rief sie erschrocken.

„Ich glaubte nicht, daß es Ihnen unangenehm sein würde,“ sagte er gekränkt.

Sie schwieg und sah vor sich nieder.

„Ich — ich hatte gehofft mich manchmal zur Dämmerstunde bei Ihnen einstellen zu dürfen. Ich habe sie so sehr gewünscht, diese Stelle. Deshalb — Warum sagen Sie nichts?“

„Es geht nicht.“

„Es geht nicht? Nicht, daß ich Sie sehe?“

Sie blickte wie hilfeflehend auf und in die Ferne, durch eine Durchsicht starrend, zu der das Unterholz sich lichtete. Ihr Atem ging stark.

„Es kann ja wohl sein, daß wir uns einmal zufällig begegnen — denn —“

„Und warum darf ich nicht zu Ihnen kommen?“

„Ich kann es Ihnen nicht sagen.“

Sie saßen ernst und bestürzt nebeneinander.

„Sagen Sie es lieber.“

„Nun denn: es war einmal an einem dieser Abende — wo man so ganz zusammenrückt — geistig, gemütlich — wo man seine Seele so umdreht wie einen Handschuh — hmmm! aber es giebt solche Stunden — wenn man verheiratet ist — —“

„Gewiß, natürlich.“

„Wo man alles so voreinander auskramt,

Digitized by Google

alte Blumen und Schleifen, ein paar altmodische Ohrgehänge, Schulprämien, seine Spargroschen, was weiß ich."

„Jawohl."

„Und wo man sich so allerlei Geständnisse macht —"

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel — daß man — um ein Haar — um eines Anderen willen zurückgetreten wäre — vor der Hochzeit."

Sie stockte.

Er fragte nicht. Er bog einen Haselzweig zur Seite, der in den Weg hing und sah sie an.

„Und dann — sagt man sogar den Namen — eben des Andern."

„Welchen Namen?"

„Witold von — — nun, jetzt wissen Sie es." Sie lachte. Lachte mit dem desperaten Lachen und sprang auf.

So erhob auch er sich, bleich bis in die Lippen.

„Und Sie glauben, daß er Ihre Besuche dulden würde?" setzte sie hinzu.

„Wenn Sie ihm sagten, daß es heut doch nur — Freundschaft ist — von Ihrer Seite auch dann —"

„Dann würde ich lügen."

Kein Wunder, daß er sie jetzt in seine Arme schloß und küßte. „So glücklich, so grenzenlos glücklich soll ich sein!" stammelte er.

Aber sie machte sich los. „Glücklich? ‚Mein Lieb, wir wollen beide elend sein', wird das Programm wohl eher lauten. Haha!"

„Lachen Sie doch nicht so schrecklich! Lach' nicht so, Geliebteste."

„‚Wem in des Schicksals hübsche sieben Sachen' und so weiter! Um bei Heine zu bleiben. Aber genug für heute. — Auf morgen! auf morgen! Ich kann nicht mehr."

Und leidenschaftlich riß sie sich los.

In allem Elend stand er doch mit einem glückseligen Lächeln und sah sie ihm wieder entfliehen.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Wie eng oder wie weit die Schranken sind, die den Geist unserer Freunde umgrenzen, erkennen wir am deutlichsten, wenn wir es versuchen, mit ihnen über uns selbst zu sprechen.

*

Man stellt sich das Alter als einen idealen Zustand der Gemütsruhe vor. Aber das Älterwerden lehrt uns, wie jeder Tag neue Zweifel bringt, neue Sorgen, von dem Bau unseres Lebens hier ein Stücklein abbröckelt und dort eins, daß wir vor beständiger Furcht, das Ganze möchte in Trümmer gehen, keine Sekunde mehr Ruhe finden.

Beneidenswerte Menschen, die mit sich, so wie sie sind, sich zufrieden fühlen! Bedauernswert die, welche auslspähen, ob andere sie loben. Aber am schlimmsten daran sind jene, die sich und ihre Fehler kennen, sich bessern, die Fehler ablegen möchten, — denn das werden sie nimmer erreichen!

*

Hall Du Dich entweil mit deinem Lächeln, so lage Dir immer, daß Du die Schuld trugst, Du darfst Dir dann schmeicheln der Klügere zu sein, und der Stolz auf Deine Klugheit wird dir das Verzeihen erleichtern.

Adalbert Meinhardt.

Sonette.

I.

Wann hätten wir ein Liebeswort gesprochen?
Ein heißer Blick war Alles, was wir sagten,
Wenn unsre Seelen still einander fragten,
Und dieses Schweigen wurde nicht gebrochen.

Heimlich verriet des Herzens schnelles Pochen,
Was wir verhüllt in Harmonien klagten;
Wir fuhren Sonnen, welche niemals tagten,
Und grau zu Jahren kamen grüne Wochen.

Doch ob wir längst durch Raum und Zeit geschieden,
Ob ich in fremden Landen mich gebunden
Und abgeschlossen müde mit hienieden:

Noch ist Dein Bild dem Herzen nicht entschwunden,
Und mein's, ich fühl' es, störet Deinen Frieden,
Bis einst im Tod die Seelen heimgefunden.

II.

Schon melden sich des nahen Alters Zeichen,
Obwohl ich erst zu leben angefangen:
Mit Furchen überziehn sich Stirn und Wangen,
Ich sehe Bart und Haare mir erbleichen.

Ein seltsam Fühlen will nicht von mir weichen,
Ein wollustheimlich schauderndes Verlangen,
Gemischt aus leisem Hoffen, scheuem Bangen,
Mir sagt's: Ich werde bald mein Ziel erreichen.

Was ich erlebt, gleicht einem bunten Traume,
Der, leicht gewoben, leichter noch zerstoben,
Kann weiß ich, war es Wahrheit oder Lüge.

So wandl' ich wie an eines Abgrunds Saume,
Ein ernster Engel grüßt mich oft von Oben,
Im bleichen Antlitz trägt er Deine Züge.

Max Kalbeck.

Digitized by Google

Gedichte

von

S. A. Weiß.

(Ungedruckter Nachlaß *)

Morgen im Gebirge.

Morgennebel spinnen
Rührt das Thal entlang,
Schwanken und zerfließen
Bald am Bergeshang.

Siegend bricht die Sonne
Durch die Dünste klar,
Und der Berg in Glorie
Raucht wie ein Altar.

Herdenglocken klingen
Und, von Glanz umloht,
Breitbeschwingt ein Adler
Fliegt ins Morgenrot.

Rose im Schnee.

Umweht von Schnee auf einem Grabe,
Von dunklem Trauergrün umhegt,
Erblickt' als zarte Liebesgabe
Ich eine Rose hingelegt.

O treu'rer Gruß, hinabgegeben
Versunk'nem Glück ans Erdenhöh',
Du sagst: Es ist die Lieb' im Leben
Wie eine Rose rot im Schnee.

Venezia.

Zu einem leichten Kahne
Zieh' ich die Wasserbahn,
Beglückt vom süßen Wahne,
Ich hätte Dich umfahn,
Gleich einer stillen Schönen,
Die erst vorhin entschlief,
Und die mit Harfentönen
Der Sang ins Leben rief.

Steh' auf, steh' auf, Du Holde,
Steh' auf in Deiner Pracht
Und zeig' im Sonnengolde
Der Schönheit Siegesmacht!

Noch einmal laß erklingen
Der Freude helles Lied
Und sieh! Dein lockend Singen
Zu Dir die Herzen zieht.

Allein Du schlägst ja nimmer
Die süßen Augen auf,
Verblichen ist Dein Schimmer,
Dein Ruhm im Zeitenlauf. — —
Dort der Palast der Dogen,
So einsam, still und leer,
Verfällt mit seinen Logen —
Und ewig glänzt das Meer!

Natur.

(Nach Longfellow.)

Wie eine Mutter sorgsam, liebevoll
Am Abend bei der Hand ihr zartes Kind
Vom Spielen nimmt, damit zu Bett es geh',
Und dieses folgend halb dem milden Zwang
Und widerstrebend halb sich führen läßt,
Da sein zerbrochen Spielzeug es vermißt,
Das draußen blieb im Dämmer auf der Flur,
Wohin es immer durch die offne Thür
Noch blicken muß, nicht ganz beruhigt, kaum
Getröstet durch Versprechen andren Tands
Zu dessen Statt, der wohl viel schöner sein,
Doch besser drum ihm nicht gefallen mag: —
So macht es auch Natur mit uns. Sie nimmt
Gemach hinweg aus unserem Bereich
Eins nach dem andern all die Dinge, die
Als Spielzeug uns gedient so manches Jahr;
Hierauf geleitet sie mit treuer Hand
Uns sanft zur Ruh', so sanft und unbemerkt,
Daß halb von selbst wir gehn, von Zeit zu Zeit
Nach dem nur blickend, was wir hier geliebt;
Denn schlafbefangen fühlt der müde Sinn,
Der halb im Traum schon liegt, das Glück nicht mehr,
Wie weit das Unbekannte übertrifft
An Glanz und Schönheit das, was hier uns kund.

*) Der Verfasser der vorstehend mitgeteilten, bisher ungedruckten Gedichte ist auch unseren Lesern kein Unbekannter mehr. „Zwei Male hat die „Deutsche Dichtung" bereits (Band XXII, Seite 129 ff. und Seite 225 ff.) je eine Reihe seiner Gedichte veröffentlicht und der ersten eine Notiz beigefügt, die auch von dem erschütternden Schicksal des früh Verblichenen Nachricht gab. Dort ist erzählt, welche Kämpfe und Leiden sein kurzes Leben erfüllten, bis der Tod im Januar 1896 den kaum Achtundzwanzigjährigen dahinraffte. Die Mitteilungen dieser Zeitschrift, denen eine Reihe von ähnlichen Veröffentlichungen in anderen Zeitschriften („Gartenlaube", „Universum", „Vom Fels zum Meer", „Deutsche Romanbibliothek u. A.) folgte, Vorträge über den Dichter und Rezitationen aus seinen Gedichten durch erlesene Künstler (so namentlich Adolf von Sonnenthal) haben den Namen des Dichters allmählich in weitere Kreise getragen, und eine sorglich geschichtete Auswahl seiner Lyrik, die in den nächsten Wochen im Verlage der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin erscheinen wird, wird hoffentlich dem Dahingeschiedenen den Kranz erringen, nach dem sich der Lebende vergeblich gemüht hat. Dem Manuscript dieser Sammlung („Gedichte von S. A. Weiß. Herausgegeben von seiner Witwe") sind auch diese Proben entnommen, deren Mitteilung den Zweck, die Aufmerksamkeit auf das Büchlein hinzulenken, gewiß nicht verfehlen wird.

D. Red.

Digitized by Google

Die sanfte Lehre.

So unterweist die sanfte Lehre Dich,
Die Herz und Seele Dir zur Ruhe stimmt:

„Schau hin, o Mensch! Da draußen wogt das Meer,
Der Ozean des Lebens, nah und fern,
Unendlich, allumfassend, grenzenlos!
Die Welle hebt und senkt sich auf und ab,
Die Fläche schwingt sich dunkel kräuselnd fort,
Und ungesehen und geräuschlos rinnt
Im Grunde tief die Strömung rastlos hin,
Die stets aufs Neu und unvermindert fließt
Aus nie erschöpfter Urne Tag und Nacht.
In diesem Meere eine Welle bist
Auch Du! Nur kurze Zeit umspielt das Licht,
Wenn Dich empor der Allumfasser hebt,
Den Scheitel Dir, Du freu'st Dich kurze Zeit
Der kräft'gen Luft, des reinen Ätherhauchs,
Der Strahlenwonne, die herniedertrinkt
Vom Himmelsdom und Dir die Brust durchdringt.
Nur kurze Zeit, ein Weilchen nur, dann sinkst
Du wieder hin und bist, was eh' Du warst
Im Schoß des Ozeans nur dunkle Flut.
Doch andre Wellen — Andre? Giebt es denn
Auch Andre? Bist Du nicht ein Mensch? Und ist
Ein Mensch denn nicht die ganze Menschheit? Sind
Die Andern nicht Du selbst? — — Wenn langsam Du
Vom Abendrot der Mondnacht immerfort
Bis gegen Morgen längs des Meeres hin
Am Ufer wandelst, sagst Du wohl, es lag'
Auf andern Tropfen jetzt des Mondes Strahl,
Es spiegle sich in andern Tropfen jetzt
Dein mildes Licht? Was ist ein Andres denn?
Kein Andres! — Hier und dort die gleiche Flut,
Meer hier und dort — unendlich — Alles — Eins!

So giebt es ein Lebend'ges stets, das Dich
Umflutet und liebend hält in seiner Hut,
Wie dort die Rose tauperlt das Naß
Am Morgen frisch im Kelche duftend hegt:
Du bist in ihm, es ist in Dir, und was
Du thust und was Du denkst, es kommt von ihm
Und fließt, wenn es geschieh'n, zu ihm zurück.
Kein Hauch von Dir, den es nicht still verspürt,
Kein Herzensschlag, den es mit Dir nicht schlägt,
Kein Seelenleid, das es mit Dir nicht fühlt.
Und keine Lust, die es mit Dir nicht teilt:
Es ist ja selbst Dein Hauch, Dein Herz, Dein Leid
Und Deine Lust, wo immer Du auch weilst —
Allüberall und stets ist es bei Dir.

Blickst Du nun auf zum blauen Firmament,
Zum Himmelszelt, wo hell die Sonne strahlt,
Schaust Du um Dich, wie hold der Frühling webt,
Die Daseinsfreude, hier in Baum und Strauch
Und dort im Antlitz froher Menschen, die
Jetzt zu einander streben lieberglüht,
Wie selbst des Waldes und der grünen Flur
Bewohner hell in munkren Scharen ziehn —
So sind auch sie im Wirken dieser Macht,
Der allgewalt'gen, hohen, für und für
Beschlossen, wie Du selbst, und Höh' und Tief'
Mit Allem, was darin sich regt, umfaßt
Und liebt mit gleicher Treue sie, wie Dich.

Und weißt Du das und bist Du so gestimmt,
Und trittst Du dann am Abend auf die Flur
Hinaus ins Freie unters Sternenzelt,
Wo sich der Reigen der Gestirne dreht:
So strahlt von dort entgegen Dir durchs Blau
Das eine unbeirrte Weltgesetz,
Das ew'ge — ehrne Notwendigkeit!
Dein Sinn erhebt sich; flüchtig'ges Erdenleid,
Das kurz zuvor die Brust Dir noch beengt,
Es sinkt wie Schatten vor dem Sieg des Lichts,
Und heil'ge Schauer weh'n Dich mächtig an:
Du ahnst, Du fühlst, Du denkst und glaubst jetzt — Gott.

Ja Gott ist Alles, Gott und Welt sind Eins,
Gott ist die Seele und die Welt ihr Leib,
Und keine Schranke scheidet Seel' und Leib:
So weit der Leib, so weit die Seele auch,
Die ganze Welt ist ein Lebend'ges nur!
Sein Atem weht Dich an aus lauer Luft,
Sein Auge leuchtet Dir vom Firmament,
Und Sprache ist Dir, was da klingt im All,
Und was da lieb an Deine Sinne rührt,
An Deine Seele: Blüten, Duft und Klang,
Des Waldes Rauschen, Vogelton im Hag,
Der Jugend Reiz, der Wangen zarte Glut,
Der Lippen Rot, der Blicke süßes Spiel,
Lebend'ger Körper rof'ges Incarnat
Und jener holde Schein, den bald Dein Aug'
Begierig aufnimmt als der Schönheit Bild,
Bald auch Dein Geist zur Wahrheit sich vereint
Und bald Dein Herz zum Guten sich bestimmt:
Darum sind Wahres, Schönes, Gutes — Eins,
Verschied'ne Strahlen einer Sonne nur,
In deren Licht ein ew'ger Himmel sich
Dir heimlich aufthut tief im Herzensgrund,
Ein stiller Segen: Seligkeit und Ruh'.

Doch solcher Friede wird Dir nur zu teil,
Wenn stets Du bildest die Vernunft in Dir,
Denn thust Du dies, so ist das Andres nicht,
Als nach und nach in den notwendigen
Gesetzen der Natur der Gottheit Spur
Erkennen und verehren fromm und scheu.
Daraus entsprießt dann jener Friede Dir,
Der aus dem Anschau'n Gottes ewig quillt,
Die Liebe regt in Deinem Herzen sich,
Die thät'ge Liebe zum Erschaffenen.
Die Menschenliebe, die den Haß vergilt
Mit Wohlthun, die da tröstet, die da hilft,
Die Liebe Gottes, der ja Alles ist.
Da Alles Gott ist, ist dann nichts mehr schlecht
Und nichts mehr gut, und Jeder handelt, wie
Er handeln muß: Du selbst jedoch, Du lernst
Nachgiebigkeit und Milde und Verzeihn
Und Frömmigkeit und Demut und Geduld,
Auch Seelenstärke, Großmut und Verzicht
Auf tausend Dinge, die nur äußr'er Schein,
In denen erst das Ew'ge sich verklärt,
Wenn sie zerstört und tot.

Digitized by Google

Zerstörung! Tod!
Vergänglichkeit! Du fürchtest solches nicht,
Denn Du, Du weißt, Dein wahres Wesen kann,
Ein ewger Teil von Gott, der ewig lebt,
Nicht sterben: Alles ist nur Übergang.
In einen andern Zustand tritt Du ein,
Der unvermittelt Dich nicht überrascht,
Vielmehr legt langsam die Natur an Dich
Und unbemerkt die stille Hand, die Dich
Also verwandelt, wie zur Sommerszeit
Die gold'ne Ähre auf dem Feld, bis sie
Gereift entgegenharrt der Sense Schnitt
Und aufgespeichert wird als teure Frucht.
So hast auch Du, wenn Dich der Tod entführt,
Nur ausgeblüht an Geist und Körper und
Du hörst nicht auf, verlierst Dich nicht in's Nichts,
Du gehst hinüber nur aus einer Form
Beschränkten Wesens in ein andres Sein,
Wenn auch darob Dein Ich zu Grunde fährt.
Doch kannst Du es, je mehr Dein Geist Gott liebt,
Erweitern immer mehr, bis es umspannt
Die ganze Welt in Liebe hochbeglückt,
Bis Dein Gemüt in sel'gem Einklang lebt
Mit der Vernunft und Du der Menschheit bringst
Die frohe Botschaft: Friede, Seligkeit
Und Ewigkeit dem Geiste, der da denkt!"

So unterweist die sanfte Lehre Dich,
Die Herz und Seele Dir zur Ruhe stimmt.

Schönes Mädchen.

Schönes Mädchen, dich umgeben
Reiz und Anmut wonnereich,
Schönes Mädchen, dich umschweben
Seh' ich einen Engel bleich.

Schönes Mädchen, das ich wähne
Dunklem Los ein lichtes Ziel,
Schönes Mädchen, deine Schöne
Ist für diese Welt zu viel.

Lebensstimmung.

Heiterkeit und Ruhe!
Teures Seelengold
Wie aus lichter Truhe
Spendet Ihr mir hold.

Über dürres Leben
Führt Ihr mich hinaus
Und auch hier gegeben
Habt Ihr mir ein Haus:

Eine stille Warte,
Wo ich sinnend steh',
Alles Rauhe, Harte
Milder, weicher seh'.

Schmerz wird dann zur Wehmut,
Wechsel zum Genuß,
Und ich trag' in Demut,
Was ich tragen muß.

Phryne.

Ein Schatten ruht auf meinem Leben,
Seit Du mich schlangst in Deinen Bann,
Seit ich mich Deiner Lieb' ergeben,
Von der mich nichts mehr lösen kann.

Wie meine Wangen sich entfärben,
Du siehst es und Du sprichst kein Wort,
Ich kann nicht leben und nicht sterben,
Du hältst mich und Du drängst mich fort.

Du fragst mich nicht nach meinem Kummer,
Wie hold Du auch zu mir Dich neigst,
Mich flieht die Ruh, mich flieht der Schlummer,
Und Du? — Du lächelst nur und schweigst.

Ein Hymnenklang auf Deine Schöne
Ist Dir der Jammer meiner Brust,
Und wenn ich blutend mich versöhne,
Du lächelst still und selbstbewußt.

Ausfahrt.

Nun liegt des Frühlings Sonnenschein
Wie Gold auf grünen Matten,
Der Himmel blaut so tief und rein,
Der Wald giebt kühlen Schatten:
Das ist die Zeit, da kehren ein
Der Wandervögel Züge
Und üben neu an Bach und Rain
Die allgewohnten Flüge.

Auch wir sind lang zur Winterszeit
In dumpfem Bann gesessen
Und haben still mit Emsigkeit
Das Pergament durchmessen,
Kein Segen aber quillt daraus
Den Kranken und den Müden,
So bleib' Gelahrtheit denn zu Haus,
Wir ziehen fort gen Süden.

Ade! Wie ist das Licht so klar
Durch Berg und Thal ergossen,
Als hätt' der Himmel wunderbar
Auf Erden sich erschlossen.
Ade! Wir zieh'n im Morgenstrahl
Durch Wiesen, Feld und Auen
Und fahren frohgemut zu Thal
Die schöne Welt zu schauen.

Talent und Genie.

Dem Talent gehört die Zeit,
Dem Genie die Ewigkeit.

Digitized by Google

Der verwunschene Garten.

Eine Sommernovelle

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Um ihr schmales Köpfchen floß das Haar wie mit einem Goldschimmer, die Augen leuchteten gleich zwei Saphirsteinen, und etwas unsagbar Liebliches sah von den blassen Wangen an. „Sie ist so blaß," flüsterte die Fee, „weil der böse Zaubrer sie verwünscht hat, aber zum Glück steht es in Deiner Macht, sie daraus zu erlösen und ihr zu freudiger Farbe des Lebens zu verhelfen." Aus den Worten ging ihm auf, daß er in dem verwunschenen Schloß sei und daß Dornröschen vor ihm stehe; in seinem Herzen klopfte auch ein plötzlicher, heftiger Drang, ihr zu helfen, doch er wußte nicht wie, und fragte, was er denn thun solle. Darauf erhielt er die Antwort: „Thu' das, was Du thun mußt!" und jetzt kam's ihm aus Knabenerinnerung, ein Kuß sei das Mittel, durch das sie aus ihrem Schlafbann geweckt werde. Das wußte er anwenden, und zwar wußte er's in doppeltem Sinn, denn er konnte auch gar nicht anders, und so legte er hastig die Arme um sie und küßte sie. Augenblicklich zeigte sich auch die Wirkung davon, ihre Wangen wurden rosenrot, aber gleich darauf stieß sie einen Schreckensruf aus, zerfloß ihm vorm Gesicht, war spurlos verschwunden, und er stand einsam in der Halle des verwunschenen Schlosses. Nur eine Stimme sagte noch: „Du bist noch nicht der richtige Königssohn gewesen"; doch kam's nicht vom Munde der Fee, sondern der Klang tönte von ihm selbst hervor, und nachträglich ward's ihm bewußt, sein Herzschlag habe es gesprochen. Und davon war er offenbar jetzt eben aufgewacht und klopfte sein Herz noch so hastvoll unruhig hin und her.

Er lag im Bett und hatte das offenbar geträumt, und doch war's auch Wirklichkeit gewesen, unzertrennlich ging beides ineinander. Nur ob er das blasse Gesicht wirklich mit den Lippen berührt und geküßt habe, wußte er nicht, dagegen mit höchster Gewißheit, daß er nach gar nichts auf der Welt ein solches Verlangen hege, als es thun. Das enthielt etwas höchst Unglaubhaftes und litt doch keinen Zweifel, denn er war von keiner geologischen Beweisführung so fest überzeugt, wie von dieser Kundgabe aus einer ihm bisher unbekannt gewesenen Räumlichkeit seines Innern heraus. Im Grunde konnte die ganze Wissenschaft dagegen nicht aufkommen, und selbst ein Anerbieten, daß er mit einem Schlage zu ihrer allerberühmtesten Koryphäe werden solle, dafür aber auf eine Erfüllung jenes Verlangens Verzicht leisten müsse, hätte er ohne jegliches in Betrachtziehen a limine abgelehnt. Mehr oder minder dunkel empfunden hatte er dies schon während der augenblickkurzen Wirklichkeit gestern Abend, zu ganz unanrührbarer Gewißheit indes war's ihm erst im Traum oder durch diesen geworden. Beide griffen aber in treffendem, wenn schon ziemlich prosaischem Vergleich wie mit Zahnrädern ineinander, oder arithmetisch ausgedrückt, hatte gewissermaßen der Traum die Wirklichkeit in die zweite Potenz erhoben.

Dabei aber ließ sich Eines nicht wegreden, das so rücksichtslos mit der gesamten Wissenschaft unspringende Verlangen war unverkennbar kein wechselseitiges, sondern nur ganz einseitiges. Denn die Urheberin desselben hatte gerade das Gegenteil davon erwiesen, voll Bestürzung und Widerstreben sich losgerungen, vor Schreck laut aufgeschrieen und war entsetzt davongeflohen. Und zwar hatte darin der Traum ganz genau die Wirklichkeit bestätigt, nur noch mit dem erläuternden Zusatz, er sei nicht der Rechte gewesen.

Das führte eine, die Unruhe und das Herzklopfen noch verstärkende Wirkung mit sich und trieb Eugelhart Lindener aufzuspringen und sich hastig anzukleiden. Während dieser mechanischen Gewohnheitsthätigkeit wachte ihm das Gedächtnis an den philosophischen Tiefsinn auf, in dessen Gesichtswinkel er gestern morgen bei der näm-

Digitized by Google

lichen Beschäftigung die Welt und seine eigene Persönlichkeit eingefaßt hatte. Über dies Ergebnis der Gedankenarbeit der ganz profunden Geister war er allerdings schon im Verlaufe des Tages zur Tagesordnung fortgeschritten, doch in gewisser Weise geriet er augenblicklich nochmals zu einem Rückfall. Nicht, daß er mit dem Verstande die Existenz der Welt und ihres Zubehörs in Zweifel zog, aber er konnte sich nicht eines ihm von dem klopfenden Herzen aufgenötigten Gefühls erwehren, die griechisch gewandete Gestalt der Wirklichkeit, mitrennbar vereinigt mit dem Dornröschen des Traums, sei, wenigstens für ihn, das einzig in Wahrheit auf der Erde Vorhandene.

Doch wo war sie vorhanden?

Diese Frage erkannte wieder der Logik ein gewisses Anrecht auf Bethätigung zu. Da ihr Existieren keinem Zweifel unterlag, mußte es einen Ort geben, an dem sie sich aufhielt. Aber da sie nichts von dem Verlangen, vielmehr das Gegenteil davon in sich trug, war jedenfalls nicht zu erwarten, daß sie eine Auskunft über jene Örtlichkeit erteile.

Wer sie sein möge, kam dabei zunächst nicht in Frage, er beschäftigte sich mit gar keinen Vermutungen darüber. Das gehörte überhaupt zum Gleichgültigsten auf der Welt; es handelte sich ganz allein darum, wo sie sei.

Das wußte nur sie selbst, und außerdem wohl noch die gute Fee —

Nein, die Fee war ja aus dem Traum, nicht aus der Wirklichkeit. Zu dieser gehörte die andere im schwarzen Sammetschleppkleid, die Prinzessin, oder was sie sein mochte. Und von ihr ließ sich vielleicht eher etwas erhoffen, denn sie hatte die Fortflüchtende zurückhalten wollen und gerufen: „Bleib' doch!“ Nur war sie ebenso unauffindbar, wie ihre Begleiterin. Höchst wahrscheinlich hatte sie sich mit dieser nach ihrem unbekannten Schloß zurückbegeben.

Den jungen Geologen überlief's mit einem frohigen Schauer, der nicht gut von äußerer Kältereinwirkung herrühren konnte. Er stand in der heiß durchs offene Fenster auf ihn hereinfallenden Sonne, und kein Lufthauch regte sich. Unwillkürlich murmelte er: „Ich glaube, daß ich Fieber habe“.

Plötzlich geriet sein Blick auf etwas bisher von ihm nicht Wahrgenommenes. Am Boden lag ein kleiner weißer Gegenstand, ein zusammengefaltetes Blättchen Papier, das durch das auch in der Nacht offen gewesene Fenster herein gekommen sein mußte. Nur lag's nicht vor diesem, sondern mehr vor dem zweiten, geschlossenen, wohl von einem nächtlichen Zugwind weiter fortbewegt —

Oder — Feen konnten durch die Luft schweben, wohin sie wollten —

Engelhart bückte sich, hob das Blättchen auf, das nach irgendeiner Blume duftete, und faltete es auseinander. Einige Zeilen mit etwas an Spinnwebfäden erinnernden Buchstaben standen darauf geschrieben:

„Verlangt's Dich, Poldor, noch einmal Deodata,
Die Unglückselige, von Angesicht zu schau'n
Und ihres Mundes Boshaft zu empfangen,
So harrt sie Deiner, wenn sich auf ihr Reich
Der Mittag breitet, an den Teufelstänken.“

Die Hand des Lesenden flog hin und her. Nein, danach verlangte es ihn eigentlich nicht so besonders —

Das hieß — ja außerordentlich vorderhand ganz allein danach — nach nichts Weiterem auf der Welt.

Eine Prinzessin, die eine Fee war — oder eine Fee, die eine Prinzessin war — dachte, sprach und schrieb natürlich in Versen —

Welche Zeit mochte es denn sein? Er hatte gestern Abend vergessen, seine Uhr aufzuziehen, und sie stand still. Wahrscheinlich von dem Augenblick her, wie die Stimme gesagt, er sei nicht der Rechte.

Nein — das war ja in dem Traum gewesen —

Eilig stieg er die Treppe hinunter, sein Onkel befand sich nicht im Eßzimmer, sondern hatte sich schon zu einer botanischen Wanderung fortbegeben. Das erfuhr er von Trina Löffelholz, die ihm das Frühstück mit dem etwas anzüglichen Kommentar auftischte, zu ihrer Jugendzeit wär's nicht Brauch gewesen, für junge Leute zwei Stunden den Kaffee warm halten zu müssen. Aber sie brach plötzlich ab:

„Herr, du meine Güte, wie sehn Sie heut morgen aus den Augen, junger Herr? Was haben Sie denn drin, als ob Sie sie mit Putzpulver blank gescheuert hätten?“

„Ich? Nein — das gebrauche ich nicht dazu“ erwiderte er — „es wird wohl vom Hunger herrühren — ich bin sehr hungrig — und sehr durstig“. Und er bückte hastig seinen Kopf mit den merkwürdig aussehenden Augen auf die Tasse herunter.

* * *

Digitized by Google

Nun befand seine Uhr sich wieder im Gang, und auf die Zeiger schauend, stand er vor der Mauer des ‚verwunschenen Gartens', an der Stelle, wo er gestern Abend über sie hinaufgeklettert war; kein Weg führte hier an ihr entlang, die Strickleiter hing noch ruhig ebenso vom Astgeflecht nieder. Er hatte wohl ein dunkles Gefühl, das Thor könne möglicherweise gegenwärtig auf Anordnung der Fee nicht verschlossen sein, aber zu dem hin ließ sich bei Tage von dem verfallenen Hause der alten Seraphine Vortelmann, der fragwürdigen lebenslänglichen Nutznießerin des verwilderten Gartens, sehen, und er wollte um nichts, daß jemand ihn in diesen eintreten gewahre und etwa sich erkundige, was er drin suche. Das hätte auch seinem Onkel zu Ohren kommen können, und etwas weniger Angebrachtes ließ sich nicht wohl vorstellen.

Die beiden Zeiger seiner Uhr standen jetzt übereinander auf der Ziffer XII, genau richtig, denn zugleich kam von der Stadtkirche her ein Glockenschlag, doch nur dem harrend und aufhorchend angespannten Gehörssinn vernehmbar, wie ein Hall aus weiter Ferne. Das lag an der heißen Sonnenluft, die den Klang nicht aufnahm, um ihn fortzutragen, sondern ihn in sich, wie in einen mit zahllosen feinen Goldstäbchen vergitterten Behälter hineinschloß, durch dessen Lücken er nur mühsam mit geschwächter Kraft einen Ausweg fand. Sonst war kein Ton weithin und keine Bewegung; hohe Kornfelder standen mit reglos aufrechten Ähren, darüber hoben sich, von einem bläulichen Duft umschleiert, die Thalgelände und Bergspitzen auf. Nirgendwo war eine Arbeiterhand thätig, noch eine Menschengestalt sichtbar; alles Leben machte Mittagspause, am Eßtisch oder auf der Ruhbank, wie es immer zur hohen Sommerzeit um die Stunde geschehen, von der die Alten behauptet hatten, der große Pan suche sie sich zum Schlafen aus, und es sei am besten, seinem Beispiel Folge zu leisten.

Dazu jedoch empfand Engelhart Lindener keinen Trieb, er war trotz der so beschwerlich mit dem Bahndurchbruch durch die Wildnis verbrachten Nacht durchaus nicht schläfrig, und begab sich unerschrocken jetzt wiederum an die gleiche mühsame Arbeit. Zum erstenmal bei, wenn auch über ihm dicht verhängten Tageslicht, das aber doch die Anstrengung wesentlich erleichterte. Es zeigte ihm hier einen Durchschlupf, dort ein Hülfsmittel, undurchdringliche Astbarrikaden kletternd zu überwinden; fast nicht begreiflich erschien's ihm, wie er zweimal in der Finsternis hindurchgekommen sei. Doch augenscheinlich hatte er die Richtung von gestern nicht wiedergefunden; ein paarmal gelangte er plötzlich in unbekannte kleine Lichtungen heraus, auf die vom Zenith her die Sonne blendende Pfeile niederschoß; dann verstrickte er sich wieder in gründämmerndem Gewirr, bis er zuletzt, aber mals unerwartet, dennoch am Rand des Tempelplatzes dastand. Jetzt stellte der Bau sich deutlich als ein verwitternd-verfallender Pavillon dar, dessen Dach kaum noch von regenverwaschenen, geborstenen Säulen getragen wurde. Trotzdem indes sah er sich noch geheimnisvoller an, als in der Mondnacht, in nüchterner Wirklichkeit nur lag der Strohhut vor der vermoosten Treppe am Boden. Doch der Ankömmling war heut nicht von dem Zweck hergeführt worden, ihn wiederzuholen, streifte kaum einmal mit dem Blick über ihn hin. Seine Augen richteten sich erwartungsvoll nach den Stufen vor, allein sie waren leer, weder saß noch stand etwas Helles oder Dunkles auf ihnen; nichts als ein großer weißer Schmetterling gaukelte darüber hin, der plötzlich die Flügel zusammenschlug, und verschwand.

Wartete sie im Schatten des Gebäudes — oder war er zu früh gekommen — oder hatte ihm etwa beim Lesen der Schrift auf dem Blatt ein Trugspiel vor den Augen das Wort ‚Mitternacht' in ‚Mittag' umgestaltet? Hastig ging er über den Platz auf das alte Gartenhaus zu, stieg zum Innern hinauf. Hinter keiner Säule barg sich etwas, erschreckt kehrte er an den Außenrand zurück, stand nach Athem ringend, dann rief er, beinah ohne Wissen, laut: „Deodata!"

„Data — Data", klang's wunderlich als Antwort, und noch einmal leiser, weiter entfernt: „Data —". Wie eine klagend verhallende Stimme, daß es den Urheber des Rufes sonderbar überkam. Aber nachträglich erkannte er's, es war nur ein Echo seiner eigenen Stimme von den hohen Laubwänden gegenüber, und nun lautlose, hauchlose Stille wie vorher.

Da flog der Schmetterling wieder vor ihm, das einzig Lebendige. Er hatte mit zusammengeschlagenen Flügeln auf einer der Stufen unwahrnehmbar gekauert und breitete jetzt die großen blassen Schwingen auf's neue aus; ein Segelfalter war's. Schwebend von der Luft getragen, erschien er wie etwas Gewichtloses,

Digitized by Google

Unkörperliches, geisterhaft, als besitze das alles Irdische beherrschende Gesetz der Schwere über ihn keine Macht. So zog er Kreise um den jungen mittägigen Eindringling in dem ‚verwunschenen Garten‘; es gehörte in dieser schweigsamen Umgebung kein übermäßiges Phantasieaufgebot dazu, in ihm nicht nur das Sinnbild einer ruhlosen Seele, sondern eine solche selbst zu sehen, die hier suchend über einer Stätte, wo sie einst im Leben geweilt habe, hin und her schwebe.

Doch hielt Engelhart Lindener gewaltsam seine Sinne beisammen, nur wie der Falter jetzt von ihm abließ und langsam geradaus fortsegelte, ging's doch über sein Vermögen, sich von der Vorstellung frei zu machen, es sei ein Führer, der ihm in stummer Sprache ein Zeichen zum Nachfolgen gegeben. So schritt er hinterdrein, bald unter einem hohen grünen Gewölbe weiter, durch das da und dort blitzartig ein Sonnenfunke herabschoß, wie ein Goldpfeil sich ihm auf Hand und Gesicht schnellte; seinen Fußtritt hörte er nicht, ein tiefer, weicher Moosteppich überdeckte gleichmäßig den Erdgrund. Dann auf einmal nach der Halbdämmerung ward's wieder Licht, strahlend, gleißend, funkelnd, blendend — nichts als ein übermächtiges Gewoge von Licht, in dem der weiße Falter sich jetzt zergehend in völlige Körperlosigkeit, in Nichts auflöste.

Eine ihn fremd anblickende Lichtung hatte sich aufgethan, rund und von beträchtlichem Umfang. Damit erinnerte sie an die in der ersten Nacht von ihm angetroffene, war's jedoch nicht, der übermooste Springbrunnen in der Mitte, die Zwerge, Gnomen und Kobolde mit den greisenhaften Gesichtern fehlten und ebenso die von zerborstenen Sockeln abgestürzten Figuren am Kreisrand des offenen Platzes. Hier fand sich nichts von Menschenhänden gebildetes, nur unumschränkt herrschende und frohlockende Schöpferkraft der Natur. Ein traumhaftes Gefühl überwältigte die Sinne, wenn irgendwo auf der Welt, sei dies die Schlummerstätte des großen Pan.

Zunächst unterschieden die Augen winzig durcheinanderfließende grüne, goldige, weiße, purpurne Glanzmassen, die rundum den Rann umschlossen; dazwischen zitterte ein leichtes sich Auf- und Abwiegen kleiner goldener Lichtwellen. Dann erklärten die Gegensätze sich als von Syringen, Holunder, Rotdorn, Schneeballen, Goldregen herrührend. Alle standen, zu Baumeshöhe aufgewachsen, in höchstem Blütenschmuck und so lückenlos von diesem überdeckt, daß sie mit leuchtenden Farben bemalten Wänden glichen.

Den freien Platz darunter hatten einmal von Wegen durchkreuzte Beete mit Gartenpflanzen eingenommen, doch man erkannte es nur noch an dem, was von den letzteren, immer wiederkehrend, geblieben. Keine Linienbreite des Bodens ließ sich mehr gewahren, Wildwuchs hatte überall gleichmäßig von ihm Besitz ergriffen. Zu einer Wiese wundersamster Art war er geworden, einem bunten Gewoge von Sternblumen, Ranunkeln, Lichtnelken, Scabiosen; flammend breitete darüber der Wiesenbocksbart sein Abbild der Sonnenscheibe hin. Dazwischen aber strebten die ehmaligen Eigentümer des Grundes ihr altes Erbrecht zu behaupten; hochhäuptig sich aufhebend, blickten weiße Lilien und Feuerlilien wie in stummer aristokratischer Mißachtung auf den rings sie dicht umdrängenden unebenbürtigen Schwarm. Rosen und Iris in blauem Sammetkleid grüßten über das Gewirr zu ihren vornehmen Standesgenossen hinüber; wohin der Blick fiel, entdeckte er unter der Menge noch manch' andern Nachkommen mit adligen Zügen. Mit dem gleichen Lebenstrieb rang alles nach Licht und Luft, in lautlosem Kampf, auf den die große Sonnenmutter gelassen und lächelnd niedersah, als sei für sie kein Unterschied höherer und geringerer Art zwischen ihren tausendfältig an Gestalt und Antlitz ungleichen Kindern. Wohl konnten die Lilien und Rosen sich rühmen, daß sie den stärksten Duft um sich breiteten, doch von ihnen allein ging er nicht aus. Auch unter den Wildlingen mußten ohne äußeren Prunk viele zu ihm beitragen; süß und heimlich überallher kam er herauf, lagerte sich, die Sinne umstrickend, leis betäubend über dem Blütenmeer.

Und doch war dies noch nicht das Wunderbarste, noch Zauberischeres bot sich dem Auge darüber, ein unglaubliches, wenn auch regungsloses Leben. Jede der Tausende von Blüten ähnelte einer kleinen festlich hergerichteten Tafel, jedem Vorüberkommenden bereitet, ihn zu Gast ladend. Und unzählbare Gäste hatten sich eingefunden, verschieden gewandet, doch alle auch im höchsten Festschmuck. Zumeist Angehörige edelster Geschlechter: Als Vertreter der Ritterschaft die Papiliones Podalirius und Machaon, vom Hause Vanessa Polychloros, Cardui, Urticae, Jo und Atalanta, zahlreiche Mitglieder der großen Sippen Melitaea und Argynnis mit vornehmen

Digitized by Google

Namen: Athalia, Phoebe und Parthenia, Aglaja, Latonia, Niobe und Paphia, letztere alle in braungoldigen, auf den Unterseiten von perlmutternem Glanz belebt schimmernden Gewändern. Vom Parnaß war sogar Apollo in weißer, rotbestickter Tracht herabgekommen, doch alle überbot an fürstlicher Pracht die von schillerndem Blau umflossene Iris aus der reichen Patrizierfamilie Apatura. Zwischen diese Großen mischten sich hunderte des kleinen Volkes der Bläulinge und Feuerfalter, aber ebenfalls auf's Reizvollste gekleidet, und selbst die aus den niedrigsten Klassen stammenden Weißlinge hatten wenigstens sauber-frischeste Wäsche angelegt. Auf jeder breitblütigen Dolde waren zu halben oder ganzen Dutzenden grüne Sessen und blutrotbetüpfelte Zygänen gesellschaftlich versammelt; manchmal sahen aus einer Kelchtiefe die langen gewundenen Fühlhörner eines gelben Rüsselkäfers hervor, und in die Rosenblätter eingebettet flimmerten metallisch die goldgrünen Flügeldecken eines anderen, breitleibig mächtigen Angehörigen der großen Käfergattung auf.

Das Wundersamste aber war, daß alle diese sonst so rastlos flugfreudigen Durchsegler der Lüfte gegenwärtig ohne eine Regung auf den Blüten saßen oder hingestreckt lagen, die einen mit zusammengefalteten, die andern mit weit auseinander geschlagenen Schwingen. Mit dem großen Pan schienen sie zu schlafen oder sich zu fürchten, daß ihre leiseste Bewegung das atemlose Schweigen umher störe und ihn aus dem Schlummer wecke.

Oder hielt ein tiefer Zauberbann sie willenlos gefesselt — ?

Ja, das war's — es durchlief Engelhart Lindener plötzlich — der Bann des Hochsommermittags.

Nicht die Mitternacht im weißen Mondlicht, dies war, in der grabesschweigsamen Sonnenglanz Ruhe, die wirkliche Geisterstunde, beängstigend, atemraubend, überschauernd geheimnisvoll.

Wenn er das alles sich so vorzustellen vermocht hätte, wäre er um nichts hierhergekommen.

Er wagte nicht, sich zu rühren — eine Knabenerinnerung faßte ihn an — zu dieser Stunde an solchem Ort ging das Mittagsgespenst um, bei dessen Anblick man — er wußte nicht, was — aber es war entsetzlich —

Da — sein Mund wollte einen Schrei ausstoßen, doch brachte er keinen Ton aus der Kehle hervor — von rückwärts her hatte ihn etwas angerührt, griff jetzt nach seiner niederhangenden Hand. Ein Schwindel zog ihm vor die Augen, doch riß der Schreck ihm bewußtlos den Kopf zur Seite herum —

Nein — so sah doch wohl das Mittagsgespenst nicht aus, oder wenigstens hatte er es dann schon einmal in durchaus nicht unheimlicher Umgebung wahrgenommen. Neben ihm stand eine junge Dame in eleganter Kleidung mit einem von weißen Straußfedern überwallten Hut, von dem ein blauer Schleier niederhing und ihr Gesicht verdeckte. In der Linken hielt sie einen Sonnenschirm aus kirschroter Seide und mit der Rechten seine Hand, an der sie ihn, ohne eine Äußerung dabei zu thun, seitwärts mit sich fortzog. Etwa eine Minute lang, in der er sich willenlos ziehen ließ, dann stand sie still, streckte deutend einen Finger aus und sagte: „Da!“

Er folgte mechanisch mit dem Blick der Richtung, und zugleich flog ihm nun der vorhin steckengebliebene Schrei über die Lippen, aller dings von einem Schreck herrührend, doch von einem völlig andrer Art, als sie einem plötzlich auftauchenden Mittagsgespenst zukam. Der vorgestreckte Finger wies nach einer laubenähnlichen Öffnung, über der sich verschattend ein dichter Goldregen-Blütenbusch niederbog, doch nicht so tief, daß er den Zugang völlig verdeckte, sondern etwas auf einer Rasenbank Sitzendes wahrnehmen und auch als ein junges Mädchen in hellblauem Kleid und mit einem schmalen, blondhaarigen Köpfchen erkennen ließ. Indeß schon im nächsten Augenblick nicht mehr sitzend, denn bei dem Ton, der die leblose Stille durchklungen, flog sie in die Höh', brachte zugleich zwei aus dem Schatten wundervoll hervortauchende blaue Augensterne zum Aufleuchten und stieß einen ängstlichen Ruf aus:

„Friederike!“

Darauf blieb es einen oder zwei Atemzüge lang wieder ganz still, dann ertönte aus einiger Entfernung von dem jungen Geologen eine Antwort: „Zo heiße ich nicht, ich heiße Deodata und habe hier garnichts mehr zu thun“, und hinterdrein klang das Rauschen eines durch Busch werk fortraschelnden Kleides.

* * *

In der sonnenschwülen Lichtung saßen und lagen unbeweglich alle Falter auf den Kelchen

Digitized by Google

und Dolden der märchenhaften Gartenwiese, die beiden einzigen Dinge, die Regungen ausgeführt, waren Engelhart Lindener und das hellblaue Kleid gewesen, letzteres offenbar von einem gewaltsamen Drange getrieben, irgendwohin zu verschwinden. Aber, ihm den Ausgang versperrend, war er zuvorgekommen, und es hatte sich, genötigt, vom vergeblichen Fluchtversuch abzulassen, scheu so tief als möglich ins Innere der kleinen Laube zurückgezogen. Dort hob es sich in aufrechter Haltung vom Boden, über ihm blickten stumm erschrockene Augen, nur die Wangen zeigten nicht die gewöhnliche Farbe des Schreck's. Sie waren nicht blaß, sondern rosig, und noch mehr, sie überzogen sich sogar mit einem dunkel anwachsenden Rot.

Der vor dem Laubeneingang Stehende hielt ebenfalls den Blick stumm auf sie verwandt, und zunächst unterlag's ihm nicht dem allergeringsten Zweifel, dies Gesicht sei das nämliche, das der Mond ihm gestern über dem griechischen Gewand gezeigt habe. Dann gesellte sich die Empfindung hinzu, es besitze über dem blauen eigentlich eine noch erhöhte Lieblichkeit, und in Übrigen komme der Farbe, dem Schnitt und dem Stoff eines Kleides, der bei diesem nicht gerade kostbar erschien, nicht die leiseste Bedeutung zu. Und als ganz unanrührbar gewiß; klopfte das Herz ihm, er stehe vor dem Einzigen, dessen wirkliches Vorhandensein auf der Welt für seine eigene Lebensexistenz eine unumgängliche Notwendigkeit bilde.

Nur faßte Eines dabei mit einer schrecklichen inneren Unruhe an, daß dies Einzige augenscheinlich eben wieder gerade so wie gestern vor ihm davonzuflüchten beabsichtigt hatte, und diese abermalige Erkenntnis ließ ihm als erstes jetzt unwillkürlich, ohne irgendwelchen Bedacht vom Mund kommen:

„Hast Du denn gar kein Verlangen wie ich — ich meine, zu bleiben, wenn ich da bin?"

Diese Anrede an ein großes, erwachsenes, fremdes Mädchen mochte freilich nicht bräuchlich sein, aber sie war doch selbstverständlich-natürlich. Man konnte nicht anders zu der sprechen, die man in den Armen gehalten und — wenn auch wohl nicht in Wirklichkeit — doch im Traum geküßt hatte. Allerdings wußte sie von dem letzteren nichts, und er fügte es deshalb rasch als Erläuterung hinzu:

„Heute Nacht im Traum war ich wieder mit Dir zusammen und —"

Aber das, sowohl die erste Äußerung wie die zweite, traf augenscheinlich nicht das Richtige, sie über ihr Festgehaltenwerden durch ihn zu beschwichtigen, denn die Röte ihres Gesichts schlug jetzt plötzlich zu Flammen über die Stirn bis an den Haarrand hinan auf, und sie brachte wie stockend hervor:

„Lassen Sie mich gehen — Herr — Lindener —"

Höchlichst überraschend war's, sie kannte seinen Namen — doch damit zugleich kam's ihm, er kannte auch etwas an ihr, das blaue Kleid. Das hatte er schon einmal gesehen, zwar nur ganz flüchtig, wie durch ein Gitterwerk von Sonnenstrahlen, und er entsann sich auch, es war irgendwo eilig in einen Spalt oder eine Thür hineingeschlüpft und verschwunden. Ja, in eine kleine Thür — dabei wurde ihm auch etwas im Ohr wach, der vielstimmige Ruf eines Namens oder Wortes, das ihm gleichzeitig ins Gedächtnis und laut über die Zunge geriet:

„Draba — Draba muralis —"

Wie er's so aussprach, veränderte sich aber etwas an dem schmalen Gesichtchen vor ihm, nicht gleich erkennbar, was, doch dann sah er's, die langen Wimpern der blauen Augen hatten sich ein paarmal hastig hin und her geschlagen, jetzt quoll ein heller Tropfen an ihnen hervor, und halb erstickt klang eine leis schmerzlich zitternde Stimme:

„Das ist — ist nicht gut von Ihnen —"

„Ja — bist Du das —?"

Er hatte auf der Zunge, „Mauer-Hungerblümchen" zu sagen, erschrak jedoch heftig beim Anblick der beiden schimmernden Thränen und verbesserte rasch: „Wohnst Du in dem Häuschen auf der Stadtmauer und heißt —?"

Den Namen fand er indes nicht mehr und sprach nachsuchend vor sich hin: „Wie sagte mein Onkel doch —?"

Nun nahm sie sich zusammen und versetzte: „Ja, dort wohne ich und heiße Almut Farnbühl. Und jetzt lassen Sie mich fort, Herr Lindener — meine Großmutter wartet auf mich."

Von ihrem Gesicht hatte sich die hochrote Farbe verloren, es war wieder blaß geworden, und den Fuß vorsetzend, wollte sie gegenwärtig sichtlich den Versuch erneuern, an ihm vorbei aus der Laube davonzukommen. Mechanisch aber streckte er eine Hand vor, um sie zu halten, und davor wich sie bestürzt wieder zurück. Doch erschrak er gleichfalls darüber und wußte nichts zu sagen, als:

Digitized by Google

„Woher weißt Du denn meinen Namen?“

„Ich habe Sie ja als Knaben oft gesehen —“

„Und hast mich wieder erkannt?“

„Gestern Abend schon — im Mondlicht — ich dachte mir, Sie müßten es sein.“

„Wie — weshalb kamst Du denn gestern Abend — und in dem Kleid — hierher?“

Merkbar lag's ihr selbst dran, darüber Aufklärung zu geben, denn sie erwiderte schnell:

„Friederike bat mich, ich möchte es anziehen und mit ihr in den Garten gehn — als Kinder haben wir hier oft zusammen gespielt, sie konnte ja immer herein — und ich dachte garnicht daran, daß jemand kommen und mich so sehen könnte. Und heut' Morgen noch weniger — Friederike hatte mich ab und sagte —“

„Wer ist den die Friederike?“

„Meine Freundin, Friederike Bortelmann, sie ist ein paar Tage zum Besuch bei ihrer Tante hier. Sie war's auch zu Ihrer Zeit, aber Sie erinnern sich natürlich nicht, denn Sie hatten ja keinen Verkehr mit ihr — wie mit mir nicht.“

„Und war sie die — die Dame mit den weißen Federn und dem roten Sonnenschirm, die vorhin bei mir stand?“

„Ja.“

„Aber sie antwortete doch auf Deinen Ruf, sie heiße nicht Friederike.“

„Für mich thut sie's natürlich doch noch, wenn sie sich sonst auch einen andern Namen gegeben hat.“

„Wie nennt sie sich denn sonst?“

„Deodata Blanchart.“

Im Kopf Engelhart Lindeners entstand ein kleiner Kreiswirbel, der sich drin herumkräuselte. Er wiederholte: „Deodata —“, doch Alumt Farnbühl hatte jetzt die Erläuterungen, die sie erteilen wollte und mußte, beendigt und sagte zum drittenmal:

„Bitte, nun lassen sie mich nach Hause, Herr Lindener —“

Damit aber löschte sie in dem jungen Geologen alles Nachgrübeln über die rätselhafte Deodata mit jedem Gedanken an diese aus und ließ ihn in schreckhafter Hastigkeit entgegnen:

„Nein, bleib' noch — Du sagtest vorhin, ich wäre nicht gut — ich finde an Dir auch etwas nicht hübsch — ganz allein das Eine — wir waren doch Nachbarskinder — daß Du mich so anredest —“

„Ja, Sie haben doch keinen andern Namen angenommen — wie sollt' ich's denn sonst?“

„Da nimmst Du's wohl übel, daß ich Dich ‚Du‘ genannt — ich hät's aber garnicht anders können — und hielt's für selbstverständlich, daß Du es ebenso thätest —“

Daraus sprach ein klein bischen Logikmangel, denn als er sie zuerst so angeredet, hatte er noch nicht gewußt, wer sie sei. Ob Alumt Farnbühl das empfand, oder weshalb sonst, jedenfalls färbte sich ihr Gesicht wieder mit einem rosenartigen Schimmer, sie erwiderte nichts, doch atmete merklich etwas beklommen, während Engelhart fortfuhr:

„Ich muß Dich auch noch um Verzeihung bitten — für das, was ich gestern Abend — aber ich konnte in dem Augenblick auch nicht anders — und wußte ja nicht, daß Du es wärest — und daß Du so große Abneigung vor mir hättest. Aber würdest Du mich denn — ja, zum Beispiel — im Traum, würdest Du mich da auch so nennen?“

Besonders viel logischer Zusammenhang ließ sich ebenfalls in diesen sprachlichen Hervorbringungen Engelhart Lindeners nicht auffinden, doch mit dem kleinen Wörtchen ‚Traum‘ mußte es eine absonderliche Bewandtnis haben, denn ganz unverkennbar bildete es, wie schon einmal vorher, den Anlaß, daß wiederum rote, förmlich auflohende Flammen über die Wangen und Stirn Alumt Farnbühls in die Höh' schlugen. Dagegen schlug sie die Augenlider fast hernieder, daß plötzlich die beiden blauen Grenzjauchelche aus der Laube fortschwanden — der Vorgang erinnerte ein wenig an die Fabel, die man dem guten Vogel Strauß aufbürdet, daß er glaube, wenn er den Kopf wegstecke und nichts mehr sehe, so werde er auch nicht gesehen — und im nächsten Augenblick begab sich außerordentlich Wundersames und Märchenhaftes.

Hatte irgendwo eine Glocke ein Uhr verkündet und daß die mittägige Geisterstunde vorüber sei? Wie plötzlich aus dem Zauberbann gelöst, tummelten mit einem Schlage zu Hunderten und Tausenden alle Falter von den Blüten, Kelchen und Dolden empor, schlangen sich, er löften, beflügelten Elfen gleichend, zu einem tanzenden, schwebenden, schillernden und leuchtenden Reigen durcheinander, doch richteten sämtlich dabei die Augen nach dem goldenen Vorhang der kleinen Laube hinüber, in deren sonniger Dämmerung Engelhart Lindener das

Digitized by Google

Nämliche that, was er gestern in der Mondnacht gethan. Denn er hob seine beiden Arme hoch auf und schlang sie um den Nacken Alumt Farnbühls zusammen, die wohl diesmal dadurch so von Schreck übermannt wurde, daß sie weder einen Schrei ausstieß, noch sich loszuringen suchte, sondern nur, zitternd und herzklopfend, ihren Kopf mit den noch straußenartig zugedrückten Augen an der Brust des jungen Geologen versteckte.

* * *

Dann verging eine Zeit, oder eigentlich war's für die beiden auf der Rasenbank Sitzenden keine Zeit, höchstens in ihrem Fortschritt daran erkennbar, daß sie wohl vorhanden gewesen sein mußte, um Engelhart zu ermöglichen, so häufig das auszuführen und zu wiederholen, was er gestern nicht in der Wirklichkeit, sondern nur im Traum an der Lagerstatt Dornröschens gethan hatte. Aber trotzdem zeigte er sich dazu jetzt auch in der Wirklichkeit und ungeachtet alles bisherigen Erfahrungsmangels ausnehmend mit natürlicher praktischer Begabung beanlagt, und ganz offenbar war er doch der Rechte! Denn darüber beliefen auch die Lippen Alumts, ohne es mit Worten auszudrücken, nicht den leisesten Zweifel. Sie thaten, was sie mit überraschend hurtiger Erkenntnis, thun zu müssen, eingesehn, und legten gleichfalls ein so schnelles Verständnis dafür an den Tag, als ob sie sich durch ihren ganzen Lebensverlauf bis zu dieser Stunde einzig darauf vorbereitet gehabt hätten. Das konnte freilich nur im allgemeinen, nicht im engeren Sinn der Fall gewesen sein, doch das Warum und wie es in noch nicht vierundzwanzig Stunden so habe geschehen können und müssen, fanden die Lippen nicht Muße, zu erklären oder fanden sich auch sonst vorderhand nicht bemüßigt dazu. Und augenscheinlich sahen ebenfalls die Falter jedem erläuternden Kommentar als durchaus überflüssig an, dagegen den Thatbestand ohne Angabe von Gründen als im höchsten Maße naturgemäß, erfreulich und vor allem der köstlichen Junimittagsstunde genau entsprechend.

Dann trat indes doch einmal eine Zeit wieder ein und brachte eine unwillkürliche Frage Engelharts mit sich:

„Wer ist denn Deodata — wie sagtest Du — Blanchart?"

Worauf Alumt mit Wangen, die in der Färbung völlig einer Centifolie glichen, und mit granatrot aufgeblühten Lippen antwortete:

„Sie ist ja Schauspielerin geworden — dazu hatte sie als Kind immer schon Anlage — und mußte deshalb einen schönen, klingenden Namen annehmen —"

Doch in den Schluß tönte das Rauschen eines Kleides hinein, und vor der Laube erscholl eine Stimme:

„Ihr spürt natürlich nichts Irdisches in Euch, ich habe aber nachgerade ein Magenknurren, daß ich nächstens anfange Baumrinde zu nagen."

Dazu lachte die Sprecherin mit sehr weißen Zähnen eines nicht eben besonders feinen, aber für Bühnenwirkung äußerst günstig zugeschnittenen Gesichts, und mit der Hand winkend, da ihre beiden Zuhörer eine erschrockene Bewegung gemacht, sich gegenseitig loszulassen und vom Sitz aufzuspringen, fuhr sie wohlmeinend fort:

„Geniert Euch vor mir nicht, Kinder, dafür bin ich gar keine Respektsperson und gottlob eine alte Tante auch noch nicht. Was Du von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück, und um diese ersten Minuten ist's besonders schade, das weiß ich recht gut und war darum auch nicht so grausam, Euch früher zu stören. Nun aber könnt Ihr auf den Appetit von Mitmenschen auch ein bischen Rücksicht nehmen, mir ist's, als hätt' ich mit Ugolino im Hungerturm gesessen. Kennen Sie das fürchterliche Gericht, Gedicht wollt' ich sagen, von Gerstenberg? nur daß es an Gerstensuppe erinnert ist angenehm, hätt' ich sie bloß hier! Ich sehe, es ist ja auch alles bei Euch in Ordnung, wenn's gestern Abend auch schien, als wäre meine Regiekunst umsonst gewesen. Aber man muß solches Stück nur geschickt weiter in Scene setzen, und ich sagte mir, die Hauptsache ist, beide erst einmal eine Nacht voneinander träumen zu lassen." Das letzte äußerte Rike Bortselmann oder Fräulein Deodata Blanchart ohne einen Hintergedanken oder bezweckte jedenfalls keineswegs das damit, was sie absichtslos veranlaßte, daß nämlich Engelhart Lindener und Alumt Farnbühl jetzt plötzlich aufsprangen, sich wechselseitig groß in die Augen sahen und beide zugleich die nämliche Frage vom Mund brachten: „Hast Du heut' Nacht auch von mir geträumt?"

Darin war, wenigstens auf Seiten Alumts, ein kleines und sonst höchst unscheinbares Wörtchen zu viel, nämlich das ‚auch', und diese ihr etwas zu nachträglich aufgehende Erkenntnis versetzte noch einmal ihre Wangen in einem lebhaft brennenden Zustand. Im übrigen dagegen

Digitized by Google

ging in dankenswerter Weise von dem kleinen Wort ein erhellendes Licht über den Laubenvorgang aus, insoweit an diesem noch nicht recht aufgeklärt gewesen, aus welchem Grunde eigentlich das Verhalten Almut Farnbühls den' sich um ihren Nacken legenden Armen gegenüber heut' Mittag so eigentümlich von dem gestrigen Abweichendes gezeigt habe. Engelhart Lindener aber, so vollkommen klar er sich hinsichtlich der Hauptsache war, befand sich immer noch in einer nur schwachen Verständnisdämmerung in Bezug auf eine Nebensächlichkeit, nämlich die junge Dame in dem modisch eleganten Kleid und Federhut. Und so sah er sie großverwundert an und brachte von den Lippen: „Ja — aber wer — und wie — und was —?"

Das bildete wohl keine sich gerad' deutlich ausdrückende Frage, doch diejenige, der sie galt, faßte nichtsdestoweniger ihre Absicht in richtigster Weise auf und antwortete lachend:

„Ich hielt eine Kostümprobe für meine Rolle in dem neuen Stück, worin ich das nächstemal auftreten soll — es paßte alles genau, die Mondnacht, der Tempel, die Wildnis drumherum — großartig insceniert — und da kamen Sie mir auch noch wie auf's Stichwort zu paß, der leibhaftige Polydor —"

„Ein Stück —?" wiederholte der junge Geologe noch ziemlich in der gleichen Begriffsverfassung.

„Ja, ein schreckliches Rührstück — ‚Theophil und Deodata' — mehr blühender Unsinn und noch unmoralisch dazu, denn schließlich geht sie doch natürlich mit Polydor durch. Na, das spürte ich, bei Ihnen hatt's freilich keine Gefahr — schmeichelhaft war's eigentlich nicht für mich, aber der Spaß lohnte sich doch."

„Ein Rührstück, in dem ich —" im Augenblick fiel Engelhart nichts Andres ein, als abbrechend mit nochmaliger Wiederholung hinzuzusetzen: „Aber wenn es ein schreckliches Rührstück ist — warum wollen Sie's —?"

„Mir würd's nicht einfallen — nur weil's mir auf den Leib geschrieben ist, oder wenigstens auf den Namen. Ich habe das Vergnügen mich Ihnen etwas verspätet ebenfalls vorzustellen: Deodata Blanchart, erste Liebhaberin — wer's will, ist mein Bräutigam, der Verfasser und zugleich erster tragischer Held. Er spielt selbstverständlich den Theophil, zuletzt vollständig furibund mit vergiftetem Dolch — eine schauderhafte Mordgeschichte — freuen Sie sich, daß Sie nicht wirklich Polydor sind und die Almut kein so armes Wurm wie ich am Ende."

Da war nun allerdings das Meiste, wenn auch nicht eben von übermäßig romantischem Licht umgossen, klargestellt, bis auf Eines, das aus dem letztgenannten Namen gleichsam heraus und in weiterer Folge dem beglückwünschten Stellvertreter der Polydor-Rolle von der Zunge sprang: „Doch wie kamen Sie darauf, gestern Abend statt Ihrer Almut in dem griechischen Kleid —?"

Darauf fühlte zuvörderst diese selbst sich veranlaßt zu antworten und schon einmal Gesagtes schnell nochmals zu wiederholen: „Ich hatte keine Ahnung davon — gestern und heut' nicht — Friederike war an allem Schuld —"

„Na, heute — köpfen lassen würd' ich mich nicht gerade darauf, ein Frauenzimmer bin ich am Ende auch. Aber sie spricht lautre Wahrheit — ‚dies Kind, kein Engel ist so rein' — und die Schuld will ich denn zu meinen andern Schulden auf mich nehmen, ich wollte nur, sie wären nicht größer. Man hat ja mal einen guten Einfall — wie ich gerad' auf diesen gekommen, weiß ich wirklich im Augenblick nicht zu sagen — ist ja auch ganz gleichgültig — wenn Ihr aber jetzt nicht Eure Füße mit in die Hand nehmt, lasse ich Euch gefälligst allein hier, denn die Verantwortung, daß mit Deodata Blanchart der hoffnungsvollste Zukunftsstern der deutschen Bühne um Euretwillen verhungert, kann Friederike Borstelmann nicht auf sich laden."

Eine wirkliche Antwort auf die letzte Frage Engelharts hatte die junge Schauspielerin damit nicht gegeben, sondern nur ein bischen drum herum gesprungen, etwas an die Geschichte von der Katze und dem mit der Zunge nicht anrührbaren Brei erinnernd. Aber sie hatte unfraglich recht, daß es nichts Gleichgültigeres gebe, als eine Nachforschung, wie und wodurch man zu höchster Glückseligkeit gekommen sei, und außerdem eignete sich dieser Augenblick auch keineswegs dazu. Denn da sie sich gleichzeitig mit ihrem letzten Wort vorwärtsbewegte, überkam sichtlich die beiden in der Goldregenlaube Stehenden ein gleichmäßiger Schreck, sie könne ihre Drohung ausführen, und so unbekümmert sie vorher die Zeitlosigkeit miteinander auf der Rasenbank verbracht hatten, schien sie jetzt doch die Vorstellung, zu dieser Stunde allein in dem ‚verwunschenen Garten' zurückgelassen zu werden, wie etwas Unheimliches anzurühren.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Semmeljettes Glückstag.

Eine Skizze aus Ostpreußen.

Von Wanda von Bartels.

Regen, nichts als Regen. Von den Birken, die zu beiden Seiten der Chaussee stehen, fallen die gelben Blätter, eines nach dem andern. In dicken leuchtenden Klumpen preßt der Wind sie gegen die violett-roten Haufen von kleingeschlagenem Granit, die zur Ausbesserung der Straße vorsorglich bereit liegen. Sie sehen wie Gräber aus, wie sie da so regelmäßig zwischen den weißen Birkenstämmen stehen.

Wunderlich giftig grün gefärbtes Gras wächst um die Steinhaufen und drängt sich durch die gelben Blätter, die Wind und Regen daran festhalten. Große tiefbraune Herenpilze wuchern in ganzen Heerzügen von den Birken ab, bis in den sauber ausgestochenen Chausseegraben und drüben am Grabenrand wieder aufwärts, bis zu den braunen glänzenden Ackerschollen.

Kein Mensch weit und breit. Nichts als Regen, der so einförmig und stetig niederrauscht, daß auch der Harmloseste unter uns am Ende einsiehen müßte, daß er erst aufzuhören beabsichtigt, wenn die Novemberkälte ihn in Schneeflocken wandelt.

In den obersten Ästen der Birken sitzen die Krähen, mit den Schnäbeln gegen den Wind. Es ist eine gute Aussicht von da oben; über die braunen Sturzäcker und die jungen Saatfelder, aus denen der Regen in weißen Nebelstreifen wieder aufsliegt; über das Flüßchen zwischen den Erlenbäumen, die noch so grün aussehen, wie im Sommer; und hauptsächlich über die Chaussee, die in leisen Wellen sich schier endlos hinzieht, bis hinunter an das Haff.

Manchmal stößt eine von ihnen, schwerfällig durch den Wind taumelnd, hinab in die Furchen des Sturzackers, die andere hinterher; aber das Mäuslein, auf welches sie es abgesehen hatten, ist längst wieder in seinem regensassen Haus und die Krähen haben das Nachsehen. Ein Weilchen gehen sie dann kopfnickend auf dem Acker hin und her, bis die erste mit „krah krah" wieder auffliegt in die obersten Äste der Birken, worauf alle andern dasselbe thun: und dann sitzen sie oben im Regen und der kalte Novemberwind rüttelt die Birken und zaust der Krähen schmutziges Gefieder, wie zuvor, ohne daß das eine, wie das andere einen besondern Eindruck auf sie machte.

Endlich taucht auf der Chaussee ein Punkt auf, ganz weit noch, das heißt, so weit der Regenschleier zu sehen erlaubt, und dieser ist dicht und grau genug. Die Krähen werden unruhig, spähen scharf in den Dunst hinein und fliegen am Ende ein paar Bäume weiter landwärts, denn der Punkt, der sich langsam nähert und größer wird, ist ein Mensch und kommt von der Haffseite. Dann aber besinnen sie sich und mit lautem Gekrächz fliegen sie dem Punkt entgegen, als wollten sie ihre übereilte Flucht wieder gut machen, denn, seht Ihr, was da naß und in ein großes dreieckiges Regentuch vermummt herankommt, ist ja die Semmeljette, ihre gute alte Bekannte.

Was für Wege haben sie schon zusammen gemacht, die Semmeljette und die Krähen, Tag für Tag und Jahr für Jahr, in Sonnenbrand und Sturm. Die Semmeljette mit dem großen Korb voll Semmeln auf dem Rücken und einem kleineren auf der Brust, beide in ein großes Laken eingebunden, mit kurz geschürzten Röcken, unter denen im Winter hohe Männerstiefel zu sehen sind, im Sommer blaue Strümpfe und Holzschuhe. Sie trägt die Semmeln aus der kleinen Stadt auf die Landgüter der Umgegend, die Semmeln und die Neuigkeiten und ihr rotbackiges altes Apfelgesicht mit dem blonden glatten Haar unter dem hellen Kopftuch wird überall gerne gesehen, von den einen wegen der Semmeln, von den andern wegen der Neuigkeiten.

Digitized by Google

Daß die Krähen sie verkennen konnten! Es ist zum Erstaunen, denn die beiden Körbe machen eine so wunderliche Figur aus der Semmeljette, als nur möglich.

Ja, für gewöhnlich. Aber heute, wie sie langsam durch den Regen auf der Chaussee entlang geht, ist es den Krähen nicht zu verdenken, daß sie vor ihr, wie vor einer Fremden, davonflogen, denn die Semmeljette geht ohne Körbe.

Als wollten die Krähen ihren Irrthum vergessen machen, fliegen sie dicht um sie her und dann, wie sie fortschreitet, von Baum zu Baum mit ihr, die ganze endlose Chaussee entlang, von Thal zu Hügel, auf- und abwärts, während der Nordwind die gelben Birkenblätter auf sie niederschüttet und der Regen auf sie herunterrauscht.

Ab und an tauchen die Gehöfte der alten Rittergüter aus dem nebligen Dunst auf, vornehm in sich abgeschlossen, ernst und schweigsam daliegend, inmitten ihrer Wirtschaftsgebäude, wie in einer Festung; etwas abseits die Wohnungen der Arbeiter, aus denen schon hier und da eine Lampe schimmert, denn das bischen Tageslicht ist im Verlöschen.

Das Weib, das der Novembersturm vor sich hertreibt, achtet nicht darauf, denn ihre Gedanken sind bei den Papieren, die sie sich heute aus ihrem Geburtsdorf, weit drunten am Haff hat holen müssen. Sie kann sie nicht lesen, diese Papiere, aber sie liebt sie und ihre Hand gleitet unter dem triefenden Wolltuch mehr als einmal prüfend nach ihrer Tasche, um das Knittern derselben zu fühlen, denn die Papiere sollen morgen aus der wanderunden Semmeljette eine ehrliche seßhafte Frau machen. Und das ist eine Sache.

Was ist Regen und Novembersturm gegen die Gewißheit, daß „Er“ sie nun nicht mehr vor die Thür jagen kann, wie einen alten Hund, wie er es ihr hunderte von Malen gedroht hat, in all den Jahren, seit sie beisammen sind. Die Papiere geben ihr ein Dach über den Kopf, auch wenn er betrunken ist, wie gewöhnlich; und das Recht auf ein Unterkommen in dem Gut, wo er jetzt arbeitet, auch wenn der Branntwein ihm den Tod giebt und sie allein zurückbleibt.

Und darum ist dieser Tag, trotz Regen und Wind Semmeljettes Glückstag, weil sie nun endlich alle diese herrlichen Papiere hat beschaffen können.

Von dem schweren Wolltuch rinnt das Wasser in die Fersen ihrer Holzschuhe und die nassen Röcke aus selbstgewebtem Zeug legen sich bei jedem Schritt hemmend um sie her, trotzdem der Wind sie vorwärts treibt. Sie merkt es nicht.

Die fliegenden Wolken haben das Licht verschlungen, lange ehe es Zeit war und die Krähen sind fort. Die weißen Birkenstämme neigen sich phantastisch gegen einander, wie der Sturm sie rüttelt, und die Blätter fliegen wie Fledermäuse durch die Stille, wenn der Regen einen Augenblick nachläßt und der Wind Atem holt. Endlich ganz im Dunkeln biegt die Semmeljette von der Chaussee in den Landweg ab, der zu dem Gute führt, in welchem sie wohnt. Der aufgeweichte Erdboden schlägt über ihren Holzschuhen zusammen, sowie sie mit dem ersten Schritt von der gepflasterten Straße abweicht und ihr Gehen wandelt sich in mühseliges Kneten. Aber sie macht sich nichts daraus, denn vor ihr schimmern die Lichter aus den kleinen blinden Fenstern des Arbeiterhauses, zu dem sie hinstrebt und wenige Minuten danach legt sie, schweißtriefend vor Anstrengung, ihre Hand an den eisernen Thürriegel, der zu ihrer Wohnung führt und öffnet.

Drinnen ist es ganz dunkel, nur der matte rötliche Schein aus einem der Nachbarfenster zeigt in verwischten Umrissen das Fenster. Vorsichtig tappend sucht sie Streichhölzer auf dem Fensterbrett und entzündet die Lampe, die ein bischen wacklig auf dem unebenen Lehmfußboden steht.

Das qualmende rötliche Licht zeigt die dunkelrot gestrichene Kommode und einige Stühle, den großen Ofen mit der halbrunden Höhlung, die zum Kochen dient und das Himmelbett mit den rot und weiß karrierten Vorhängen.

Von diesen ist der eine halb abgerissen und zum Teil darein verwickelt, mit dem struppigen Kopf an das Bett gelehnt, liegt der am Boden und schnarcht, der morgen Semmeljettes Gatte werden soll.

„Karl Pintal, Karl Pintal,“ sagt sie halblaut vor sich hin, „all wedder besope.“

Und vorsichtig nimmt sie die alte Selterwasserflasche, die leer neben ihm am Boden liegt und stellt sie hinter den Ofen. Alles ganz ruhig, ohne Ärger, ohne Stannen oder Schreck, denn sie ist es gewohnt so in all den vielen Jahren, seit sie beisammen sind. Jeden Abend dasselbe.

Digitized by Google

Das ist nun einmal so. Wer soll da etwas ändern.

Darum geht sie auch, ohne sich mit ihm aufzuhalten, in die Kammer nebenan und kommt nach einem Weilchen trocken angezogen und mit den kostbaren Papieren in der Hand zurück, die sie dicht neben sich auf den Tisch legt, damit sie sich daran erfreuen kann, solange die Lampe brennt.

Dann nimmt sie die ganze Schürze voll Kartoffeln und beginnt sie für morgen zu schälen, eine nach der andern, eine nach der andern und die qualmende Lampe bescheint ihr zufriedenes glückliches Gesicht, macht die Papiere leuchten und wirft einen tiefen Schatten nach der Gegend, aus der des Trunkenbolds Schnarchen kommt.

Es ist so friedlich, als man es nur wünschen kann. Aber nicht lange.

Kichernde Stimmen vor der Thür und halblautes Stille heischen. Hände probiren den Riegel, ob er die Thür geschlossen hält und eine Menge von Nasen drücken sich gegen die Fenster scheiben.

Semmeljette horcht und dann strahlt ihr altes faltiges Antlitz, als sie allmählich begreift, was das alles bedeutet, denn, o du glückseliger Tag! sie wollten ihr einen richtigen Polterabend machen, wie es sich gehört für eine ordentliche Hochzeit.

Richtig, da saust ein Korb voll Scherben gegen die Thür, ein mächtiger Waschkorb voll, daß alles klirrt und kracht und dann fliegt die Thür auf und hinter dem Scherbenhaufen steht kichernd das ganze Dorf, voran das Stubenmädchen aus „dem Hof", wie sie das Herrenhaus nennen.

Die Ehre ist so überwältigend, daß die Semmeljette üben bleibt, wie angenagelt und kein Wort hervorbringt, aber das Getöse der Scherben hat Karl Pintal so weit zu sich gebracht, daß in seinem umnebelten Hirn so etwas wie eine Ahnung aufgeht, er müsse sich jetzt als Herr der Situation zeigen.

Schwerfällig wälzt er sich herum auf seinem Platz, zeigt mit schwankendem Arm nach der Thür und lallt mit schwerer Zunge: „Lieb ihr 'n Dittchen, lieb ihr 'n Ditt —"

Aber die Geister des Branntweins sind stärker, als sein Wille. Sie übermannen ihn, ehe er geendigt und murmelnd sinkt er zurück gegen die Bettkante.

Da verstummt das Kichern.

Sie waren gekommen, um mit dem alten Paar einen Scherz zu treiben; als sie aber in Semmeljettes glückliches Gesicht sehen, wie sie halb stolz, halb beschämt sich für die Ehre bedankt, die man ihnen angethan, da hat niemand den Mut das alte Weiblein zu enttäuschen.

Mit verlegenem Lachen nimmt das Stubenmädchen, die den Scherbenkorb geworfen, das von der Sitte vorgeschriebene Zehnpfennigstück in Empfang, stottert einen Glückwunsch und verschwindet. Desgleichen die übrigen Zuschauer; alle etwas enttäuscht über diesen unerwarteten Ausgang.

Nicht lange und die Thür ist zu, die Menschen sind fort und der Regen fällt auf den Scherbenhaufen und gegen die Fensterscheiben. Auf dem Fußboden liegt der Mann, schlimmer als ein Tier, und neben dem Tisch, im Schein der qualmenden Lampe, sitzt sie und schält Kartoffeln für morgen, eine nach der andern, eine nach der andern.

Das war Semmeljettes Glückstag.

Ein Brief von Herders Gattin.

Um den nachstehend mitgeteilten Brief von Maria Karolina von Herder steht es ähnlich, wie um den kürzlich hier wiedergegebenen Charlotte von Schillers; er ist aus unbedeutendem Anlaß geschrieben, aber doch für ihr Wesen charakteristisch. Überaus findig und rastlos thätig, weiß die begabte Frau alles für ihre Zwecke auszunutzen, und macht sich ohne viel Zurückhaltung Jeden tributär, der etwas dazu beitragen kann, der Große seinen Einfluß, der Kleine seine — schöne Schrift. Braucht sie einen Kopisten, so fällt es ihr gar nicht bei, einen solchen zu mieten, sondern sie schreibt an einen jungen Beamten:

„Weimar, d. 18. Jan. 1801.

Ich sah gestern Abend glücklicher Weise Ihren Brief bei der Doctorin — Ihre schöne Handschrift, die ich schon lange kannte, fiel mir lebhaft in die Augen, gerade jetzt, da ich eine solche aufsuche. Unser guter Wilhelm schreibt zwar auch eine regelmäßig hübsche Hand, sie ist aber zu kaufmännisch und paßt zu dem, zu dem ich sie nöthig habe, nicht.

Mein Theurer, ich kenne Ihre Achtung und Liebe zu unserm Seligen — ich lege sein letztes poetisches Stück, das er in Schmeeberg aufgesetzt hat — ein Heiligthum — die Prophezeiung

Digitized by Google

meines schmerzenvollen Schicksals „ein häuslich Glück zerstöret unerbittlich“ — aber auch zugleich das Denkmal meines Glücks des ganzen Lebens in Ihre Hand —

Ich suche davon eine doppelte Abschrift von schöner Hand, die sich zur Poesie schickt, zu erhalten — Ist es nicht zu kühn, wenn ich Sie um eine Abschrift bitte? Nein, es ist nicht zu kühn. Ich kann Sie ja nicht beßer ehren, als durch dies Vertrauen. Kennen Sie jemand, dem Sie eine zweite Abschrift anvertrauen können, jemand, der eine Ihnen ähnliche Handschrift schreibt — so bitte ich angelegentlichst sie mir zu besorgen – ich wünsche angelegentlichst beide den 23ten Montag Abend aufs längste zu erhalten — Könnten Sie, mein Theurer, es dahin veranstalten durch die Beihülfe eines andern?

Ich lege zu dem Ende mehrere Bogen Post Papier bei.

Ich wünsche es nicht zu weitläuftig. da ich es über Post schicke, aber auch nicht zu gedrängt — damit es schön und deutlich ins Auge fällt — geschrieben.

O nehmen Sie mein Vertrauen u. meine Bitte gütig verzeihend auf, mein Theurer.

Ihre

Carol. Herder.

Der lieben Frau Adjunctin meine und Luisens beste Empfehlung.“

Der Herr Adjunkt wird's wohl gethan haben, da ja der Grund, daß seine Schrift im Charakter mit Herders Poesie zusammenstimmte, zu schmeichelhaft war, um ihm nicht einzuleuchten. Der „gute Wilhelm“, dessen Schrift für den erhabenen Zweck zu kaufmännisch war, war der älteste Sohn Herders, der nachmalige Hofmedikus in Weimar.

Über Luxemburgische Dialektdichtung.

Von Dr. Nicolaus Sevenig.

Die „Deutsche Dichtung“ brachte in ihrem XXII. Bande (S. 203 ff.) unter demselben Titel einen Aufsatz, in welchem ich die beiden Dichterdioskuren der Luxemburger, Lenz und Dicks, zu charakterisieren versuchte. Für die weitaus überwiegende Mehrheit des kleinen Völkchens repräsentierten vor nicht gar langer Zeit diese beiden Namen die gesamte nationale Literatur. Außer den anheimelnden Weisen von Lenz sind jedoch inzwischen zahlreiche andere, nicht minder frische Lieder im heimatlichen Platt zum lebendigen Volksgesang geworden, nicht allzu selten begegnen uns bereits auf Theateranzeigen der nationalen Bühne die Namen von Steffen, Tuscher und Weber neben dem des derbkomischen Operettendichters Dicks. So sei denn diesmal diese neue Generation in Kürze gewürdigt.

Auch von diesen Vertretern luxemburgischer Dialektpoesie gilt, wie von ihren beiden Vorgängern, daß wir hohen Dichterschwung bei ihnen nicht suchen dürfen. Ihrem kunstlosen, nur allzu häufig ins kindisch Tändelnde sich verlierenden Liede fehlt jedoch selten die herzliche Wärme, ihrem naiv aufgebauten Drama nie die ergötzliche Naturwahrheit heimatlicher Charakterfiguren; ihre Satire verletzt selten mit giftigem Stachel; sie neckt mehr als sie verwundet. Ein eigener Hauch von Jean Paulschem Humor und Gemüt weht uns aus dieser Poesie genügsam behaglichen Kleinbürgertums sanft und herzerfrischend entgegen.

Unter diesen anspruchslosen Sängern der Heimat nennen wir zuerst Michel Rodange, den Verfasser des satirischen Tierepos „de Renert“ (Reineke).

Mit seltener Beobachtungsgabe hatte der strebsame Mann sich in die den einzelnen Hauptorten des Landes eigentümliche Redeweise eingelebt und sie den verschiedenen Tierfiguren seines Epos, nach ihrem spezifischen Charakter, mit äußerst geschickter Wahl zuerteilt, was ihm zur Individualisierung seiner Gestalten trefflich zu statten kam. Der Löwenanteil fiel auf den etwas rauhen, vielfach vornehm belächelten Dialekt des wald- und bergumsäumten Kantonalortes Wiltz, wo der Verfasser in reiferen Jahren als gesuchter Architekt sich niedergelassen hatte. Dieses buntscheckige Kleid mit etwas stark provinziellem Zuschnitt konnte nur dazu beitragen, den Reiz schalkhaften Humors, der dem verschlagenen Schelm des Tierreichs so wohl steht, wesentlich zu erhöhen.

Auffällig darf es uns nicht erscheinen, daß ein Luxemburger sich von dem alten Stoff angezogen fühlte; sind doch bereits die westlichen und südlichen Nachbarländer des Großherzogtums, die Niederlande und das Elsaß, die Heimstätte des mittelalterlichen Reinecke gewesen. Wenn aber schon im 13. Jahrhundert der anfangs so harmlose, aus liebevoll sinniger Naturbetrachtung entsprossene Ränkeschmied als ein Spekulum vitae aulicae galt, so wurde er unter den Händen von Rodange zu einem satirischen Spiegelbilde des politischen Treibens in Luxemburg zu Beginn der Siebziger Jahre. Unter den heiter behaglichen Schelmenstückchen, die sich in bunter Folge aneinanderreihen, heben wir bloß jenen zweikampf von wunderbarer Tragikomik hervor, in den der Listige Wolf und Bock über dem Körper des schlafenden Esels zu verstecken weiß. Aus einem Trunne von saftigen Disteln fährt plötzlich Meister Langohr in dem Augenblicke auf, als der Wolf in blinder Wut mit aufgesperrtem Rachen, sich selbst spießend, in die Hörner des Bockes rennt, während der Esel, zu jeder Seite einen der verabredeten feindlichen Reiter in ebenso unangenehmer als unlöslicher Verbindung tragend, entsetzt in rasendem Lauf davonsprengt.

Das heiter launige Tierepos ist gänzlich von politischen Allusionen durchwoben, aber mit dem allmählichen Verschwinden der fortifierten Personen schwand auch immer mehr die klare Durchsichtigkeit der poetischen Hülle und somit der beste Teil der satirischen Würze. Gegen den Schluß hin erweitert sich der Rahmen der Erzählung. Wie nach dem glänzenden Siege Reinekes über den ungeschlachten Wolf an die Stelle der an einzelnen Tieren verübten

Digitized by Google

Schlemmfreuden der episch breite Ausmalung der Siegesfeier tritt, verwandelt sich auch die gelegentliche Allusion in ein weit ausgeführtes Gemälde politischer Charakterlosigkeit, die vor dem äußern, wie auch immer errungenen Erfolg im Staube liegt. Mit einem schallenden Lobhymnus seiner Niederwacht begrüßt die gesamte Vogelwelt den von der Waffatt abziehenden, einst tötlich gehaßten Triumphator, und auch die andern Tiere beten in kriechender Demut die allmächtige Laune des herzlosen, ränkevollen Tagesgötzen an.

Von dem Verfasser des „Renert“ gehen wir über zu dem Lyriker Anton Meyer. Geraume Zeit als Professor der Mathematik an der Universität Lüttich wirkend, dann in die belgisch-holländischen Wirren der dreißiger Jahre hineingezogen und seines Amtes verlustig, wurde er schließlich zum kriegskalkulator in Brüssel ernannt, wo er sich in Fachkreisen einen weit über Belgiens Grenze hinausreichenden Namen erwarb.

Seltsam muß es uns anmuten, daß ein Mann wie Meyer, der die höchste Stufe der Wissenschaft erklommen, zu seinen poetischen Schöpfungen, mit gänzlichem Unterscheidungsmangel, Gegenstände auswählte, die wir uns kaum im Gewande des Verses denken können. Noch seltsamer muß es uns berühren, daß dieser Mann von unleugbarer dichterischer Begabung in seiner Darstellung so erbärmlich ungleich gewesen, häufig so gänzlich abgeschmacktes, ja geradezu läppisches Zeug zu Tage gefördert hat. Bei Meyer finden wir allerdings das Volk zuweilen in seiner wahren, natürlichen Gestalt, dann wiederum nicht selten dasselbe Volk im Anstrich so plump und rob, daß wir wohl geneigter wären, die Bezeichnung Pöbel zu wählen. So schwimmt denn in seinen Gedichten manche Perle rein und zart gemütvoll empfundener Poesie saß unkenntlich im wüsten Schlamme der Geschmacklosigkeit und Unnatur. Als charakteristisch für die sonderbare Wahl seiner Gegenstände, die er nicht nach Hebels Weise zu veredeln verstieh, lassen wir hier seine Einleitung zu den „Oitzeeht-Klänz“ (Alltagsklänge) folgen:

„Hier, meine Landsleute, ein Bändchen Luxemburger Reime; das Bündel ist nicht dick, jedoch von echtem Stoff. Sonst lag meine Muse im Wirtshaus, trollte in der Nacht herum, gab sich mit Steckradel und Nähnadel ab, trieb mit Krügen und Scherben ... mit Fetzen und Lumpen ihr Wesen. Jetzt, edler von Benehmen, schlägt sie ernst in die Saiten, warum für das Landesthum. Sie singt vom Grächen, dem Luxemburger Trank, vom Hammelbraten, der nationalen Kost, vom Krug, dem alten, treuen, sonst allein daheim im Wirtshaus, jetzt leider vertrieben u. s. w. Vermögen Leichtigkeit und Harmonie, Schwung und Gedrängtheit, Reichthum in Wendung und Ton, Originalität und Tiefe des Gedankens allein Anspruch auf Beifall zu verleihen, dann, Landsleute, leih mir gnädig!“

Fürwahr, diese captatio benevolentiae ist kaum überflüssig. Selbst der anspruchslosen seiner Mitbürger kann sich unmöglich in dem Gemälde, das Meyer von ihm entworfen, geschmeichelt fühlen. Und dabei müssen wir erleben, daß ausländische Chrestomathien, mit ebensowenig Unterscheidungsgabe als der Dichter selbst bewiesen, Meyer in seinen schwächsten Produkten als Repräsentanten der luxemburgischen Dialektpoesie anführen.

Ungleich fruchtbarer und formvollendeter als der etwas wunderliche Sänger des Grächen und des Hammelbraten ist N. Steffen, zugleich Lyriker und Dramatiker. Wehmütig berührt es zu sehen, wie dieser trefflich begabte Dichter mit gänzlichem Mangel an Selbstkritik und poetischer Schulung sich auch an hochdeutschen Schöpfungen versuchte, wobei seine Muse sich teils ins formlos Ungeheuerliche oder wie in „Euphrosine von Falkenstein“, in romantischem Nebeldunst und greulichen Geisterspuk jämmerlich verirrte.

Aus seinen Dialektdichtungen lassen wir eine kurze Analyse der gediegensten seiner Operetten folgen, die genügen wird, die nicht gewöhnliche Veranlagung des Mannes, besonders was dichterische Erfindung betrifft, sowie den auch hier sich fühlbar machenden Mangel an künstlerischer Schulung in volles Licht zu setzen. Wir wählen dazu die Operette „Gidwidorengem sei' Gu“. (Jedem sein Geschmack.)

Auf einem öffentlichen Gartenfest hat der weder junge, noch wohlgestaltete Herr Kniff sich angelegentlichst um die etwas stark vereinsamte Frau Pips bemüht; für seine faden Schmeicheleien will ihn die dankbare Frau durch die Hand ihrer achtzehnjährigen Tochter Kette (Katharina) belohnen. Auf den Pantoffelhelden, Herrn Pips, wird keine Rücksicht genommen, bei ihm genügt ein Machtwort seiner schöneren Hälfte. In köstlicher Unkenntnis seiner Bedeutungslosigkeit hat jedoch seinerseits Herr Pips seinem einstigen, jetzt 35jährigen Schulkameraden, dem kleinreichen Notar Kneip, sein liebliches Töchterchen versprochen. Aber Kette teilt weder den Geschmack von Herrn noch von Frau Pips; schon längst erfüllt im Stillen die Gestalt des flotten Franz, Schreiber bei Notar Kneip, ihr gänzlich Herz und Sinn.

Die Scene eröffnet sich damit, daß Kette die Erlaubnis erhält, ein Einladungsschreiben an ihren Erwählten zu senden. Dieser kann für Herrn und Frau Pips niemand anders sein, als der eigene Schützling eines jeden, den sie ihrem Töchterchen übrigens aufs wärmste empfohlen haben. Beide lassen noch ein eigenhändiges Schreiben an ihren speziellen Erkorenen abgehen, worans die ergötzlichste Komödie der Irrungen entsteht.

Atemlos erscheinen kurz nacheinander die drei Bewerber und es entspinnt sich jetzt ein lebhafter Kampf, in welchem alle diplomatischen Künste spielen. Kniff streicht unter den Flügeln der mächtigen Frau Pips, Kneip zaghaft unterstützt von dem pöbelhaften Pantoffelhelden; während Kette nur Auge und Ohr hat für ihren angebeteten Franz. Da Kniff sieht, daß der Handel eine für ihn unglückliche Wendung nimmt, vergißt er sich in blindem Zorn so weit, seine künftige Schwiegermutter eine dumme Gans zu nennen, wodurch natürlich die Gewaltige ganz auf Franzens Seite tritt und die Schlacht für Kniff und Kneip schmählich verloren scheint.

Hiermit wünschen wir die ergötzliche Intrigenkomödie geschlossen; leider hatte Steffen den unglücklichen Einfall, sie als weinerliches Rührstück endigen zu lassen. Der Tartuffe Kneip streckt noch nicht die Waffen. Auf Grund eines falschen Bürgschaftsscheines sucht er Franz in einen entehrenden Gerichtshandel zu verwickeln. Der Tartuffe wird jedoch entlarvt und wandert als Betrüger ins Zuchthaus, während Franz seine geliebte Kette heimführt.

Unlabelhaft ist der Aufbau des ersten Teiles. Frau Pips ist die ergötzlichste, nur noch mit größerer Machtfülle waltende Frau Wilhelmine Buchholz, faß anziehender als ihre Berliner Schwester; meisterhaft ist ebenfalls die Zeichnung des seine Rolle so rührend ahnungslos spielenden Pantoffelhelden, nur daß sich das Horazische „de-init in piscem“ allzusehr auf das unselige Rührstück des Schlusses anwenden läßt.

Indem wir wegen der engen Grenzen eines Aufsatzes den talentvollen Komiker Tuscher bloß erwähnen, wenden

Digitized by Google

wir uns zu Jean Baptist Weber, dem ersten luxemburgischen Dichter, der sich erinnerte, daß die Fluten nachbarlicher Völkerbewegungen, die sonst nur unmerklich in ihren letzten Wellenkreisen die Gestade seiner Heimat berührten, auch einmal verheerend über die Fluren derselben dahin gerafft sind. Sein im vorigen Jahr erschienener „Schäfer von Afselborn“ („de Schéfer vun Asselburn“), eine Episode aus der blutigen Erhebung der Öslanger Bauern gegen die Raubscharen der großen französischen Revolution, ist der erste, bis jetzt einzige national historische Stoff, der über die luxemburgische Bühne ging. Das keck über Zeit und Ort dahinfeilende Drama zerfällt in vier Akte, die wir, mit Ausnahme des vierten, wegen der bunt durcheinander wimmelnden, mehr redenden als handelnden Volksgruppen, mit gleichem Rechte Tableaux nennen dürfen. Der erste Aufzug zeigt uns die dumpf gährende Bewegung vor der Schmiede von Afselborn, der zweite das komische Ausreißen der Volksheiden vor einem imaginären Feinde auf den Höhen von Hoscheid, der dritte den Verzweiflungskampf im herrschaftlichen Schloß zu Clerf, den vierten hüllen ganz die letzten Augenblicke des heldenmütigen Schäfers. Auf diesem bewegten Hintergrunde baut sich die eigentliche Handlung, erst etwas sentimentale Dorfgeschichte, dann melancholisch, ja düster angehauchte Tragödie auf, deren einfacher Faden im Gewimmel der Nebenpersonen zuweilen unterbricht und verschwindet. Ein Afselborner Renegat, der Gensdarm in französischen Diensten geworden, hat durch seine glänzende Uniform dem wackern, etwas träumerischen Schäfer seine Geliebte abspenstig gemacht in dem Zeitpunkte, wo es bereits überall in Ösling zu gähren beginnt. Der treuentlich um sein Liebesglück betrogene, innerlich schmerzlich zerrissene Jüngling erhält das Kommando über die Afselborner Schar und weiht sich mit ganzer Seele der heiligen Sache seines Volkes. Da führt ihn der Zufall mit seinem siegreichen Rivalen zusammen, der in dem Clerfer Entscheidungskampf in die Hände der Bauern gefallen ist. Trotz der Schonung, die der edelmütige Schäfer aufs ernstliche für den Elenden aus empfiehlt, verstümmeln ihn diese auf so unmenschliche Weise, daß er einen raschen Tod als Gnade begehrt. Eine Kugel aus des Schäfers Büchse bringt dem Elenden die heiß ersehnte Erlösung. Die Freischaren jedoch sind gänzlich geschlagen, wer nicht im Verzweiflungskampf gefallen, endet als Rebell unter den französischen Kugeln oder dem Beil der Guillotine zu Luxemburg. Ein ungleich schmerzlicheres Geschick als der Tod auf dem Schlachtfelde trifft den heldenmütigen Führer der Afselborner. Er wird irre an sich selbst. Ist es verlorenes Liebesglück, ist es Begeisterung für eine heilige Sache, die ihn an der Spitze seiner Schar in einen ausdrucksvollen Kampf getrieben? Ist er der Mörder jener armen Verblendeten, deren Phantome aus einem Nebel von rauchendem Blutqualm mit verglasten Augen ihn anstarren? So wühlen die Schlangenzähne des Zweifels und der Reue in dem Herzen des von Todesseufzucht gefaßten, sich selbstquälerisch verzehrenden Jünglings. Leicht wäre es ihm, mit einer feigen Lüge, die ihm seine mitleidigen Richter selbst auf die Zunge legen, die Thore seines Kerkers auf dem Fort Olisy sich zu öffnen, wo er während seiner sünfmonatlichen Kerkerhaft das Knattern der Exekutionssalven schaudernd herüberhallen hört, das will der Wackere nicht. Da bringt der Anblick eines Ginsterblümchens, das im Frühling mit golden duftigem Kleide die Öslinger Hügel umzieht, einen sanften Lichtstrahl in seine Kerkernacht und erneuert in ihm das Bild der unvergeßlichen Heide, deren weite Fläche für ihn, wie für Uhlands Schäfer im „Tag des Herrn“ so oft zum erhabenen Dom wurde, wenn in der feierlichen Stille der Sonntagsfrühe die Glocken des Dörfchens zur still weidenden Herde herüberönten. Aber eine Prüfung sieht ihm noch bevor, die härteste, in welcher er den Tod der Seele leidet, bevor der leibliche Tod an ihn herantritt. Von folternden Gewissensqualen getrieben sucht seine einstige Geliebte ihn auf, und der Anblick des edlen Jünglings in seiner dumpfen Resignation ist für die Treulose ein Hammer, doch der entsetzliche Vorwurf, so daß sie in plötzlichem Verzweiflungswahnsinn sich den Felsen hinunterstürzt. Zugleich langt die Kunde an, daß der Anstifter der Empörung in einer öffentlichen Erklärung jeden Anteil an derselben schmähe von sich abgewälzt hat. So war denn der trümmerische Schwärmer, wie seine Getreuen, ein armer betrogener Thor; alles hat dem Unglücklichen gelogen. Aber unmittelbar vor seinem Todesgang wird es licht in seinem Geiste; er scheidet mit der beseligenden Ahnung, daß eine neue schönere Freiheit auf den blutgetränkten Gefilden seiner Heimat grünen wird.

Wenn wir auch dem ersten Teil von Webers „Schäfer von Afselborn“ unsere Anerkennung keineswegs versagen wollen, so können wir uns doch nicht verhehlen, daß er neben dem zweiten etwas blaß erscheint. In seinen lustigen Stellen von teils rührender, teils grauer, fast unheimlicher Schönheit, dürften wir wohl diesen zweiten Teil, ungeachtet der unwillkürlich dabei auftauchenden Reminiszenzen, die einen für den schlichten Schäfer etwas ungünstigen Vergleich mit all zu vornehmen Gestalten klassische Trauen fast heraus zufordern scheinen, als den Gipfelpunkt luxemburgischer Dichtkunst bezeichnen. Der erste dramatische Wurf auf nationalhistorischem Gebiete wäre demnach als wohlgelungen zu betrachten; wir wünschen bloß, daß, wie Weber der zeitlich erste Dichter auf diesem Gebiete ist, sein Beispiel auch bahnbrechend wirken möge, da in der Luxemburger Sage und Geschichte noch so manche herrliche Figur, z. B. der ritterliche Johann der Blinde, der dichterischen Auferweckung harrt.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Haugwitz, Marie von. Die Belagerung Wiens. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig. E. Pierson. 1888.

Donath, Adolph. Tage und Nächte. Gedichte. Berlin und Leipzig. Schuster & Loeffler. 1888.

Breitner, Anton. Literaturbilder für die Siegle. III. Büdchen: Greif. Mit Beiträgen von Prof. Dr. Karl Siegen, Marin Greif, Oskar Bach, Richard Boß, Dr. Michael Maria Rabenlechner: Das Weibliche im litterarischen Wien. Leipzig-Reudnitz. Robert Bamm. 1888.

Scheffer, Thassilo von. Die Gleusinien. Berlin und Leipzig. Schuster & Loeffler. 1888.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von G. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Eheglück.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Durch die gardinenlosen Fenster eines Parterrezimmers fiel ein Sonnenstrahl, der sich eben noch durch die Lücke zwischen zwei Hinterhäusern durchzwängte, und beleuchtete das Innere eines wunderlichen Gelehrtenheims, der Arbeitsstube Doktor Ewald Rhodes. Die eine Wand dieses Raumes war hauptsächlich von hohen Regalen bedeckt, die ganz mit Büchern besetzt waren und zwar Büchern medizinischen, chemischen und physikalischen Inhalts. Am Fenster stand ein Bureau, das als Schreibtisch diente und zugleich verschiedene Instrumente und Chemikalien barg. Ein ziemlich großer Tisch in der Mitte des Zimmers war mit Skripturen und Drucksachen bedeckt. Im übrigen war der Raum vollgepfropft mit allerlei Apparaten, Werkzeugen und Instrumenten, von denen indes nur Einiges auf der Höhe der Wissenschaft stand, das Übrige überholt und dürftig war, Einiges, das der Doktor selber erfunden, geradezu seinen dilettantischen Ursprung verriet.

Aber es sind schließlich nicht immer die großen Laboratorien gewesen, aus denen die gewaltigen Erfindungen hervorgingen, die berufen waren, der menschlichen Kultur ein anderes Gepräge zu geben, und oft genug ist zwischen unbehilflichem Kram die Fahne aufgepflanzt worden, die weithin flatternd den Völkern die große Friedensbotschaft verkündete: Im Anfang war die Kraft.

Doktor Rhode war Armenarzt und hatte einige Privatpraxis. Wenn diese nicht größer und gewinnbringender war, so lag das an seiner Ehrlichkeit. Aufs lebhafteste ergriffen von den Umwälzungen, welche sich gerade damals innerhalb seiner Wissenschaft vollzogen, war er nicht Charlatan genug, mit imponierender Sicherheit aufzutreten, wo neue Entdeckungen die bisher gültigen Behandlungsweisen in Frage gestellt hatten, und obwohl er pflichttreu und hilfsbereit war, fühlte sich ein starker Forschungstrieb in ihm mehr von der theoretischen als der praktischen Seite der Heilkunde angezogen. Er träumte eine wissenschaftliche Laufbahn, die ihm Raum gäbe, den Mängeln der ärztlichen Praxis Abhilfe zu schaffen, die ihn zu einem der Pfadfinder machte, wo sie im Dunkeln tappte. Nie hatte es einen größeren Idealisten gegeben, nie einen anspruchsloseren, der williger Armut und Sorge auf sich genommen.

Indes, so bescheiden er war, noch nie hatte er das zweischneidige finanzieller Beschränkung so hart empfunden als eben jetzt, da er einer Entdeckung auf der Fährte zu sein glaubte, die von hoher Bedeutung werden mußte.

Man hatte damals angefangen, das Mikroskop für die Heilkunde zu Rate zu ziehen. Er selbst hatte das Glas, das ihm gehörte, vielfach benützt, aber es erwies sich als ungenügend, um bereits Gefundenes nachzuprüfen, um wieviel mehr, Neues festzustellen. Wollte er weiter auf dem Felde arbeiten, zu dessen Bestellung er sich berufen fühlte, war ein besseres Instrument unerläßlich.

Gute Mikroskope aber sind teuer, und er schuldete ohnedies Mechanikern und Drogenhändlern Summen, deren Zahlung ihm Sorge machte. Sollte er diese Schuld ohne zu wissen, wie sie tilgen, um neue vierzig Thaler anwachsen lassen? Sollte er, sie heranzubringen, das häusliche Leben noch karger einrichten, als es schon war? Das war unmöglich.

Dann also verzichten.

Das aber hieß: Wissenschaft, Carriere, geistiges Streben, Inhalt alles Lebens fahren lassen! Für Kraft und rege geistige Arbeit — dumpfes Tagewerk und geistiger Tod!

Seine Seele schrie nach diesem Instrument und das Verlangen danach wurde zum Heiß-

Digitized by Google

hunger, der seine Forderung nicht mehr einstellte und endlich eine fieberhafte Phantasie in ihm entzündete: sah er doch unter den geheimnisvollen Gläsern schon Wunder über Wunder sich entfalten, Dunkel sich anflichten, Wege sich durch Dichte öffnen und — fühlte sich dabei angekettet, unvermögend, diese Wege zu verfolgen; wie wir manchmal im Traum einem grenzenlosen Glücke nachstreben und unsere Füße zu Blei erstarrt fühlen. Das Instrument aber ließ ihn nicht los. Er sah es zuletzt auf Schritt und Tritt vor sich mit dieser Lockung des Ehrgeizes, mit der der Dolch vor den Augen Macbeths in der Luft hing. Er streckte den Arm danach aus, und es verschwand.

Schließlich machte der Tod eines älteren Gelehrten den Fall für ihn zu einem akuten. Aus der Hinterlassenschaft dieses Mannes war ihm ein kostbares Glas zu verhältnismäßig niedrigem Preise angeboten worden, den er jedoch sogleich hätte erlegen müssen — eine Gelegenheit, wie sie sich ihm nicht wieder bot. Aber woher auch nur diese 25 Thaler nehmen! Vergeblich zermarterte er sein Gehirn — ihm blieb nur eines übrig: der reiche Schwiegervater.

Ach! er hatte ihn schon des öfteren angehen müssen — aber die Kälte und der Hochmut, mit denen dieser Mann seine bescheidenen Bitten erfüllt, hatten ihn so gekränkt und empört, daß er sich verschworen, lieber zu hungern als ihn jemals wieder aufzusuchen.

Nun — ein Mann hungert allenfalls für Weib und Kind und hungert auch für seinen Beruf, aber wo vielleicht ihrer aller Zukunft auf dem Spiele stand, wo Not leiden vielleicht der Menschheit einen Dienst erweisen hieß —

Doktor Rhode beschloß also zu thun, was zu thun er sich heilig verschworen.

Als er, sich zu dem sauern Gange aufmachend, noch einmal vor den Spiegel trat, erschrak er selbst über das blasse, verstörte Gesicht, das ihm, hager und von scharfen Linien zerschnitten, von dort entgegensah. Er war dreißig und sah nun ein Jahrzehnt älter aus, ein mittelgroßer, schmiger, hagerer Mann mit breitgewölbter Stirn, dunklem Haar, tiefliegenden Augen und einer scharfgeschnittenen Nase, auf der eine Brille saß: der Typus des darbenden Idealisten.

Indem er die Blicke von dem wenig erfreulichen Spiegelbilde, das seine Not und seine Überarbeitung verriet, wegwandte, fiel er auf den altmodischen Sekretär seiner Frau, eines der schrankartigen Möbel, das erst durch eine hervorgelassene Klappe zum Schreibtisch wird, wobei eine Anzahl Schubladen und in der Mitte ein abschließbares Verließ bloßgelegt werden.

Rhode blieb stehen und starrte dieses Möbel an, als ob es verhext wäre, als ob etwas Lebendiges darin wäre und mit stummer Sprache zu ihm redete; trat dichter heran, befühlte es, seufzte, trat wieder zurück, zögerte nochmals und machte sich dann schleppenden Ganges auf.

Langsam ging er die schlechtgepflasterten, unsauber gehaltenen Straßen hinunter, die meist von schmalen Giebelhäusern eingefaßt waren, zwischen die sich nur manchmal ein breites, von Wohlhabenheit zeugendes Haus schob; vorüber an den bescheidenen Lädchen und vergitterten Gewölben, in denen es so finster war, daß Käufer und Verkäufer an die Thür treten mußten, um die Ware zu behandeln, über die ärmlichen Holzbrücken, die über die übelriechende Ohle führten, unter den alten Schwibbögen hindurch und den Eisenketten, von denen in der Mitte Laternen herabbaumelten. Es war eine so arme, so klägliche Zeit, es war, als wenn alles hungerte: nach Brot, nach Licht, nach Freiheit, nach irgend etwas Großem und Starkem; eine Zeit, in der man leiblich so darbte, daß man sich vieler Nöte gar nicht einmal bewußt wurde und ihre Übelstände hinnahm wie Unbilden des Wetters; in der jeder Arbeiter noch der von der Habsucht eines Herrn ausgepreßte Sklave, jede Frau noch die Leibeigene ihres Mannes, tausende von Beamten die Hörigen ihrer Vorgesetzten waren, ohne auch nur zu ahnen, daß man sie um ihre Menschenrechte verkürzte.

Die Straßen, die zugleich die Spielplätze der Kinder waren, die damit zu Gassenkindern erzogen wurden, und die Ablagerungsstätten der Fässer und Ballen einer protzigen Kaufmannschaft bildeten, waren von übelsten Düften erfüllt: die aus den finstern, unsauberen Höfen herausquollen, von schwerfälligem Fuhrwerk durchschnitten und von Gruppen Aufgeregter belebt, die unreife politische Gedanken austauschten. Studenten in Sammetpelerinen und Cerevisspielten die Rolle moderner Gigerl und verfolgten mit edler Dreistigkeit, was ihnen an jüngeren Damen in weitgebauschten Röcken, planwagenartigen Hüten und karrierten seidenen Spenzern in die Quere kam, während an jeder Straßenecke ein ausgemergelter Leierkasten:

Digitized by Google

„Denkst du daran, mein tapfrer Lagienka“, „An Alexis send' ich dich“ oder eine Bellinische Arie zum besten gab. Da man den Segen von Sprengwagen noch nicht kannte, waren Sonne, Straßenverkehr, Koketterie und Leierkastenmusik in dichte Staubwolken, wie in einen goldbraunen Nebel gehüllt.

Als Doktor Rhode das Haus des alten Gernoth erreicht hatte, eines der stattlichsten Häuser weit und breit, mit hohen Fenstern und breiten Pfeilern dazwischen, nahm er einen Augenblick den Hut ab und trocknete sich die Stirn, sah an den Mauern in die Höhe und trat ein paar Schritte auf die Treppe zu. Und ganz deutlich sah er die hohe, schlanke Gestalt des immer noch schönen Mannes vor sich und dieses hochmütige Fabrikantengesicht, mit dem er, zu gleich ein Phantast, ein Lebemann und ein „Naturier“, auf den mit Sorgen ringenden Armenarzt herabsah, um ihm danach ein widerwillig gespendetes Geschenk hinzuschieben — und alles empörte sich in der Seele des Sprossen eines Jahrhunderte alten Gelehrtengeschlechtes, eines im Idealismus des deutschen Pfarrhauses Aufgewachsenen, mit allen Kenntnissen der Zeit gesättigten Geistes gegen die drohende Schmach. Den Mann bitten, diesen Mann, der nicht die Spur von Verständnis für Aufgabe und Wesen der Wissenschaft hatte, dessen politischer „Idealismus“ nichts war als die Sucht, eine Rolle zu spielen — den bitten — er konnte, konnte nicht!

Und langsam, ganz langsam drehte er um.

Aber mit dem Abscheu vor einer unwürdigen Situation hatte er noch kein Geld. Nun, es würde ihm wohl ein Gedanke kommen, es mußte ihm ja einer kommen.

Er sann und sann.

Aber es fiel ihm nichts ein. Eine kostbare alte Bibel, ein ehrwürdiges Familienerbstück, war bereits einer früheren Kalamität zum Opfer gefallen. Vielleicht fand er gleichwohl noch etwas unter seinen Büchern. Seufzend ging er weiter, diesmal den Weg über den großen Marktplatz, den „Ring“, einschlagend. Ein reicher Mann, dessen Sohne er kürzlich bei einem Unglücksfalle Hilfe geleistet, hatte ihm weitschweifig gedankt, aber seine Honorarforderung unbeachtet gelassen. Schuster und Schneider konnten mahnen, er nicht. An der Universität war ein reicher Geheimer Medizinalrat, der sich mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigte, wie er selbst. Wenn er ihm seine kleinen Entdeckungen und großen Mutmaßungen mitteilte, das heißt: verkaufte? — schimpflich! und thöricht zugleich, denn wozu hätte er dann noch das Mikroskop gebraucht?!

Etwas anderes also!

Auf dem Marktplatz blieb er ein paar Augenblicke stehen. Die Qual, die ihn bedrückte, war so groß, daß sie seinen Nerven jene seltsame Eindrucksfähigkeit gab, die die erste Wirkung eines leichten Rausches ist, wie man sagt: Die Gegenstände vor ihm bildeten nicht ein einheitliches Ganze, sondern lösten sich von dem gewohnten Bilde einzeln als scharf umgrenzte ab, das Unauffällige, Gewohnte wurde neu, befremdlich, ein Gegenstand verwunderten Nachdenkens. Er starrte auf das Stadtbild, als habe er es nie zuvor gesehn. Wie unsinnig, Bürgersteig und Fahrstraße mit hundert geschmacklosen und ärmlichen Buden einzuengen, an deren Stirnseiten, der wundervollen altersgrauen Gotik des Rathauses zum Trotz, in dessen Schatten diese Baracken standen, Schuhe, Bürsten, Blechwaren und anderer Haushaltungskram baumelten! Wie unsinnig, Pulverwagen und Schlachtvieh durch die Straßen zu treiben! Wie verrückt, sich von diesen Leierkasten, die man oft zu dreien auf einmal hörte, die Ohren zerreißen zu lassen! Wie ekelhaft diese Krüppel und Siechen, die sich krückenlos mit den Händen über das Pflaster schleppten oder jedem Vorübergehenden ihre Schäden enthüllten! Wie unbarmherzig dieses Aufpannen keuchender Lehrhurschen vor schweren Wagen, wie schrecklich diese Thierquälereien an den überlasteten Pferden, an den armen kleinen Nachtigallen, deren Käfige im Sonnenbrand an den Straßenmauern hingen, und die geblendet waren, um die Nacht zu glauben die ihnen ihre Lieder entlockte.

Es war soviel Qual in der Welt, soviel Elend!

Aber ist das ein Trost für die Pein der eigenen Brust, die der Edle empfindet, der helfen möchte und nicht helfen kann, weil ihm die Hände gebunden sind? Ist stumm und ergeben leiden wirklich eine Tugend, wo seinen Schmerz ausschreien vielleicht ein allgemeines Leid verständlich machen und ihm Abhilfe verschaffen heißt, wo die Auslösung der höchsten Energie nicht bloß ein einzelnes Subjekt — nein! eine ganze empfindende Welt beglücken könnte?

Welcher Schmutz, den der Fuß des Wandelnden, den jeder Windzug aufwirbeln ließ!

Digitized by Google

Wie eine dicke Wolke zitterte er in der Sonne und stahl sich in die Lungen, die Augen, die Organe der Ernährung. Welche mörderischen Stoffe mochten nicht vielleicht millionenfach durch diese Straßen wirbeln, mit unsichtbaren Dolchen die Ahnungslosen anfallend. Wer das unter ein Glas bringen und erforschen könnte, seine Zusammensetzung begreifen, seine Wirkung festsetzen — müßte der nicht, dem pythischen Gotte gleich, der Erleger giftiger Drachen, der Vernichter mörderischen Gewürms, müßte er nicht, auch er, ein Heiland der Menschen werden?!

Ein Hochgefühl, wie es uns bisweilen über uns selbst erhebt, überkam den Einsamen, den Armen, das Bewußtsein eines Reichtums an Kräften, der Würde einer Mission, die grenzenlos waren. Und ihm war das Mittel verwehrt, das diesen Reichtum frei gemacht, ihm diese Mission hätte erfüllen lassen.

Da er aus dem warmen Sonnenschein heraus seine ungastliche Wohnung wieder betrat, umfing ihn ein Frösteln zwischen den kahlen feuchten Wänden, das von Verzichtleisten und Entsagen sprach. Er seufzte. Er wollte nicht verzichten. Er ging aus einem Zimmer in das andere, aus der mit bescheidenen Mirschbaummöbeln ausgestatteten „guten Stube" in das noch bescheidenere Wohnzimmer, von dort in das Schlafkabinett, in die Studierstube und wieder zurück und sah sich überall um, als erwarte er, ihm bis dahin unbekannte Wertsachen irgendwo aufgestellt zu sehn, zog da und dort eine Schublade auf, als könne seine Frau dort Gelder zurückgelassen haben, sie, die so sorgfältig und sparsam war, und schob sie wieder zu.

„Sparsam!"

Wer hatte denn das Wort ausgesprochen? Es war ihm, als ob in einer der dämmernden Ecken ein Gespenst gestanden, das es gehaucht.

Ja, sie war sparsam. Gewiß, sehr sparsam. Ohne ihren Fleiß und ihre Sparsamkeit hätten sie überhaupt nicht haushalten können.

Schon als Mädchen war sie immer thätig und sparsam gewesen. Es mochte etwas von dem Kaufmannsgeist ihrer Eltern in ihr sein. Er selbst war nicht so sparsam. Oder doch in anderer Weise. Er war anspruchslos, beinahe bis zur Bedürfnislosigkeit, das konnte er von sich sagen, ohne zuviel zu behaupten, aber er konnte es einem andern nicht abschlagen, wenn er ihn dringend um ein Darlehen oder eine Unterstützung anging, und hatte manchen Groschen auf diese Weise hingegeben, den er hätte festhalten sollen.

Aber sie war so sparsam.

Und damit glitten seine Finger leise über die Klappe des Sekretärs, die fest verschlossen war.

Dann trat er seufzend an das Fenster und sah hinaus. Es war nicht sehr belebt draußen. In Gedanken sah er Wanda die Straße heraufkommen mit dem Kinde an der Hand, ganz deutlich sah er sie. Und eine starke Sehnsucht ergriff ihn.

Wie sehr er sie liebte!

Und sie liebte ihn. Nicht ganz so, nicht so leidenschaftlich, nicht mit dem Stolz auf ihn, den er empfand, sie zu besitzen, nicht mit der Sehnsucht, die ihn oft mit Unruhe erfüllte, aber sie liebte ihn doch, und wie teilnehmend und unglücklich würde sie sein, wenn sie wüßte, in welcher Bedrängnis er sich befand.

Er zweifelte nicht im mindesten daran, daß sie alles aufbieten würde, ihm zu helfen, wenn sie könnte, zweifelte nicht, daß ihre Anhänglichkeit für ihn im Grunde genommen dasselbe Gefühl sei, daß er für sie trug. Ach! dieser kluge und geistvolle Mann täuschte sich bitter über ihre Empfindung, über ihre ganze Lebensstimmung. Er hatte keine Ahnung davon, daß Wanda zu den Naturen gehörte, die ermüdend und erlahmend in dem traurigen Einerlei eines ärmlichen Lebens, beständig umworben und neuerobert werden wollen, um wirklich besessen zu werden, die etwas von dem Idealismus anbetender Zärtlichkeit verlangen für die Hingabe ihrer Person und ihrer Ideale. Er nahm an, daß für Wanda eheliche Liebe Identitäts- und Solidaritätsgefühl sein müsse, wie er sich einredete, daß sie es für ihn war, für ihn, der ihr nichts von seiner Persönlichkeit geopfert und der immer nur genommen, wo sie gegeben hatte. Er ahnte nichts davon, daß sie sich in der letzten Tiefe ihrer Seelen fremd waren, daß Wanda nicht einen Funken mehr Verständnis oder Ergebenheit hatte für das, was ihn erfüllte, als er für ihre Interessen, ja daß in dieser Tiefe sogar ein unversöhnlicher, wenn auch ganz abstrakter Gegensatz lebte: Der zwischen Begreifen und Empfinden, zwischen Wissenschaft und Poesie.

Er glaubte einfach, daß sie ihn liebte und bereit sein müsse, alles für ihn zu opfern. Es war sein Unglück, daß er so oft etwas glaubte, was nicht war, daß er, die Schärfe seines Verstandes in einseitiger Richtung zuspitzend, in

Digitized by Google

manchen moralischen Dingen so konventionell dachte, so auf der glatten Oberfläche blieb.

Die Naturwissenschaft war in den vierziger Jahren noch nicht das, was sie später wurde. Sie war noch eine tastende, schüchterne Disziplin, die noch keinen Einfluß auf das allgemeine Denken gewonnen, der Menschheit noch nichts von dem großen Positivismus geraubt hatte, der so bequem war. Man hielt noch auf „Systeme." War es doch so verführerisch, die Welt sich wohlgeordnet und gut zusammengeklappt in die Tasche zu schieben und seiner Wege zu gehn. Freilich war es auch gefährlich; etwa, als wenn sich einer eine wohlverschraubte Granate in die Tasche steckt. Es giebt Momente, wo die schönsten Begriffe krepieren.

Zu den unerschütterlichen Voraussetzungen, die der Doktor hegte, gehörten seine Anschauungen über „das Weib". Dieser Periode war das Weib etwas an sich, ein Typus, eine Summe von einigen Eigenschaften, die es dem Manne bequem und angenehm machten, und einigen anderen, die als das Rätselvolle oder Launenhafte oder Unergründliche in Bausch und Bogen hingenommen wurden. Die Mühe, die Gesetze von Ursache und Wirkung, die man anfing auf Natur und Geschichte anzuwenden, auf das Weib auszudehnen, gab sich kein Mensch. Das Weib war eben reizend und tugendhaft und verständig oder es war das alles nicht. In jedem Falle war es ein der Leitung so dringend bedürftiges Geschöpf, daß es durchaus unter die Vormundschaft des Mannes gestellt und diesem die Verfügung über Besitz und Erwerb der Frau zuerkannt blieb. Das Weib war Mittel zum Zwecke „Mann" und an sich — das Urbild der Schwäche.

Doktor Rhode hing mit Zärtlichkeit an seiner Frau und war sogar durchaus das, was man einen Gemütsmenschen nennt. Aber wir haben unsere stärksten, zartesten und wärmsten Empfindungen doch immer nur auf dem Boden unserer allgemeinen Anschauungen. Und so sehr Rhode seine junge Frau liebte, — daß sie eine Person war, auf die er alle Rechte habe, physische, seelische, materielle, moralische, das war ihm doch über allen Zweifel erhaben. Und weil es ihm nebenher durchaus zweifellos war, daß sie eine ebenso tugendhafte als schöne und begabte Frau sei, und daß eine tugendhafte Frau für ihren Mann alles thue, ihm alles hingebe, weder Geheimnisse, noch Besitztitel, noch irgend etwas neben ihm habe noch haben wolle — begriff er auf einmal nicht, wie er so lange hatte zögern können, nach einer Hilfe zu greifen, die äußere, gesetzliche Mittel ihm ohnedies zuwiesen.

Und da mit einem Male holte er seinen Schlüsselbund und ein Brecheisen und ging völlig mit der heiteren Miene des guten Rechtes daran, die Klappe des Sekretärs zu öffnen, es gelang mühelos, und ebenso leicht gaben das Schloß des Mittelverlieszes und das Vorhängeschlößchen an der Sparbüchse nach, aus der er mit einem Laut der Befreiung eine Handvoll Geld in die daneben stehende kleine Korbschwinge schüttete. Es waren übrigens zwei Dukaten und dreiundreißig Thaler Silbergeld.

Eine Stunde später war das ersehnte Mikroskop in seinem Besitz.

(Fortsetzung folgt.)

„Ich trete leise bei Dir ein —"

Ich trete leise bei Dir ein,
Und wie ich still Dich vor mir sehe,
Geschäftig bei der Lampe Schein,
Bannt mich der Zauber Deiner Nähe
Und malt nach Tagesmüh'n und Darben
Mir eine Welt in lichten Farben.

Ich trete leise bei Dir ein,
Daß nichts Dir zum Verräter werde!
Wie wird uns Herz so wohl, so rein,
Als ob auf lenzgeschmückter Erde
Gleich hündlich frommen Lobgesängen
Die Abendglocken still verklängen.

So trat ich leise bei Dir ein
In Deines Daseins junges Tagen,
Um wie vor einem Altarsschrein
Mein heiß Gelübde Dir zu sagen.
Und in des Herzens wildes Gähren
Trug Glück und Freude Dein Gewähren.

So tret' ich leise mit Dir ein
Nun in der Zukunft dunkle Pforte,
Darüber stehn im gold'nen Schein
Der süßen Hoffnung Segensworte.
Und wie sich rings die Schatten heben,
Taucht uns empor das warme Leben.

Julius Roch.

Digitized by Google

Aus dem Krankenzimmer.

Ich sehne mich nach weichen, linden Lüften,
Ich sehne mich nach mildem Maienwind;
Nach Vogelsang und süßen Veilchendüften
Sehn' ich mich wie ein heimwehkrankes Kind.

Was gäbe ich nicht um ein leises Fächeln
Der lauen Lenzluft um mein Angesicht;
Was gäbe um ein liebes Sonnenlächeln,
Um einen warmen Atemzug ich nicht!

Um einen Tag nur, eine Frühlingsstunde!
Um einen Strauß! Um einen grünen Gruß!
Um einen Lichtstrahl! Eine Freudenkunde!
Um einen Glückshauch, einen, noch zum Schluß!

Maria Solina.

Meiner Mutter.

Wie Du mich einst hast eingewiegt zur Nacht,
So hab' ich jetzt zur Ruhe Dich gebracht,

Mit leisem Kuß auf Deinen bleichen Mund
Dich sanft gebettet in der Erde Grund.

Süß sei, geliebte Mutter, Deine Ruh'!
Bald deckt der Frühling Dich mit Blülen zu!

Bald wird Dein stilles Schlafgemach Dir blühn,
Verflecht von Rosen und von Immergrün.

Dein Liebling auch, das schmucke Vöglein dort
Singt seine schönsten Lieder fort und fort. —

Rings wallet still das Leben und das Licht,
Doch mir ist thränenfeucht das Angesicht.

Da ist es mir, wie's flüstert im Gezweig,
Als hört' ich Deine Stimme mild und weich.

Im Windeshauch, der sanft mein Haar berührt,
Hab' ich das Rosen Deiner Hand gespürt.

Und wunderbar aus all dem Blühn und Wehn
Glaub' ich Dein leises Mahnen zu verstehn:

„Mein Liebling, warum grämst Du Dich so sehr?
Nach Deiner Mutter nicht die Erde schwer!

Sie hört es drunten, wenn Du um sie weinst;
Sei wieder stark, sei wieder froh wie einst!

Schließ auf Dein Herz dem Licht, dem Glücke weit,
Einatme Sonnenschein und Seligkeit!

Die Mutter hütet Ruh in heiner Frist,
So lang' ihr lieber Sohn so tranig ist.

Doch wenn Du glücklich bist, dann kommt ins Grab
Ein leiser Hauch des Friedens mir herab

Dann schlaf' ich süß im Wehn der Himmelsluft
Und Rosen sprießen aus der stillen Gruft."

Wilhelm Gittermann.

Der Winter.

In scharfem Sturmschritt kommt er gesprungen,
Der weiße Winter. Zwei tolle Jungen,
Springen Oktober, November voran.

Plötzlich steht er, der Weihnachtsmann,
Wie ein bärtiger Greis vor der Thür.
Reif und Zapfen aus Eis sind die Zier,
Die er auf Dächer und Bäume gelegt.
Wo nur irgend ein Hälmchen sich regt,
Oder ein Knöspchen zu früh erwacht,
Gleich betupft er's mit frierender Pracht.
Ja da draußen am einsamen Steg
Blies er zwei Menschen die Liebe weg,
Und im Teich mit dem flüsternden Rohr
Gestern Nacht die Nixe erfror . . .

Lugt er uns lüstern zum Schornstein hinein
Zeugt ihm die Flügel der Flammenschein;

Öffnet sich aber ein Fensterspalt,
Fährt er herein mit Sturmesgewalt,
Bläst auf dem Tische die Lampe aus,
Fegt wie ein Dämon durchs ganze Haus.
Aber wir fürchten uns vor ihm nicht:
Einmal, zu Weihnacht, besiegt ihn das Licht . . .

Doch viel lieber sehn wir ihm zu,
Wie er sich draußen bettet in Ruh,
Zusammengekauert, zusammengeballt,
Recht wie des Schneemanns ohnmächt'ge Gestalt
Hurtig fahren wir über ihn weg,
Über den Strom hin wieder zum Steg,
Fragen nicht, ob er von all dem Gewicht,
Wie ein Zerschlagner zusammenbricht.

Bricht er zusammen, ist's aus und vorbei
— Doch wir leben und grüßen den Mai!

Karl Ernst Knodt.

Digitized by Google

Der Schuldschein.

Für jede Freude, die Du genießt
Auch schon die Rechnung geschrieben ist,
Und während Du sorglos gefühl und gelacht,
Hält mit dem Schuldschein ein Dämon Wacht.
Vor Deiner Thüre lauert das Leid
Und wartet geduldig — es hat noch Zeit.

Erst wenn Du des Glückes Gewand erhascht,
Von dem Urlch seiner Seligkeit genascht,
Dann schleicht der Dämon zu Dir herein
Und präsentiert Dir seinen Schein,
Und weicht nicht, bis er an Zahlungsstatt
Dir Dein Allerliebstes genommen hat.

A. Wolf.

Im Schmerz beglückt.

Kein war mein Schmerz, da er nicht Worte fand,
Da er mich bis ins Innerste zerfraß,
Da leblos mir die Welt vor Augen stand,
Ein düstrer Gram auf meiner Seele saß.

Jetzt ringt sich schon so mancher Seufzer los
Und mich erfreut ein Freundesangesicht,
Die Wunde meines Herzens liegt jetzt bloß.
Mein Schmerz wird laut, und er gehört mir nicht.

Mit argen Zungen hat man ihn entweiht,
Ich sehe zu, wie man ihn mir zerstückt.
Ich gab ihn Preis — und meine Seele schreit —
Wie war ich doch im tiefsten Schmerz beglückt!

Fr. Linder.

Sehnsuchtsfährte.

Tief im Schilf auf schwankem Kahne
Halt' ich lauschend, regungslos.
Wellenweit auf Ätherbahnen
Zieht der Vollmond kühl und groß.

Über mir mit leisem Singen
Geht im Rohr ein Klemzing,
Und schon hör' ich weit verklingen
Seinen leichten Nistestieg.

Traurig bleib' ich hier alleine,
Da dem Willen Kraft gebricht
Ihm zu folgen, denn die reine
Einsamkeit ertrüg' ich nicht! —

Etwas schließt die Sehnsuchtsfährte
Mit der Einsamkeit Verbot,
Etwas hält uns an der Erde:
Liebe und ihr Löser Tod.

Johannes Grebling.

Sirenenlied.

Wir sind, o Mensch, die Sirenen,
Wir singen das alte Lied,
Das mit verzehrendem Sehnen
Durch düstere Seelen zieht.

Wir sind aus dem Chaos geboren,
Mondstrahl und Meeresschaum,
Wir haben die Seele verloren
Im unermeßlichen Raum.

Wir können wie Du nicht trinken
Lichtquell und Lebensluft,
Doch nimmer wir versinken
Wie Du in nächtige Gruft.

Das Meer ist des Todes Garten,
Wir säen Leichen hinein,
Wir singen und wir warten
Auf neue Melodein!

Wir sind die tragischen Musen,
Wir sind der Liebesrausch,
Wir bieten unsere Busen
Für euer Leben zum Tausch.

Was soll die Liebe zum Leben?
Was heut der flaubige Tag?
Nur wer sich uns ergeben,
Seligkeit kosten mag.

Wollüstig erbleicht am Himmel
Vor tötlicher Liebe der Mond,
In stummem Sternengewimmel
Die Venus üppig thront.

Hinauf, hinauf aus dem Dunkel,
O Menschlein, Du schwankes Schiff
Droben unendlich Gestnukel,
Drunten ein kahles Riff.

Du Wilder, laß Dich verschmeltern,
Verführt von unserm Chor,
Und schwebe in heiligen Wettern
Mit uns zu Sternen empor.

Mit unserm Silbermunde
Küssen wir dich in Schlaf . .
O Tod, o Wonnestunde,
Wer uns Sirenen traf!

Carl Bleibtreu.

Digitized by Google

Peire Vidal.

Es iſt gewiß keine Rarität,
Iſt ein großer Hanswurſt nur ein kleiner Poet.
Doch Sinn und Unſinn im Gleichgewicht,
Genie, das der Narrheit die Wage hält —
Desgleichen erlebt man nicht oft in der Welt;
Und iſt es der Miſchungen beſte auch nicht,
Die ſchlechteſte — nun, ich mag keinen Streit,
Hört lieber, was ich aus alter Zeit
Euch treulich ſinge und ſage.

Es ſtand als Meiſter der höfiſchen Kunſt
Herr Peire Vidal in des Grafen Gunſt.
Sein Lied bald keck wie ein Falke ſich ſchwang
Weitum in des Südens ſonnigem Reich,
Bald lieblich, gurrenden Tauben gleich.
Doch ob auch blank wie Gold ſein Geſang,
Wie dieſer Peire zu lügen verſtand,
Log Keiner noch im Gascogner Land!
Den Grafen vergnügte der Prahler.

Und wie es ſo geht, die Flunkerei
Glaubt ſelbſt am Ende, daß Wahrheit ſie ſei.
Es ward Herr Peire vom Wahne berückt,
Die ſchöne Frau Gräfin, der Stern und das Ziel
Seiner ſchwärmenden Lieder beim Lautenſpiel,
Die ſchöne Frau Gräfin ſei mehr wie entzückt.
Schon hat er da und dorten verblümt,
Sich ihrer verborgenen Neigung berühmt.
Der Geier hole den Gatten!

Es ritt einſt zu jagen frühmorgens der Graf,
Die Gräfin lag noch in tiefem Schlaf.
Flugs ſtiehlt in die Kammer der Sänger ſich ſacht,
Sinkt wonnebethört am Bett in die Knie,
Spitzt zärtlich den Mund, drauf küßt er ſie.
Die Gräfin, die träumend des Grafen gedacht,
Recht lächelnd ſich, öffnet die Augen froh —
Da ſchreit ſie Deter und Mordio;
„Hinaus, abſcheulicher Laffe!“

Juſt ſtößt ein Kreuzfahrerſchiff vom Geſtad;
Ein Sprung, und Peire erreicht es noch g'rad.
„Wohin Ihr Herren?“ — „Das Grab zu befrei'n.“
„Ha!“ — ruft er — „da ward Euch der Rechte beſchreert!
In Stahlhelm und Harniſch, hochſchwingend mein Schwert
Auf ſchnaubendem Schlachtroß, vollbring ich's allein.
Ich, Peire Vidal, das Entzücken der Frau'n,
Doch aller Feinde Entſetzen und Grau'n,
In Paaren treib ich die Heiden!“

Indes man in Cypern proviantiert,
Herr Peire behaglich am Ufer ſpaziert.
In all dem Geſindel entdeckte der Fuchs
Ein reizendes Blondchen, ein Griechenblut,
Zwar barfuß und ſchlicht, doch mit Augen voll Glut,
Zart roſig von Antlitz und zierlich von Wuchs,
Stracks macht er ſich dran. Eh' der Abend erſcheint,
Sind richtig die Beiden verlobt und vereint:
„Wir feiern heute noch Hochzeit!“

War das ein Randal in der Kreuzritterſchaft!
„Wie Peire, Du Löwe an Kühnheit und Kraft,
Du läſeſt das Kreuz, die Dirne zu frei'n?“ —
„Was, Dirne?“ — ſagt er — „Prinzeſſin — ja, ja,
Rechtmäßige Erbin von Gräcia,
Und Thron und Krone, ihr Ritter, ſind mein!
Ja, reißt verwundert die Augen nur auf,
Bevor das Jahr beſchloſſen den Lauf,
Bin ich Kaiſer von Konſtantinopel.“

Er galt als ein Liebling der Höfe und Herrn,
Drum pumpten die wackern Krämer ihm gern;
So ging ein höfliches Leben nun los.
In Seide und Sammet er prächtig ſtolziert,
Den Turban ein güldener Kronreif verziert,
Und Kaiſer nannt' ihn ſo Klein wie Groß.
Doch ward ihm Cypern allmählich zu heiß,
Fix trieb es ihn abermals auf die Reiſ'
Zurück zur ſchönen Provence.

Kaum iſt er drei Tage am heimiſchen Strand,
Da faßt ſein Herz zu raſendem Brand
Ein Edelweib, ſtolz und üppig zu ſchau'n,
Die rings im Reiche die Wölfin heißt.
Wie hat in Canzonen voll Anmut und Geiſt
Er hoch ſie geprieſen als Fürſtin der Frau'n!
Sie aber: „Herr Troubadour, wie ihr
So zauberhaft ſang noch Keiner mir —
Doch trau' ich nicht euren Schwüren.“

Sein Hirn verjeht ſich in brütender Brunſt:
„Nur ein Wolf gewinnt wohl der Wölfin Gunſt?“ —
Fort wirft er die Kleider und ſchlüpft in ein Fell,
Drauf grimmigen Laufes hinaus in den Wald.
Horch! Hinter ihm luſtiger Jagdruf erſchallt
Und näher und näher der Doggen Gebell.
Aufſtürmt die klaffende Meute mit Macht,
Hat mückend im Sprung zu Fall ihn gebracht:
Es pfeifen und pfeifen die Jäger

Zu Tode gebiſſen gewahrt ihn der Troß.
Sie tragen ihn ſtill auf der Wölfin Schloß;
Die mühlt ſich bleich um den bleichen Gaſt.
Umſonſt . . . er blickt ſie noch dankbar an,
Dann iſt's um den armen Barren gethan.
Indes ſie ihm rüſten die kühle Raſt,
Die Herrin ſchimmernden Lorbeer bricht,
Zu kränzen ſein Grab, und reichlich durchflicht
Das Land ſie mit feurigen Roſen.

Joſef Oswald.

Digitized by Google

Der verwunschene Garten.

Eine Sommernovelle

von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es gab Antriebe, die man empfand und denen man unwillkürlich folgte, ohne sie sich in erläuternde Gedanken umsetzen zu können, und da sie ganz unabhängig von einander beide in diesem unerklärbaren Gefühl übereinstimmten, gaben sie schweigsam ihm gleichzeitig nach und folgten hinter Fräulein Deodata Blanchart drein. Diese bildete eigentlich in ihrer modernen Kleidung und mit dem zierlich-kecken Auftreten ihrer gestöckelten Schuhe keine ganz entsprechende Staffage des ‚verwunschenen Gartens'. Dafür indes kannte sie ihn als Rike Borstelmann und Großnichte ihrer Großtante genau auf Schritt und Tritt, so daß sie ihre Begleiter geradesten Weg's dem Ausgangsthor zuführte. Ganz außerordentlich wunderbare, wie verzauberte Bildnisse thaten sich dabei überall bald zur Rechten, bald zur Linken auf, doch Engelhart Lindener und Almut Farnbühl hatten flüsternd so viel untereinander auszutauschen, daß ihnen sogar die allerüberraschendsten botanischen Merkwürdigkeiten entgingen. Es handelte sich dabei jetzt um die Erledigung nicht nur beglückender, sondern auch beunruhigender und recht schwieriger Angelegenheiten, so gelangten sie mit unvermuteter, fast erschreckender Schnelligkeit an das natürlich unverschlossene Thor und gaben dort beide der sie gleichartig bedrückenden Frage laut Ausdruck:

„Was soll ich denn meiner Großmutter —"

„wie soll ich's meinem Großonkel sagen?"

Die Fragen richteten sich nicht an Deodata Blanchart, doch als Ohrenzeugin derselben zuckte sie bedauerlich die Achsel und versetzte:

„Ja, das ist allerdings eine üble Sache, die mich indes gottlob nichts angeht. Na, nun wünsche ich guten Appetit und gesegnete Mahlzeit gleich mit, meine Tante soll Augen machen. Übrigens, wenn Ihr noch einen praktischen Rat von mir wollt, so kommt Du besser erst für ein paar Minuten mit zu mir herein, und Sie suchen sich allein vorauf Ihren Weg nach Hause, sonst würden die Leute aus den Fenstern auch Augen machen. Auf Wiedersehen, Polydor —

> ‚Du darfst zum Dank auf diese weiße Hand
> Die Lippen neigen — mehr begehr' ich nicht,
> Und mehr gestattet meine Pflicht mir nicht —'

So schreibt's der Dichter vor — ‚Pflicht mir nicht' klingt scheußlich —"

Sie streckte ihm hoheitsvoll ihre wohlgepflegte, nur ein bischen kurzfingerige Hand aus, auf die Engelhart Lindener etwas ungewiß verlegen niedersah, aber dann bückte er sich, küßte zum erstenmal in seinem Leben eine weibliche Hand und that's merklich aus einer Empfindung inniger Dankbarkeit. Deodata wartete geduldig, bis er den Kopf wieder aufrichtete, doch da schnippte sie ihm hurtig mit den Fingern gegen die Nasenspitze und lachte:

„Zu stürmisch, Polydor — die Einfalt vor der Mauer da versteht noch nichts davon, aber Theophil hätt's nicht sehen dürfen. Ach, ist das ein Blaubart — ich bin immer bange, er sticht mich bei der ersten Aufführung aus Begeisterung und Eifersucht wirklich manchmal tot."

Nun wanderte der junge Geologe, dem Rat, allein vorauszugehen, nachkommend, den Weg an dem Stadtmauerrest entlang. Wie anders sah ihm das armselige Häuschen drauf an, etwas Ähnliches an märchenhaftem Palais war ihm noch nirgendwo in der Welt vorgekommen. Doch gaukelte seine Phantasie ihm nicht vor, daß er als ein hundertjähriger Greis aus dem ‚verwunschenen Garten' zurückkommend, hier gehe, im Gegenteil hatte er eher ein Gefühl, sich als ein solcher vom Hause fortbegeben zu haben, unterwegs in einen Jungbrunnen geraten zu sein und aus diesem heimzukehren. Er hatte nie für möglich gehalten, daß ein Mensch sich so unglaublich jung fühlen könne und eigentlich wohl ein geflügeltes Wesen sei, denn ihm kam's

Digitized by Google

vor, er setze die Füße nicht auf den Boden, sondern werde durch ein anderes Beförderungsmittel darüber in der Luft weggetragen. Nur sein schon ziemlich herangewachsener mit ihm wandernder Schatten ließ darauf schließen, er müsse doch eine recht hübsche Zeit innerhalb der Glasscherbenmauer zugebracht haben, und nun fing er plötzlich an, zu laufen, denn er hatte mechanisch auf seine Uhr gesehen, ihr kleiner Zeiger stand auf der Ziffer III, und vor ihm tauchte erschreckend das Gesicht von Trina Löffelholz neben dem Suppentopf über dem Küchenfeuer auf.

Doch erwies sich die ihm aus halbwüchsigen Tagen überlieferte Scheu vor dem Hausscepter der alten Katharina heut' merkwürdiger Weise als gänzlich unbegründet, da sie weder ein mißmütiges, noch auch nur ein verwundertes Gesicht zu seinem späten Eintreffen machte. Sie erwartete dieses nämlich nicht früher, denn der Professor hatte am Morgen das Haus mit der Anweisung verlassen, das Mittagessen erst auf drei Uhr zu richten, weil er seinen botanischen Gang heute vermutlich weiter ausdehnen werde; diese Zeitangabe hielt er auch inne, und so fand Engelhart sich, als ob er der pünktlichste Pedant sei, genau in dem Augenblick ein, wie die Suppenschüssel aufgetragen wurde. Er setzte sich an den Tisch, indes etwas mit einer Empfindung, die er selbst zwar nicht kannte, aber von der er gehört hatte, daß mit ihr Leute auf dem Stuhl eines Zahnarztes Platz nähmen, der in seinem Instrumentenkasten herumhantiere, den richtigen Ausreißschlüssel zu suchen, und ob er sich auch mechanisch von den Speisen auf dem Teller nahm und in den Mund brachte, bildete sich ihm über die heutige Kochkunstleistung der alten Trina doch keinerlei Urteil. Natürlich nahm er ingleichem, soweit es unumgänglich war, durch Antworten den ihm zufallenden Teil des Tischgespräches auf sich — ob mit sinnvollen oder sinnlosen Erwiderungen, darüber maßte er sich so wenig eine Entscheidung an, wie über die Schmackhaftigkeit der von ihm genossenen Gerichte — und dann sagte sein Großonkel einmal, ihn befriedigt über den Tisch anblickend:

„Ich freue mich, wie vortrefflich Du aussiehst, lieber Engelhart, die wenigen Tage, in denen Du Dich hier Deiner Studien enthalten hast, scheinen Dir bereits recht wohlgethan zu haben."

„Ja — allerdings — sehr wohlgethan, lieber Onkel — besonders der heutige," erwiderte der Angesprochene, und er fühlte, wenn ein rotanlaufender Kopf ein Gesundheitsmerkmal abgebe, so müsse er augenblicklich äußerst Hochgradiges an vortrefflichem Aussehen leisten. Danach schwieg er ein wenig, aber — der Zahn mußte ja doch einmal heraus, nur hätte er ihn sich von jedem Andern lieber, als gerade von seinem Onkel ziehen lassen — und wie es der artige Operationen naturgemäß mit sich brachten, drückte er beide Augen fest zu und fuhr so fort:

„Nämlich, lieber Onkel — ich habe mich heute Morgen — ich glaube, man sagt — verlobt —"

Danach behielt er die Lider ein Weilchen noch ebenso geschlossen und ging dadurch des Anblicks eines dem ihm Gegenübersitzenden um die Lippen spielenden, außerordentlich fröhlichen Lächelns verlustig. Dann als er die Augen wieder öffnete, saß Heimrat Feierabend mit einer durchaus ernsten Miene da und versetzte, dieser ganz entsprechend:

„Das ist ja eine sehr überraschende und ernste Mitteilung, lieber Engelhart, die ich aus Deinem Munde am wenigsten erwartet hätte. Du weißt, daß ich mich aller vormundschaftlichen Einmischung in Deine Angelegenheiten enthalte, aber als Dein väterlicher Freund fühle ich doch die Verpflichtung, Dich solchen bedenklichen Schritt nicht ohne Warnung ausführen zu lassen und Dich um nähere Auskunft über eine Handlung zu bitten, bei der Du Dich nicht darauf berufen kannst, daß ich Dir mit einem verleitenden Beispiel vorangegangen sei."

Der im letzten enthaltene Vorwurf war allerdings nicht nur vollberechtigt, sondern auch sicher zu erwarten gewesen, und der davon Betroffene wußte zunächst nichts Andres darauf zu erwidern, als stotternd hervorzubringen:

„Du sagtest gestern Abend, lieber Onkel — ich meine wenigstens, mich daran zu erinnern — jeder müßte in sich selbst empfinden, wessen er bedürfe — und danach sein Thun oder Lassen einrichten. Du hast in dieser Hinsicht das Lassen vorgezogen, während ich zum Thun gekommen bin — das heißt, ich glaube, man thut eigentlich selbst nichts dabei — sondern hat keinen eigenen Willen bei etwas, das mit Einem gethan wird —"

„Ich kann mir das nicht vorstellen", entgegnete der Professor kopfschüttelnd, „der eigne Wille ziert den Menschen und bedünkt mich sein

Digitized by Google

Bestes zu sein, bei dem er sich von niemandem auf der Welt beirren lassen muß. Doch das gehört ja nicht hierher, sondern als erstes muß ich gerechtem Erstaunen Ausdruck leihen, wie Du es vor Deinem Lebensberuf, Deiner Wissenschaft verantworten willst, Dich auf einen derartigen Abweg von ihr zu begeben."

Das war etwas Engelhart noch gar nicht in den Sinn Gekommenes, er mußte sogar erst einen Augenblick nachdenken, was für eine Wissenschaft damit gemeint sei, eh' es ihm einfiel:

„Ach so — die Geologie — ja, mit der bin ich ja nicht verheiratet oder sie will ich auch nicht heiraten. Ich habe im Grunde nie große Neigung zu ihr gehabt — sie ist ein bischen sehr alt, man könnte beinah sagen, schon lange tot — und die Jugend — weißt Du, lieber Onkel, mir ist es heute eingefallen, daß ich eigentlich noch jung bin. Da könnte ich noch umsatteln und mir etwas Lebendiges zum Lebensberuf wählen — ich meine, etwa Zoologie — oder vielleicht Botanik — ja, Botanik wäre auch ein guter Gedanke, und Alumt würde mich gewiß bei dem neuen Studium wesentlich fördern, ich halte sie für ausnehmend wissenschaftlich begabt —"

„Alumt?" wiederholte der Professor verwunderten Ton's, „wer ist das?"

„Das ist sie — ihr Name — ich glaube, daß ich ihn von Dir zuerst gehört habe — Alumt Farnbühl — von Ansehn kennst Du sie, aber nicht weiter — sonst würdest Du vielleicht begreifen —"

„Das Mauer-Hungerblümchen?"

„Ja, lieber Onkel — eben — darum — das war der unbewußte Zug zur Botanik in mir —"

„Und wo hast Du diese Pflanze angetroffen?"

„Im ‚verwunschenen Garten' — durch einen merkwürdigen Zufall — ich sagte Dir, glaube ich, schon, daß ich als Junge immer gern einmal sehen wollte, was hinter der Mauer mit den Glasscherben sei — das fiel mir vorgestern Abend wieder ein —"

Nun berichtete er, so im Allgemeinen, ohne unnötig zu sehr in Einzelheiten einzugehen, von dem, was ihm in den beiden Mondnächten begegnet war, wobei er im übrigen den Hauptnachdruck auf eine Schilderung des verwucherten Gartens legte. Dem hörte Heimrat Feierabend immer mit dem gleichen sehr ernsthaften Gesicht zu, bis er einmal äußerte:

„Ja, ich weiß — ich meine, der Garten ist mir nicht unbekannt, von früher her, denn er gehörte vor ungefähr einem halben Jahrhundert meinem jung verstorbenen Bruder an, der, wie ich Dir erzählt zu haben glaube, seine Braut darin verlor. Da ist es in der That ein merkwürdiger Zufall, daß Du dort eine Braut gefunden hast."

Dieser Zufall konnte auf das ihm beigelegte Epitheton wohl einigen Anspruch erheben, doch hätte sich hinzufügen lassen, es sei eigentlich noch merkwürdiger, daß Heimrat Feierabend der alten Beziehung, in der er zu dem ‚verwunschenen Garten' stand, augenblicklich zum ersten mal Mal Erwähnung that.

Dadurch wäre mutmaßlich ein Anderer als Engelhart Lindener zu einem ziemlich staunenden Aufblick veranlaßt worden, aber er war einerseits ein Großneffe, und andrerseits zog ihn ganz besonders heute etwas vor bald zwei Menschenaltern Gewesenes nur äußerst wenig in Mitleidenschaft. So beschränkte er sich darauf zu antworten: „Deinem Bruder gehörte der Garten, lieber Onkel? Davon wußte ich nichts, das ist ja überraschend — aber kannst Du mir erklären, wie dies Fräulein Deodata Blanchart auf die Idee geraten sein mag, daß Alumt und ich von der Natur für einander bestimmt seien?"

Das bildete eine Frage, bei welcher ihr Sprecher selbst empfand, sie sei zur Erlangung einer aufhellenden Antwort an die denkbar wenigst geeignete Persönlichkeit gerichtet, und demgemäß erwiderte auch der Professor: „Nein, das kann ich Dir nicht erklären, lieber Engelhart, wie sollte ich das können?" Danach schwieg er ein wenig, ehe er fortfuhr:

„Deine Mitteilungen haben mich jetzt überzeugt, daß Du gewillt bist, diesen Schritt zu thun, und nach meinem Grundsatz enthalte ich mich weiterer Einmischung und Abmahnung bei einer hauptsächlich ja Dich betreffenden Angelegenheit. Du weißt, daß der von Dir eingeschlagene Weg nicht derjenige ist, den ich für Dich als förderlamsten im Auge und in der Erwartung gehabt, aber Du hast ihn, wie's Deine günstigen Vermögensumständе Dir ja gestatten, nach eigenem Gutdünken gewählt und mir vorgehalten, es müsse jeder ohne Berücksichtigung ihm von außen zukommender Ratschläge über sein Thun und Lassen selbst entscheiden. Im Übrigen ist es nicht ganz mit der Thatsächlichkeit übereinstimmend, daß ich, wie Du Dich äußertest, von jeher das Lassen vorgezogen habe. Als ich mich

Digitized by Google

in Deinem Alter befand, geriet auch ich auf den nämlichen Weg wie Du gegenwärtig und hegte, vielleicht in kaum geringerem Maße als Du, den Wunsch, meinen Lebensgang an der Seite einer Gefährtin fortzusetzen. Doch stand seiner Erfüllung entgegen, daß sie die Braut eines Andern war, den sie zwar nicht heiratete, indes trotz dieser Unterlassung meinem Wunsch nicht erreichbarer wurde. So bewahrte ich ihn in mir, und sie hat nie von ihm eine Ahnung besessen."

Diesmal sah Engelhart Lindener doch erstaunt auf.

„Du, lieber Onkel? Das hätte ich auch nicht geahnt, und dachte, Du hättest nie jemand anders als die alte Katharina um Dich zu haben gewünscht."

„Nun, ich bin ja auch gut mit ihr durchs Leben gekommen, und man entbehrt jedenfalls weniger, was man nicht kennen gelernt hat. Aber das bildet nicht den Gegenstand unseres heutigen Gespräches, ich that der Vergangenheit nur Erwähnung, um nicht zu verheimlichen, daß ich in meiner Jugend auch zu einer ähnlichen Lebensentscheidung wie Du hätte kommen können — recht geneigt dazu gewesen wäre — und deshalb bei dieser Rückerinnerung Dir die Deinige nicht zum Vorwurf machen darf. Und so hast Du Dich also durch ein festes Verlöbnis gebunden, lieber Engelhart?"

„Nein — Verlöbnis — davon haben wir gar nicht gesprochen — wir hatten nicht Zeit dazu, lieber Onkel —"

„Aber Du bist vermutlich mit dem Fräulein Farnbühl zu ihrer Großmutter gegangen?"

„Nein — meinst Du — hätte ich das —?"

„Ich verstehe mich darauf ja nicht und denke mir nur — so viel ich weiß, ist sie eine etwas strenge, alte Dame, die in ihrem Leben günstigen äußeren Verhältnissen kein besonderes Gewicht beigemessen hat und deshalb vermutlich von solchen auch bei der Bedachtnahme für die Lebenszukunft ihrer Enkelin nicht beeinflußt sein wird. Ich besorge, daß Du dort noch einige Schwierigkeit zu überwinden haben wirst, doch wenn Deine Absicht nun einmal feststeht, so rate ich Dir, Dich gleich jetzt mit Deinem Anliegen zu der Frau Dryander hinüber zu begeben, lieber Engelhart."

„So fest wie das Urgestein der Erde, lieber Onkel!" rief in unwillkürlicher geologischer Gleichnisanwandlung Engelhart Lindener, hastig vom Stuhl aufspringend und schon zur Thür hinausfliegend.

Heimrat Feierabend sah ihm nach, um seine Lippen spielte ein Lächeln über ein leises, anders geartetes Zucken der Mundwinkel hin, und er sagte, als ob der Fortgeeilte noch im Zimmer anwesend sei:

„Es kommen zuweilen Verwerfungen im Lebensgestein vor, daß es unbrauchbar wird, dem Zweck zu dienen, für den es eigentlich bestimmt war, ein schönes Bauwerk aus ihm zu errichten, und nutzlos verwittert. Möge das Deinige davor behütet bleiben, lieber Engelhart."

* * *

Nun war wieder eine Moudnacht vorbeigegangen und ein Sonnenmorgen neu gekommen. Er schritt über den ‚verwunschenen Garten' hin, drin Alles in wirrem und wildem Aufwuchs den schweigsamen Ringkampf fortsetzte, zu dem der letzte Wille seines einstmaligen Besitzers ihn wie zur Sühne einer Schuld, die er auf sich geladen, verurteilt hatte. Doch durchbrachen heut' keine Stimmen seine Lautlosigkeit, Fräulein Deodata Blanchart hielt weder eine Probe in ihm ab, noch verwendete sie ihre Bühnenbegabung auf die Inscenierung eines geschickt improvisierten Stückes, und auch Engelhart Lindener wie Almut Farnbühl waren anderen Ortes und anderweitig zu beschäftigt, um an eine Rückkehr zu der Goldregenlaube zu denken. Das erschien eigentlich auch ziemlich unnötig, denn für die befriedigende Weiterführung ihres gestrigen gemeinsamen Antrittsdebüts war im Grunde der Schauplatz, unter der Voraussetzung, daß er keine Zuschauer besaß, äußerst belanglos.

Dann aber ward doch einmal an einer Stelle unter dichtverflochtenem Laubdach eine Stimme vernehmlich:

„Darf ich Ihnen vielleicht den Arm bieten, liebe Livilla, der Durchweg gestaltet sich hier ein wenig schwierig."

Heimrat Feierabend war heut', auch ohne daß der Kalender einen Sonntag verzeichnete, zu einem Morgenbesuch in dem Mauerhäuschen eingekehrt, die neuen Bezüge, in die er zu demselben durch seinen Großneffen versetzt worden, machten sein Kommen unter der Zeit wohl begreiflich, ja Frau Livilla Dryander schien sogar mit sicherer Voraussicht darauf gewartet zu haben und hatte den Wunsch ausgesprochen, an dem schönen Tage in seiner Begleitung auch einmal den ‚verwunschenen Garten' zu besuchen.

Digitized by Google

Dem war er bereitwillig mit der Entgegnung nachgekommen: „Ja, es ist ein schöner Tag heute, der sich wohl dazu eignet," und nun hatte sie ihren Arm in den seinigen gelegt, und das weißköpfige Paar trat aus der grünen Blätterdämmerung in eine freie Lichtung hinaus. Dieselbe war's, an deren Rand gestern Mittag für Engelhart Lindener und Alumt Farnbühl die Zeit eine Weile stillgestanden, als hätten die beiden heutigen Besucher sich von ihnen den Platz und Zugang dorthin beschreiben lassen, um sich auch über die passende scenische Veranstaltung Deodata Blauchards ein Urteil zu bilden. Doch verhielt sich die Beleuchtung anders, die Sonne stand noch im Osten und kein heißes Glanzgewoge ging über die seltsame Wiese, deren Blütenkelche sich zum Teil noch geschlossen hielten. Und ebenso saß die Mehrzahl ihrer buntbeschwingten Gäste mit zusammengeschlagenen Flügeln auf ihnen, nur ein Segelfalter schwebte langsam, fast wie mit einer feierlichen Bewegung um eine hoch aus niedrigeren Dolden aufragende weiße Lilie hin und wieder. Die beiden menschlichen Ankömmlinge hielten jetzt an und Heimrat Feierabend sagte:

„Der Morgenschatten liegt noch drauf."

Die alte Dame nickte mit der Stirn und wiederholte: „Ja, der Morgenschatten." Sie blieb, kurz umherblickend, stehen, dann schritt sie stumm ein wenig vor, gegen die Goldregenlaube hinan, sah in das Innere und setzte sich, hineintretend, wie von plötzlicher Müdigkeit ihrer hohen Jahre erfaßt, auf die Bank. Und wie sie so dasaß, konnte man aus einiger Entfernung der Täuschung unterliegen, das Gesicht Alumt Farnbühls schaue, nur weiß überscheitelt, unter dem goldenen Vorhang hervor.

Nun folgte der Professor ihr nach, doch blieb er ohne zu sprechen, am Eingang der Laube stehen. Livilla Dryander dagegen sagte jetzt:

„Eine Holzbank vermorscht und Stein zerbröckelt auch. Aber eine Rasenbank erhält sich fort, welkt ab und kehrt wieder."

Sie richtete den vorgebeugten Kopf auf. „An welchem Platz mögen die Kinder sich gestern gefunden haben?"

Der Befragte erwiderte verneinend: „Ich weiß es nicht, und der Erdboden zeigt es hier nicht an, denn er hinterläßt keine Fußspuren."

„Nein, das Gras ist über sie gewachsen."

Danach blieb er eine Weile still, dann sprach die alte Dame wieder:

„Nur wir beide sind noch über dem Gras, lieber Heimrat. Sie standen ihm zunächst, und doch sagten Sie mir an jenem Frühmorgen ein Wort — können Sie es mir noch ebenso am Spätabend wiederholen?"

Der weiße Kopf vor ihr nickte diesmal bejahend. „Ich sprach Ihnen damals, Sie hätten recht gehandelt, liebe Livilla, denn der Mensch müsse dem Gebot seines Inneren folgen und ihm liege keine Pflicht ob, um eines Irrtums willen, den er im Herzen erkannt, die Blüte seines Lebens zu zerstören. Dazu dürfe ihn nur eine Nötigung zwingen, gegen die er machtlos sei. So würde ich heute wiederum sprechen."

„Ich danke Ihnen, Heimrat. Und so würde ich heute wiederum handeln."

Livilla Dryander stand von der Rasenbank auf, und sagte, ihr noch einmal den Blick zuwendend: „Auch du habe Dank!" Dann kehrte sie sich fragend gegen ihren Begleiter:

„Und die Kinder ahnen nicht, welches zerrissene Band sie hier wieder zusammenknüpfen?"

„Wozu sollten sie's? Die Sonne weiß nicht, was Schatten ist, das bedünkt mich als ihr Schönstes."

„Sie haben recht gethan. Ist's Ihnen nicht, als gehe ein Lächeln über den Garten, wie wenn er aufwache?"

„Die neue Morgensonne löst ihn wohl aus seinem Bann."

Das that sie, fast plötzlich jetzt über den hohen Wipfelrand der Lichtung ihre Strahlen herabflutend, und wie mit einem Schlage standen die grünen, goldigen, weißen, purpurnen Wände umher glanzübergossen, farbenglühend in Licht gebadet. Zugleich auch wachte alles Leben auf; die Ritter, Pfauenaugen und Admirale, die Perlmutter-, Gitter- und Feuerfalter, die Bläulinge, Sesien und Zygänen begannen sich auf den Blütenköpfen zu wiegen, flatterten durcheinander, zu einem funkelnden Gewoge empor. Drans hob sich der Apollo, als kehre er zum Olymp heim, verschwindend ins Strahlenmeer, und über der tausendfältigen, blühenden Juni pracht wie ein leuchtendes Märchenwunder zog in ihrem blauschillernden Gewande die Iris schwebende Kreise.

„So lassen Sie uns zu den Kindern zurückgehen," sagte Livilla Dryander.

Wie die Beiden nun, hin und wider redend, durch das Gewirr des ‚verwunschenen Gartens' den Rückweg zum Ausgang suchten, nahmen

Digitized by Google

mählich ihre Stimmen eine andere, dem gewöhnlichen Tagesleben mehr entsprechende Klangfarbe an, als in der Goldregenlaube. Und so, in einem lächelnden Ton schloß Heimrat Feierabend, wie sie das graue Thor erreichten, etwas von ihm Mitgeteiltes ab:

„Ja, die Jugend will selbst über sich entscheiden, und man muß sich sorglich hüten, ihr das Gefühl zu erwecken, daß sie geleitet werde. Unvermerkt jedoch kann man sie zu ihrem Glück führen, freilich gehört dazu auch wieder ein andres Glück, wie es mir durch die unverhoffte Hülfsgenossin, den hereingeschossenen Kometen, sonderbarlich zu teil wurde."

Die alte Dame stand noch einmal still und streckte ihre Hand aus. „Sie sind ein guter und wohlbedachter Gärtner gewesen, wie es nur Einer zu sein vermag, dessen Leben Liebe für die Blumen ausgefüllt. Ich danke Ihnen dafür, Heimrat, auch daß Sie mich heute hierher geleitet haben — danke Ihnen für Vieles."

Sie hielt seine Hand mit der ihrigen umfaßt, wofür die letzten Worte noch einen Dank hinzugefügt, erläuterte sie nicht weiter. Doch klang etwas in ihnen, eine Empfindung regend, Livilla Dryander sei von der Natur auch mit einer Mitgift ihres Geschlechtes begabt worden und habe doch wohl eine Ahnung von dem Wunsch besessen, dem höchsten und einzigen, den Heimrat Feierabend vor einem halben Jahrhundert im Herzen getragen.

Aber dies mit Worten kundzugeben, war der heutige Tag nicht mehr berufen, nur als ein leis wehmütiger Hall verzitterte es in der Sonne. Miteinander schritten jetzt die zwei Weißköpfigen der Stadt wieder zu, trennten sich nicht vor dem Thor, wie's Engelhart und Almut gestern gethan. Das war nicht mehr nötig, die Honoratioren, die sie zusammen gehn sahen, machten keine verwunderte Augen oder höchstens darüber, daß der Herr Geheimrat sich herabließ, die alte Großmutter Dryander aus dem dürftigen Mauerhäuschen auf einem Spaziergang zu begleiten.

* * *

Während dessen befand sich Trina Löffelholz in einer aufregenden unablässigen und ungeheuerlichen Thätigkeit. Sie hatte heute nicht für zwei, sondern für fünf Personen zu Mittag zu kochen, und ihr war obendrein eingeschärft worden, dies in einer ganz besonders festlichen Weise zu bewerkstelligen. Das bildete eine noch nie erhörte Neuerung und zwar so himmelschreiender Art, daß die alte Katharina keine andere Möglichkeit vor sich sah, als nach vierzig Jahren heute den letzten Tag mit der leiblichen Fürsorge für ihren offenbar jetzt völlig vernunftzerrütteten Herrn in dieser Küche zuzubringen. Und doch konnte sie auch zur Fassung dieses unumgänglichen Entschlusses nicht gelangen, ja nicht einmal sich den Kopf ausgiebig genug darüber zerbrechen, was das denn bedeute, denn ihr Kopf und ihre Hände waren ohne Unterlaß eines Atemzugs so vom Feuerschüren, Topfrücken, Deckellüften, Pfannenschienern und tausend andern notwendigsten Verrichtungen in Anspruch genommen, und dazu brodelte und qualmte es so über alles Maß um sie herum, daß jeder Gedanke daran wie siedendes Wasser sich zerwirbelnd in Dampf auflöste. Aber dann erscholl einmal ein Fußtritt auf dem Flur, und sie stürzte mit einem großen Holzlöffel in der Hand heraus und rang halb erstickt vom Mund:

„Das ist das Letzte, Herr Professor — und heute verlasse ich Ihr Haus, Herr Professor — und Sie können sich in Ihrem schwachen Alter nach einer andern Wirtschafterin umsehen, Herr Professor!"

Das nahm der Angerufene mit ein bischen verwunderter Miene auf, doch versetzte er nur lächelnd und liebenswürdig:

„Ich kann nicht sagen, daß ich Altersschwäche an mir verspüre, liebe Katharina, heute gerade ganz besonders nicht. Das thut mir ja leid, wenn Sie mich verlassen will, aber Sie wird ja Ihre Gründe dafür haben, und jeder muß selbst wissen, was er zu thun und lassen für nötig findet. Zu einem gütigen Zusammentreffen mit Ihrer Absicht wird meine Schwiegertochter, so darf ich die Braut meines Neffen wohl benennen, mir als Ersatz für Sie zu Hülfe kommen und, wie ich vermute, auch in den Erfordernissen der Kochkunst sich wohl bewandert zeigen."

Deodata Blauchart und Almut Farnbühl hatten, wenngleich verschiedenartig, vor dem Tempel im ‚verwunschenen Garten' einen Schrei ausgestoßen, doch gegen den augenblicklich von den Lippen Trina Löffelholz' fahrenden gehalten, war selbst der letztere nur von der Art eines Bühnenschreis gewesen. Ihm nach entflog ihr ein stöhnendes Durcheinander: „Braut — Schwiegertochter — Ersatz für mich —" aus weit offenem Mund, sie stürzte in die Küche zurück, raffte mit beiden Händen so viel Reisig,

Digitized by Google

als sie fassen konnte, vom Boden und warf im Verein damit besinnungslos den Kochlöffel in die begierig aufknatternden Herdflammen. Heimrat Feierabend aber begab sich zu einer eigentümlichen Vorkehrung in die Nebenkammer seines Arbeitszimmers. Da er ungewöhnlichen, weiblichen Mittagsbesuch erwartete, mochte er die Besorgnis hegen, Frauenaugen könnten ein Interesse an seiner häuslichen Einrichtung nehmen und sich dabei nicht alles in präsentablem Zustande herausstellen. Dieser Annahme gab er sich augenscheinlich in Bezug auf einen großen alten Schrank hin, den er öffnete, um von einem Bord einen ansehnlichen Stoß weiblicher Handarbeiten, Nähtereien und Stickereien mannigfaltigster Art herabzunehmen, die er sämtlich in wohlverschließbare Behälter hineinfaltete. Sorglich behutsam faßten seine Hände sie an, zarten, mit einem feinen Blütenschmelz begabten Pflanzen gleich, und den Schlüssel von dem Schubfach ziehend, steckte er ihn in sicheren Verwahrsam zu sich. Wenn den Augen Livilla Dryanders sich auch gut verborgen Geglaubtes in einem Fall freilich wohl nicht ganz zu entziehen vermocht hatte, überallhin brauchten sie doch nicht zu dringen.

Und dann hatte Trina Löffelholz, trotz ihrer Unzurechnungsfähigkeit sämtlicher Sinne oder vermutlich wohl eben deshalb, den Eßtisch doch möglichst festlich hergerichtet — allerdings mit einem Mienenausdruck, als erwarte sie daran den Höllenfürsten und dessen Großmutter zu Gast — und die fünf an der Verlobungsfeier beteiligten Personen saßen um den Tisch versammelt. Fräulein Deodata Blanchart hatte freilich mit der, jungen Schauspielerinnen einmal anhaftenden Bescheidenheit gemeint, sie gehöre nicht mit dazu und sei hier das fünfte Rad am Wagen. Doch war diese Anschauung in gerechter Würdigung ihrer hervorragenden Verdienste um das Zustandekommen der gegenwärtigen Mittagstafel von niemand sonst geteilt worden, und so befand sie sich, gleichsam einem allgemeinen Hervorruf Folge leistend, mit anwesend, und zwar in der Kleidung irgend einer jungen und hohen Aristokratin, der in irgend einem geistvollen Konversationsstück die Aufgabe zufiel, den Wert ihres Innern durch die Kostbarkeit und den vollendet modernsten Geschmack ihrer Toilette anzudeuten, beziehungsweise bloszustellen. Im Übrigen hatte sie sich nach dieser Richtung noch ein unbestreitbares Verdienst hinzuerworben, indem ihrem eifrigen Zureden schließlich gelungen war, Alumt Farnbühl gegen anfängliches Sträuben zur Wiederanlegung des griechischen Gewandes zu bewegen und ihr dabei sorgsam mit angeborenem Verständnis für wirkfamste Anordnung und schönsten Faltenwurf behilflich zu sein. So erregten die beiden weiblichen jungen Tafelgäste in der That einen sowohl hochfestlichen, als ganz besonderen Eindruck, und Engelhart Lindener, der mehr mit einem dunklen Instinkt, als verstandesklarer Absicht seinen schwarzen Anzug aus dem Schrank hervorgeholt, wäre dagegen ein wenig statistenartig zurückgeschwunden, wenn nicht ein eigentümlicher Glanz in seinen Augen verraten hätte, er sei ein verkappter Königssohn und berufen, im weiteren Fortgang des begonnenen fröhlichen Spieles eine der beiden Hauptrollen durchzuführen. Ganz in ihrer einfachen, täglichen, aber ungemein sauberen Kleidung dagegen saß Livilla Dryander; sie hatte keine andere, und hätte solche auch im Besitzfall vielleicht kaum angelegt. Und ebenso trug der Professor, dessen Mittel ausreichend zu Anschaffungen gewesen wären, sich nicht anders wie immer. Er hatte seit vielen Jahren keinen Sonntagsrock mehr besessen, und in den Zügen der beiden Weißköpfigen stand übereinstimmend zu lesen, die Jugend möge von einer Empfindung geregt werden, sich eine festliche Stunde durch besondere Gewandung zu erhöhen, doch es komme eine Zeit des Gleichmutgefühls gegen alles Äußerliche, der Vollerkenntnis des allein Beglückenden und Wertvollen des Daseins und des Abfallens alles nichtigen Scheines.

Dem gab auch Heimrat Feierabend einmal Ausdruck, in einer Antwort auf eine Äußerung Engelharts, der mit etwas Selbstironie seiner merkwürdigen philosophischen Tiefsinns-Anwandlung am Morgen nach der ersten Mondnacht Erwähnung gethan hatte. Dazu meinte sein Onkel lächelnd:

„So ganz Unrecht kann ich diesen profunden Denkern nicht geben, lieber Engelhart, wenn ich nach meiner Erfahrung ihre Lehre auch ein bischen anders auffaße. Aber eigentlich ist ja nur das wirklich vorhanden, was wir uns selbst erschaffen, und nur schön, wenn wir es uns dazu machen."

„Das ist auch meine Meinung," lachte Fräulein Deodata Blanchart, die seit einem Weilchen nicht recht zu Wort gekommen, eine An-

Digitized by Google

knüpfung ein bischen an den Haaren herbeiziehend: „Es liegt gewiß nicht in meiner Art, mich selbst zu rühmen, aber habe ich nicht auch nachher noch ganz schön in Versen weitergesprochen, als die Geschichte nicht mehr in meiner Rolle stand, Herr Bräutigam? Das ist überhaupt gar nicht so schwer, eigentlich nur Kinderspiel, ein bischen Zungengeläufigkeit, und ich mache mich vielleicht auch noch 'mal ans Dichten, um der Welt zu zeigen, womit man sie verblüffen muß, wenn man ein bischen mehr Grütze im Kopf hat. Bei Ihnen hält's freilich nicht gerad' schwer, Herr Engelhart."

„Ich denke, wir leeren den Inhalt unsrer Gläser einmal auf das heurige Kometenjahr aus," meinte der Professor, „das dann nach allen Richtungen viel Erfreuliches zum Erblühen und Gedeihen bringen möge!" Freundlich bot er dabei der jungen, sich als Dichterin noch in embryologischem Zustande verhaltenden Schauspielerin sein Glas zum Anklingen entgegen und fügte hinterdrein:

„Ich könnte nun denn wohl meinem Namensberuf nachkommen und Feierabend machen. Doch will ich in Berücksichtigung meiner lieben Gäste mein Glas zuvor noch einmal auffüllen."

Dies that er, freilich nicht ohne einen kleinen Seitenblick nach der Thür zu werfen, ob vielleicht die alte Katharina gerade mit einer Schüssel eintrete. Da das beruhigender Weise nicht stattfand, sprach er feierlich Tones weiter:

„Ja, die Blumen bedürfen der Sonne, doch ein etwas kühler Frühling schadet ihnen nicht, und auch Regentage sind im Mai für sie förderjam. Dann aber, wenn der Juni gekommen, ist Frost und Wettersturz ihrem höchsten Blütenstand nicht mehr zuträglich, und als Pflanzenkundiger bitte ich mit diesem Trunke die Sonne, meine lieben Kinder, es wohl mit Euch zu meinen."

Diesen botanischen Trinkspruch brachte Heinrat Feierabend am Schluß der Auftischung Trina Löffelholz' aus, doch zugleich begab sich draußen vor den offenstehenden Fenstern etwas Unerwartetes. Ein buntes Geflatter von hellen Sommerkleidern und farbigen Sonnenschirmen kam in den Garten herein, rufend und lachend, und der Professor äußerte frohlaunig:

„Ei, sehet da! mein Auditorium! Ich habe ganz vergessen, meine Vorlesung für heute abzusagen."

Unwillkürlich fiel Almut ein: „O die bösen Dinger —"

Doch ihr weißköpfiger Großschwiegeronkel erwiderte wohlwollend: „Sie sind nicht wirklich bösartig von Natur, Küchenkräuter für den künftigen Hausbedarf, zwischen denen nur nach Frühlingsbrauch allerhand närrisches Unkraut in Blüte schießt. Und sie kommen ja gerade passend, um die Stadt mit dem, was hier vorgegangen, bekannt zu machen. Wir wollen uns zu ihnen hinausbegeben, denke ich."

Er schritt durch das Gartenzimmer voran und trat aus der Thür desselben, von vielstimmiger Begrüßung empfangen: „Guten Tag, Herr Geheimrat! — Sie sehen aber prächtig heut' aus, Herr Geheimrat! — Machen wir einen botanischen Gang, Herr Geheimrat! — Ach, bitte, Herr Geheimrat, die Pflanzen von Karl dem Großen sind so interessant und die Dickmilch so gut! — Und das Wetter ist so schön, Herr Geheimrat!"

Plötzlich indes veränderten sich die Zurufe und statt ihrer flog's von einigen Lippen:

„Draba mu —"

„Der Sommer-Ado—"

„Wasserlie—"

Allen aber stockte gleichmäßig der Schluß im Mund, und alle starrten wie von einem Zauberstab angerührt und an Zunge und Gliedern gelähmt, auf das griechische Gewand Almut Farnbühls und die fürstliche Toilettenpracht Rike Borstelmanns. Dagegen fiel in diesem Augenblick selbst die Erscheinung des von allen Vätern und Müttern als eine so ausgezeichnete Persönlichkeit anerkannten Sommer Adonis in ein schwarzgekleidetes Nichts; der Professor aber erwiderte jetzt liebenswürdig:

„Ich danke Ihnen, ja, ich befinde mich heute auch besonders gut, meine jungen Damen. Nein, einen botanischen Ausflug kann ich leider gegenwärtig nicht mit Ihnen unternehmen, die heutige Verlobungsfeier meines Neffen mit Fräulein Farnbühl hält mich davon ab, doch ich habe das Vergnügen, ihn und seine Braut Ihnen hier vorzustellen."

Auf diese Vorstellung erfolgte kein Laut und geschweige denn ein Schrei. Doch gegen die Gesamtheit der sprachlos verstummten Mienen umher zog entschieden wieder der mimische Ausdruck der alten Katharina von zuvor den Kürzeren, und diesen Moment ersah sich Rike Borstelmann, hoheitsvoll aus der Gartenzimmerthür vortretend, in Begleitung einer leichten, herablassenden Kopfneigung zu sagen:

Digitized by Google

„Es freut mich, Sie einmal wieder zu sehen, meine Damen. Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch erinnern — Fräulein Deodata Blauchart, engagierte erste Liebhaberin am Thalia-Theater in Hamburg.“

Manches war im Städtchen schon dagewesen sogar ein wirklicher Student, aber das nicht, eine erste Liebhaberin einer hauptstädtischen Schauspielbühne, obendrein mit dem wundervollen Namen Deodata Blauchart, nicht. Kein Blitz, der in den Strauß von Küchenschelle, Pechnelke, Venusspiegel, Pfennigkraut, Besenstrauch, Bittersüß, Zwergaurikel und Natternzunge herniedergefahren wäre, hätte Macht besessen, eine ähnliche Wirkung auszuüben, und dennoch erfolgte unmittelbar darauf eine fast noch stärkere elektrische Entladung. Es kam etwas, graziös beflügelten Schrittes von der Gartenpforte her, und eine lyrische Tenorstimme rief:

„Deo — Diva — finde ich hier die unvergleichlichste Künstlerin unseres Jahrhunderts?“

Der Kopf Nike Borstelmanns fuhr jählings herum. „Fritz — heut' schon? — Das ist eine Überraschung —“

Doch sie erholte sich von dieser außerge wöhnlich schnell und fügte, mit einer großartigen Würde sich gegen die noch wie blitzbetäubt umher Dreinstarrenden zurückwendend, nach:

„Herr Friedegar Merkator, mein Bräutigam, Dichter und erster tragischer Held, von einer Kunstreise früher als ich erwartet, hier eingetroffen, mich zur Aufführung seines neuesten erschütternden Trauerspiels ‚Theophil und Deodata‘ abzuholen, in dem wir auf dem Thalia-Theater in Hamburg die Titelrollen darstellen werden.“

Das war also der Blauhart, obwohl sein kleines, spitzaufgedrehtes, fuchsfarbiges Oberlippen-Bärtchen diese erschreckende Vermutung nicht erweckt hätte und man auch sonst mit der Erscheinung des unerbittlichen Othello-Rivalen nicht gerade die Vorstellung von großkarrierten Sommerbeinkleidern, einem braunen Sammetröckchen, tulpenroter Weste und einem grünen Zylips zwischen zwei weit vom entblößten Hals ausgebogenen Vatermörderspitzen verband. Im Übrigen hatte sein ursprünglicher christlicher Taufname „Fritz Meerkatz“ gelautet und seine sommerliche Kunstreise aus zeitweilig ihn veranlassenden finanziellen Beweggründen einer umherziehenden Meerschweinchen-Truppe wunderbaren Glanz verliehen. Doch jetzt verbeugte er sich, jeder Zoll zugleich ein tragischer Held und ein schon in allen Höhen und Tiefen des Lebens bis zum Übermaß erfahrener Weltmann, mit höchster Eleganz vor dem jungen Damenhalbrund.

Das aber war für das botanische Auditorium Heimrat Feierabends zu viel: Ein wirklicher Student — eine Braut in altgriechischer Tracht — eine erste Liebhaberin in der Toilette einer Fürstin — das Thalia-Theater in Hamburg — ein Dichter und erster tragischer Held — Deodata Blauchart und Friedegar Merkator — und z w e i Bräutigame —

Wie auf Kommando knixten sie alle gleichzeitig, so gut oder schlecht sie's in der Tanzstunde gelernt hatten, herunter, doch dabei griffen sie sich hinterrücks verstohlen nach den Händen und Rockfalten, zupften, zogen und zerrten sich und verschwanden urplötzlich, wie auf ein gemeinsames Stichwort eine geschlossen davondrängende Komparserie-Masse, von der Schaubühne. Draußen vor der Gartenpforte liefen sie erst, einem gescheuchten Hühnerschwarm gleich, eine Strecke lang außer Sch- und Hörweite, dann jedoch drückten sie sich wieder auf einen dichten Haufen zusammen, und es sprudelte aus noch atemlosen Kehlen durcheinander:

„Die Draba muralis — wie eine weiße Lilie sah sie aus —“

„Ja, wenn Eine Braut ist —“

„Schauspielerin ist sie geworden —“

„Erste Liebhaberin —“

„Das möchtest Du wohl auch sein, Viscaria —“

Daraus klang ein bischen Anspielung auf Malchen Nüßwieders Familiennamen hervor, und die Pechnelke versetzte ergrimmt:

„Du wärst gut als stumme Person zu gebrauchen, wenn jemand eine Vogelscheuche auf der Heide vorstellen soll.“

„Das hat sie dem Besenstrauch ordentlich gegeben.“

Jette Knudnagel äußerte: „Die Elle von ihrem Kleidstoff kann man sicher nicht unter drei Thalern kaufen.“

„Ja, eine Kleinigkeit mehr als Dein's wird's wohl gekostet haben, Küchenschelle.“

„Wer doch das Trauerspiel mit ansehen könnte!“

„O Gott, wie schön das klingt: Theophil und Deodata!“

„Großes Talent hat sie immer gehabt.“

Digitized by Google

„So groß wie Dein Mundwerk, Du sagteit, sie wäre eine Putzmacherin.“

„Ich habe schon oft von ihm gehört, er ist nach Schiller unser größter lebender Dichter.“

„Die Kartoffel ist litterarisch gebildet und meint natürlich, daß Schiller noch lebt.“

„Habt Ihr nicht bemerkt, daß er mich bei der Vorstellung so besonders ansah?“ fragte Minna Kühlwein, das Pfennigkraut.

„Nein, mich, schien's mir.“

„Mir kam's vor, mich.“

„Euch alle nicht und mich auch nicht“, warf Annchen Wicht, das Ophioglossum hinein, „er hatte nur Augen für den Vennusspiegel.“

Das gab ein allgemeines Auflachen, in welches Lina Schnurrbusch, die Specularia lucus a non lucendo, wohl oder übel mit einstimmte und damit, um zu besorgender weiterer Lobpreisung ihrer Reize durch die Natterzunge vorzubeugen, auf eine andere Erwiderung Verzicht leistete.

Drüben aber sagte zugleich Friedegar Merkator, augenblicklich die tragischen Verkettungen im Weltlauf in Bezug auf sich selbst mit einem Beispiel belegend:

„Deodata — Göttliche — Weib, wie auf Erden noch keines geliebt worden — hast Du vielleicht zufällig in Deiner Kasse noch einen kleinen Überschuß, ihn mir bis morgen vorzuschießen, da die unverzeihliche Saumseligkeit der Post die Nachsendung einer Gagezahlung für mich verzögert hat, sie aber trotzdem, zum Himmel schreiend, noch einen Blutzoll für die Beförderung und Auslieferung meines Koffers von mir fordert. Ich müßte mich sonst wieder aus Deinen Armen losreißen, und das würde mir dem Tode gleichkommen, den unersättlichen Mammonsdurst dieses Staatsmolochs durch einen Pfandleiher stillen zu lassen, denn die Zukunft, die Bürgschaft, das Fundament unseres selbst von den Göttern beneideten Glücks, meine sämtlichen Tragödien-Manuskripte befinden sich in den schnöden Philisterhänden.“

Er sprach's mit Feuer, doch ein bischen herabgeminderten Ton's, eigentlich unnötiger Weise, denn der Garten um sie war leer, Engelhart Lindener und Almut Farnbühl hatten sich zu irgendeinem gemeinsamen Vorhaben ins Haus zurückbegeben, und nur drüben in einem Gang der jungen Baumschule des Professors bewegten sich zwei Gestalten nebeneinander, von denen die eine jetzt äußerte:

„Es ist schön, in der Sonne zu gehen, und dafür, daß man es noch vermag, nimmt man gern ein wenig Hitze hin, dünckt mich. Sie gedachten eben unseres Aufenthaltes in dem ‚verwunschenen Garten‘, liebe Livilla; ja, er ist botanisch sehr interessant; wen das Glück begünstigt, der findet eine nur recht seltene Blume darin, die sich aus alter Zeit dort fortvererbt hat. Das redet von der Vergangenheit, und der Herbst erfüllt mehr noch als die Sommerzeit das Gemüt mit einem Zug, wieder bei ihr Einkehr zu halten. Aber mich bedünkt es als das dem Spätjahr am Besten Zugemessene, zwischen solchen jungen Bäumen mit der Vorstellung zu wandern, wie sie blühen und Frucht tragen werden, so lange die Möglichkeit bleibt, noch ein wenig mit dafür bedacht zu sein, um so sich in einem ruhvoll freudigen Vortraum ihrer Zukunft zum Schlaf zu bereiten.“

Heimrat Feierabend hielt einen Augenblick inne, ehe er fortfuhr:

„Mein Haus besitzt ja an Räumlichkeiten genug, und da wir am heutigen Tage zu der Verwandtschafts-Beziehung von Gevattern gelangt sind, möchte ich Sie fragen, liebe Livilla, ob es Ihrer Neigung entgegen sein würde, sich hinfort mit mir unseres jungen Nachwuchses unter gemeinsamem Dach hier zu erfreuen?“

Die alte Dame schlug ihre noch jugendlich hellen Augen zu ihm auf und antwortete:

„Ich wüßte keinen Grund, lieber Heimrat, Ihr gevatterlich-freundschaftliches Anerbieten abzulehnen. Auch unter Ihrem Dach werde ich mir ja meinen Unterhalt für die letzten Abendstunden erwerben können.“

Sie sprach's mit einem ernst-wehmütigen Ton, doch kaum merkbar umspielte die alten Lippen dabei ein trümmerisches, wie leis schalkhaftes Lächeln.

Spruch.

Die Welt zu bessern ist kein Traum,
Nur müssen wir nicht aufs Fernste sinnen,
Müssen es endlich praktisch beginnen:
Jeder in seines Herzens Raum.

Karl Emil Franzos.

Digitized by Google

Sagen der Togoneger.

Mitgeteilt von **Paula Karsten.**

„Anansi", sagte ich zu meinem jungen Togofreunde, „so recht alte Geschichten habe ich gern, aus der Zeit, ehe die Weißen zu Euch kamen."

Da leuchteten seine Augen, denn mein Interesse für seine Sprache und alles, was damit zusammenhängt, macht ihm großes Vergnügen. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, sprach er:

„Da will ich Dir heute eine Geschichte erzählen, die ich von meinem Großvater habe, der erzählte sie uns oft, als wir noch kleine Kinder waren; denn er sagte, wir müßten wissen, was sich in alten Zeiten bei den Schwarzen zugetragen hat und immer sagte er, daß dies eine wahre Geschichte ist, die sich wirklich zugetragen hat."

Hier ist sie:

Warum die Viper heilig ist.

„Ein Mann hatte eine Frau, die sollte bald Mutter werden. Jeden Tag gingen die beiden nach der Farm, und jedesmal sammelte die Frau die Eier einer Boa, ohne daß der Mann es wußte, die kochte und aß sie. Und als ihre Stunde kam, genas sie eines kleinen Mädchens.

Als sie dann wieder mit ihrem Manne nach der Farm ging, trug sie das Kindchen auf dem Rücken und jedesmal, wenn sie angekommen waren, legte sie das kleine Mädchen in den Schatten eines Baumes, und dann ging sie mit ihrem Manne hin und bearbeitete den Acker.

Während dieser Zeit kam immer die Boa, nahm dem Kinde das Kissen unter dem Kopfe weg, rollte sich selbst zu einem Puff zusammen und schob sich unter den Kopf des Kindes.

Als nun eines Tages der Vater und die Mutter das Feld hackten, war es Zeit, daß die Frau das Kindchen nähren sollte. Als sie aber hinkam und des Kindes Kopf auf einer Boa liegen sah, schrie sie laut auf und rief ihren Mann. Als der hinzukam, rannte die Boa fort.

Jeden Tag aber kam sie wieder und trieb es gerade so mit dem Kinde, weil die Frau ihre Eier gegessen hatte, ehe das Kind geboren worden war.

Als nun das Mädchen zur Jungfrau heranwuchs, ließen der Vater und die Mutter es immer allein zu Hause und gingen aufs Feld. Wenn das Kind allein zu Hause war, mahlte es das Korn zu Mehl.

Eines Tages that es auch so, und die Sonne brannte, wie in der ärgsten Mittagsglut.

Plötzlich, als das Mädchen den Kopf wandte, sah es die Boa und eine Viper auf sich zukommen und die Boa wollte das Kind verschlingen. Das Kind aber begann laut zu singen:

Mutter aß die Eier ihr,
Jetzt rächt die Boa sich an mir!
Fern ist mein Vater! Die Boa verschlingt mich!
Fern ist die Mutter! Die Boa, sie frißt mich!

Da hub die Viper an zu singen:
Des Kindes Verderben kann ich nicht sehn,
Schlingende Boa, komm, laß uns gehn!

Da gingen die Boa und die Viper fort, täglich aber kehrten beide zurück und täglich thaten beide dem Kinde gegenüber so wie das erste Mal.

Eines Tages als der Vater und die Mutter wieder vom Felde heimkehrten, erzählte das Kind Alles dem Vater.

Der lud das Gewehr und versteckte sich in der Stube. Als es zwölf Uhr war, kam wieder die Boa und machte Anstalten das Kind zu verschlucken. Das begann zu weinen und zu singen. Der Vater stand plötzlich da und schoß die Boa. Und der Vater machte die Viper zum Fetisch und betete sie an, denn wäre sie nicht gewesen, so hätte die Boa das Kind verschlungen.

So ist die Viper für den Schwarzen ein Gott geworden, den er anbetet."

Die Jägertrommel.

Ein andermal erzählte Anansi:

„Ein Jäger ging ganz weit in den Wald hinein auf die Jagd. Als er tief in den Busch eingedrungen war, hörte er die Trommel im Walde spielen und er ging dem Schalle nach. Da kam er an eine lichte Stelle im Walde, wo er viele Affen sich vergnügen sah. Sie spielten die Trommel und tanzten danach.

Schnell versteckte sich der Jäger und sah zu, was da geschah.

Der König der Affen saß in der Mitte, alle übrigen setzten sich in einem Kreise rund um ihn herum. Sie hielten einen Schirm über den König, und zwei Mädchen hielten ein seidenes Tuch und fächelten ihm damit Kühlung zu, während die an-

Digitized by Google

dern weiter spielten und tanzten. Der Jäger achtete genau auf alles, was sie thaten. Als sie genug gespielt hatten, trugen sie die Stühle und alles andre fort und der Jäger ging auch hinweg, nach Hause.

Am nächsten Tage machte er sich wieder dahin auf den Weg, vorher aber rief er seinen Freund, forderte ihn auf mit ihm zu kommen und auch zu sehn, was er Merkwürdiges gesehen hatte.

Als die Jäger sich dem Walde näherten, hörten sie trommeln und singen. Die Beiden schlichen durch das Gebüsch hinzu und sahen, wie die Affen spielten und tanzten.

Nachdem die Jäger die Affen nun genugsam beobachtet hatten und von ihnen gelernt hatten, wie man die Trommel spielen müsse, schossen sie den Affenkönig tot und dann nahmen sie die Stühle und die Trommel mit sich in ihre Stadt.

Der Häuptling der Jäger hatte das Gewehr ergriffen und alle Affen tot geschossen, nur der letzte konnte noch in den Wald entspringen.

Jetzt noch spielen die Leute diese Trommel jedes Jahr. Der Name der Trommel ist „Atoha“. das bedeutet soviel wie „Waldtrommel“. „Ato“ hieß nämlich der Platz im Walde, an dem die Affen sich versammelten zum Spiel und Tanz.

Die Geschichte ist sehr alt, aber die Trommel ist noch immer da. Zu Neujahr und bei der Königswahl — also nur bei den allerfeierlichsten Festen — wird sie jedesmal gespielt. Dies ist eine sehr große Ehre für den, der damit beauftragt wird, drum werden auch nur alte Leute dafür ausgewählt. Junge kommen nie daran.

Es besteht ein strenges Gebot die Trommel außer der Zeit nicht zu spielen; geschieht es dennoch, so bricht ein großes Unglück über das Volk herein und viele, viele Menschen müssen sterben.“

Diese Geschichte erzählte mir der junge Togoneger Anani unter wiederholten, ernsthaften Beteuerungen, daß diese Geschichte wahr sei, was ja auch am besten durch die Trommel bewiesen werde, denn diese sei ja noch da.

Bunte Reihe.

Ungedruckte Briefe von H. Clauren (H. G. S. Heun), Rosa Maria Assing, Johann Ludwig Deinhardstein, Wilibald Alexis, Berthold Auerbach und Eduard Boas.

Den folgenden Briefen ist nur das Eine gemeinsam: daß sie uns für die Schreiber charakteristisch und der Veröffentlichung wert erscheinen. Wir ordnen sie in chronologischer Folge, nach dem Geburtsjahr der Dichter.

Der erste der Reihe ist vor den Anderen nur durch sein Alter ehrwürdig: Heun Clauren (geb. 20. Mai 1771), der unheimlich fruchtbare Verfasser süßlich-schlüpfriger Romane, dessen Name heute eigentlich nur noch durch Wilhelm Hauffs witzige Parodie vor völliger Verschollenheit bewahrt bleibt. Der folgende Brief an Brockhaus erweist sehr lehrreich, welch' eine Sorte Künstler er war:

Zu der Anlage eile ich das versprochene Manuskript ergebenst zu übersenden und wünsche, daß es Ihnen und des Herrn Prof. Wendt geneigten Beifall verdienen möge. Kommt es zu spät oder finden Sie es nicht annehmbar, so bitte ich es mir gleich zurückzusenden, weil ich es dann anderwärts brauchen kann.

Von Kinds Taschenbuche sollen 1000 Exemplare zurück gekommen sein; ist das wahr? Göschen hat einem Freunde von mir selbst gestanden, daß Ihr Taschenbuch besser gewesen als das seinige, und daß er Kind sehr dringend gebeten, viel sorgsamer in der Auswahl zu sein.

Leider habe ich die Zeichnung zu meiner Erzählung nicht gesehen. Findet Herr Professor Wendt letztere mit ersterer vielleicht im Widerspruche, so überlasse ich ihm recht gern die Rektifizirung der Erzählung nach Maßgabe der Zeichnung.

Mit vielen herzlichen Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin und an den Herrn Prof. Wendt Ihr treu ergebenster

Dr. 2. Jun. 19. Heun.

Man sieht: paßt die Zeichnung nicht zur Erzählung, so mag der Redakteur die Erzählung der Zeichnung anpassen! Du lieber Himmel, warum auch nicht — künstlerisch wertloser ist sie dadurch gewiß nicht geworden. Daneben folgen ad captandam benevolentiam einige Hiebe auf den Konkurrenten des Verlegers.

Einem längeren liebenswürdigen Brief der Rosa Maria Assing (geb. 28. Mai 1783), die ja selbst im Stil der Frühromantiker dichtete, heute aber allerdings zumeist nur deshalb noch ab und zu erwähnt wird, weil sie ja auch die Schwester Varnhagens und die Schwägerin der Rachel, sowie die Mutter der Ludmilla Assing war, sei eine Stelle entnommen, die von zeitgeschichtlichem Interesse ist. Sie schreibt aus Hamburg 10. Oktober 1816 an die damals sehr berühmte Romandichterin Fanny Tornow über Blüchers Empfang in Hamburg:

. . . Minna Berthean habe ich nach ihrer Rückkunft von Berlin einige mal gesehn, jetzt ist sie wieder in Aichberg bei ihren Kindern. Sie hatte die Freundlichkeit, mich benachrichtigen zu

Digitized by Google

lassen, als ihr der Besuch Blüchers gemeldet wurde, so daß ich die Freude hatte, den gefeierten Mann auch zu sehen und zu sprechen. Sie glauben nicht, in welche Freude und welchen Enthusiasmus Blücher die Hamburger versetzt hat, seine Anwesenheit hier war ein wahres Fest, er wurde beinahe erdrückt von Beweisen der Liebe und Verehrung. Bei einer Revue erbaten mehrere Damen sich eine Feder aus seinem Federbusche zum Andenken, so daß dieser in wenig Augenblicken ganz zerpflückt war, und Blücher ohne Federbusch nach Hause fahren mußte. Diese Federn wurden nun wie Reliquien aufbewahrt, und Stückchen davon in Ringe, Nadeln und Medaillons gefaßt. Es ist schön und äußerst rührend zu sehen, wie das Volk seine Freude über die Befreiung des Vaterlandes auf diesen einen Mann aus so vollem Herzen überträgt.

An einen Brief Heinrich Heines, der dieselben Eindrücke schildert, ist erst kürzlich an dieser Stelle (S. 8) erinnert worden.

Von Johann Ludwig Deinhardstein (geb. 26. Juni 1794) ist in den ersten Bänden dieser Zeitschrift wiederholt die Rede gewesen. Der folgende Brief zeigt allerdings mehr die Schatten- als die Lichtseiten des begabten, beweglichen, in seiner Art gutmüthigen Mannes; sein Lechzen nach Hofgunst und das heuchlerische Streben, sich trotz seines Censor-Amts als Beschützer der Presse aufzuspielen. Er schreibt an einen Freund in Deutschland, einen Landsdelmann, den er auf einer Reise kennen gelernt hatte:

Theurer Freund!

Da ich hoffe, daß mit dem Wechsel des Jahres nicht unsere Gesinnungen für einander wechseln, so ergreife ich jene Gelegenheit, mich Dir einmahl in Erinnerung zu bringen.

Was mich betrifft, habe ich meine Reise glücklich vollendet und allenthalben viele Theilnahme gefunden. Der Aufenthalt in Berlin war mir dieses Jahr einer der interessantesten, weil er mir Gelegenheit gab, die persönliche Bekanntschaft Alexander von Humboldts zu machen. Ich lernte ihn zuerst bei einem Diner in Meyerbeers Hause kennen, wo ich sein Tischnachbar war, und dann waren wir mehrmals zusammen, wobey mir besonders der Besuch in Potsdam interessant war, da mir dabey Humboldt Stellen aus dem zweyten, noch ungedruckten Theile seines Cosmos vorlaß, eines Werkes, dessen sich die Literatur Deines Volkes zu allen Zeiten rühmen kann. In Aschaffenburg verlebte ich einen interessanten Tag in der Nähe des Königs von Bayern. Man muß diesen eigenthümlich interessanten Mann persönlich kennen, um ein sicheres Urtheil über ihn feststellen zu können.

Auch bey meiner Rückkehr wurde ich an genehm überrascht. Ich fand eine ausgezeichnet schöne goldne Dose als Geschenk des Königs von Sachsen für, wie es im Schreiben heißt, Anerkennung meiner schriftstellerischen Verdienste.

Da hast Du mein Angenehmes. Das Unangenehme war, daß der 4te Akt eines neuen Stückes von mir hier durchfiel, nachdem die ersten Acte bedeutend gefallen hatten, und daß ich von Geschäften gewaltig umdrängt bin. Bey der mir zugewiesenen Censur aller ausländischen Zeitschriften lese ich auch eine in Bautzen erscheinende recht gut redigirte. Es ist wirklich lächerlich, wie man mich, den um seiner Gesinnungen und seines Wirkens willen alle Schriftsteller und Redacteure in den Himmel heben sollten, gerade um meines Censor Amts wegen verlästert. Das beste dabey ist, daß mir die Sache vollkommen gleichgültig ist. Man kann ein Gebäude, eine Kirche bauen, aber sie vor den Verunreinigungen der Gassenjungen und der Hunde nicht sicher stellen. Man zeige mir eine Stelle, ein Wort, das ich willkührlich oder in verwerflicher Absicht weggestrichen oder verändert habe, und ich will unrecht haben; wenn man aber keinen Beweis hat oder wohl gar den vom Gegentheile und man mich doch verlästert, so ist man kurzboy das, was man im Wörterbuche unter dem Buchstaben L mit dem Worte Lump verzeichnet findet.

Wie gehts Dir und Deiner lieben Hausfrau? und wie stehts mit Deinen häuslichen und sonstigen Angelegenheiten? Mit dem Wetter stehts hier sehr gut, wir haben hier erst seit ein paar Tagen Schnee und ich habe noch in der vorigen Woche 9 Forellen gefangen, gewiß eine Seltenheit für den Dezember.

Was Du in vielen Zeitungen über die hier herrschende Theuerung, Mißstimmung, Krawallfälle u. dergl. liest, ist Alles nicht wahr. Es ist hier Alles — ob gut, ob schlecht weiß ich nicht — aber es ist Alles im Alten, also auch die Anhänglichkeit Deines Freundes

Wien, am 30. Dez. 1846. Deinhardstein.

Hochwohlgeboren Herrn Friedrich von Neu auf Zimpel und Tauen in Zimpel bey Bautzen.

Man sieht, der Dichter freut sich des Verkehrs mit Alexander von Humboldt, aber noch mehr des „in der Nähe" Ludwigs von Bayern verbrachten Tages, und am meisten der schönen Dose des Königs von Sachsen. Das könnte ihn ja darüber trösten, daß ein Akt seines neuen Stücks zweifelhaft geneunt ist, haben wir nicht feststellen können; es scheint nicht an dem Burgtheater, sondern auf einer Vorstadt-Bühne aufgeführt worden zu sein) durchgefallen ist; allerdings war's ja zufällig der vierte Akt, der den Erfolg entschied. Und vollends sollte

Digitized by Google

der Regierungsrat, Censor und Dosen-Empfänger darüber erhaben sein, daß die liberalen „Lumpe" ihn so grimmig verachten. Was sie trennt, ist eben ihre Verstocktheit. Er hat nie ein Wort „willkürlich oder in verwerflicher Absicht" gestrichen; es ist immer nur notgedrungen und in der löblichen Absicht geschehen, Thron und Altar zu retten. Aber statt dies anzuerkennen, schreit dies Pack — „Lumpe" wie Anastasius Grün und Eduard Bauernfeld. Da sind selbst die Forellen im Winter ein karger Trost für solche Verworfenheit!

Was in den Zeitungen über die „Mißstimmung" von 1846 zu lesen war, war „Alles nicht wahr". Und auch im Winter 1847 auf 1848 war diese Mißstimmung eitel Lüge der bösen Zeitungsschreiber. Freilich — der 13. März 1848 und die Tage, die ihm folgten, waren schließlich doch Thatsachen, die sich nicht mehr wegleugnen ließen. Den immer fidelen Deinhardstein trafen diese Thatsachen sehr hart; mit der Censur fiel auch der Censor und „die Lumpe" waren obenauf. Als Deinhardstein am 12. Juli 1859 starb, da war er eigentlich schon elf Jahre tot.

Nicht bloß an den obskuren Lausitzer Freund, auch an jeden Schriftsteller, in dem er einen Gesinnungsgenossen witterte, pflegte Deinhardstein so maßvoll und gerecht über die politischen Gegner zu schreiben; die Liberalen waren ab und zu für ihn nicht bloß „Lumpe", sondern geradezu „Schufte", von denen man sich nicht mehr wegleugnen ließen. Unter diesen Korrespondenten des österreichischen Censors auch einen Mann wie Wilibald Alexis (W. H. H. Häring) zu finden, mag Manchen überraschen, der nur die Romane des norddeutschen Walter Scott kennt, oder nur die Festartikel gelesen hat, die anläßlich des Centenariums seiner Geburt (29. Juni 1798) durch die Blätter gingen. Kennt man jedoch auch die journalistische Thätigkeit und die Reiseschriften des merkwürdigen Mannes, so wird man nicht überrascht sein, daß Deinhardstein dieser Meinung sein konnte, aber trotzdem und trotz Börnes „Häringssalat" wissen wir, wie gründlich der Herausgeber der von Metternich geförderten „Wiener Jahrbücher" irrte, wenn er in dem kerzengeraden Preußen französischen Bluts einen Menschen seines Schlages und seiner Denkweise erblickte. Es ist hier nicht des Ortes, die politischen Gesinnungen Härings darzulegen; nur daran sei erinnert, daß es kein Zufall war, wenn seine „Wiener Bilder" vor 1848 in Preußen verboten, seine „Schattenrisse aus Süddeutschland" ein Jahr später von den Liberalen grimmig befehdet wurden. Preuße und Monarchist durch und durch, aber dabei ein Mann von historischer Tertur, erkannte er eben trotz aller politischen Leidenschaftlichkeit die Schattenseiten der Reaktion ebenso klar, wie die Schwächen der demokratischen Parteien. Das war sein Mann nach Deinhardsteins Herzen, und sie konnten sich auf die Dauer nicht verstehen, trotz des Bestrebens Beider, einander näher zu kommen. Sie hatten sich 1840 in Berlin kennen gelernt, 1843 wieder in Wien getroffen, ohne Mißverständnisse war es weder das erste, noch das zweite Mal abgelaufen; der Eingang des nachstehend abgedruckten Briefs läßt dies deutlich erkennen. Die Polemik Härings mit Börne, die Wucht der Angriffe, die der Berliner Schriftsteller darauf hin zu erdulden hatte, ließen Deinhardstein hoffen, daß er nun ganz und gar in das Lager der Reaktion übergehen würde. Daher sein neuer Werbebrief, in dem zugleich die für Häring erfreuliche Nachricht enthalten war, daß die „Wiener Jahrbücher", die ja zu Beginn der dreißiger Jahre auf der Höhe ihres Einflusses standen, eine Besprechung seines Romans „Cabanis" bringen würden. Häring erwiderte:

> Wenn Sie kommen, geehrtester Herr und Freund, daß wir uns in Berlin aussprechen und verständigen, so kommen Sie ja bis zum Juli, oder besser noch früher, denn in Mitten dieses Monats trete auch ich wahrscheinlich meine Wanderung durch Deutschland an. Ich will doch einmal in Schwaben und Würtemberg sehen, ob es denn wirklich so schlimm aussieht, wie alle Stimmen daher glauben lassen. Glauben Sie mir, ich freue mich darauf, daß wir uns aussprechen werden und nichts sitzen bleibt, so lieb ich's; und es wäre doch schlimm, wenn auch bei diesem dritten Male, daß wir zusammentreffen, diese Absicht vereitelt würde.
>
> Wie sehr recht haben Sie, daß die es gut meinen, in dieser Zeit zusammenhalten müssen. Nun, ich darf mir gestehen, mich haben die Lumpe und Schufte nicht umgeworfen, aber bei Gelegenheit ihrer Anstrengung sah ich doch, welche Phalanx und wie gut vertheilt und dirigirt sie ist. Sie wird zwar von selbst zusammen sinken wie jeder Kothhaufe, aber bis dahin kann noch mancher Ehrenmann hineintreten und beschimpft werden. Es ist wohl sehr traurig. Für mich war das mangenehmste, daß ich mich durch einige Rücksichten hier genöthigt sah, die erklärende Abfertigung gegen Börne drucken zu lassen. Ja wenn alle Leute Ironie verstünden! Die Menzeliaden und die übrigen Schmutzerzeugnisse haben nichts zu bedeuten. — Indessen ist es mir doch jetzt recht angenehm, von Ihnen zu hören, daß eine Anzeige meines Cabanis in den Wiener Jahrbüchern erscheinen wird. Ganz stimme ich Ihnen bei, daß zu gewissen Zeitpunkten es Pflicht derer, die es ehrlich meinen, ist Frost zu machen. Ein laxes Gehenlassen, eine bequemste Art zu leben, thut es nicht immer. Wenn der Cabanis im Oesterreichischen Theilnahme findet, wie ich höre, so möchte das für mich, weniger als Dichter wie

Digitized by Google

als Patriot, die größte Genugthuung sein. Es beweise mir doch, daß man mit Ernst und Liebe zwei Kämpfende so darstellen kann, daß beide Theile zufrieden sind, und daß es nicht der Folie eines Schattens bedarf um das Licht zu mehren. Der außerordentliche Furor bei uns ist erklärbar, so wie die noch zu erwartende Angiferung abseiten der Neu-Liberalen im Südwesten. Dabei fällt mir ein: Sie spielten, verehrtester Freund, damals darauf an, daß dem Freimüthigen wenig mehr im Wege stünde, um freie Praetik im Oesterreichischen zu erhalten. Ich hatte da andere Dinge im Kopf; jetzt aber scheint es mir fast Pflicht gegen den Verleger hinsichtlich dieses Umstandes auf den Busch zu klopfen. Eben die Ansicht, die antirepublikanisch antianarchische, welche ihm bei Ihnen Geneigtheit verschafft, bewirkt am Rhein und Neckar das Gegentheil, und mit förmlich politischer Wuth hat man ihn in Heidelberg, Stuttgart, Freiburg ꝛc. von den Cassinos entfernt und abgeschafft. Da wäre man ihm für diese Verluste gewissermaßen Ersatz schuldig.

Über die 17 Ducaten für die Anzeige quittire ich bestens. Hätte mir nicht Ihre Censur im Wege gestanden, würde ich für Ihre Annalen Merlin von Immermann angezeigt haben, ein meines Erachtens eminentes Werk; aber der Satan und Gott und die Kirche kommen auf jeder Seite vor! Nächstens fällt mir vielleicht etwas anderes ein.

Ich denke meine Wiener Bilder nächstens zu sammeln und zu vermehren. Sie sind nicht ohne Liebe für Oesterreichisches geschrieben, ob Ihnen aber Alles behagen wird, steht dahin. In manchen Punkten mußte ich mich ganz frei aussprechen. Leben Sie herzlichst indeß wohl. Es ist mir lieb, daß wir uns anderwärts als in Wien wiedersprechen. Vor der Hand möchte ich noch nicht dahin zurück, wiewohl es eigentlich meine Lebensaufgabe ist, schmerzliche Erinnerungen nicht zu fliehen, sondern ihnen ins Auge zu blicken. Die Einlage senden Sie wohl gefälligst eine Treppe hinab. Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Berlin, 21. März 1833. W. Haering.

Man sieht, Häring schlug in die dargebotene Hand kräftig ein, suchte auch gleich der Annäherung eine praktische Seite abzugewinnen, indem er für seine „Freimüthigen“ die freie Zulassung (die „Praktik“) für Oesterreich erbat. Aber aus dem Hinweis auf die Unmöglichkeit, Immermanns „Merlin“ für die „Wiener Jahrbücher“, deren Mitarbeiter er war, zu besprechen, und noch mehr aus der Art, wie er seine „Wiener Bilder“ ankündigt, erkennt man doch, daß er den prinzipiellen Gegensatz nicht überschätzt. Er war „antirepublikanisch“, war „antianarchisch“, dachte über die Liberalen in Baden und Würtemberg hart und leidenschaftlich, aber er war ein ehrlicher Mann, der sich „frei aussprechen mußte“ und darum paßte er auf die Dauer zu der Wiener Censoren Clique doch nicht. In der That blieben seine persönlichen und litterarischen Beziehungen zu diesen Kreisen äußerlich und flüchtig.

Dem Schreiben dieses Kämpfers sei ein liebenswürdiger Brief von Berthold Auerbach (geb. 28. Februar 1812) über Ferdinand Freiligrath angereiht. Er ist an den Herausgeber des Briefwechsels Freiligraths, Wilhelm Buchner, gerichtet und lautet:

Berlin, 19. März 1879.

Hochgeehrter Herr!

Vor Allem wollen Sie entschuldigen, daß ich Ihnen erst jetzt antworte. Ich wollte Ihnen ausführlich schreiben und mein ganzes Leben mit Freiligrath — das zu den Sonnigsten und Erquickendsten meines Daseins gehört — näher schildern. Aber ich sehe, ich komme jetzt nicht dazu und hoffe es nachzutragen, wenn ich noch meinen Lebensgang aufzeichnen kann. Auch hoffte ich, daß noch weit mehr Briefe, als sie beifolgen, sich finden ließen. Sollte das noch gelingen, so sende ich dieselben nach. Besonders einer wäre mir sehr wichtig. Er enthält das Gedicht über die Dorfgeschichten in einzelnen Strophen und dazwischen erzählende Prosa und zuletzt hieß es: Ich mache aus dem Ganzen ein Gedicht und lasse es drucken.

Bei den so traurigen Erfahrungen von conventioneller Verlogenheit und von Selbstsucht steht der vollkommen wahrhaftige und hingebungsvolle Verkehr mit Freiligrath wie ein Lichtbild mir in der Seele.

Auch Ihres elterlichen Hauses, hochgeehrter Herr Doctor, erinnere ich mich mit der lebhaftesten Freude. Ich hatte mit Ihrem Vater schon 1833 eine Wanderung in's Neckarthal gemacht und ich war dann in Darmstadt oft bei Ihnen, wo ich Sie wohl als Knaben gesehen habe. Es freut mich, den Mann begrüßen zu dürfen als Erbfreund

Berthold Auerbach.

Der Brief bedarf kaum der Erläuterung. Mit dem „Gedicht“ sind natürlich Freiligraths herrliche Strophen: „Dorfgeschichten“ gemeint, die im November 1843 entstanden sind und zuerst in der Sammlung: „Ein Glaubensbekenntnis“ veröffentlicht wurden. Wilhelm Buchners Vater, Karl Buchner in Darmstadt, stand mit Auerbach in Verkehr; Briefe Auerbachs an ihn hat die „Deutsche Dichtung“ vor Jahren (Band XIX, Seite 140 ff.) veröffentlicht. Es sind zum größten Teil eingehende Weisungen, wie und wo Auerbach seine Bücher kritisiert haben will, wie sich denn überhaupt die Klage über die „Selbstsucht“ im litterarischen Verkehr in Auerbachs Munde seltsam ausnimmt.

Digitized by Google

Den Schluß mag ein humorvoller Brief von Eduard Boas (geb. 18. Januar 1815) an seinen Freund Bauernfeld machen. Er schreibt kurz nach seiner Verheiratung aus seinem heimatlichen märkischen Städtchen nach Wien, das ihm durch längere Besuche liebvertraut geworden war, wie folgt:

Alter Freund!

Wenn ich nicht gar solche Heidenangst vor Dir hätte, würde ich Dir schon längst wieder geschrieben haben. Aber in Deinen Augen bin ich gewiß ein Abtrünniger, der die frei und stolz flatternde Fahne des Junggesellenthums trenlos verlassen hat. Lieber Bauernfeld, verzeihe mir nur dies einzige Mal, ich will es mein Lebtage nicht wieder thun.

Heute werfe ich nun endlich alle Furcht bei Seite und spreche mir selbst Courage zu, denn ich könnte unsern gemeinsamen Namenstag nicht herannahen sehn, ohne Dir aus vollem Herzen Glück gewünscht zu haben. Goethe sagt in den Wahlverwandtschaften: „Eduard ist ein schöner Name und von holden Lippen ausgesprochen, hat er einen ganz besonders angenehmen Klang." Sei immer wohl und froh, mein guter Kerl, und erwarte täglich von Renem die Wahrheit jenes Dichterwortes. Die Gunst der Muse brauche ich Dir nicht zu wünschen, denn Du gehörst zu den Wenigen, bei denen sie immer einspricht, wenn sie ihr nur nicht gewaltsam die Thür verschließen. Lasse also die Pforten offen stehen, — NB. sobald wir wärmeres Wetter bekommen — und sie wird ihr bestes Füllhorn über Dich ausschütten.

Daß ich mich in Weimar häuslich niederlassen will, weißt Du wohl schon. Es müßte doch mit dem Teufel zugehn, wenn ich in der dortigen Atmosphäre nicht auf meine alten Tage noch ein großer Dichter würde. Eine herrliche Luft weht jedenfalls in der Musenstadt und Liszt sagt: weil die Aerzte ihm die Landluft angerathen hätten, sei er nach Weimar gezogen. Hoffentlich besuchst Du mich recht bald einmal in meinen eigenen vier Pfählen. Du würdest mir und meiner guten Elise dadurch eine unendliche Freude machen. Aber sieh Dich vor und wappne Dein Herz mit Stahl, ehe Du kommst. Es giebt charmante Mädchen zu Weimar, Schriftsteller sind dort eine sehr beliebte Waare, und ich habe jetzt eine ordentliche Buth auf's Ehestiften.

Vier Tage nach meiner Verlobung wurde in Dresden der „Shakespeare" aufgeführt. Die Titelrolle spielte Emil Devrient, die Bever-Burck war eine treffliche Viola und Eduard Devrient machte aus dem Junker-Andreas eine wunderbar komische Gestalt. Ich wohnte der prächtig ausgestatteten Vorstellung in aller Stille bei und ihr Erfolg überstieg meine kühnsten Erwartungen.

Grüße unseren Namensvetter Eduard Todesco und überhaupt alle die lieben Freunde und Freundinnen, die noch eine Erinnerung für mich haben. Lebe wohl, sei wieder gut und schreibe bald

Deinem treuen

Landsberg a. W., den 15. März 52. Boas.

„Shakespeare" oder „Die Gaukeleien der Liebe" ist das Hauptstück der „Dramatischen Schriften" (1848) des liebenswürdigen Dichters. Es hat sich freilich vergänglicher erwiesen, als seine litterarhistorischen Arbeiten, von denen namentlich das wertvolle Quellenwerk: „Schiller und Goethe im Xenien-Kampf" noch heute in verdienter Geltung steht. Sein Eheglück hat der vielgereiste Mann, der überall, wo er erschien, Freunde erwarb, nicht lange genossen; bereits am 15. Juni 1853 raffte ihn in seiner Vaterstadt der Tod hinweg.

Litterarische Notizen.

— Mit dem Ersuchen um Abdruck geht uns der nachstehende Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für Gustav Freytag in Wiesbaden zu: „Was von Gustav Freytag sterblich war, das wurde dem deutschen Volke am 30. April 1895 zu Wiesbaden entrissen. Sein Unsterbliches wirkt, sein Gedächtnis lebt in unseren Herzen für alle Zeiten. Denn ewig gilt das Wort, das der Stein auf des Dichters Grabe kündet: „Tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode, es dauert in Gemüt und Thun der Freunde, wie in den Gedanken und der Arbeit des Volkes". Wahrlich, Gustav Freytag hat in den Gedanken und in der Arbeit des deutschen Volkes ein Denkmal sich begründet, dauernder als Erz! Uns aber, den Zeitgenossen, ziemt es, das Andenken des großen Dichters nicht nur im Gemüte zu bewahren; uns, den Lebenden, ist es heilige Pflicht, den kommenden Geschlechtern die lebensvolle Persönlichkeit, wie sie unter uns wandelte, getreu im Bilde zu überliefern, ein Wahrzeichen unseres Dankes, unserer bewunderndsen Liebe! Dort, wo der Dichter fast zwei Jahrzehnte in heiterer Ruhe weilte, dort, wo er den fröhlichen Abend seines thatenreichen und ruhmvollen Lebens genoß, dort, wo sein müdes Auge brach, dort möge sein Standbild sich erheben. Es soll den Hunderttausenden, die Jahr um Jahr den deutschen Strom und den gesegneten Gau besuchen, beredt verkünden, daß das deutsche Volk Gustav Freytag feiert als seinen großen Sohn und seine Werke liebt als ewigen Quell des Wahren, Guten, Schönen." Gezeichnet ist der Aufruf u. A. von Detlev v. Liliencron, Dr. Rudolph v. Bennigsen, Gust. Becker, Reinhold Begas, Dr. E. von Bergmann, Dr. Bosse, Max Bruch, Bernhard von Bülow, Albert Gutenbürg, Karl Frenzel, Karl Emil Franzos, Gerhart Hauptmann, Bodo Graf von Hochberg, Ludwig Knaus, Adolf Menzel, Paul Meyerheim, Dr. von Miquel, Theodor Mommsen, Friedrich Spielhagen, Johannes Trojan, Rudolf Virchow, Anton von Werner, Ernst Wichert, Ernst von Wildenbruch, Julius Wolff, Wilhelm Raabe, Heinrich Bulthaupt, Felix Dahn, Henrik Ibsen, Wilhelm Jordan, Wilhelm Oncken, Hans von Hopfen, Anno Fischer, Ernst Haeckel, Klaus Groth u. v. A. Schatzmeister des Comités ist Herr Ferdinand Berté in Wiesbaden.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von G. Bruckmann in Berlin.

Digitized by Google

Eheglück.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Den folgenden Tag erhielt Wanda einen Brief von ihrem Gatten, der sich von den bisherigen auffallend unterschied.

Der Doktor schrieb jede Woche zweimal: einen Bericht, wie es ihm ging, was für Krankheitsfälle er behandle, ob er gute oder schlechte Resultate bei seinen Patienten erzielt, Mitteilungen von kleinen Vorkommnissen in der Bekanntschaft, die sie etwa interessieren konnten, Fragen nach dem Befinden der Frauen und des Kindes und nach ihrer Lebensweise. Alles herzlich und humorvoll.

Dieser Brief hatte einen anderen Charakter. Er war von einer unruhevollen Zärtlichkeit, von Sehnsucht nach Frau und Kind erfüllt, die er zu lange und zu sehr entbehren müsse, von Sorge, ob es ihr nach den schönen, frohen Wochen im Gebirge in dem bescheidenen Heim auch wieder gefallen werde. Er enthielt außerdem eine tiefgründige Betrachtung über die Solidarität der ehelichen Interessen, ja über den sakramentalen Charakter der Ehe, der das Gebundensein der Geister und Herzen heilige und alles, was sonst unerlaubt oder verletzend sei, in ihrer Doppeleinheit gut und rein und gesegnet mache; eine Betrachtung, die doch nicht etwa nüchtern, sondern sogar von einem seltsamen Überschwang war. Es atmete etwas Gedrücktes und Leidenschaftliches zugleich aus dem Briefe; das Behagen des Humors fehlte ihm durchaus.

Er erregte seine Empfängerin, die ohnedies auf das stärkste bewegt war, noch mehr. Ihr Herz wurde von dem heftigsten Zwiespalt gefoltert. Pflichtgefühl und warme Anhänglichkeit an den Gatten rissen es nach der einen Seite, Sympathie und der poetische Rausch einer starken, jungen Empfindung nach der anderen. Abwechselnd warf sie sich bald dem einen, bald dem anderen Gefühl in die Arme, den Schmerz dieser Zerrissenheit nicht mildernd durch irgendwelche Erwägungen, die befreiend hätten wirken können, sondern noch verschärfend mit der Kraft leidenschaftlicher und phantasievoller Naturen, jedes Gefühl auf die Spitze zu treiben, in der Ahnung von dem lyrisch Fruchtbaren solcher Sensationen. Denn es war ihr wunderbar und wonnevoll, seit sie einmal das Glück dichterischen Ausdrucks ihres Empfindens genossen, die Wallungen ihres Herzens in Versen auszusprechen, die sie nicht ihrem Heine und Lenau, sondern irgend einer Kraft in sich selber verdankte. Und obschon sie die merkwürdige, ihr zuerst geradezu unheimliche Erfahrung machte, daß die Leidenschaft für den Ausdruck so groß sein kann, und dieser die eigenen Empfindungen derartig übertreibt, daß er anfängt, sie zur Unwahrheit zu machen nach irgendwelchem Gesetze der Steigerung oder des Wohlklanges, so kam es ihr doch gar nicht in den Sinn, Wendungen dieser Art herabstimmen zu wollen. Sie fühlte das dichterische Gesetz und verfuhr darnach.

Ihre poetische Spielerei sollte ihr eines Tages zur Verräterin werden. Madame Gernoth kam von einem Ausgange heim, als Wanda eben den Klang einiger Verse probierte. Sie ging dabei im Zimmer auf und ab, wiederholte eine Zeile mit einer kleinen Abänderung, kehrte dann zur ersten Form zurück und trug das Gereimte schließlich mit einer Art jauchzenden Pathos den Wänden vor.

Es folgte zwischen den beiden Frauen eine Scene voll von Zorn, Vorwürfen, Klagen und Leidenschaftsausbrüchen, deren Resultat aber doch war, daß Wanda versprach, dem Polen einen „handfesten" Brief zu schreiben, in dem sie ihn endgültig verabschiedete.

Dieser Brief kostete sie freilich noch ein paar böse Stunden, schließlich bereitete er Wanda aber sogar eine gewisse Genugthuung und zwar nicht

Digitized by Google

nur wegen des tugendhaften Entschlusses, den sie damit besiegelte, sondern — wie sie nun einmal war — wegen der geistreichen, schriftstellerischen Leistung, die er nebenher bedeutete.

Und eine zugleich moralische und briefschreiberische Leistung war auch die Antwort, die sie ihrem Manne zukommen ließ: ohne eine Unwahrheit zu sagen, verschwieg der Brief alles, was zu verschweigen gut that, beantwortete das ethische Pathos des Doktors mit einigen passenden Wendungen ernsten Stiles, die mehr beistimmender als eingehender Natur waren, und gab launige Schilderungen des Badelebens und Mitteilungen über das Kind, die dem Doktor Freude machen mußten.

Wanda durfte stolz sein auf diesen Sieg über sich selbst und die Klugheit ihrer Briefe, die sie sogar Frau Gernoth unterbreitete.

Bei der Genugthuung, die diese immer korrekte und in korrekter Pflichterfüllung zufriedene Dame über das Verhalten ihrer Tochter empfand, war es ihr nicht ganz verständlich, warum Wanda die letzten Salzbrunner Tage dennoch in einer ewig flackernden Unruhe, in einem beständigen Stimmungswechsel zubrachte, in einer quälerischen Zerfahrenheit, die Frau Florentine endlich die Abreise beschleunigen ließ.

*

Eine Eisenbahnfahrt war vor fünfzig Jahren kein Vergnügen. Die Bediensteten, selbst von oben her schlecht behandelt, waren von der Kulanz mittelalterlicher Steckenknechte und pflegten die engen „Coupees“ mit Fahrgästen zu überstopfen. Die Ventilation wurde durch zugige Fenster besorgt; sich vor dem Tabaksrauch oder kleinen Kindern zu retten, war ein Ding der Unmöglichkeit, einen Schutz vor den Strahlen der die Wagen durchglühenden Sonne zu finden ebenso; Wartesäle und Perrons waren finster und zugig, die Zugangschlüsse äußerst mangelhaft.

Nein, das Reisen war durchaus kein Vergnügen, und es war außerdem eine Fährlichkeit. Die Notizen über umgeworfene Postwagen und Eisenbahnunglücke gehörten zu den Dingen, auf die die Feinschmecker unter den Zeitungslesern mit soviel Sicherheit rechnen konnten, wie heute auf gestraudete Fahrräder und abstürzende Alpenseze.

Doktor Rhode war nicht nur glücklich, die Seinen überhaupt endlich wieder zu haben, er atmete auch auf, sie heil dem Waggon entsteigen zu sehen. In dem flackernden Licht einiger Öllampen, die durch die Dunkelheit des Perrons ein paar unsichere helle Streifen sandten, und durchrüttelt von einer Postfahrt von zwei und einer Bahnfahrt von drei Stunden, war von den blühenden Farben auf Frau Wandas Wangen, die als das Resultat ihrer Badekur gelten konnten, nicht viel zu merken. Aber sie war da, hatte leuchtendere Augen und frischere Lippen und war — ach! so unglaublich schön, schöner als je. Er jauchzte ihr ordentlich entgegen.

Auch der Schwiegermama war der Aufenthalt bestens bekommen. „Potztausend,“ rief er ihr zu, „Sie sind wieder jung geworden, Großel!“ Nun, Madame Gernoth war achtundvierzig Jahr, man hört so etwas auch dann noch gern. Und damit nahm er ihr das sorgsam in Tücher gehüllte, schlafende Etwas ab, das sie auf dem Arm trug, während ein mürrischer Packträger sich des Handgepäcks bemächtigte, das die junge Frau hinauslangte.

„Gott sei dank, daß ich Euch wieder hab', ich hab' es schon kaum mehr ausgehalten!“ Und abwechselnd preßte er das schlafende Packet an sich, die junge Frau und ein klein wenig Madame Gernoth.

„Nun, was Sie anbetrifft, lieber Rhode,“ sagte diese, „so sehen Sie nicht besonders gut aus.“

„Es war so heiß in der Stadt und ich habe viel gearbeitet.“ Inzwischen wurde es in dem Tuche lebendig. „Mein Klärchen, bist Du denn munter, mein geliebtes kleines Mädel?“

Das Kind richtete sich auf und sah den Mann, der es trug, erschreckt an. „Kennt mich mein Klärchen nicht mehr?“

„Wenn wir nur erst aus dem Gedränge wären!“

Inzwischen schien sich die Kleine völlig ermuntert und besonnen zu haben.

„Der Papa!“ sagte sie und legte die Ärmchen um seinen Hals.

„Sag' doch Papa das Verschen, daß Du gelernt hast, das hübsche Willkommenverschen für Papa. ‚Wir haben sieben, Klärchen, sieben echte.‘“

„Ach, laß sie doch,“ bat Madame Gernoth. Aber Rhode sah das Kind zärtlich aufmunternd an.

Da versteckte es das Köpfchen an den Hals des Vaters, und ganz leise und verschämt, als mache es ihm eine Liebeserklärung, stammelte es:

„Wir haben sieben echte Rippen und fünf falsche, und vierundzwanzig Wirbel.“

Digitized by Google

Dem Doktor traten die Thränen in die Augen vor Entzücken über diese Leistung und über die originelle Aufmerksamkeit seiner Frau, indes Wanda in ein helles Lachen ausbrach und Madame Gernoth mit einer Miene, die zugleich Mißbilligung und Stolz war, räsonnierte:

„Was sie dem Wurme alles beibringt, Rhode, das müssen Sie gar nicht leiden."

Nachdem er die Schwiegermama mit ihrem Gepäck in eine und Frau und Kind in eine andere Droschke untergebracht hatte, war dem Doktor erst wohl. Er hielt das Kind auf seinem linken Knie und die Frau mit dem rechten Arm umschlungen, küßte beide abwechselnd und fragte wohl zehnmal, ob sie ihn noch lieb habe und ob sie gern wiedergekommen sei. Sie sagte immer ja und rührte sich nicht, halb froh und halb beklommen, wie sie war.

Zu Hause fand sie alles freundlich gesäubert, Gardinen und Decken blühend weiß, Rosen auf dem Tisch inmitten einiger appetitlichen kalten Schüsseln und ein Paar niedliche Hausschuhe als Willkommensgabe. Sie betrachtete alles mit den forschenden, interessierten Blicken, mit denen wir uns, von einer Reise zurückkehrend, wieder heimisch machen, allerlei Dinge, die ein Teil von uns und uns halbfremd geworden sind, wieder in Besitz nehmend. Es war alles dürftig, aber es war ihr eigen und das kleine Königreich, in dem sie herrschte, und sie liebte jedes Stück daran, jede dieser bescheidenen Provinzen, die es ausmachten.

Mit einer Art Neugier lief sie in den beiden Vorderstuben hin und her, fing an von Salzbrunn zu erzählen, lachte und scherzte, schwatzte von den Wirtsleuten und ihrem dummen Jungen, der noch keine zwei Worte reden könne, von der Kaufmannsfrau aus Grünberg, die wie ein gemästeter Frosch aussähe, und einem Domherrn aus Brünn, den sie immer den Dompfaff oder Gimpel und seinen Rheumatismus den Gimpelschmerz genannt hätten:

„Du bist ja hold den Gimpeln
Und heilest Gimpelschmerz,"

— von den zwanzig Toiletten der Baronesse Neudorf, die eine so steife, langweilige Person gewesen sei, daß sie ihr den Spitznamen die Säule gegeben, und die wohl Goethe noch gekannt haben müsse:

„Kleid eine Säule —
Sie steht wie ein Fräule."

Aber eigentlich brauchte man nicht Goethe gewesen zu sein, um einen solchen Vers zu dichten.

Dann machte sie sich über das Abendbrot her, behauptete, der Schinken, der nicht scharf genug gepökelt war, rühre seiner Blässe halber von einem Eisbären her, der sich ihn mürbe gedrückt, als er auf einer Eisscholle um den Nordpol Karussell gefahren, sprang dann auf und zeigte, wie die Polen den Mazurek tanzten und wie die Kolmeika.

„Die Kolmeika?" fragte er.

„D das ist auch so'n polnischer Tanz. Paß mal auf!

Die Kolmeika tanz ich gern
Mit dem gewissen jungen Herrn,
Doch am liebsten ist es mir
Mit dem schönen Gard'off'zier."

„Eine prachtvolle Hopserei und ein geistreicher Text", sagte er lachend.

„Ach, da war ein Graf Borinski — der tanzte das zum Küssen. Ein netter Mensch, der sich fürchterlich in mich verliebte. Als ich sagte, daß ich Frau Doktor Rhode wäre, wurde er ganz blaß und hat noch acht Tage lang vor unsern Fenstern getoggenburgert.

Und so saß er, eine Leiche,
Eines Morgens da, suchte!"

Sie lachte hell auf. Aber es war kein ganz freies, es war ein nervöses, fieberiges Lachen.

„Ach, fast hätte ich mein Mitbringsel vergessen!" Sie sprang wieder auf, suchte da und dort: „Die Tasche?"

„Die legt' ich ins Schlafkabinett —"

„Ach dort!" und raunte hinaus.

Als sie aber an die Schwelle des Schlafzimmers kam, das von einer kleinen Nachtlampe weniger erhellt als mit großen, fratzenhaften Schatten angefüllt war, blieb sie stehen. Denn wie gespenstisch überfielen sie auf einmal die Erinnerungen an die gräßlichsten Stunden ihres Lebens. Hier waren ihre drei Kinder geboren worden, hier zwei von ihnen unter Qualen und Zuckungen wieder gestorben.

Vor ihren Sinnen stieg all das Entsetzliche, all der Ekel, all die Pein dieser Stunden in grausamer Deutlichkeit auf. Wie gräßlich der langsame Verfall, das wochenlange Absterben eines reizenden, blühenden Kindes, das eine schleichende Krankheit befiel, bis es mehr einem runzeligen Greise als einem kleinen Kinde, ähnlich war, wie gräßlich diese wächsernen, spinnen-

Digitized by Google

artigen Glieder, die sich in Krämpfen wanden, bis der Tod sie grauenvoll streckte. Ein halbes Jahr später eine neue Geburt, in der sie dreißig Stunden in Schmerz und Verzweiflung gerungen. Und im nächsten Jahre eine dritte, diesmal eines Kindes, das die beiden ersten weit an Kraft und Schönheit übertraf. Und ein paar Monate darauf der Tod dieses jungen Lebens, jäh, unerwartet, unter Zuckungen der blühende kleine Körper hingemordet von dem scheußlichen Würgeengel Cholera.

Wie qualvoll deutlich sie sich all dessen an dieser Schwelle erinnerte! Wie deutlich der Dunst von Kamilleuthee, Morphium, von hundert intensiven, verletzenden Kranken- und Kinderstubengerüchen sich ihr erneuerte und sich mit der Erinnerung an gellendes Geschrei, Stöhnen und Wimmern vermischte. Wie deutlich das fahle Morgengrauen vor ihr aufstieg, das in den Dämmer der schmauchenden Lampe fiel und die Bilder des Todes beleuchtete, indessen ihr eine krasse Kälte die Glieder schüttelte und in ihrer Brust ein Gefühl war, als würde ihr das Herz darin mit Zangen herumgedreht und zerrissen.

Und das alles, alles sollte wieder sein! Wieder streckte Natur ihre Hände nach ihr aus, verführerische, trügerische Hände der Zärtlichkeit und des Verlangens, um sie zu packen, sie zu opfern, ihr Leib und Seele zu zerreißen! Ein Schauder ergriff sie, der ihren ganzen Körper schüttelte.

Wahrlich: Wanda Rhode hatte das Unglück, zu den Frauen zu gehören, deren Nerven ein zu gutes Gedächtnis haben, um sie vor allen Dingen zu Müttern zu qualifizieren.

Was hatte sie nur überhaupt hier gewollt? Ja so — dieses Glas, das sie Ewald mitgebracht — und für das die Sparbüchse die Groschen erst noch hergeben sollte, die Frau Gernoth ausgelegt — dieses Glas — da in der Handtasche! So!

Sie wickelte es aus und ließ das kleine Licht der Nachtlampe einen Augenblick hineinfallen. Es war ein schönes Krystallglas, das den gelblichen Schein dort glänzend spiegelte, hier in leuchtend bunte Farben brach. Und in einer der Verknüpfungen der Vorstellungen in unserer Seele, die so schwach und zugleich so mächtig sind, fielen ihr die Zeilen ein:

„— und Glanz und Wonne
Umfluten strömend mich,
Ich habe Dich gefunden,
Und jauchzend lieb' ich Dich."

Was mochte ihr Dichter jetzt eben treiben, wo weilen, wie ihrer denken? Vielleicht über seinen Kompositionen ihrer vergessen! Immerhin Glück genug — indes sie ihn vergessen mußte über diesen „ehelichen Pflichten."

Inzwischen saß Rhode mit glücklichem Lächeln am Tische. So, ganz so war sie als junges Mädchen gewesen: so sprudelnd, so übermütig und von dieser sieghaften, leuchtenden Schönheit, mit der sie ungezählten Herzen gefährlich geworden, mit der sie das seine entzündet und es eben von neuem in hellste Flammen gesetzt, so daß nur noch eins in ihm war: Zärtlichkeit und Verlangen nach ihr.

Wo blieb sie nur?!

„Wanda?"

„Ja."

Blaß, niedergeschlagen, mit einem seltsamen Ausdruck auf den Lippen, trat sie herein, setzte das Glas vor ihn hin, sank auf einen Stuhl und brach in heftiges Schluchzen aus.

„Herr mein Gott, was ist Dir denn geschehen?"

„Nichts."

„Nichts?! Du mußt doch einen Grund haben, sprich doch, rede doch!" drängte er zärtlich.

Da hielt sie nicht länger zurück.

Er legte die Hände auf den Rücken, trat ans Fenster und rang mit unsäglicher Qual und Bitterkeit.

„Ich will fort," schrie sie. „Ich will wieder fort, ich will das nicht wieder!"

Welcher Fluch, einer heißgeliebten Frau mit seiner Liebe selbst zum Gegenstande der Furcht und des Grauens zu werden! Und was sollte er sagen? Als ob es sich nicht um Unabänderliches gehandelt hätte, nicht um etwas, in dem er machtlos war, in dem geknickter Mannesstolz, Mitleid, Wunsch, ihr alles zu Liebe zu thun, nichts waren — gegen den Willen der Natur! Was sollte er überhaupt nur sagen? Vielleicht, wenn sein Gemüt nicht belastet gewesen wäre mit diesem Eingriff in ihren kleinen Besitz — so gern er diese Last wegräsonniert hätte mit der Wendung von der ehelichen Solidarität, sie war dennoch da und drückte ihn — vielleicht, daß er dann gute, treue, würdige Worte zum mindesten gefunden hätte, die ihr das Unabänderliche erleichtert hätten!

Aber so fand er sie nicht.

Wanda schluchzte weiter.

„Fort! wieder fort möcht' ich!"

Digitized by Google

„Aber wenn ein Mädchen heiratet, weiß sie doch —"

„Nichts weiß sie. Nichts!"

Fort! Und ihre Gedanken kehrten zurück unter die grünen Laubgänge, durch die die Sonne golden leuchtete, ein sanfter Wind tausend Blütendüfte hauchte, das Rauschen und Murmeln plätschernder Quellen klang und die Liebe auf sie wartete, eine Liebe, an der alles zartheit, unterdrückte Glut, alles Langen und Bangen, ein stilles, frohes Miteinander der Seelen, ein lautloses Verstehen und süßes Begreifen war.

Als ob irgend eine Liebe der Welt ewig das alles bleiben könnte! Als ob Liebe nicht auf unser aller Wege in leuchtenden Feierkleidern träte, blumengeschmückt und die Hände voll seliger Gaben und, sobald wir sie nur an unser Herz genommen, Werkeltagsgewänder anlegte und Opfer über Opfer von uns verlangte für jedes überirdische Glück, das sie wie zum Geschenke uns gereicht! Aber wir vergessen das manchmal für Augenblicke.

Da, in dieser Vision, die Wald und Berghang, Sonnenschein und junge Liebe vor ihr aufleben ließ, tauchten mit einem Male mitten zwischen geputzten Menschen diese blassen Mädchengestalten mit den traurig umflorten Augen und verwachsenen Wangen vor ihren Blicken auf, mit den festgeschlossenen Lippen, die sich gewöhnen müssen, die Enttäuschung, den Harm und die Sehnsucht zu verschweigen, die einzugestehen die Mißachtung verdoppelt hätte, mit der man den „Sitzengebliebenen" begegnete.

Ehelos durch das Leben gehen — nein, das war das Entsetzlichste. Das war noch entsetzlicher als Kinder gebären und wieder begraben. Das dünkte ihr so schrecklich, daß ein neues Grauen sie ergriff und ihre Seele dem unglücklichen Mann am Fenster wieder zukehrte. Welcher Mann wäre nicht aus dem Geliebten endlich der Vater ihrer Kinder geworden? Es war der Lauf der Natur so, die die Blüte um der Frucht willen zerstört, die verdirbt, um zu schaffen, und den sonderbare Schwärmer den Willen eines gütigen, gerechten und barmherzigen Gottes nennen! Gleichviel: es war so.

„Ewald!"

„Wanda."

Einen Augenblick sahen sie sich stumm verlegen in die Augen. Rhode blickte völlig verstört drein. Er trug so grenzenloses Verlangen nach ihr, gerade, weil er sich schuldig vor ihr fühlte und Indemnität in ihrer Liebe finden wollte.

Und Wanda sah dieses bis zur Leidenschaft gesteigerte Verlangen neben ihr, in diesem Heiligtum von ehelichem Heim, in Beziehung gesetzt mit dem Leben, das nun einmal ihr Leben war und — ist es nun so, daß Liebe im menschlichen Gemüt überhaupt etwas für sich ist, eine subjektive Veranlagung, obschon sie mit allen Wurzeln in der Natur ruht, und daß neben diesem „für sich" das Objekt Nebensache sein kann — war es, daß speziell in Wanda Rhode's beweglicher Natur, der das Präsente immer eine Macht war, eine solche Möglichkeit zu raschem Wechsel gegeben war — als der Doktor sie mit Thränen der Qual und Erregung in den Augen anstarrte, geschah es, daß sie auf ihn zueilte und die Arme um den Hals des Mannes schlang, der sie leidenschaftlich umschloß. —

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Es giebt zweierlei Arten von Menschen: solche, die lachen, und solche, die nicht lachen können. Die ersteren sind entschieden die Klügeren, — denn sie nehmen das Leben, wie's ist. Sie sind die Glücklicheren, — denn sie verstehen es auch, an den allertragischsten Dingen eine komische Seite zu finden. Aber trotzdem, — in Einem haben es die ernsthaften Leute viel besser, sie glauben an sich und nehmen ihr eigenes Wollen sehr ernsthaft. Und jene lachen über Alles, — auch über sich selbst!

•

Humor und Salz — sie machen uns beide schale und unerfreuliche Dinge leichter genießbar, durch ihre Würze.

Source que rire est le propre de l'homme
Rabelais

Du weißt es wohl, das Lachen
Ist Menschenrecht allein;
Du kannst dich lustig machen,
Verspotten falschen Schein;
Das Tier mag winseln, klagen,
Der Baum ächzt auf im Schmerz, —
Stolzlächelnd, stumm ihn tragen,
Darfst du nur, Menschenherz!
Drum, wenn du kannst, so lache,
Das thut so wundergut,
Die allertrübste Sache
Bezwingt ein frischer Mut.

Adalbert Meinhardt.

Digitized by Google

An den Kuckuck.

Du Frohgesell, schon höre ich
Dein Rufen auf der Flur.
O Kuckuck! nenn' ich Vogel dich,
Oder Wanderstimme nur?

Dein zwiefach Jauchzen, lieg ich da
Im Wollgras, hör' ich gern,
Zugleich tönt's von den Hügeln nah
Zugleich aus weiter Fern'.

Von Blumenduft und Sonnenschein
Nur schwätzest du dem Thal,
Und rufst vergessne Schwärmerei'n
Mir wach mit einem Mal.

Dreimal Willkommen, Lenzliebling!
Kein Vogel deuchst du mir,
Du bist mir ein unsichtbar' Ding,
Ein Ton, ein Rätsel schier;

Dem lauscht' in der Knabenzeit,
Dein Ruf ließ mich erschaun
An Busch und Baum, am Himmel weit,
Manch seltsam Wunder, traun!

Oft streift' ich, suchte ich nach dir,
Durch Hain und Heidekraut;
Ein Glück, ein Hoffen warst du mir,
Ersehnt, doch nie geschaut.

Und doch kann ich dir lauschen still,
Kann liegen auf der Heid',
Herträumen mir, wenn ich es will,
Die alte goldne Zeit.

Fürwahr die Erde dünkt hinfort
O heiliger Vogel! mich
Ein zauberlichter Feenort,
Das rechte Heim für dich!

Nach dem Englischen des **William Wordsworth** von **Max Kiesewetter.**

Annchen.

Annchen war mir zu Besuch gekommen,
Hatte meinen höchsten Stuhl erklommen,
Baumelnd ließ sie ihre Füße hangen,
Feine Röte deckte ihre Wangen,
Übermütig schüttelt' sie die Locken,
Ihre Stimme klang wie Silberglocken.
Saß mir gegenüber, wohl ein Stündchen
Stand nicht still ihr holdes Plaudermündchen.
Jählings flocht sie — haftet von dem Sessel,
Daß dem Haar entfällt die seidne Fessel,

Bimmt sich nicht die Zeit sie neu zu binden,
Kann nicht rasch genug die Thüre finden.
„Annchen, wohin eilst Du denn so schnelle?"
Und sie wendet sich, schon auf der Schwelle.
„Auf den Kirchhof geh ich", sagt sie heiter.
„Kind, was fällt Dir bei?" frag ich sie weiter
Voller Staunen. „Muß zum Kirchhof gehen,"
Spricht sie plötzlich ernst, „auf Wiedersehen!"
Und entweicht, hört mich nicht nochmals fragen — —
Ward die Woche drauf hinausgetragen.

J. Ottmer.

Schattendasein.

Es welkt das Leben.
Im Herzen verglüht
Die Flamme der Hoffnung,
Und grau, grau
Wie ein Liebesgespenst
Schweben wir über die Erde
Scheinend — bewußtlos.
Dann erwachen wir
Und starren mit großen,

Brennenden Augen ins Dichte,
In die wogende Finsternis
Um uns, über uns, in uns.
Und während wir starren und sinnen
Sind wir schon lange, lange
Weitergetrieben ins Dichte,
Zwecklos — ziellos — hoffnungslos —
Das ist das Leben. --

Maria Schneider.

Am Sonntag.

Am Sonntag, wenn die Vesper aus,
Die Mädchen geh'n spazieren.
Sie gehen vor das Dorf hinaus,
Zu dreien und zu vieren.

Manch Scherzwort klingt und Lachen auch,
Manch Liedlein, froh und heiter.
Dann wieder trüb; nach altem Brauch
So zieh'n die Mädchen weiter.

Bald geht es in den Wald hinein,
Wo schon die Burschen stehen.
Da lösen sich die Mädchenreih'n,
Um nun zu zweit zu gehen . . .

Hans M. Grüninger.

Digitized by Google

Abend.

Die Abendwolken rötet schon
Der Sonne letzte Glut,
Die Drossel singt ihr Nachtgebet —
Und schweigt und ruht.

Die Lindenblätter grüßen sich
Vor Nacht zum letzten Mal,
Und Ruhe wiegt und Friede küßt
Das Gras im Thal.

Das Bächlein rieselt friedlich still
Durchs bunte Blütenfeld,
Die Purpurglut am Himmel bleicht
Es träumt die Welt.

Nur in die Menschenbrust, da dringt
Nicht Friede ein noch Ruh',
Verlangend eilt das Herz und heiß
Der Liebe zu.

Fritz Duhr.

Keusch.

Das Heil'ge je und je umbaut
Von düstern Mauern war,
Und in das Allerheil'ge schaut
Gar nur ein Augenpaar.

Und wie den Altar, so den Thron
Schützt außen rauh Gewand:
Um ihren König finster droh'n
Schwertstahl und Eisenhand.

Mit kalter Maske streng umhüllt
Mein Heiligthum der Mund;
Welch hoher Glanz die Seele füllt,
Wird nur Geliebten kund.

Und das im Allerheil'gen thront,
Von Liebesglut umbraust,
Schützt stolzes Blut! Den Frevler lohnt
Rauh Stahl und Eisenfaust!

H.

Vertheidigung.

Man schilt die Freunde oftmals, daß sie falsch,
Das zeige sich so recht in schweren Stunden:
Im Glücke treu nur, sei'n sie in der Not
Wie Spreu im Wind. Das hab' ich nicht empfunden.

Im Gegenteil: ich hab' es nie gewußt,
Wie übersät von Frucht und zarter Blüte
Der Götterbaum, von dem man mir geklagt,
Er stehe kahl und dürr — der Baum der Güte.

Doch ich war schwach: man reichte mir die Hand;
Mein Herz war wund: man fuhr darüber leise
Liebkosend hin — und Alle waren gut.
Und Jeder bot mir Trost in seiner Weise.

D'rum schüttle ich das Haupt und sage: „Nein",
Wenn man vor mir das Menschenherz will schmähen:
Seid nur erst tief im Leid, und traget still
All Eure Not — Ihr werdet Wunder sehen.

Maria Solina.

Die Schuhe der Mutter.

„Nun zeige mir, daß Deine Schwüre,
Die glühenden, auch ehrlich sind,
Laß mir, mein Lieb, die Kammerthüre
Heut offen, wenn die Nacht beginnt!
Ich schleiche leise, gleich dem Diebe,
Vertrau, kein Lauscher achtet mein,
O schenke mir die Nacht der Liebe,
Und laß uns Beide selig sein."

So klang aus des Geliebten Munde
Der Wunsch, dem sie nicht Antwort gab,
Schon dämmert rings die Abendstunde,
Wie sinkt so bald die Nacht herab.
Dann wird er kommen, der Begehrte,
Daß er um ihre Antwort fragt.
Was ihre Liebe gern gewährte,
Ein etwas warnt, daß sie's versagt.

Sie kann die Bliche nicht vergessen,
Mit denen er sie angefleht.
Sie denkt nur seiner ja, indessen
Sie schaffend an dem Feuer steht.
Die Flammen prasseln von dem Herde
Und malen Schatten vielgestalt.
Bald ist's wie bittende Geberde
Und wie ein drohndes Mahnen bald. —

Großvater tritt zur Feuerseite,
Dem weiß das Haar vom Scheitel glitt.
Sein Enkel giebt ihm das Geleite
Und lenkt besorgt des Blinden Schritt.
Großvater wärmt die alten Glieder,
Der Enkel rückt den Stuhl zur Rast
Und hockt zu seinen Knieen nieder,
Die schmeichelnd er und sanft umfaßt.

Digitized by Google

Und in die tiefgefurchten Züge
Schaut nicht wie sonst das Mädchen heut.
Die frohe Einfalt wird zur Lüge,
Mit der dem Ahn den Gruß sie beut.
Der Alte streichelt ihre Hände,
Die er um Fleiß und Treue preist,
Sie aber denkt der Stundenwende,
Die bald den reinen Kranz zerreißt.

„Großvater, horch, ringsum das Schweigen,
Im Feuer kracht das dürre Scheit.
Die Schatten tanzen bunte Reigen,
Das ist die schönste Märchenzeit.
Großvater, laß nicht lang Dich bitten,
Erzähl uns eine alte Mär,
Von kühnen Helden, wie sie stritten,
Von ihrer Wut, von ihrer Ehr."

„Mein Sohn, 's ist morgen Allerseelen",
Der Alte spricht's mit ernstem Ton.
„Will von der Mutter Euch erzählen,
Die ihr verlort so frühe schon".
Von ihrem Leben, ihrem Glücke,
Er spricht von ihrem Leid und Gram;
Dem Knaben feuchten sich die Blicke,
Das Mädchen lauscht in stiller Scham.

Er spricht, es zittert ihm die Stimme,
Wie sie sich stets so treu gemüht,
Wo auf den Wangen schon die schlimme,
Die Todesrose schaurig blüht.
Von ihrer großen Liebe spricht er,
Mit der sie an den Kindern hing,
Vom Abschied, als zum ew'gen Richter,
Als sie zum selgen Frieden ging.

Großvater schwieg. Sein still Gedenken
Führt zu der toten Tochter ihn.
Des Knaben nasse Augen senken
Sich nieder zu des Alten Knien.
Leis schluchzt's aus seiner Brust der wehen:
„O du mein liebes Mütterlein,
O könnt ich Dich noch einmal sehen,
Könntst Du noch einmal bei mir sein."

Da hebt der Alte seine Hände
Und legt sie auf des Knaben Haupt.
„Der Mutter Sorg' ist nicht zu Ende,
Ward sie uns lebend auch geraubt.
Als sie entrissen unser Bitte,
Als man zur letzten Ruh sie barg,
Da legten wir nach alter Sitte
Ihr ihre Schuhe in den Sarg.

Die gaben wir ihr mit zu Grabe,
Wo Fleiß und Sorgen stillestehn,
Damit sie ihre Schuhe habe,
Will sie zu ihren Kindern gehn.
Ein Jeder muß im Tod verblassen
Und auch ein Mutterherze bricht,
Jedoch von seinem Kinde lassen,
Das kann es auch im Tode nicht.

In stiller Nacht beim Neumondscheine
Entreißt sie sich dem Grabesbann,
Daß ihren Kindern sie sich eine,
Thut sie die alten Schuhe an.
Wit denen wird den Weg sie finden,
Und ob es tausend Meilen sind,
So kommt sie sacht auf leisen Winden,
Und segnet das geliebte Kind.

So folgt der Mutter treue Liebe
Dem Kind noch aus dem Grabe nach.
Wenn's auf dem guten Pfad nicht bliebe,
Sie litte mit an seiner Schmach.
Doch wenn ein Tag Dir froh begegnet,
Wenn Dir so leicht und wohl ums Herz,
Hal Dachts die Mutter Dich gesegnet,
Zum Kinde zog sie's erdenwärts!"

Der Knabe lauscht des Greises Worten,
Sein Aug' in weichem Traume lacht;
Als stünd' die Mutter an der Pforten
Und küßte ihn zur guten Nacht.
Doch in des Mädchens Blicken flammte
Bald wilder Trotz, bald bange Scheu,
Ob's auch dem Märchenreich entstammte,
Ihr klangs so deutungsvoll, so neu!

Und draußen nächtge Schatten rinnen,
Drin sich des Knaben Blick verlor,
Da plötzlich schrickt aus seinen Sinnen
Mit jähem Laute er empor.
Im Kinderherzen, in dem frommen,
Ist ja kein Zweifel noch erwacht:
„Wird heute wohl die Mutter kommen?
Schau, Schwester, es ist Neumondnacht!"

Da flieht das Mädchen in die Kammer,
Aus diesem Wort ihr Schicksal sprach,
Und ihres Herzens Kampf und Jammer
Löst sich in Thränen allgemach.
Und angstvoll kniet sie vor dem Bette,
Ihr heißes Beten spricht sie rein, —
Auch ihr erschien, daß es sie rette,
Zur Neumondnacht ihr Mütterlein.

Sprüche.

Einem Mädchen.

Merke, was ich schreibe, Mädchen,
Dem der Kopf von Wissen schwer:
Wenig wußte Fanklens Gretchen,
Sie war Herz und Kopf war er.

Das Glück.

Wer das Glück sucht, bis er fast erblindet,
Der vertreibt es;
Wer es nicht sucht und es dennoch findet,
Bei dem bleibt es.

S. A. Weiß. (Ungedruckter Nachlaß.)

Digitized by Google

Konrad Ferdinand Meyer.

Ein Vortrag*) von Karl Emil Franzos.

Meine Damen und Herren!

Der Frühherbst des verflossenen Jahrs hat uns den geliebtesten niederdeutschen Epiker geraubt, der Spätherbst den feinsten und bedeutendsten Künstler unter den Dichtern oberdeutschen Stammes. So hat auch der Tod die beiden Namen hart nebeneinander gerückt, die wir sonst schon in gleichem Atemzug auszusprechen geneigt waren, wenn wir die Besten unter unseren Alten nennen sollten. Wie gedämpfter Glockenklang, der das Geräusch der Straße übertönt, hallte die Trauer um Theodor Fontane durch unsere Stadt, aber sie fand ihren Widerhall bis in die fernen Alpen hinein; zwei Monate später**) haben die Schweizer in herzerschütternden Worten, wie sie das Volksgemüt nur findet, wenn ihm sein Stolz, sein teuerster Mann entrissen worden ist, an Konrad Ferdinand Meyers Sarge die Klage erhoben, aber auch wir Deutschen alle verstehen und teilen ihre Empfindung; auch wir haben ihn besessen, auch wir verloren, auch in unserem Schrein leuchten die herrlich ciselierten Schmuckstücke, die er geschaffen hat, als unverlierbares Erbe. Und so ist's gut, weil innerlich berechtigt, daß seinem Andenken auch hier die Feier gerüstet wurde. Ihre besten Gaben kommen aus seiner eignen Hand; es sind seine Lieder, seine Dichtungen, aber auch durch meinen Mund soll, so weit dies irgend möglich ist, er selbst zu Ihnen sprechen. Denn nicht als Kritiker, der über seine Werke urteilen will, trete ich vor Sie hin; nur wie ein dankbar Genießender, der gleich gestimmte Gemüter gern an den gemeinsamen Besitz erinnert, will ich seiner Lebensarbeit gedenken. Vor allem aber will ich's versuchen, aus seinen eigenen Worten und Handlungen ein Bild des Menschen für Sie zusammenzufügen.

Auch dieser Mensch ist an sich wert, gekannt zu sein; er wär's, glaub' ich, kaum minder, wenn er kein berühmter Dichter geworden wäre. Eine überaus reiche, leidenschaftliche Natur, scharf, eckig, bis zur Seltsamkeit eigentümlich geprägt, so recht, gleich seinem Hutten, „ein Mensch mit seinem Widerspruch", der verschiedensten Talente und Triebe voll und trotz allen analvollen Ringens nicht ihr Herr, sondern ihr Diener; haltlos zwischen zwei Völkern, zwei Schaffensgebieten, zwei Weltanschauungen hin und hergerissen, das Herz vom Thatendrang, um ein von ihm geprägtes Wort zu gebrauchen, wie von einer scharfen Flamme angezehrt, und dennoch fast unthätig — so stellt sich nicht allein der Jüngling, sondern auch der Mann Konrad Ferdinand Meyer unserem Blick dar. Noch in seinem 45. Jahr gilt der einsame Sonderling sich und anderen wie ein Baum ohne Blüte und Frucht, der nutzlos verdorren muß; die Wenigen, die ihn kennen, belächeln oder bedauern ihn; er selbst aber erträgt dies that- und ziellose Hindämmern nur deshalb, weil seine Selbstzucht — dies ist sein Bekenntnis — gerade genügt, um seine Verzweiflung zur Entsagung zu stimmen. Aber staunend sehen wir nun, wie diesem Mann mit ergrauendem Haar unter dem Eindruck eines großen weltgeschichtlichen Geschehnisses die Klarheit über sich selbst kommt und damit eine ungeheure Kraft, wie er von da ab mit beispielloser Selbstzucht alles in und um sich, was ihn bisher gehindert hat, niederzwingt, wie er mit eiserner Hand all sein äußeres und inneres Leben in den Dienst des einen Ziels stellt: ein Dichter zu sein. Kein Wort, kein Gleichnis kann recht ausdrücken, wie er als alternder Mann und namentlich von seinem fünfzigsten bis zu seinem sechzigsten Jahr gearbeitet hat; man muß seine schwerflüssige Art, seine mühselige, schon durch den Stoff mit einem gewaltigen wissenschaftlichen Apparat beschwerte Arbeitsweise, seine unsäglich sorgsame

*) Gehalten bei der „Erinnerungsfeier für Konrad Ferdinand Meyer", welche die „Wissenschaftliche Vereinigung zu Berlin" am Abend des 25. Januar d. J. im Saale des Architektenhauses veranstaltete. Das Programm der Feier bestand aus Rezitationen von Gedichten Meyers; auch wurden Kompositionen seiner Lieder gesungen. Die Form des Vortrags habe ich für den vorliegenden Abdruck schon deshalb beibehalten, weil die Zeit zwischen der Feier und dem Schluß dieses Heftes zu kurz war, um eine Umarbeitung zu gestatten, aber auch innere Gründe bestimmten mich zu dem Entschlusse, den Wortlaut der mündlichen Mitteilung unangetastet zu lassen und nur einige Noten beizufügen.

**) Konrad Ferdinand Meyer starb am 28. November, Theodor Fontane am 20. September 1898.

Digitized by Google

Technik kennen, um es zu glauben, daß sich vielleicht nie ein Künstler in solchem Alter eine gleich große Arbeitslast aufgebürdet hat — wohlgemerkt, nachdem ihm die Jahre der Volkraft ungenützt verstrichen waren! „Ihr wißt nicht", hat er einmal ausgerufen, „welcher Scheuerlichschluß dazu gehört, das Leben souverän zu traktieren" — er, der Starke, wußte es, er hat's erfahren und bewiesen. Aber so stark er war, stark an Körper und Geist, fest im Gemüt und eisernen Willens, — für solche Last, wie er sie sich auflud, sind Menschenschultern zu schwach. Er brach zusammen, zuerst zeitweise, dann, schon vor etwa acht Jahren, für immer. So hat er von den mehr als sieben Jahrzehnten seines Lebens kaum zwei recht gelebt, alles andere ist banges, qualvolles Träumen und Hindämmern gewesen.

Welch ein Mensch, welch ein Schicksal! Wahrlich, selbst wenn die Ernte dieser zwanzig Jahre eine geringere gewesen wäre, der Mensch würde unsern Blick festhalten. Nun ist er aber zudem in dieser vergleichsweise kurzen Spanne Zeit geworden, was er uns ist und denen, die nach uns kommen, bleiben wird: ein Meister der historischen Novelle und einer der größten Balladendichter der nachklassischen Zeit; mit dem Maß unserer eigenen Tage gemessen ein Unsterblicher. Kein wahres, lebendiges Kunstwerk bedarf, um zu wirken, unbedingt eines Kommentars, auch nicht des nächsten, der Kenntnis seines Schöpfers, aber zum tiefern Eindringen in das Werk, zu seiner gerechten Beurteilung gehört diese Kenntnis, immer und in stets höherem Maß, je eigentümlicher es ist. Und darum ist sie hier kaum entbehrlich. Das hat unser Dichter selbst gefühlt. Als ich im Spätherbst 1890 den Plan faßte, die deutschen Dichter unserer Zeit zur Abfassung selbstbiographischer Studien für meine Zeitschrift „Deutsche Dichtung" zu veranlassen, welche die innere Geschichte ihres Erstlingswerks, ihren inneren Werdegang klarstellen sollten, war Meyer der erste, an den ich schrieb, nicht nur, weil wir gut und treu zu einander standen, sondern weil ich empfand, daß kein anderer solche Rätsel aufzuklären habe, wie er. Ich sprach's nicht aus, wohl aber er: „Ja, das habe ich zu sagen!" und er schrieb den Aufsatz sofort, so schwer es ihm schon damals fiel. Dieser Aufsatz*), dann ein anderer, gleichfalls auf meine Anregung kurz vorher für dieselbe Zeitschrift geschriebener Essay, seine psychologisch höchst merkwürdigen „Erinnerungen an Gottfried Keller",**) ferner seine Briefe an mich, endlich Aufzeichnungen seiner Züricher Freunde*) sind die Quellen, aus denen ich für Sie eine gleichsam von ihm selbst verfaßte Darstellung seiner äußeren und vor allem seiner inneren Schicksale, eine Biographie seiner Seele, herauszuschürfen bemüht war.

„Geboren bin ich in Zürich", erzählt er selbst, „den 12. Oktober 1825." (Thatsächlich war's übrigens der 11. Oktober). „Mein Geschlecht ist seit mehr als zwei Jahrhunderten hier einheimisch. Im Jahre 1802, als Zürich von den Truppen der helvetischen Republik bombardiert wurde, besehligte mein Großvater, Oberst Meyer, die Verteidigung der Stadt, während mein anderer Großvater, Statthalter Ulrich, der Stellvertreter der helvetischen Republik, sich hatte flüchten müssen." Und in dem für ihn so überaus bezeichnenden Bestreben, tiefgeheimen Zusammenhang aufzuspüren, auch in der Darstellung des eigenen Lebens, wie in der Dichtung, die Thatsache ins Licht des Symbols zu heben, fügt er bei: „Dem Zusammenfließen des Blutes zweier sich schroff entgegenstehender politischer Gegner schreibe ich meine Unparteilichkeit in politischen Dingen zu." Beide Familien waren alte Geschlechter, reich an Geld, Bildung und Einfluß, Vollblut-Patrizier, welche die Herrschaft über den kleinen Staat als ein Erbe festhielten. Auch der Vater, Ferdinand Meyer, ein stiller, feiner, leidenschaftsloser Mann, war noch Mitglied der Regierung gewesen, natürlich streng konservativ, darum ein „Gegner der (seit 1830) herrschenden) Demokratie, deren tumultuarisches Wesen ihn sozusagen körperlich verletzte," so daß er sich zurückzog; wie sich diese feine, scheue Empfindlichkeit gegen allen lauten Kampf auf den Sohn vererbte, so der starke historische Sinn. Ferdinand Meyer hat auch ein Buch geschrieben, welches das Martyrium der protestantischen Tessiner schildert, voll evangelischen Eifers, mit einem auffälligen Hang zum Einzelnzug, zur Anekdote. Von innigster Verehrung für den Vater erfüllt, sah der Dichter das Buch gern in den Händen der Freunde; hier sei wieder, meinte er, „ein Stück seines geistigen Erbes nachweisbar". Von seiner Mutter aber sagt er: „Sie war eine Frau von großer Liebenswürdigkeit und originellem

*) „Mein Erstling: ‚Huttens letzte Tage', zuerst in der „Deutschen Dichtung", Band IX. Seite 172 ff gedruckt; leither auch in der Buchausgabe: „Die Geschichte des Erstlingswerks." Selbstbiographische Aufsätze (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt) veröffentlicht, dort Seite 23 ff.

**) „Deutsche Dichtung", Band IX. Seite 23 ff.

*) Wenige sind namentlich die Reden der Herren Prof. Rahn (bei der Leichenfeier in Küsnacht) und Prof. Stiefel (bei der in Zürich veranstalteten Trauerfeier), beide nach dem Abdruck der „Neuen Züricher Zeitung", ferner die Aufsätze von J. C. Heer in demselben Blatte, endlich der an gleicher Stelle veröffentlichte gehaltvolle Nachruf von Prof. Adolf Frey. Berücksichtigt habe ich ferner den Essay des letztgenannten Autors in der „Deutschen Dichtung" (Band VII, Seite 25 ff.) und die „Erinnerungen an Konrad Ferdinand Meyer" in der Berliner Wochenschrift „Die Gegenwart" (mit „U" gezeichnet). Auch einer direkten brieflichen Mitteilung aus Zürich, deren freundlichen Autor ich leider nicht nennen darf, in Einzelnes entnommen. Endlich habe ich die selbstbiographische Skizze berücksichtigt, die Meyer der 1885 anläßlich seines 60. Geburtstags erschienenen Studie von Reitler eingefügt hat.

Digitized by Google

aber seinem Wesen, nicht ohne einen Anflug von Melancholie, ‚heiterer Geist und trauriges Herz', wie sie sich selbst charakterisierte." Nicht erwähnt ist dabei ein Zug, vielleicht weil er ihm bei einer Züricher Patrizierin jener Zeit selbstverständlich erschien: die überaus starke, innige, an Pietismus grenzende Frömmigkeit. Ihr Gatte starb, als der einzige Sohn fünfzehnjährig war; in ihren Händen lag nun die Erziehung des Jünglings. Er durchlief das Gymnasium der Geburtsstadt, wo er, meint er, „nichts erwarb, als eine gründliche Kenntnis der klassischen Sprachen," und ging dann, nach Schweizer Sitte, zu längerem Aufenthalt nach Lausanne und Genf, um das Französische gründlich zu erlernen.

„Nur allzu gründlich hab' ich's erlernt", findet sich in einem seiner Briefe die seltsame Klage, aber sie wird uns verständlich werden; sie führt ins Tiefste der Kämpfe hinein, die seine Jugend verstörten, seine kraftvollste Mannezzeit unfruchtbar machten. Diese Kämpfe ergaben sich aus seiner Individualität, aber auch die schwere Last, in der er heranwuchs, hat ihm die junge Brust bedrückt. Unser Dichter hat sein Leben lang „seiner Väter gern gedacht"; er ist im tiefsten Kern auch geistig und seelisch immer ihr Sohn geblieben, fein und vornehm, frei und stolz, fromm und gehalten, und will man in seiner Dichtung mit einem Züricher Redner „die feinste Ausbeute und den krönenden Ausklang" dieses schweizerischen Patriziertums erblicken, so sei auch gegen diese Auslegung nichts einzuwenden, sofern man uns freistellt, sich die Blüte auf ragendem Stiel hoch über dem Strauch zu denken. Und gewiß gilt auch von diesem Bürger-Adel des Bluts und Besitzes, was von jedem Adel gilt: er stützt und stärkt den Einzelnen, auch innerlich. Aber neben dem Guten, was unserem Dichter aus seiner Abkunft wurde, darf das Bedenkliche nicht übersehen sein, das damit verknüpft war, namentlich für Einen, der vom Vater die stille kampfscheue Art, von der Mutter das „traurige Herz" geerbt hatte.

Was konnte Konrad Meyer werden? Es gab für den jungen, reichen Patriziersohn nur eine Laufbahn: ein Staatsamt. Damit war das Berufsstudium gegeben, natürlich die Jurisprudenz. Gleich unerläßlich war nur noch die Beherrschung des Französischen. Wir wissen schon, er erwarb sie sich nach seiner spätern Auffassung nur zu sehr. Damals freilich ahnte er noch nicht, welche verhängnisvolle Bedeutung diese Versenkung in den fremden Sprachgeist für sein Seelenleben gewinnen sollte. Daß ihn das Französische so mächtig packte, und ihm das Deutsche verdrängte, war naturgemäß. Das Hochdeutsche war in der Schule schlecht gepflegt worden, während der Junge außerhalb derselben, wie jeder Schweizer, nur den groben, ungefügen Dialekt, das Züricher Dütsch, sprach. Die französische war also die erste Sprache, die er gründlich, mit allen Feinheiten erlernte. Ferner aber mußte seinen früh geweckten künstlerischen Instinkt die Klarheit und Eleganz des französischen Sprachhaus mächtig anziehen. Auch war er ja nun einmal ein Sproß jener Kreise, in denen das Französische für nobler galt. Aber mehr als alle diese Gründe wirkte ein vierter; von deutschen Dichtern hatte er daheim nur Klopstock, Geßner, die pietistischen Liederdichter gelesen; von den Franzosen aber lernte er zuerst Hugo und Musset kennen.

Als er nach Zürich heimkam, das Studium der Rechte zu beginnen, sprach er das Hochdeutsche schwer und unbeholfen, im Dialekt denkend, in die Schriftsprache übersetzend, im Französischen dachte und sprach er fließend. Das hatte freilich zunächst nur die eine Folge, daß ihm die deutschen Pandekten-Vorträge auch noch Mühsal, nicht bloß Langeweile machten. Es mag an den Lehrern gelegen haben, aber auch daran, daß jener Zug seines Geistes, der sich in jedem Brief, und nun gar in jedem Werk des Dichters ausprägt, die angemeine Klarheit und Schärfe des Denkens, noch ungewecht in ihm war; auch diese Fähigkeit, wie jede andere, hat er erst spät, von reicher Lebenserfahrung gefördert, aber doch nur durch harte Arbeit in sich zur Reife gebracht, wie es denn überhaupt schon hier ausgesprochen sein mag, daß die übliche Redensart von den „Gaben und Gnaden" des Dichters nicht von ihm gilt: Gaben, reiche Gaben hat ihm die Natur gespendet; aber er gehört nicht zu jenen Wenigen, denen sie Gnaden erwiesen. „Man muß Alles und nun gar jeden Stoff klar durchdenken," pflegte der alternde Mann mit dem Ausdruck höchster Energie zu sagen und that's hundertmal, wenn's nötig war, tausendmal; der Geist des Jünglings wäre nur durch äußeren Zwang, und dann gewiß auch nur in begrenztem Maß zu einer so methodischen Arbeit, wie sie das richtige Studium des Römischen Rechts erfordert, zu bringen gewesen. Nun fehlte dieser Zwang hier vollends. Die stille fromme Mutter ließ den Sohn thun und lassen, was ihm beliebte; er war ja reich, er brauchte ja keinen bestimmten Beruf. Aber auch eine verständige Erwägung brachte sie und ihn selbst von dem Gedanken an ein Staatsamt immer mehr ab.

Noch hatten die alten Geschlechter, die Escher, Ziegler, Meyer, ihren großen sozialen Einfluß, noch wechselten sie, die sich, aus lokal-geschichtlichen Gründen, aber für unser Ohr seltsam genug, die „Liberal-Konservativen" nannten, mit den Demokraten in der Herrschaft ab, aber das gelang nun nur noch in leidenschaftlichem Wahlkampf; nun gewählt zu werden, mußte man kaltes Blut, spitze Ellenbogen

Digitized by Google

und eine starke Lunge haben. Konrad Meyer war der Sohn eines Regierungsrats, der Abkömmling des „wohlwensenHerrn Burgermeisters und Standeshaupts“ Andreas Meiers, dem er im „Jürg Jenatsch“ eine Votivtafel gestiftet hat, das war noch immer eine Empfehlung, aber nicht mehr entscheidend; entscheidend waren die persönlichen Eigenschaften. Er aber war schüchtern, verträumt, damals auch von schwerer Zunge, dazu trug er des Vaters Erbe, die fast krankhafte Scheu gegen das Treiben der Gasse innerlich gesteigert in sich. Das „Odi profanum vulgus“ hat ihn all seine Tage erfüllt; dies der Grund, warum er auch in der Folge, so qualvoll er nach einem Beruf rang, doch nie an ein öffentliches Amt dachte, einer der wenigen bedeutenden Schweizer, die nie der Republik gedient haben. Damals aber trieb ihn dieser Zug seines Wesens aus den Kollegien in die Stille seines Elternhauses, wo er sich in seine Bücher und noch mehr in seine Grübeleien versenkte.

Als ich Meyer einmal mitteilte, auch ich sei ein Mußjurist gewesen, dann aber ganz erträglich damit fertig geworden, erwiderte er, daß es wohl auch mit ihm nicht anders gekommen wäre, nur habe er eben leider, leider nicht müssen. Man wird dies stark betonte Bedauern sehr berechtigt finden. Ist der Zwang der Pflicht und streng geregelte Beschäftigung für jeden Reifenden heilsam, so doppelt für die dichterisch veranlagte Natur; sie bedarf dieser Erziehung zur Arbeit, der Ablenkung vom Traumleben. Und nun erst dieser trübe, stille Jüngling in diesem trüben, stillen Hause! Die Mutter hatte sich vor aller Welt zurückgezogen, um ungestört in ihre Gotttrunkenheit zu versinken; sich selbst Freunde oder doch Verkehr zu gewinnen, war ihm nicht gegeben; das einzige Wesen, mit dem er sich aussprach, war die etwas jüngere Schwester; laut wurden die Stimmen der drei einsamen Menschen eigentlich nur während der Betstunden. Und doch war dies stille Hindämmern noch eine vergleichsweise glückliche Zeit; ihr Gedächtnis hatten die Verse fest, die er unter sein Jugendbildnis schrieb:

> Solche Sanftmut war mir eigen,
> Durfte sie nicht lang behalten,
> Sie verschwand in harten Falten.

Diese Falten, die Spuren furchtbaren Ringens, gruben sich in dies weiche, melancholische Antlitz, als religiöse Zweifel über ihn kamen. Er glaubte, er betete, aber er las auch Bücher und aus denen schlug ihm ein anderer Geist entgegen, als in dem er unter dem Einfluß der Mutter hindämmerte. Noch ahnte er nicht, daß die edle Schwärmerin, was später offenkundig wurde, geisteskrank war; es hätte ihm trotz allen Schmerzes dies Ringen erleichtert. Es war, sagte ich schon, ein furchtbares Ringen und nur in Andeutungen hat er später selbst an diese Schreckenszeit seines Gemüts gerührt. Man kennt sein Sonett „Gespenster“. Der Dichter lehnt am Genfer des eppichumsponnenen Römerturms, da huscht eine Beerenleserin vorbei und schlägt scheu an der verrufenen Ruine ein Kreuz:

> Mich flog ein Lächeln an. Im Epheu neben
> Der Brüstung flüstert's: Fremd, in Deinem Leben
> Ist auch ein Ort, wo die Gespenster schweben.
>
> Führt Dich Erinnerung dem zerstörten Ort
> Vorbei, Du huschest noch geschwinder fort,
> Als das von Graun gepackte Weiblein dort.

Aber ein Gutes hatten diese Kämpfe doch, so wenig sie schon damals zu einer Klärung führten: sie rüttelten ihn auf; der junge Mann mit den „harten Falten“ wollte etwas thun, etwas werden, schon nun nicht ewig über Gott und Jenseits grübeln zu müssen. Er hatte Stimmungen, hatte Gesichte, die ihn nicht losließen, nach Gestaltung drängten. Kurz, der Dichter in ihm regte sich.

Aber in welcher Sprache sollte er dichten? Es ist ein Gesetz, für das es keine Ausnahme giebt, weil es im Tiefsten der Menschennatur wurzelt: Dichten kann jeder nur in einer, in seiner Muttersprache; in einer fremden kann man nur eben Verse anfertigen. Muttersprache war unserem Konrad das Züricher Dütsch, ein schwer zu meisterndes Instrument, das zu diesem Zweck anzurühren ihm schon sein künstlerischer Instinkt verbot; für ihn taugte es gewiß nicht. Das Hochdeutsche aber umtete ihn fremd an, und im Französischen, das er so unendlich besser beherrschte — seltsam, im Französischen ging's auch nicht. Er wußte zunächst nicht, woran das lag; er fühlte nur, daß ihm da höchstens ein artiger Einfall oder ein Genrebildchen gelang, für sein tiefstes, sein weichstes und reichstes Empfinden fand er in der sonst so geschmeidigen Sprache die Prägung nicht. Seine deutschen Verse aber klangen wie ein Stammeln. Da erkannte er, daß er kein Dichter werden könne, weil ihm das Instrument dazu fehle, die Sprache.

Er kam darüber hinweg, bitter schwer freilich und nur deshalb, weil ihm tröstlich eine andere Kunst zu lächeln schien, die Malerei. Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß die beiden großen Schweizer Dichter des ablaufenden Jahrhunderts, daß Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer beide nur auf dem Umweg durch diese Kunst ihr rechtes Ziel fanden. Aber ein Zufall ist's bei Keinem von ihnen, auch bei Meyer nicht. Wer, der auch nur zehn Seiten von ihm gelesen, hätte nicht schon gedacht: „Der Mann hat Maleraugen! Er sieht nicht bloß sehr scharf, sondern er zeichnet, koloriert, gruppiert wie ein Maler“; gleich oft mag sich, so groß ist die Kunst und Kraft des plastischen

Digitized by Google

Formens, der Vergleich mit dem Bildhauer aufdrängen. Und wer vollends hätte sich in seine Werke vertieft, ohne zu erkennen, daß dieser Dichter ein fast beispielloses feines Verhältnis zu den bildenden Künsten hat; kein anderer Dichter hat z. B. Michel Angelos Größe inniger in sich gesogen und dann ergreifender verkündet. Meyer ist ein Dichter, nur ein Dichter und doch zugleich ein Maler, wie Böcklin ein Maler, nur ein Maler, und doch zugleich ein Dichter ist. Nicht zufällig spreche ich beide Namen in einem Atemzuge aus, sondern um einer Anschauung, eigentlich nur einer Empfindung Ausdruck zu geben, die mich immer neu erfüllt. Ich kann nie Meyer lesen, ohne an Böcklin zu denken, nie Böcklin sehen, ohne mich Meyers zu erinnern.

Gewiß, der vierundzwanzigjährige Mann fand in seinem Innern Anhaltspunkte genug für den Irrtum, daß ein bedeutender Maler in ihm stecke. Aber ein Irrtum wars, wenigstens damals schon. Er fühlte sich zu alt, um noch die Technik zu erlernen.

Dieser Abschied aber ging ihm ins Tiefste. Wie er damals war, hat er in dem visionären Gedicht: „Begegnung" geschildert, wo der alternde Mann im verschneiten Tannenwald dem eignen Jünglingsbild begegnet:

Der jungen Augen wilde Kraft,
Des Mundes Trotz und herbes Schweigen,
Ein Zug von Traum und Leidenschaft . . .

„Herbes Schweigen" — denn wozu noch die Klage? Was sollte nun aus ihm werden? Von religiösen Kämpfen zermartert, von der Befürchtung eines nutzlosen Lebens tief herabgedrückt, ohne Ziel und ohne Mut brach er zusammen; er bekennt selbst: „Nur eine schnelle Flucht in die französische Schweiz hat mich gerettet." Die neue Umgebung rüttelte ihn auf, vor Allem aber gab ihm der Geschichtsschreiber Vuillemin in Genf, der ihn freundlich aufnahm, ein Ziel: auch er sollte Geschichtsschreiber werden. Ob in deutscher oder französischer Sprache werde die Zukunft entscheiden, zunächst müsse er beide Sprachen üben. Meyer folgte dem Rat; er übersetzte Thierry's Geschichte der Merovinger ins Deutsche, dann Bruchstücke aus Mommsens Römischer Geschichte ins Französische. Ein längerer Aufenthalt in Frankreich ließ ihn endlich die Entscheidung treffen: er wollte französischer Gelehrter werden. Mit diesem Entschluß kehrte er heim, die inzwischen verwaiste Schwester zu einer Reise in den Süden abzuholen. Diese Reise, um sein eigenes Wort zu gebrauchen, „die alte Kunstgröße und der süße Himmel Italiens", haben über sein Leben entschieden, wieder nicht ohne schwersten Kampf, aber doch für immer entschieden. Er fühlte, er könne nur ein Dichter werden.

Conrad Ferdinand Meyer

Nach einer Photographie aus dem Jahre 1888.

Aber in welcher Sprache — ein deutscher oder französischer Dichter?! Er war damals 33 Jahre alt und doch versicherten mir ernste Menschen, die es wissen müssen, er habe damals noch geschwankt. Unmöglich ist es nicht. Es giebt gebildete Schweizer genug, und namentlich in den deutschen Kantonen, die überhaupt kein Volksbewußtsein kennen, das Staatsbewußtsein ersetzt es ihnen, sie sind eben Schweizer. Und in den Anderen wieder, die sich immerhin auch als Deutsche fühlen, ist doch das Staatsbewußtsein unendlich mächtiger, als das nationale. Ist dies noch heute so, wie erst 1858?! Unwahrscheinlich erscheint mir nur, daß der reife Mann nicht erkannt haben sollte, warum er als Jüngling sein tiefstes Empfinden vergeblich in französische Verse zu kleiden gesucht hatte. Eben weil Blut ein besonderer Saft und Gemüt ein Begriff ist, für den es im Französischen kein ganz deckendes Wort giebt — weil Konrad Meyer eben doch trotzdem und alledem ein Deutscher war. Wie dem auch sei, er schwankte nicht lange und bestimmte sich zum deutschen Dichter. Geduldig, gewissenhaft, freilich nicht rastlos begann er zu schaffen. Große Reisen mit der treuen Schwester, die ihm nun das Haus besorgte, führten lange Pausen herbei, gleich lange Pausen bewirkte gelehrte Lektüre und die längsten ein zeitweiliges Erschlaffen. Denn auf die Dauer kann doch kein Künstler ohne Hoffnung auf Erfolg schaffen, und er hoffte nicht mehr; es war eben auch damit zu spät, wie mit der Malerei, damit erst recht; die Wenigen, denen er seine Ver-

Digitized by Google

suche zeigte, schüttelten den Kopf, tadelten die Gallicismen und meinten: Die deutsche Versprache sei eben etwas recht Schweres. Wenn er dennoch immer wieder ansetzte, so geschah es nur aus dem Drang, der leeren Stunde und ach! dem leeren Leben einen Inhalt zu geben. Und allmählich wurden sogar die Zeiten des Erschlaffens und Hinbrütens immer länger, die Zeiten, von denen er, selbst noch in der Erinnerung erschauernd, singt:

„Ich war von einem schweren Bann gebunden.
Ich lebte nicht. Ich lag im Traum erstarrt."

Und doch, wie ungeheuer muß die Vitalität dieses Mannes und dieses Talents gewesen sein, wenn sie aus folgendem winzigen Anlaß neu erstarkte. Meyer kannte den schwäbischen Dichter Gustav Pfizer schon von früher her — sein Name ist Ihnen, wenn nicht durch Anderes, so durch Heines grausamen Spott bekannt —, der sah sich nun die Versuche an und meinte, eine Auswahl könnte immerhin gedruckt werden. So erschien 1864 Meyers erstes Buch, die „Zwanzig Balladen eines Schweizers" ohne seinen Namen und im Kommissions-Verlag. Aber obwohl er den Druck selbst bezahlte, schien ihm doch die Thatsache, daß sich ein Verleger gefunden hatte, der seine Firma auf das Büchlein gesetzt, so ermunternd, daß er wieder emsiger zu schaffen begann. Auch seine Züricher Mitbürger nickten wohlwollend; so dünn das Heftchen war, sie hätten nimmer gedacht, daß er überhaupt noch etwas im Leben fertig bringen würde. Nur Einer wurde unruhig. Da lebte — und lebt noch jetzt — in Zürich ein Herr Konrad Meyer, Versicherungsagent und Poet dazu; der fürchtete Verwechselungen. Er beruhigte sich erst, als ihm unser Dichter feierlich zusicherte, lasse er überhaupt wieder ein Buch drucken und seinen Namen auf den Titel setzen, so werde er jeder Verwechselung vorbeugen. Er hielt Wort und fügte seines Vaters Vornamen dem seinen bei.

„Konrad Ferdinand Meyer" — es währte sechs Jahre, bis 1870 ein Heftchen erschien, das diesen Namen zuerst in die Welt trug, die „Romanzen und Bilder". Niemand achtete darauf. Aber dasselbe Jahr hat aus Meyer gemacht, was wir nun in ihm verehren. Nicht bloß zahllose äußere Zeugnisse, auch sein eigenes Bekenntnis verkündet uns die ungeheure Wendung, die das große Jahr in ihm bewirkte. Was dem Schweizer bisher gefehlt hatte, war, wie er es selbst ausdrückt, „die Glut einer erwärmenden Parteinahme des Herzens"; er war bisher ein Dichter in deutscher Sprache gewesen, nun wurde er ein deutscher Dichter. Der Ausbruch des Kriegs mit Frankreich, die Sturmflut des Hasses gegen Deutschland, die gerade in der deutschen Schweiz von Tag zu Tag höher schwoll, erregten ihn in tiefster Seele; nun wußte er, wohin er gehöre. In der Glut leidenschaftlicher Begeisterung, wie er sie nie vorher gekannt, schmolzen alle Schlacken seines Wesens und das Gold ward klar im Feuer: eine Dichtung: „Huttens letzte Tage" hatte ihn seit lange beschäftigt, das treibende Motiv zur Vollendung hatte ihm gefehlt, nun war es da: die nationale Begeisterung!

Heil, deutsche Krone, wunderhelle Glut!
Jahrhunderte sind wie ein Tag vor Dir
Herrgott, Du trügst nicht, Du erfüllst es mir!*)

Der Atem der bewegten Zeit trug das Gedicht über das ganze Deutschland und machte den Dichter mit einem Schlage berühmt. Das war er schon, als „Jürg Jenatsch" folgte. Welche Anfeindung ihm das Gedicht in der Heimat einbrachte, soll hier nicht gesagt sein. Er nahms nicht leicht, durfte es nicht leicht nehmen, aber er konnte nicht anders, denn auch er hatte erkannt:

— Besser als ein König und allein,
Ist, eines großen Ganzen Glied zu sein.

Meyers „Huttenlied" ist die schönste Dichtung, in der sich die Erhebung unseres Volksgenüts von 1870 spiegelt; sie kam uns aus der Schweiz. Und so wird man einen Züricher Gelehrten nicht schelten dürfen, wenn er meint, es sei kein ganz unwürdiger Gegendank für Schiller's „Tell".

Welchen Einfluß die nationale Begeisterung, und der Erfolg des Gedichts auf Meyer übten, wie sie ihn gleichsam umschlossen und zu dem machten, was er uns ist, habe ich bereits gesagt. Es ist ein merkwürdiger Beleg für die Macht einer großen Idee über den Menschen, und ein besonders lehrreiches Beispiel dafür, was im Leben jedes Schaffenden der Erfolg bedeuten kann. Wohl uns, daß ihm dieser Erfolg wurde, denn es ist ein reiches Erbe von Kunst und Kraft und Schönheit, das er uns hinterlassen hat. Sie Alle kennen es, wie ich, lassen Sie uns dankbar gedenken, wie schön er uns beschenkt hat.

Schön und reich ist dies Erbe, aber äußerlich nicht eben beträchtlich. Unter den bedeutenden Erzählern des ablaufenden Jahrhunderts ist Keiner, der nicht mehr geschrieben hätte. Seine gesammelten Schriften, deren Erscheinen wir nun gewiß nicht lange mehr zu erharren brauchen, wird einige wenige Bände umfassen. Sie werden neben der einzigen größeren Erzählung „Jürg Jenatsch", nur zehn Novellen enthalten: „Das Amulet", „Der Heilige", „Der Schuß von der Kanzel", „Plautus im Nonnenkloster", „Die Leiden eines Knaben", „Gustav Adolfs Page", „Die Hochzeit des Mönchs", „Die Richterin", „Die Versuchung des Pescara", „Angela Borgia", ferner die „Gedichte", „Huttens letzte Tage" und das Idyll „Engelberg". Also in der üblichen Ausstattung solcher Gesamt-Ausgaben zusammen vier

*) Die Verse fehlen in den späteren Auflagen des Gedichts. Der Grund ist mir bekannt: sie klangen ihm zu rhetorisch, zudem wie eine Prophezeiung im Nachhinein. Aber unter dem Gesichtspunkt, als sie die Stimmung wiederspiegeln, in der das Gedicht entstand, hätten sie doch ihren Platz im Buche zu behalten verdient.

Digitized by Google

oder fünf Bände, aber wie schwer wiegt ihr Inhalt!

Wir verehren in Meyer einen Meister der historischen Novelle, neben den wir Wenige, über den wir Keinen zu stellen haben.

Schon ein Moment, über das gerade der raffinierte wie der naive Leser gleichleicht hinwegliest, verrät den geborenen Erzähler; nie hat er einen unbedeutenden Stoff gewählt; stets ist seine Geschichte eine „Novelle" im starken ursprünglichen Sinn des Worts, eine Neuigkeit, die an sich erzählt und gehört zu werden verdient. So trefflicher, wie er, ist in dieser Hinsicht Keiner, und fast ebenso unvergleichlich ist die Schärfe, die Greifbarkeit, mit der er seine Menschen charakterisiert und vor uns hinstellt; wahres, quellendes Leben, wohin wir blicken; er hat keine Gestalt geschaffen, die nicht ein wirklicher Mensch wäre. Bei aller Stilisierung geht er von der Beobachtung aus und endet mit ihr; er ist im Kern ein Realist, trotz aller Neigung zum Heroischen und Pathetischen, zur Darstellung des gewaltigen, im Guten oder Bösen gesteigerten Menschen. Welchen historischen Sinn, welche geistreiche Auffassung er erweist, welche weite Perspektive er erschließt erkennen selbst seine Gegner an; dieser historische Sinn, dazu die Kürze und epigrammatische Kraft des Stils hat einem Ästhetiker wie Friedrich Theodor Vischer die Anerkennung abgerungen: Das sei der Tacitus der Novelle. Auch die Satire, das herbe Ethos lassen das Gleichnis nicht unberechtigt erscheinen. Das Weiche, auch das Humoristische ist ihm fremd, nicht so das Barocke, ähnlich, wie ja auch der Pathetiker Schiller die Turandot mit Freude übersetzte. In diesem Zug zum Barocken begegnet er sich auch mit Keller, von dem ihn sonst Alles scheidet, was zwei Dichter derselben Zeit trennen kann. Von geringerer poetischer Potenz als Keller, also namentlich von geringerem Reichtum an Gemüt und Phantasie, ist er ihm an Klarheit, an Bildung, an Esprit, kurz an geistiger Potenz überlegen. Auch in religiöser Überzeugung waren sie Antipoden. Keller der Dichter der Vergänglichkeitslieder, Meyer der protestantische Christ, freilich voll unendlicher Duldsamkeit und Menschenliebe*). Auf Einzelheiten kann ich nicht eingehen, nur über seine Technik, seine Sprache muß zum mindesten das Wichtigste gesagt sein. So bescheiden und geschmackvoll Meyer über sein Schaffen sprach, so pflegte er doch das anscheinend stolze Wort von sich zu sagen, er habe „den Stil der großen Tragödie in die historische Novelle eingeführt." Es ist nur anscheinend stolz, aber, glaub' ich, nicht richtig, denn gewaltige Schicksale vorzuführen, Schuld und Sühne walten zu lassen, war auch vor ihm und wird immer gleichermaßen wie des Tragikers, so des Epikers Recht und Pflicht sein. Es ist großer Stil, nicht dramatischer Stil, Meyer beschreibt dramatisch, aber er schreibt nicht dramatisch. Es ist im Übrigen ein Stil von denkbar größter Objektivität; mit keiner Andeutung verrät der Künstler, was er den Leser etwa empfinden lassen will, und daß er von den handelnden Menschen mehr weiß, als dieser. Im Übrigen ist die Technik eine verblüffend reiche und mannigfaltige; bald ist Meyer Freskomaler, bald Miniaturist, hier wirkt er nur durch den Umriß, dort nur durch die Farbe, wie es eben der Stoff und seine Art verlangen. Es ist nicht zu viel gesagt, daß der richtige Mann über diese Technik ein lehrreiches Buch schreiben könnte. Meyers Sprache endlich pflegte Keller seinen Besuchern, auch z. B. mir gegenüber, „Brokat" zu nennen. Sie wissen, Brokat ist ein schwerer, steifer, kunstvoll gewebter, kostbarer Stoff. Daß Meyer vom Französischen ausging, kann jedes schärfere Auge mühelos erkennen, ebenso aus welchen Quellen er seine mit peinlichster Sauberkeit eingehegte Cisterne speiste: aus Zwingli, Luther, dem Kirchenlied. Es ist krystallklares Wasser, aber doch kein quellender Born, sondern eine Cisterne. Die Künstelei ist nicht immer vermieden.

Mehr als seiner Prosa pflegt man dies seiner Lyrik nachzusagen, meines Erachtens mit Unrecht. Es war kein Geringerer als Keller, der mir sagte, Meyer's Lyrik gelte ihm mehr als die Epik des Dichters und die Liebeslieder seien die Perlen dieser Lyrik. Ich weiß, es ist Herrliches darunter, unterschreiben möchte ich das Urteil doch nicht. Mir sind im Band seiner Gedichte die Balladen das Liebste; ich sagte schon: wie ich glaube, mit die besten unserer neuesten Litteratur; da ist ein Reichtum an Bildern und Motiven, eine Kraft der Darstellung, die zur Bewunderung zwingt. Dem zunächst erscheinen mir durch Form und Gedankengehalt die Gedichte am schönsten, in welchen er, scheinbar nur der Mann der Vergangenheit, zur Frage der Zukunft, der sozialen Frage Stellung nimmt. Ihm ist das Christentum die Religion der Armen und Beladenen; im geläuterten Christentum, im Urchristentum, das wieder zur Religion der Zukunft wird, sieht er die Lösung dieser Frage. So z. B. in dem

*) Sehr scharf kennzeichnet den Unterschied der religiösen Anschauungen zwischen ihm und Keller ein Gespräch beider, das er selbst aufgezeichnet hat. „Da ich einmal äußerte: religiöse Fragen hätten mir viel zu thun gegeben, rief er: „Und mir erst." – „Die ewigen Dinge sind uns doch wohl unzugänglich," meinte ich. Er gab es nicht zu, noch verneinte er es. „Ich hätte einen Wunsch", fuhr ich fort, „wenn ich es sagen soll. Nichts ist inniger und verlockender, als Ihre Vergänglichkeitslieder; sie verzichten aus Bescheidenheit auf ein Jenseits. Das ist aber doch wohl eher ein Gefühl, ein Instinkt, als ein erwiesener Satz. Und da liegt es mir nun nicht recht, daß Sie, bei Ihrem ungeheuren Einfluß, statt die Geister nach Ihrer Gewohnheit frei zu lassen, Ihre Sterblichkeitslieder wie zu einem Glaubensbekenntnis zusammenstellen. Es wäre leicht zu helfen, Sie dürften nur diese süßen Stimmen als ebenso viel Stimmungen durch die ganze Sammlung verteilen." Da brach ich ab, denn er machte ein mißmutiges Gesicht."

Digitized by Google

schönen Gedicht: „In einer Sturmnacht", das er mir mit dem Bemerken übersandte, es klinge wie ein Traum, und sei doch vielleicht die Prophezeiung eines Mannes von historischem Sinn:

„Was jetzt dämonenhaft in Lüften zieht,
Eh' das Jahrhundert schließt, erfüllt's die Zeit —
In Sturmespausen klingt das Friede-Lied
Aus einer fernen, fernen Seligkeit.

Es sprach der Friedestifter, den du weißt
In einer solchen wilden Nacht wie heut:
„Hörst, Nikodeme, du den Schöpfergeist,
Der mächtig weht und seine Welt erneut?"

Eine ähnliche Anschauung spricht aus dem herrlichen Gedicht: „Alle."

Es sprach der Geist: Sieh auf! Es war im Traume.
Ich hob den Blick. Im lichten Wolkenraume
Sah ich den Herrn das Brot den Zwölfen brechen
Und ahnungsvolle Liebesworte sprechen.
Weit über ihre Häupter lud die Erde
Er ein mit allumarmender Gebärde.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Ein Linnen schweben
Sah ich und vielen schon das Mahl gegeben,
Da breiteten sich unter tausend Händen
Die Tische, doch verdämmerten die Enden
In grauen Nebel, drin auf bleichen Stufen
Stummergestalten saßen ungerufen.

Es sprach der Geist: Sieh auf! Die Luft umblaute,
Ein unermeßlich Mahl, soweit ich schaute,
Da sprangen reich die Blumen auf des Lebens,
Da streckte keine Schale sich vergebens,
Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
Kein Platz war leer und keiner durfte darben.

Gelitten hat seine Lyrik, wie übrigens auch seine Prosa durch die zu weit getriebene Gewissenhaftigkeit; er konnte sich des Feilens nie genug thun, seine Sorgsamkeit ging bis zur Selbstqual und nicht jede Änderung war eine Verbesserung.*) Wohl zehn Mal hat er seinen „Hutten", unzählige Male „Die Richterin" überarbeitet; von einem seiner Gedichte, das die „Deutsche Dichtung" brachte, besitze ich eine Reihe verschiedener Fassungen. Gedruckt wurde dann aber auf meine Bitte die erste; er hatte eingesehen, daß sie die beste war; wie ihm denn überhaupt nichts ferner lag, als Rechthaberei.

Dies lenkt mich zu dem Menschen Meyer zurück, mit ihm habe ich begonnen, mit ihm will ich schließen.

Er war ein vornehmer Mensch, im Äußeren, und im Gemüt vornehm. Sein bekanntestes Bild, die Radierung von Stauffer-Bern, giebt nicht bloß seine Züge, sondern auch viel des geistigen Ausdrucks wieder, namentlich die strotzende Kraft und Schaffensfreude seiner Höhezeit, aber Einiges bleibt sie auch schuldig, namentlich den Ausdruck einer, mit gewaltiger Selbstzucht gebändigten Leidenschaft, die doch wohl der Grundzug war.*) Groß, stark, wuchtig, aber beweglich und von den feinsten Manieren, in Kleidung, Wort und Bewegung wohlgepflegt und gehalten, machte er auch äußerlich den Eindruck eines adligen Menschen, eines Aristokraten im besten Sinn des Worts, wie er's innerlich war.

Nichts in seinem Denken und Fühlen war kleinlich, Alles hatte einen großen, ja gewaltigen Zug. Man mußte oft daran denken, daß Michel Angelo sein Lieblingskünstler, die Renaissance seine Lieblingszeit war. Groß war auch sein Verhältnis zu seiner Kunst; er fühlte sich als ihr Priester. „Wenn Machiavell", sagte er einmal in vertrauter Stunde, „sich ans Schreiben begab, so legte er seine Feiertagskleider an; mir ist es oft, wenn ich

*) Dies gilt, wie ich glaube, im Großen und Ganzen vom „Hutten" und der „Richterin"; die ersten Fassungen erscheinen mir nicht allein ursprünglicher, sondern auch an sich wertvoller. Wie er im Einzelnen arbeitete, dafür hier aus meinem redaktionellen Verkehr mit ihm eine Probe. In seinem Gedichte „Das kaiserliche Schreiben" lautete die erste Zeile ursprünglich:

Petrus schreib — zu seinem Kanzler sprach's der
leiderfüllte Staufen —

Für „leiderfüllte" korrigierte er dann „leidberanschte", was gewiß eine Verbesserung war: für die Stimmung seines Helden das bezeichnendste Wort. Da kamen ihm denn noch Bedenken, und er änderte „leidberanschte" wieder in „gramverstörte", was zweifellos schwächer und minder charakteristisch war. Die Karte, in der er die Änderung wünschte, traf zu spät ein; das Gedicht war bereits gedruckt; im Abdruck der „Gedichte" steht dann aber das schwächere Wort. In demselben Gedichte lautete eine andere Zeile zuerst:

Grämelanblick ohne Gleichen! Kommt, daß wir
zusammen klagen!

Statt „Grämelanblick" setzte er zunächst „Jammeranblick", dann statt „ohne Gleichen:" „Kommt Getreue", und strich dann wieder die erste Variante, so daß in der „Deutschen Dichtung" schließlich gedruckt wurde:

Grämelanblick! Kommt Getreue! Kommt, daß
wir zusammen klagen!

Aber dabei blieb es nicht; in den „Gedichten" heißt es:

Jammeranblick ohne Gleichen! Kommt, daß wir usw.

was, wie ich glaube, gegen alle früheren Fassungen zurücksteht. Ein drittes Beispiel. In demselben Gedicht lautet eine Zeile weiter unten ursprünglich:

Kanzler Petrus schreibe Wahrheit über mich und
meinen Toten!

Daraus wurde: „schreib' die Wahrheit", was meines Erachtens keine Verbesserung war. Auch diese Variante traf zu spät ein, und diesmal hält auch der Abdruck der „Gedichte" die erste und bessere Fassung fest. Bezüglich der Form in der das Gedicht gedruckt werden sollte, schwankte der Dichter gleichfalls: zuerst sollten es 56 fortlaufende Zeilen vierfüßiger Trochäen sein, dann 28 fortlaufende Zeilen achtfüßiger Trochäen, dann 7 Strophen zu 4 Versen; so in der „Deutschen Dichtung". Dann wurden es aber in den „Gedichten" 56 fortlaufende Halbzeilen. Aber noch mehr: auch die erläuternde Note weist dieselbe Rastlosigkeit des Feilens auf. Nach drei verworfenen Fassungen lautete diese Note endlich in der „Deutschen Dichtung": „König Heinrich, der rebellische Sohn des genialen Kaiser Friedrich II. starb im Kerker. Man sprach von Selbstmord." In den „Gedichten" aber lautet die Note: „Dieser König Heinrich ist der Sohn des genialen Kaisers Friedrich II., gegen den er sich empörte. Er starb im Kerker und man sprach von Selbstmord." In all dem steckt zweifellos nicht bloß künstlerische Gewissenhaftigkeit, sondern auch eine bis zur Selbstqual gesteigerte nervöse Unsicherheit.

*) Auch die Photographie, nach der das im vorliegenden Hefte veröffentlichte Bildnis angefertigt ist, darf als ähnlich gelten.

Digitized by Google

mich an meinen Schreibtisch setze, als ob ich die Schwelle eines Tempels überschritte." Ihm war die Kunst die Leuchte der Menschheit, ihre Führerin, die einzige Kraft, die den Einzelnen wirklich über die Trivialitäten des Lebens emporzuheben vermag, die große Tröſterin. In dieser hohen Auffassung seines Lebensberufs, wie in seinem Naturell, wohl auch in seinen Nerven wurzelte die ungeheure Rastlosigkeit seines Schaffens, nicht im persönlichen Ehrgeiz. So geben die folgenden Verse seines Gedichts „Das heilige Feuer" seine tiefinnerste Anschauung wieder:

Eine Flamme zittert mir im Busen,
Lodert warm zu jeder Zeit und Frist,
Die, entzündet durch den Hauch der Musen,
Ihnen ein beständig Opfer ist.

Und ich hüte sie mit heil'ger Scheue,
Daß sie brenne rein und ungekränkt,
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft versenkt.

Großzügig war auch sein Wesen im litterarischen Verkehr. Hier ein Beispiel aus meiner eigenen Erfahrung. Als ich im Frühling 1884 die Mitarbeiter für die „Deutsche Dichtung" warb, geschah dies, wie üblich, gleichzeitig durch Brief und gedrucktes Circular. Bei der ersten Sendung aber, die an die Berühmtesten ging, ließ mein Sekretär durch ein Versehen die Briefe liegen und sandte nur die Circulare aus. Der Erste, der Einzige, der antwortete, war der als unzugänglich verschriene Meyer — den Anderen schien, wohl auch nicht mit Unrecht, ein gedrucktes Circular nicht genügend höflich. Er aber schrieb: er kenne meine Bücher und das Programm mache ihm den Eindruck künstlerischen Ernstes, darum sende er sofort, was er habe, eine Ballade, und ich dürfte auch in der Folge auf alles Metrische, auf jeden nicht novellistischen Aufsatz zählen, die Novellen habe er der „Deutschen Rundschau" versprochen. Und wie er jene Zusage hielt, so die an meine Zeitschrift, in unverbrüchlicher Treue.

Aus der redaktionellen Beziehung erwuchs unser Briefwechsel. Ein Tag, der mir einen Brief von Meyer brachte, war mir immer ein guter. Neben Persönlichem sprach er sich über Litterarisches aus — immer geistvoll, ins Tiefste gehend, im Urteil gerecht, mild in der Form. Es sind fast nur Lebende, von denen er spricht — ich glaube nicht, daß es seinem Sinn entspräche, wenn die Briefe nun aus Licht träten und auch meinem Sinn entspräche es nicht. Schwert und Wage des Toten über die Lebenden zu schwingen — ich veröffentliche sie nicht. Nur Einiges, was für ihn bezeichnend und nicht an Einzelne geknüpft ist, hebe ich hervor. Ein Meister der Form, unterschätzte er das formale Talent nicht, aber nichts war ihm peinlicher, als ein großes formales Talent mit bloß artigem, nicht großem, wuchtigem Inhalt. Das mache ihm, schrieb er, den Eindruck, wie ein schöner Mann im Modejournal. Das Auftreten der jungen Generation beurteilte er mit historischem Sinn, unbefangen und ruhig, er dachte an die Klinger und Wagner, oder an Georg Büchner. Goethes Größe andächtig verehrend, seinen Spuren in der Schweiz mit Pietät folgend, hing er liebend an Schiller und daß der Demetrius ein Fragment geblieben, empfand er fast als persönlichen Schmerz. Das ist für ihn ungemein bezeichnend; denn dieselbe Prägung, wie Schillers Wesen in diesem Torso, das Pathetische mit starkem, realistischem Detail durchsetzt, weist ja seine eigene Dichtung auf.

Vornehm und großzügig war auch sein Verhältnis zur Kritik. Nie hat er eine Besprechung über seine Werke veranlaßt. Überschickte er mir eines seiner Bücher, so fügte er immer bei: was er als Dank erbitte, sei „eine intime Briefzeile", die zieche er einer öffentlichen Besprechung vor. Einwendungen, die ihm berechtigt erschienen, nahm er dankbar, ohne leiseste Empfindlichkeit auf. Für sich selbst, sagt' ich, regte er in der Kritik keinen Finger, wohl aber für Andere, völlig aus eigenem Antrieb.

Dem vornehmen Zug in ihm danken wir's auch, daß uns das peinliche Schauspiel erspart blieb, die beiden großen Schweizer unseres Jahrhunderts, ihn und Keller, in persönlichem Hader zu sehen. Ich mag dieser Dinge nicht gedenken; zudem wären sie ohne eine Schilderung der ganzen sozialen und litterarischen Atmosphäre Zürichs kaum verständlich, und keineswegs Kellers Charakter, als vielmehr seine Laune in unguten Stunden, vor Allem aber seine Anhängerschaft wären dafür anzuklagen. Genug, selbst Keller erkannte schließlich an, daß der Friede nur Meyers Verdienst gewesen. Will man erfahren, in welchem Maß ein vornehmer Mensch Kränkung vergessen und Herbes mit Gutem vergelten kann, so lese man Meyers „Erinnerungen an Keller."*)

*) Wie bereits erwähnt, hat er den Aufsatz auf meine Anregung geschrieben, binnen wenigen Tagen, im Lärm eines Berghotels (Rigi-Scheidegg). Wollte ich aus dem Manuskript die Varianten unterlegen, so wäre dies von pikantem Reiz; ich widerstehe der Versuchung, und erinnere hier nur an Einiges in der letzten Fassung, in welcher der Aufsatz schließlich gedruckt wurde. Meyer beginnt damit, daß ich ihn um einige Aufzeichnungen über Keller in der „natürlichen Voraussetzung" ersucht hätte, „daß wir uns als Landsleute nahe standen." „Das war nun," fährt er fort, das heißt: so wollte er die Sätze schließlich für die Oeffentlichkeit gefaßt haben, „nicht der Fall, doch haben wir uns immerhin gekannt und es fand zwischen uns ein freundliches Verhältnis statt. Er zeigte sich mir immer — oder doch fast immer — liebenswürdig und geistreich unterhaltend, womit ich mich gerne zufrieden gab. Meinerseits begegnete ich ihm stets mit Ehrerbietung und hielt diesen Ton fest, wenn er auch gelegentlich darüber spottete und einmal einen „in Ehrerbietung" unterzeichneten Brief mit „in Ehrfurcht" erwidert hat." Gerade weil die Begegnungen selten gewesen, fährt Meyer fort, hätten sie sich ihm mit der größten Treue eingegraben, „aber wenn ich nun, den Wunsch der „Deutschen Dichtung" erfüllend, etwas thue, das mich reizt, das ich aber unausgefordert sicherlich unterlassen hätte, werde ich

Digitized by Google

Was darin gesagt ist, ist wahr, nur ist alles Ungute nicht gesagt. Aber nicht so sehr dies erscheint mir für Meyer bezeichnend, sondern daß auch ein Zug verschwiegen ist, der Meyer zur höchsten Ehre gereicht. Als er Keller zuletzt besuchte, da erbat der Todkranke von Meyer einen Vers auf dessen Karte, die solle man ihm mit in den Sarg legen. Das hat Meyer nicht selbst öffentlich erzählen mögen.

Auch seine Liebe zur Heimat hatte etwas Gewaltiges, Elementares. Ein Lokal-Patriot war er freilich nicht, nicht einmal ein grundsätzlicher Republikaner. „Eine gute Monarchie ist ebenso gut“,

mich nur vor dem Zuviel und vor der Anekdote zu hüten haben; denn nur Wesentliches und Charakteristisches will ich berichten.“ Nach einer Entschuldigung, daß er, eben der hastigen Niederschrift wegen, nicht mit seiner Persönlichkeit so zurücktreten könne, wie ihm selbst erwünscht gewesen wäre, betont er, daß ihm an Keller das „ethische Gewicht“ des Charakters zunächst aufgefallen. — „Am meisten aber und gewaltig“ — fügt er bei und ich citiere dies, weil es für Meyer so bezeichnend ist — „imponierte mir seine Stellung zur Heimat, welche in der That der eines Schutzgeistes glich; er sorgte, lehrte, predigte, warnte, schmollte, strafte väterlich und sah überall zu dem, was er für recht hielt.“ Dann folgen einzelne Aeußerungen Kellers über ästhetische Dinge, aus denen nur folgendes wiedergegeben sei, gleichfalls weil es Meyers bewundernswerte Objektivität erweist, denn es waren ja Urteile, die sich gegen sein eigenes Schaffen fehrten: „Gemäß seiner bekannten Definition des Schönen als der „mit Fülle vorgetragenen Wahrheit“ nannte er die Kürze gern Schroffheit und das Schlanke dürr und mager . . . Gegen geschichtliche Stoffe verhielt er sich merkwürdig spröde und verredete sie einmal ganz und gar. „Der Wirkung einer weiland geschehenen und überlieferten Sache bin ich bei weitem nicht so sicher, als der Wirkung einer von mir selbst angeschauten,“ pflegte er zu sagen.“ Und Meyer fügt kein Wort der Verteidigung bei! Von seinen Begegnungen mit Keller hebt er dann namentlich die folgende hervor, als er ihm, im Jahre 1880, einen „unerhaften deutschen Schriftsteller“ brachte: „Ich wollte meinem deutschen Freund nach Verabredung zu Kinkel führen, mit dem ich befreundet war. Da, schon fast vor dessen Schwelle, erklärte er mir, daß wir lieber zu Keller gehen wollten, von dem „jetzt alle Welt rede.“ Mir war dabei nicht heimlich zu Mute, da mir schien, ich könnte leicht zwischen den Zweien zu viel sein. Aber wir fanden Keller in der hellsten Morgenstimmung, und ich war nicht überflüssig; denn die Beiden betrachteten sich eine Weile schweigend und wer weiß wie lange das gedauert hätte, wenn ich nicht ein Gespräch in Gang brachte. Dann wurde es sehr interessant, und da wir uns nach einer halben Stunde schieden, blieb Keller im Vorzimmer vor einer an der Wand hängenden großen Photographie der raphaelischen Tapete: Ananias und Saphira stehen und hielt nun eine allerliebste kleine Rede über die Vorzüge des Bildes, das, wie er sagte, die dramatische Spitze der Handlung fixiere. Davon ging er auf das Drama über und sprach sehr kluge Dinge, wie ich meine, die ich aber nicht vernahm, da ich plötzlich damit mich zu beschäftigen begann, ob dieser seltene Mann die höchste Form der Kunst, von welcher er jetzt mit einer gewissen Inbrunst sprach, vielleicht selbst einmal ins Auge gefaßt habe. Und nun lese ich in den öffentlichen Blättern, daß dem so war und Bruchstücke von Dramen sich in seinem Nachlaß befinden.“ Der Bericht ist auch deshalb sehr interessant, weil er erweist wie freund sich beide Dichter leider innerlich geblieben sind. Denn Keller machte sonst gar kein Geheimnis daraus, daß er sich auch mit dramatischen Entwürfen trage, so sprach er z. B. mir im Sommer 1886 bei einem Besuch bei ihm sehr eingehend darüber. Meyer aber erfuhr es erst aus den Nekrologen! Sicherlich war auch er gegen Keller nicht offenherziger, als dieser gegen ihn, und so wußte Keller nicht, daß auch Meyer in aller Stille „die höchste Form der Kunst“ anstrebe. Dieses innere Fremdbleiben stimmt den Beschauer wehmütig; waren doch beide Dichter an wahrhaft anregendem Verkehr nicht allzureich. Was das Menschliche betrifft, so sind schließlich die Dissonanzen zwischen ihnen mild, ja harmonisch ausgeklungen. Ueber seine letzte Begegnung mit Keller, deren oben gedacht ist, erzählt er: „Als in diesem Frühjahr (1890) von seiner Gesundheit Schlimmes berichtet wurde, drängte es mich, ihn noch einmal zu sehen. Ich fand ihn auf seinem Lager, völlig hellen Geistes. Er empfing mich sehr freundlich, und sprach viel, aber kaum hörbar. Es war ein Spinnen und Weben der Phantasie, von dem sich nicht leicht ein Begriff geben läßt. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich ihn an den Besuch jenes deutschen Freundes erinnerte und ihm erzählte, jener hätte mich hernach gefragt, was es eigentlich für eine Bewandtnis habe mit Ananias und Saphira. Er lächelte. „So sind viele von uns“, sagte er. „Man hat uns in der Jugend die Bibel verleidet und doch stehen so schöne Sachen darin, gerade in der Apostelgeschichte. Sehen Sie zum Beispiel den jungen Eutychus auf seinem gefährlichen Sitz am Fenster, während der langen, nächtlichen Predigt des Paulus: er nickt ein, überwiegt und stürzt hinab auf die Gasse. Paulus aber nimmt ihn in die Arme und sagt: klaget nicht! Seine Seele ist noch in ihm. Wie hübsch ließe sich das wenden! Denken Sie sich die Szene in England während der Bürgerkriege. Ein Wachtposten, ein junger Royalist, entschlummert in einer hohen Schanze. Die Puritaner kriechen nächtlicher Weile heran, ein bibelfester Alter packt den Jüngling und schleudert ihn in den Abgrund mit den Worten: Fahre wohl, Eutychus!“ Auch von einem zweiten Teil des Salander phantasierte er und einer Ueberschwemmung, die ihn schließen sollte. Inzwischen drehte er unaufhörlich die Karte, durch die ich mich gemeldet hatte, bis ich sie ihm sachte aus den Fingern zog. „Ich meinte nur,“ sagte er, „in den schönen Raum ließe sich ein Vers schreiben.“ „Welcher denn?“ fragte ich. „Nun, zum Beispiel,“ sagte er:

„Ich dulde,
Ich schulde . .“

womit er wohl den Tod meinte, welchen wir alle der Natur schuldig sind. Stunden vergingen so und es wurde Zeit zu scheiden. „Wir wollen vom Sommer Heil erhoffen,“ sagte ich. „Ja,“ scherzte er „und ein Landhaus am Zürichberg mieten.“ Es war ein Jammer. Ich glaubte nicht an seine Genesung und er wohl auch nicht. Die Thränen traten mir in die Augen und rasch nahm ich Abschied.“ So der Vorstand in der „Deutschen Dichtung.“ Ich setze mich sicherlich zu dem, im Eingang zu dieser Note dargelegten Standpunkt nicht in Widerspruch, wenn ich erzähle, daß die oben durch Sperrdruck hervorgehobenen Worte: „völlig hellen Geistes“ ursprünglich nicht im Manuskript standen. Daßelbe war bereits abgelesen, als ich einen längeren Brief von Meyer erhielt: er lese in den Zeitungen eben, daß Verwandte Kellers das Testament des Dichters anfechten wollten, und zwar mit der Begründung, weil er in der letzten Lebenszeit nicht mehr dispositionsfähig gewesen. Darum möge ich den oben citierten Beisatz jedenfalls noch irgendwo einschieben. Wegbleiben müsse aber auch, wenn möglich, der Satz vom Spinnen und Weben der Phantasie, weil man dies sonst am Ende auch im bevorstehenden Prozeß irgendwie verwerten werde; doch wolle er die Entscheidung darüber mir überlassen. Ich schob den Zusatz ein, hielt aber eine Streichung für überflüssig und teilte dies Meyer mit. Er war einverstanden. „Ich finde“, schrieb er mir am 26. August 1890, „daß Sie recht haben, daß ich in der That zu ängstlich gewesen bin. Verfahren Sie also nach Gutdünken. Es wurde eben an Keller so viel durch Klatsch gesündigt (vor und nach seinem Tode), daß mir auch nur vor den Schatten einer Indelikatesse graute.“ Den Zug, daß sich Keller zuletzt einen Vers von ihm auf die Büstenkarte ausgebeten, die ihm dann ins Grab mitgegeben werden solle, hat Meyer mir privatim mitgeteilt, ebenso mündlich einem Besucher in jenem Jahr, Herrn Dr. Julius Rodenberg, der ihn in der „Deutschen Rundschau“ vom Januar dieses Jahres erzählt hat. In seinem Aufsatz ist, wie man gesehen hat, nichts darüber gesagt.

Digitized by Google

pflegte er zu sagen, „sogar besser, als eine schlechte Republik.“ Auch war er, im Gegensatz zu seinen meisten Landsleuten, national gesinnt, ein Deutscher.*) Er begriff, daß alle Blüte der Kunst und Kultur immer nur auf dem Boden einer Nation aufgesprosst, und war der Meinung, auch für die Völker gelte der Satz: Getrennt marschieren, vereint den Feind, die Unkultur, die Unhumanität schlagen. Aber er liebte Landschaft und Volk seiner Berge mit der Kraft einer starken Seele, und die rührende Frage:

„Was kann ich für die Heimat thun,
Bevor ich geh im Grabe ruhn?“

kam aus der Tiefe dieser Seele.

Alles an ihm hatte einen großen Zug, auch seine Güte. Er war so gut, wie es nur ein geistvoller, lebenskundiger Mensch sein kann, der viel gelitten hat. Darum war er auch so gerecht. Der tiefste Kern seines Ethos war das Rechtsgefühl. Als er einmal in einer Autographen-Sammlung ein unbedeutendes Sprüchlein von mir fand, das die Rechtsidee streifte, schrieb er, der von Arbeit Erdrückte, mir darüber einen langen Brief. Ungerechtigkeit, die er mit ansehen mußte, empfand er qualvoll, stark, wie ein persönliches Leid.

Großzügig, sagt' ich, war seine Güte, und an einem stattlichen Haus, das er für Arme seiner Gegend gestiftet, dem „Konradsstift“, vorbei haben sie seine Leiche zur letzten Ruhestätte getragen, aber sie erwies sich auch im Kleinsten. Hier zwei Beispiele:

Ein einzig Mal hat Meyer eine Rede gehalten: auf Rigi-Scheidegg, dem Erdenfleck, der unsere gemeinsame Liebe war. Der Wirt hatte einen Aussichtsturm erbaut, gab den Gästen ein Festmahl, bat Meyer um die Festrede und der mochte dem braven Manne nicht nein sagen. Ich war nicht dabei, aber gemeinsame Freunde erzählten, es sei für Meyer wie für sie keine Freude gewesen. „Ich mußt' es ja thun“, sagte er gleichsam zur Entschuldigung, „vielleicht nützt's dem Wirth!“

Ein anderes Beispiel.

Da wanderten eines schönen Sonntags vor etwa zehn Jahren drei Jungfräulein aus Zürich an seinem prächtigen Landhaus in Kilchberg vorbei und als sie den weißhaarigen, freundlichen Dichter, das hellängige Töchterchen an der Hand, im Garten walten sahen, faßte sich eine von ihnen ein Herz und bat um eine Blume. Er gab jeder ein Sträußchen. „Blumen von Konrad Ferdinand Meyer“ — man mag denken, wie selig die drei Mädchen nach Zürich heimkehrten und daß sie ihre Freude nicht für sich behielten. Am nächsten Sonntag ergoß sich ein kleines Heer weißgekleideter, langhaariger Backfische in sein mittleres Gartenbeet, um Blumen zu pflücken. Meyer hatte sie nicht eingeladen, aber er hatte auch nichts dagegen, daß sie kamen, und als sie ihn baten, ihnen Blumen zu geben, sagte er: „Ich habe keine Blumen, aber ich will euch Gedichte geben.“ Und er ging ins Haus und kam mit einem Strauß Gedichte heraus, die er jedem Mädchen in die Hand drückte.

*) Sehr fein legt sein selbstbiographischer Aufsatz über die Entstehung des Hutten dar, wie er, namentlich durch seinen Verkehr mit Baron Bettino Ricasoli, dann von Deutschen mit Pfizer und Wille, allmählich die Macht und Bedeutung der nationalen Idee erkennen gelernt und sich selbst als Deutscher zu fühlen begonnen „Der schweigsame Stoiker (Pfizer) wurde nicht müde, mir zu wiederholen, daß geschichtliche Bildungen und Entwicklungen, wie eben der Beruf Preußens zur deutschen Vormacht, zwar durch ungeeignete Persönlichkeiten — er meinte den geistreichen Friedrich Wilhelm IV. — verspätet, aber nur solange aufgehalten werden können, bis die günstige Stunde ihren Mann findet. Dieser wundersame Glaube an das Preußen zuteichende Amt blieb für mich die langen Jahre hindurch ein nicht zu bezweifelnder Satz, den ich übrigens für mich behielt, bis ich bei herannahender Entscheidung, in Francois Wille, meinem lieben Freunde und Nachbarn in Meilen, einen feurigeren Glaubensgenossen fand. So waren wir einig bei Wille unter den Bäumen von Marienfeld, wie es kommen müsse, aber doch alle sehr getröstet und gehoben, als es so kam. Alle — bis auf einen einzigen Gast, Gottfried Kinkel, der als ein abgeirrter Achtundvierziger eifersüchtig grollte.“ Mit dem letztgenannten Dichter, der bekanntlich als Professor in Zürich lebte, begegnete ihm damals etwas Kurioses, was hier gleichfalls mit seinen Worten wiedergegeben sei: „Ich war damals dermaßen in deutschen Eifer geraten, daß ich, ganz gegen die angeborene Abgeschlossenheit meines Wesens, mich eines Tages an Gottfried Kinkel wagte, und ihn dringend beschwor, durch ein schönes patriotisches Gedicht mit Deutschland Frieden zu schließen und in das erstandene Reich heimzukehren. Dieser Angriff des Schweizers verblüffte den liebenswürdigen Dichter dergestalt, daß einen Augenblick der unmögliche Gedanken in ihm aufstieg, ich strebe nach seiner Professur in Zürich und wünsche ihn weg. Ich erschrak und lachte innerlich und ließ ab.“ Von welcher warmen, deutschen Gesinnung dieser Zürcher Patrizierjohn erfüllt gewesen ist, dafür aus meiner Beziehung zu ihm nur ein Beispiel. In demselben selbstbiographischen Aufsatz berichtet er auch: „Dr Wille hat mir erzählt, wie Heinrich Heine, das noch ungedruckte Wintermärchen in Hamburg ihm mitteilend, einen ärgerlichen Vers vortrug, worin er die preußischen Junker davonlaufen ließ. Da habe er ihm gesagt: Lieber Heine, schimpfen Sie auf die preußischen Junker so viel Sie wollen! Aber das muß fort! ‚Davonlaufen‘ war ihre Sache nie!“ Der Aufsatz war kaum gedruckt, als mir Meyer schrieb, Wille wolle im Anschluß daran in der „Deutschen Dichtung“ eine wichtige Mitteilung machen; ich möge dieselbe doch ja berücksichtigen. Natürlich sagte ich dies zu. Nun schrieb mir Wille, Meyers Erwähnung sei ihm „Aufforderung zu einer leider lange versäumten Aufklärung, die hoffentlich jene unwürdigen Zeilen aus den künftigen Ausgaben Heines wird verschwinden lassen“. Die Strophe, um die es sich handelt, steht in „Deutschland. Ein Wintermärchen“, Kapitel III und lautet:

Auch wenn es Krieg giebt, müßt ihr euch
Viel leichteres Kopfzeug kaufen;
Des Mittelalters schwerer Helm
Könnt' euch genieren im Laufen.

Nun erzählt Wille — natürlich zweifellos der Wahrheit gemäß — daß Heine ihm die Entscheidung überlassen, ob dieser Vers gestrichen werden solle oder nicht. Er sei für's Streichen gewesen und so sei das Gedicht ohne diese Strophe erschienen. Strodtmann aber habe, abgleich er (Wille) ihm den Sachverhalt mitgeteilt, die Strophe dann doch nach Heines Tod in die von ihm redigierte Gesamtausgabe aufgenommen, also eigenmächtig den vom Dichter getilgten Vers wieder hergestellt. Ich druckte, wie dies ja auch meine Pflicht war, Willes Erklärung ab, mußte aber, was gleichfalls die Pflicht gebot, beifügen, daß die Anklage gegen Strodtmann unbegründet sei. Denn wohl fehlt die Strophe im ersten Abdruck des Gedichts, aber in der unter Heines Aufsicht und seinen Bestimmungen gemäß angefertigten französischen Uebersetzung ist sie enthalten, und ebenso in den späteren deutschen Einzeldrucken des Werkes. Strodtmann durfte sie also gar nicht weglassen. Als der Artikel erschien, war Meyer unsichtig betrübt; er sah wohl ein, daß die Thatsachen gegen Willes Auffassung sprächen — Heine hatte es sich eben hinterdrein anders überlegt — aber es that ihm leid, daß die Strophe nun doch stets von Neuem gedruckt werden müsse.

Digitized by Google

fische über den Garten. Und Meyer gab und gab, bis der Garten nahezu kahl war. Der dritte Sonntag lockte vollends das ganze junge, weibliche Zürich auf die Höhe ob Beudlikon. Was thun? Blumen gabs wenig mehr und er war zudem leidend. Die Pforten sperren? Nein, das ging ihm gegen den Strich. Er opferte den Rest und als er nichts mehr zu geben hatte, stand er ganz traurig da und bat Jede einzeln um Entschuldigung.*)

Wer ihn so in dem schönen Haus, in herrlicher Landschaft, mit der trefflichen, ihm seit 1875 angetrauten Gattin, der lieben Tochter hansen sah**), dachte mit Recht: „Ein Glücklicher dieser Erde!“ Aber ganz glücklich war er nicht, — wer wär's auf Erden?! Und daß ihn zuweilen ein Wehgefühl anflog, er hätte zu wenig geleistet, wird Sie nicht überraschen, zu vernehmen. Welchem ernsten Künstler wäre es erspart geblieben! Aber überraschend wird es Ihnen vielleicht sein, zu hören, was er zumeist beklagte, denn davon ist meines Wissens in unseren Zeitungen nicht die Rede gewesen. Er war der Meinung, daß er nach seinen Gaben das Höchste als Dramatiker geleistet haben würde, und wie ein Schmerz durchwühlte ihm der Gedanke Herz und Hirn, daß er nie ein Drama geschrieben habe. Versucht hat er's immer wieder, aber die Technik wollte sich nicht finden. So lag z. B. der „Jürg Jenatsch“ lange unvollendet, weil er den Stoff als Drama bewältigen wollte, so hat er, allzeit ein guter Ghibelline, sich Jahrzehnte lang mit zwei Tragödienplänen: „Heinrich IV.“ und „Heinrich V.“ herumgeschlagen, so wollte er zuletzt noch die „Angela Borgia“ dramatisch fassen. Merkwürdig, Keller ging es ebenso! Der Zauberin Bühne hat eben kaum je ein Dichter widerstanden!

Was ihn vor zehn Jahren für kürzere Zeit, dann 1891 für immer hat zusammenbrechen lassen, ist bereits gesagt: die Arbeitslast, die er sich aufgeladen. Aber daneben lastete auch die Vergangenheit auf ihm, das „ferne, dunkle Gestern“, daß er so gern vergessen hätte, und nicht vergessen konnte, wie er selbst sagt, oder um das schöne Wort einer geistvollen Landsmännin***) über ihn zu citieren: „die schwere, starre, tötliche Vergangenheit, der verlorene Jugendtag, die unverstandene, sich selbst nicht kennende, unberatene Seele“. Wie dies auf ihm wuchtete, wußten seine Freunde, wußte auch ich; als ich ihm 1889 das Konrad Ferdinand Meyer-Heft meiner Zeitschrift übersandte, entriß es sich wie ein Schrei seiner Brust: „O wäre dies, wär' all die Sonne der Anerkennung früher gekommen, zwanzig, dreißig Jahre früher!“ Aber über eins sprach er nie, er fürchtete die „Gespenster“ — das Schicksal seiner Mutter . . .

Er war stark, er rang mit den Dämonen. Nichts merkwürdiger, nichts rührender, als seine Briefe aus der ersten Zeit seines Siechtums. „Ich erhoffe Genesung“ ist die ständige Schlußformel. Ebenso oft kehrt die Bemerkung wieder: „Wie arbeiten?! — mein Zustand fordert körperliche Ermüdung.“ Zuweilen war er noch ganz der Alte, nur die Schrift hatte sich gewandelt; sie war steifer, gleichsam kindlicher geworden.

Er rang mit den Dämonen, aber sie waren stärker als er. Ganz freilich haben sie ihn nicht zu unterjochen vermocht; sein Zustand ist übertrieben geschildert worden. Noch las er, noch schrieb er zuweilen einen Brief; der letzte an mich ist fünf Wochen vor seinem Tode datiert. Immerhin war's nur ein Hindämmern und wer ihn wiedersah, war von tiefer Wehmut erfüllt. Mir fügte sich dies letzte Wiedersehen zufällig. Ich kam im Juli 1897 gegen Mittag nach Rigi-Scheidegg, ohne Ahnung, daß er oben sei, wie er nicht wußte, daß ich eintreffen würde. Auf dem Bahnhof hörte ich zufällig, daß er in einer halben Stunde abreisen würde, und im Korridor des Hotels begegnete er mir; langsam, gebeugten Hauptes kam er daher. Einen Augenblick schwankte ich, dann trat ich rasch bei Seite, daß er mich nicht sehen konnte. Als er's erfuhr, war er sehr erschüttert: „Das war gut, er hat's uns beiden ersparen wollen, wie dank' ich ihm!“

Aber nicht so will ich mir und Ihnen sein Bild festhalten. Nein, des Aufrechten wollen wir gedenken, der ein starker Kämpfer und ein Sieger war, ein ganzer Mann und ein ganzer Dichter. Er lebt, und auch von ihm gilt, was er von den großen Toten gesungen:

„Wir pflügten das Feld mit geduldigen Thaten,
Ihr schwinget die Sichel und schneidet die Saaten,
Und was wir vollendet und was wir begonnen,
Das füllt noch dort oben die rauschenden Bronnen,
Und all unser Lieben und Hassen und Hadern,
Das klopft noch dort oben in sterblichen Adern,
Und was wir an gültigen Sätzen gefunden,
Dran bleibt aller irdische Wandel gebunden,
Und unsere Töne, Gebilde, Gedichte
Erkämpfen den Lorbeer im strahlenden Lichte!“

*) Nach einer brieflichen Mitteilung aus Zürich.

**) Er hat den Besitz erst in den Achtziger Jahren erworben. Von Zürich weg zog er zunächst nach Küßnacht, dann nach Meilen, bis er sich dann in Kilchberg festhalt machte. Er war sehr reich und ein gewissenhafter Verwalter seines Vermögens, obwohl ihm die Beschäftigung mit materiellen Fragen nicht leicht fiel. Die Klage über seine „höchst mutenlosen Geschäfte“ schrieb er oft in seinen Briefen an mich nieder, doch war er seinem Schicksale, das ihn vor der gemeinen Not des Lebens bewahrt hatte, aufrichtig dankbar.

***) Lina Frey.

Digitized by Google

Der grüne Vogel.

Ein Sommertags-Traum.

Von

Benno Rüttenauer.

Das war ein seltsames Land. Da waren die Wiesen grün im Sommer, und in den Gärten die Blumen waren von allerhand Farben. Der Himmel war blau, wenn die Sonne schien. Oft aber war er nicht blau. Oft tröpfelte Wasser herunter und alles wurde naß. Und manchmal kam es wie Federn aus der Luft. Da ward alles Land schneeweiß.

Auch viel seltsames Getier lebte in dem Lande. Da gab es Esel mit langen Ohren und die Menschen hatten die Nase mitten im Gesicht. Die Ochsen flogen nicht mit Flügeln in der Luft herum. Sie gingen gemütlich auf Vieren. Die Frösche badeten ohne Schwimmhosen, und die Enten und Gänse watschelten barfüßig durch die Gassen.

Den Gockelhahn fand man dort nicht in goldenen Käfigen. Man sah ihn aber manchmal hoch auf der Spitze des Kirchturms, und die Düngerstätte des Hofes war sein liebster Aufenthalt. Denn der Mist ist des Bauern höchste Weisheit, und der Mann mit der phrygischen Mütze auf dem Kopf und dem Federbusch im Steiß galt dortzuland für einen großen Propheten und Philosophen. Er prophezeite gutes und schlechtes Wetter. Das Wetter aber ist des Bauern Religion. Und er forschte unaufhörlich auf seiner Düngerstätte und grübelte und grub nach des Düngers tief verborgenem Kern. Und er fand wirklich von Zeit zu Zeit ein Korn, das ein Ochs oder Esel, trotz allen Wiederkäuens, nicht verdaut hatte. Da ließ er dann einen lauten Ruf erschallen und versammelte um sich seine Gemeinde, alle Hühner des Hofes, und legte ihnen seinen Fund vor zur Begutachtung. Und ward da vor Liebe und Bewunderung weithin ein groß Gegacker.

In dem Lande lebte noch ein anderes großes Tier. Eigentlich war es ein vornehmer Herr. Seine Kleidung schien absonderlich. Er trug immer dieselben roten Hosen, dieselbe weiße Weste, denselben schwarzen Frack. Man begegnete ihm aber selten auf der Promenade; öfter sah man ihn, mit all seinem Staat, draußen in den Sümpfen herumwaten. Er studierte dann Amphibiologie. Auch bekleidete er verschiedene Ämtchen, er war Stadttrommler, Turmwächter, Schieferdecker. Er deckte die Dächer, die schon gedeckt waren. Er deckte die blauen meist weiß und die roten manchmal grün.

Daneben trieb er heimliche Geschäfte. Im Winter reiste er nach Afrika. Die Kinder nannten ihn Herr Adebar. Sie sahen ihn verwundert an, wenn er auf der Wiese spazieren ging, mit seinen roten Hosen, seiner weißen Weste, seinem schwarzen Frack; denn er mit seinem langen Schnabel hatte sie ins Land gebracht, alle samt und sonders.

Auch den kleinen Wendelin hatte er gebracht, an einem Sonntagmorgen im Monat Mai.

In einem grünen einsamen Thale, zwischen Apfelbäumen und Weisdornhecken, lag eine alte Wassermühle. Hier wuchs der kleine Wendelin auf. Er war nicht umsonst ein Sonntagskind. Seine Augen waren so hell und blau wie der Himmel blau ist, wenn die Sonne scheint. Und immer stand er am Rand des Baches, wo das Rad sich drehte. Das schien ihm so geheimnisvoll. Das Rad war ganz bedeckt mit feinem, nassem Moos, und wenn die Sonne darauf schien, da schimmerte es goldgrün und braun, und die Wassertropfen rannen daran nieder wie flüssige Diamanten.

Von oben, aus einer moosigen Rinne, fiel das Wasser silbern herab auf die Speichen, und unten in der Tiefe lag es still wie ein schwarzer toter See. Reglos lag es da drunten. Nur manchmal quirlte es blasig herauf aus der Tiefe, und schluckende, schluchzende Töne drangen an das Ohr des Knaben.

Digitized by Google

Wo man zur Mühlenschener fuhr, schwang sich ein Brücklein über den Bach, ein altes, hochgewölbtes, morsches Gemäuer. Aus seinen Fugen wuchsen ganze Büschel blutroter Nelken und blauer Glockenblumen. Der Steinbrech trieb weiße Blüten hervor und der Mauerpfeffer Millionen goldener Sterne. Und das Rotschwänzchen und die weißbrüstige Wasseramsel bauten dazwischen ihr Nest. Weiches, goldbraunes Moos wuchs auf der Brüstung.

Das war ein Lieblingsplatz des kleinen Wendelin. Tagelang lag er auf der wackeligen Mauerbrüstung, auf dem weichen, goldbraunen Moos, und blickte voll Begierde hinunter in die Tiefe des Wassers, wo ein Weidenbaum heraufwuchs und ein alter Holunder, die ihn fast zudeckten mit ihren Zweigen.

Wendelin sollte eigentlich zur Schule gehen. Aber über seinem Brücklein und seinem Wasser vergaß er Schule und Schulmeister und vergaß seine Tante, die Frau Welte, und lag und lag und blickte voll Begierde hinunter in die Tiefe.

An Sonntagen manchmal saß der treue Veit bei ihm, der alte Mühlenknappe, dem ein Auge blind war und hinkend ein Bein. Der erzählte ihm von den Wasserweibern. Die sind schlohweiß am Leib. Auf dem Haupte tragen sie goldene Kronen. Sie wohnen tief unter dem Wasser in krystallenen Palästen. Sie spinnen goldenen Flachs von goldenen Rocken. Die Fäden drehen sie auf goldene Spindeln. Sieben Spechte sind ihre Diener, die bringen ihnen Kunde von der Welt der Menschen. Im Winter aber, wenn es weiße Flocken stiebt, in der Zeit der Heiligen Zwölf Nächte, kommen die Wasser-Feen selber herauf. Mit ihren goldenen Rocken kommen sie in die Mühle, in die warme Stube. Sie müssen einmal wieder die menschliche Stimme hören, sie würden sonst vergehn vor Traurigkeit in ihren kalten, glitzernden Sälen. Durch die Zwölf Nächte hindurch kommen sie, jeden Abend; aber nur Sonntagskinder können sie sehen.

So erzählte Veit, der hinkende Knappe.

Und Wendelin sperrte Mund und Augen auf.

Und als der Winter kam und die Zeit der Heiligen Zwölf Nächte, und weiße Flocken vom Himmel stiebten, da erinnerte sich Wendelin getreulich an alles, was ihm Veit erzählt hatte. Und in der Stube kauerte er hinter dem Ofen und wartete, denn er wußte, er war ein Sonntagskind. Klopfenden Herzens wartete er, Abend für Abend.

Aber nur das Gesinde der Mühle kam in die Stube und Bauernmädchen aus dem Dorfe. Sie sponnen gewöhnlichen, blonden Flachs auf gewöhnlichen, hölzernen Rädchen, gelben, grünen und blauen. Auch einige junge Frauen kamen, die waren dick und rundlich. Nichts Wunderbares war an ihnen.

Auch die Knechte kamen und viele Burschen aus dem Dorf. Sie spielten Karten und würfelten um dürre Nüsse.

Und manchmal neckten sie die Dirnen. Und die lustigen Dirnen gaben ihnen Rätsel auf, aber sie konnten sie nicht lösen. Da sprach wohl Einer: das müßt ihr den Wendel fragen. Der hört das Gras wachsen und versteht was die Vögel reden unter einander. So spotteten sie über den Wendelin, der in der Ofenecke saß und kein Wörtlein zu sagen wußte.

Und Abend um Abend verging. Und Wendelin wartete und wartete. Aber kein einziges Wasserfräulein kam.

Und Wendelin wurde traurig in seinem Herzen. Man hatte ihm gesagt, er sei ein Sonntagskind. Er glaubte es nicht mehr, man mußte ihn angelogen haben.

* * *

Dann kam von neuem der Frühling. Aus den Fugen der Brückenmauer hingen wieder ganze Büschel blutroter Nelken und blauer Glockenblumen. Der Steinbrech trieb weiße Blüten hervor und der Mauerpfeffer Millionen goldener Sterne. Und das Rotschwänzchen und die weißbrüstige Wasseramsel bauten ihr Nest dazwischen.

Und Wendelin vergaß wieder die Schule und lag auf der Mauerbrüstung, auf dem braunen Moos, Tag für Tag, und schaute mit großer Begierde hinunter in die Tiefe. Drunten am Bachrand, an den wilden Dornenrand, brachen tausend zarte Rosen hervor; jeder nickende Zweig war ein Kranz von Rosen. Zu Häupten Wendelins aber blühte der Holunder. Er umspann den Knaben ganz mit seinen weißen Fächerdolden und berauschte ihn mit süßem Duft. Da ward es Wendelin ahnungsvoll ums Herz: da gedachte er der schlohweißen Feen, die da drunten wohnen in krystallenen Palästen.

Und einmal erschrak er. Drunten in der Rosenhecke sah er einen fremden Vogel. Der hatte einen langen blutroten Schnabel und goldgrünlichschimmerndes Gefieder. Nur einen Augenblick sah er ihn, dann war er in der dunklen

Digitized by Google

Tiefe verschwunden, wie ein grünflammender Blitz, den das schwarze Wasser verschluckte.

Wendelin zitterte am ganzen Körper. Lange konnte er sich nicht von der Stelle rühren. Endlich that er sich Gewalt an und raffte sich auf und lief fort zu den Leuten. Und fragte alle Welt, was das für ein Vogel sei mit dem blutroten Schnabel und mit Flügeln wie ein grüner Blitz.

Aber die Leute schüttelten die Köpfe. Einen solchen Vogel kannten sie nicht. Der Junge war wohl nicht recht gescheit.

Veit selber machte ein ungläubiges Gesicht. Es konnte ein grüner Specht sein; aber der hatte keinen roten Schnabel.

Da kehrte Wendelin zurück zu seiner Brücke und ließ die Leute die Köpfe schütteln, so lang sie wollten. Er war mit sich im Reinen. Er wußte es nun, was das für ein Vogel war, den er gesehen hatte. Nichts anderes war's als einer von den sieben Spechten, die die Springwurzel kennen und die bei den Wasserfräulein wohnen und ihnen Kunde bringen von dieser Welt.

Und Wendelin lag auf der Brücke, Tag für Tag, und wartete hoffend auf ein Wunder. Doch Wochen um Wochen vergingen, der grüne Vogel kam nicht wieder.

* * *

Nun war es um die Erntezeit. Die Menschen und alles Gesinde waren in den Kornfeldern hinter dem großen Wald.

Nur Frau Welte saß strickend am Scheuerrain.

Und Wendelin lag auf seiner Brücke. Das Kinn gestützt auf die Ellenbogen, so lag er bäuchlings auf der schmalen, wackeligen Brüstung, auf der goldbrannen Decke von Moos. Der Holunder deckte ihn liebreich zu mit seinem Schatten.

Unverwandt blickte er hinunter nach der blühenden Rosenhecke und nach den Weiden am Wasser. Aber kein grüner Vogel zeigte sich. Nur Schwalben durchsegelten die Luft. Und auf den braunen Ufersteinen hüpften gelbe und blaue Bachstelzen schwanzwippend hin und wieder. Um die wilden Rosen summten goldene Käfer. Große braunrote Schmetterlinge gaukelten um blühende Gaisblattranken und Engelwurzdolden, und über den Wasserlinsen und Teichlilien schaukelten sich glasflügelige Libellen.

An einer Ausbuchtung des Baches, zwischen Binsen und himmelblauem Vergißmeinnicht, tummelten sich drei graue Gänse. Sie schlugen die Luft mit den Flügeln, sie schwenkten die Schwänze, sie tauchten den Kopf unter und warfen sich Wasser auf den Rücken, daß es nach allen Seiten herunterrann in silbernen Tropfen. Und sie schnattern mit den Enten, die am Ufer auf dem Rasen lagen. Sie schienen auf kein Wunder zu warten.

Indessen lag es in der Luft wie Gewitterschwüle. Und wurde immer dumpfer und drückender. Am Scheuerrain Frau Welte strickte längst nicht mehr. Ihr Strickzeug war ihr entfallen, und ihre spitze Nase berührte fast die Kniee, so war sie zusammengeknickt. Auch die Gänse waren ruhig geworden. Sie hatten den Kopf unter die Flügel gesteckt und standen auf einem Bein ohne Regung. Die Schwalben saßen müd' auf der Dachrinne, sie piepsten nicht. Alle Stimmen des Lebens waren verstummt. Die Weiden selber ließen ihre Zweige schlaff herabhängen. Der Hahn auf dem Miste war eingeschlafen, und das Mühlrad drehte sich wie im Traum, träg und schläferig. Und wie Fetzen eines erflatternden Tranms tanmelten Falter und Libellen über dem Spiegel des schlafenden Wassers.

Da überfiel es auch Wendelin. Und sein Kopf sank ihm nieder ins Moos, in den duftenden Thymian. Seine Augenlider wurden schwerer und schwerer . . . . aber, siehe, was war das?

Das war das erhoffte Wunder. Aus dem Wasser stieg der grüne Vogel. Dann saß er auf einem Zweig des Holunders in funkelnder Pracht. Und mit menschlicher Stimme redete er zu Wendelin. „Du begehrst meine Königin zu schauen", sprach er, „Dein Wunsch soll Dir erfüllt werden, die Königin schickt Dir Gruß und Pferd."

Der grüne Vogel hatte kaum also gesprochen, da schwang sich ein Hengpferd auf die Brücke, ein gewaltig großes, mit zwei himmelblauen und zwei hochroten Flügeln, ein wundersames Tier. Wendelin erzitterte. Das Flügeltier sah ihn an mit großen, kugelrunden Augen. Und in seiner Ungeduld rieb es die langen, stachelichten Beine aneinander, und ein seltsames Tönen ging davon aus wie von Glas.

Wendelin wußte selber nicht wie es geschah, er saß auf einmal dem Ungeheuer auf dem Rücken, zwischen den himmelblauen und den hochroten Flügeln. Als Zügel dienten ihm die

Digitized by Google

eine furchtbare, stumme Sprache. — Und dann sagte sie doch etwas, ein einziges Wort nur, aber ein sehr böses.

Er stampfte mit dem Fuße auf.

„Vergiß nicht, daß ich nichts genommen habe, was zu nehmen mir nicht zustand, daß ich — nach dem Gesetz — jedes gute Recht habe an allem, was Dir gehört", keuchte er heraus, sich statt auf das moralische Recht ehelicher Solidarität auf das formelle des Gesetzes berufend, wozu er sich durch das Erscheinen des Beamten gedrängt fühlen mochte.

„Gesetz? Wer hat Euch denn diese Gesetze gegeben? Ihr selbst habt sie Euch gegeben und wollt Euch darauf berufen wie auf göttliche Einrichtungen?"

„Aber — aber Du sollst es ja wieder haben — dieses Geld!"

„Dann wäre es — nach dem Gesetz — ein Geschenk, was Du mir damit machtest. Ich will es nicht von Dir geschenkt, ich verzichte auf dieses Geld."

Damit ging sie hinaus.

Er stand, mit den Händen auf die Tischplatte gestützt, und sah ihr nach. Sie liebte ihn also nicht?

War es denn möglich? Sie liebte ihn nicht! Zum ersten Male war's, daß er sich diese Frage vorlegte, die er nicht zu beantworten wagte, weil allein sie zu stellen ihm ein ungeheurer Schmerz war.

Ach! ehe er sie hätte beantworten können, hätte er sich eine ganze Reihe anderer Fragen vorlegen und ihnen Antworten finden müssen.

Hatte sie ihn überhaupt je mit ganzer Seele geliebt? War sie überhaupt die, als die er sie kannte? Hatte er jemals die letzten Tiefen ihrer Seele erforscht, sich nicht vielmehr, auch er, mit dem billigen Märchen von dem Rätselhaften, Geheimnisvollen, Launenhaften der weiblichen Natur begnügt? Hatte überhaupt je ein Mann die Eigenart des Weibes aus ihrer Stellung zu entwickeln gesucht und sich gefragt, in welcher Weise physische, soziale und individuelle Momente auf ihr Empfinden wirken, auf die Beständigkeit ihres Empfindens? Ist die Liebe irgend eines Menschen überhaupt etwas, wodurch er ein Besitzstück, wodurch er vogelfrei wird für den, dem sie gilt? Ist sie jemals eine Vollmacht ohne Grenzen? Ist die uns erwiesene Liebe etwas anderes als jene, die wir fühlen: schrankenloser Egoismus und schrankenlose Hingabe zugleich? Und heißt es nicht den Egoismus in ihr verletzen, wenn wir den Anspruch an die Hingabe aufs äußerste steigern?

Alle diese Fragen stellte er sich nicht. Er fragte nur: liebt sie mich denn nicht? Und eine namenlose Angst erfaßte ihn, daß die Antwort „Nein" sein könnte. Dieser Mann voll Geist und Gemüt hatte die ganze Gefühlsplumpheit, die man Wesen gegenüber hat, die man trotz leidenschaftlicher Zuneigung geringer schätzt als sich selbst.

Es war ein ungemütlicher Tag. Am Abend ging er nicht in seinen Klub, sondern blieb einmal wieder zu Hause und hielt ihr einen langen Vortrag, wie bedeutende Aufschlüsse er dem Mikroskop bereits verdanke, wie segenbringend für die ganze Menschheit seine Forschungen, von welcher Wichtigkeit sie für sein gelehrtes Ansehen und damit für ihrer aller Zukunft seien. Und schließlich sei sein Eingriff ja nur eine Art Zwangsanleihe gewesen und sie solle alles ersetzt erhalten.

Ob es gesetzmäßig sein gutes Recht gewesen sei, so zu handeln, fragte sie.

Ja, das sei es gewesen.

Sie antwortete nichts darauf.

Dann lachte sie und erzählte ein scherzhaftes Vorkommnis aus dem Hause; denn sie hatte gemerkt, daß er sie zur Besiegelung der Angelegenheit küssen wollte, und ihr grante vor seinen Küssen. Er war Thor genug, das nicht zu begreifen. Und da es noch nicht sehr spät war, nahm er doch noch seinen Hut und ging.

Auf der Straße dachte er, wie seltsam „das Weib" wäre und wie ein Mann niemals ganz hinter ihr Empfinden käme, hinter das Rätselvolle und Sprunghafte ihres Wesens. — —

Inzwischen saß Wanda zu Hause mit einem Gefühl von Kälte in der Seele, als ob etwas darin abgestorben sei, das sich nicht wieder lebendig machen lasse.

Es heißt, daß jede Kränkung zu verzeihen göttlich ist, aber es giebt Kränkungen, die verzeihlich zu finden man ein Gott sein muß, wenn das Verzeihen nicht schimpflich sein soll. —

In den nächsten Tagen glückte es Rhode, einer wichtigen, wissenschaftlichen Thatsache auf die Spur zu kommen, und er war so erfüllt davon, daß er für Anderes kaum mehr Auge und Ohr hatte. In dem unendlichen Hochgefühl, von dem er sich dabei getragen fühlte, vergaß er sogar die Frage, die ihn so erschüttert

Digitized by Google

hatte: ob seine Frau ihn denn noch liebe, vergaß er alles um sich her, alles, was sich als Recht und Pflicht, als Ursache und Wirkung im moralischen Leben an ihn herandrängte.

In seiner Studierstube eingeschlossen, rätselte er in fieberhafter Begier über dem Problem der organischen Zelle, in der bis zum Wahnsinn gesteigerten Einseitigkeit eines akuten Interesses, das mit dem Gotte neben sich ringt, schreiend: „Ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.“ Ein verhängnisvolles Stadium, aus dem der Doktor wohl auf Augenblicke in das wirkliche Leben zurückkehrte, aber um es sofort wieder zu verlassen. Dann fiel ihm etwa ein gequälter und feindseliger Zug in Wanda's Gesicht auf und er erinnerte sich, daß er ihr einen Verdruß im Dienste der Wissenschaft bereitet hatte. Aber opferte er nicht diesem idealen Dienste die Ruhe seiner Nächte, das Behagen seiner Tage, was hatten diese paar Groschen dagegen zu bedeuten!

Er vergaß bei diesem Exempel nur, daß seine Ideale nicht die ihren waren und daß sie ihr Teil an Opfer von Ruhe und Behagen in anderer Weise dem Leben schon reichlich gebracht. Nicht lange, meinte er, und sie würde das verwunden haben, eine so versatile, so elastische Natur! Und so klug, so — — so —

Er wußte nicht was — seine Gedanken packten den Gott schon wieder.

So verflatterte ihm der Konflikt.

In ihrer Seele aber blieb eine Wunde wie von einem Beilhiebe: es gab Gesetze, die dem Manne den Besitz seiner Frau auslieferten, Gesetze, die moralische Rechte mit bürgerlichen totschlugen. Und damit war ihre Achtung vor Recht, Gesetz und bürgerlicher Ordnung überhaupt erschüttert. — —

Einige Tage später schien sie dennoch alles verwunden zu haben. Der Doktor hielt gerade seine Morgensprechstunde ab, als er Wanda singen hörte. Sie brach freilich gleich wieder ab, da sie sich erinnern mochte, daß während dieser Zeit möglichst Ruhe gehalten werden mußte, aber es war doch ein Zeichen wiedergekehrten Frohsinns, das ihm sehr lieb war. Es hätte kaum etwas geben können, das geeigneter gewesen wäre, ihn zu beunruhigen, wenn er den Grund dieses Jubels geahnt hätte.

Wanda Rhode war gerade mit einer recht unangenehmen Arbeit beschäftigt: dem Einseifen von schmutziger Wäsche, das nach der Familientradition die Hausfrau selbst zu besorgen hatte, als ein dicker Brief an sie abgegeben wurde, dessen Aufschrift sie erröten ließ und dessen Umschlag sie mit zitternden Händen aufriß. Sie hatte Krcowski damals trotz allem Schmerze gegrollt, daß er abgereist war, ohne sich noch einmal sehen zu lassen, ohne auch nur eine Zeile zu senden. Sie hatte es ausdrücklich gewünscht, aber sie hätte noch lieber gewünscht, er möge ungehorsam sein. Was wollte er nun plötzlich von ihr?

Ah — Verse! Verse und Melodieen!

Diese Verse waren zugleich in Musik gesetzt und die Kompositionen beigelegt.

Verbietet dem Auge, dem Lichte zuzujauchzen, wenn nach Regendunkel die Sonne durch das Gewölk herabbricht in Strahlen, unter denen die nassen Bäume in Schauern erzittern, der Strom sich in fließendes Gold verwandelt und die Lüfte im Dunste glühenden Hauches beben! Verbietet dem Ohre, das in schweigender Einöde gelauscht um einen, nur einen verwehten Ton der Ferne, sich zu berauschen an dem Zauber der Melodieen, die es plötzlich jubelnd umbrausen! Verweigert dichterischem Sinn die Freude an Reim und Rhythmus, an der bilderreichen Sprache der Phantasie — und einem unruhigen, verschmachtenden Gemüt, das sich in der Enge kleiner Mühsale, in der Kälte eines verödeten Lebens verzehrt, sich zu berauschen am Klange der Leidenschaft und einer Sehnsucht, stark wie die eigene! Verbiete es, wer kann!

Ach, wie sie ihr zujauchzte, dieser in Feierkleidern und Blumenschmuck daherprangenden Liebe! Wie sie ihre Festschüsseln, ihre ambrosischen Schalen liebte! Wie sie diese ungekränkte, unverletzte Liebe liebte, die, eine stolze, gabenfrohe Königin, alles giebt, wonach das Gemüt schreit, eine milde Trösterin, die Wunden heilt, an denen das Herz verbluten will, eine jauchzende Genossin, die mit ihren Liedern jubelnd und schluchzend in der Seele ein Echo weckt, das sie verzehnfacht. — —

Doch still — während der Sprechstunde durfte nicht gesungen werden! Und sie verbiß ihr „Glück“, so gut es ging.

Ewald Rhode aber glaubte, als diese Sprechstunde vorüber und er von seinen Absessen und Magengeschwüren in die kleine Welt neben sich zurückkehrte, da er nur Wandas Augen leuchten und ihre Wangen lächeln sah, daß neugeborene Zärtlichkeit für ihn ihre Pulse höher schlagen lasse.

Digitized by Google

machte, wie nicht selten geschah, dann schmunzelte Kapitän Steertblock, klopfte an die Thür des Schlafzimmers und rief:

„Alida, min Deern, dar is wer!"

Und dann erschien eine runde, freundliche Frau, die in ihrem Aussehen und Wesen vortrefflich zu dem behäbigen und gemütlichen Kapitän paßte, machte die Honneurs des Schiffs und entließ den Besuch nicht eher, als bis der gute Bremer Wein, den für solche Gelegenheiten der Rheder reichlich mitgegeben, seine Aufwartung gemacht hatte. Es hielt gar nicht schwer, mit dem liebenswürdigen Ehepaar in ein freundliches Verhältnis und auf den Neckfuß zu kommen, vorausgesetzt, daß man die plattdeutsche Art verstand und mit gleicher Münze heimzahlte.

„Dat gröttste Plaiseer is, in'r Welt to reisen", sagte der dicke Kapitän oft. „Kinners, laat't us vergnögt sin, so lang as wi könt, dat Böse kummt von sulbers und ahne, dat wi dor wat to doht".

. . . So leicht ließ sich Kapitän Steertblock aus seiner Ruhe, Vergnüglichkeit und dem Gleichmut nicht herausbringen, auch heute nicht, als sein Agent, zugleich der wohlbestallte Konsul der kleinen Weserrepublik, ein ganz besonderes Anfinnen an ihn stellte. Bis zu diesem Augenblick hatte er im Gefühl seiner Würde nur Hochdeutsch mit dem Kapitän gesprochen und zwar im Beisein von Frau Alida, die alles — bis auf den Wirtshausbesuch, den sie nicht liebte und ihm oft zu vergällen suchte — mit ihrem Manne zu teilen pflegte. Nun aber rückte der Konsul sich den Sessel zurecht, zündete eine frische Cigarre an, schlürfte einen Schluck Wein aus dem eben wieder gefüllten Glase und sagte:

„Laaten Se us im en gemütlich Woord snacken, Kaptein, und hören Se ook nippe to, lüttje, beste Fro! — Se wät't ja, wo et bi mi to Huse steit: Kummer Een kann jeden Ogenblick in de Welt 'ninkieken und 'ninschreen! Min godet, fötet Schätzken hett en bäten Angst darvör, se nüßt ähre Mutter bi dat, wat kamen mutt und kann: ‚Ach, hätte ich doch eine deutsche Frau zur Seite, eine liebe, mütterliche Freundin!', mit solchen Worten liegt sie mir immer in den Ohren. — Wat schall ick nu as Mann dorbi dohn, der Fröde hebben um sine Plicht nakömen will?!"

Kapitän Steertblock und seine Frau blickten sich bedeutungsvoll an. Er sagte dann:

„Markst Du Müse, Alida? Dat galt Di!"

„Ja, Fro Steertblock, et galt Se", fuhr der Konsul fort. „Willt Se mi den Gefallen un mine Fro de — Leefde dohn? Ähr godet Harte bringt en Nä nich äwer de Tunge. Und, Kaptein, wat seggt Se? Bringen Se en Opfer und fahren Se mal eus wedder en paar Wäken oder Maande alleenig in'r Welt 'rum! Et is en Leeweswark, wat if begehren doh. Und dat verspräk if Se: En Jung oder en Deern, wat et un is, En von Se Beede hollt dat Kind to'r Döpe! Dat schall denn en Fest gewen, un up de Art, as dat in de ole gode Stodt dargumnen an de Weser Gebruk is."

„Na, Alida? fragte Steertblock verschmitzt.

„Ja, Lüder!" antwortete sie bestimmt,

„Herr Konsel, wat möt, dat möt!" sagte der Kapitän. „En god' Wark schall man nich lange äwerleggen. Alida blifft an Land un if seile alleenig af un kiek mi na'n annere Fro mit lüttje Föte (Füße) um. — ähre dütschen Föte sind mi altnagrode en bäten to grot bi de chinesische Mode . . . Und denn! Na, Se schölt mal sehn, wat Alida for Eene is: Kinnerkram is ähr Lewen! Datomal, as use Diederich in de Waagen laag, waar if ähr rein äwer; if makte denn ook, dat if man wedder na See to kaam, und if däh de längste Reise na de Westindiers und retour, de if jemals fard heff . . . . Mar Dine Backsbeern up, Alida, und gah forens mit! So wat hett jümmer de gröttste Il (Eile). — Kinns kann wäten, wenneher de Aabär (Storch) anseilen kummt."

„Nu laat mi aberst ook mal to Woord kamen, Lüder! Du snackst ja rein dat Blaue von'n Hewen hendal . . . . . Och, gor to geern kam if, Herr Konsel, und wenn Ähre lüttje, föte Fro mi hebben will, denn will if ähr hegen und plegen as mine eegen Dochter, und — denn dat Lüttje, — nä, wat weet if? If heff man den enen Jung hard, aberst if weet doch von allens Besheed, just so god as de öllste Grodmoder bi us in Vegesack! De leewe Gott . . . de word us Alle Fröde geewen und minen Lüder ook up Schritt und Tritt bewahren und" . . . . . .

„Bewachten!" lachte Steertblock.

„Gott segne Euch, Ihr guten Leute!", rief bewegt der Konsul. „If danke von ganzem Harten, ook in 'n Namen von mine lüttje Fro. Stöten Se un beide mit mi an! If drinke dit Glas up det Woll von mine leewen Bremer Landslüde un Kaptein Steertblock un Fro Alida!"

Digitized by Google

„Dank darfor is nich nödig“, riefen beide. „Plicht is Plicht u Leefde blifft Leefde!“

. . . . . .

Frau Alida fuhr an Bord, kehrte „forens“ zurück und quartierte sich im Hause des Konsuls ein.

Steertblock nahm Abschied und seine Papiere in Empfang und ging gegen Abend mit der „Irene“ in See, die, mit allen Flaggen geschmückt, das Haus des Konsuls begrüßte, nicht ohne von dorther einen Gegengruß zu empfangen.

*

Wind und Wetter begünstigten die Reise des Schuners, welcher seinen Ruf als Schnellsegler abermals behauptete. Die Besatzung befand sich in der besten Laune, denn an der Segelstellung war kaum hier und da das Geringste zu ändern, — das Schiff verfolgte mit aller Bequemlichkeit seinen Kurs. Steertblock, der wegen der Abwesenheit von Frau Alida die sonst gewohnte Gemütlichkeit in der Kajüte vermißte, hielt sich viel mehr an Deck auf, als er früher zu thun pflegte. Unruhig ging er manchmal hin und her, ja, er guckte in alle Ecken, was er, wenn er wie hier auf seine Leute sich verlassen konnte, sonst nie that.

Der Bootsmann schüttelte manchmal sein graues Haupt und äußerte zum Zimmermann, seinem treuen Gefährten auf vielen Reisen, eines Tages:

„Du, Jan! An usen Olen kann Eener marken, dat dat en Wahrwoort is, wat in de Bibel steit: es ist dem Menschen nicht gut, daß er allein sei. Nu de Olsche nich dar is, stickt he sine Näse in alle Pötte und hatt jümmer wat to muckern und to quesen.“

„Dat weet de leewe Gott, Krischan“, entgegnete der Angeredete. „Nu hett he gor de Jungens an't Putzen von de Sabels und Schapschinken (Flinten) krägen! Mi schall gar nicht wunnern, wenn se dat morgen in Kopp kriggt, as so'n Admiral up'n Orlogschiff us alle en bäten in'n Für exerzeeren to laaten.“

„Wenn he dor Appetit to spöört, heff ik o nicks nich entgegen! Use Kanonenkram is god up'r Riege; en bäten Ballern und Pulverdamp weer upstunns, wo allens sunst so leisig geit, en ganz gode Afwesselung.“

Die beiden alten Jungens hatten richtig vorausgesehen. Kapitän Steertblock entbot am nächsten Morgen alle Mann an Deck, ließ Kanonen und Gewehre laden und abfeuern, fand alles, auch die Säbel, welche gereinigt und geschliffen waren, in bester Ordnung und seine Mannschaft verteidigungsfähig. Zur Bezeugung seiner Zufriedenheit mit den Leistungen bewilligte er eine doppelte Ration Rum.

„Man mutt uppassen und allens parat hebben“, äußerte er zum ersten Steuermann. „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, Hoot ab. Hier in de Gegend is dat nich sauber, dar drifft sick allerhand Takeltüg up See 'rum, wat an de Walt von Formosa sin Neest und sine Toflucht hatt. So lange as Gott goden Wind gifft, steit de „Irene“ nicks nich ut, und wenn ook dat Düwelstüg uns dutzendwis up'n Hals kummt. Man bi Kalmte (Windstille) is dat en sur Stuck Arbeit.“

„Dat süht nu just nich na Kalmte ut, Kaptein?“

„So? Meent Se dat, Stürmann? Nums kann't wäten! Hissungen, as man sunst woll makt, sind in disse Breeden (Breiten) nicks nich nutz. Dat kummt hier faken gang anners as't von Rechtswegen kamen scholl.“

„Wi willt dat Beste hopen, Kaptein, und . . .“

Dat Pulver dröge holen, segg' ik, und im Äwerigen up den leewen Gott und use goden Füste vertroon.“

Der Alte maß wieder das Quarterdeck mit seinen Schritten.

„He haalt sick Appetit for de däglichen Arwten mit Speck“, meinte der Spaßmacher der Matrosen. „Klütjen (Klöße) gifft et upstunns nich, — he hollt jene unner Slott und Riegel, — un fromde von de blauen tagen (zähen) mog usereen ook nich gern tonschen de Kusen (Zähne) kriegen.“

Er deutete auf die Kugeln in den Kisten, an welche auch vielleicht in diesem Augenblick Kapitän Steertblock dachte, der den Stand des in dem Oberlicht hängenden und vom Quarterdeck aus sichtbaren Barometers beobachtete, — kopfschüttelnd.

. . . . . .

Noch immer hatte die „Irene“ verhältnismäßig guten Fortgang. Nach Verlauf von 24 Stunden jedoch ließ der Wind sichtlich nach und schrumpfte endlich zu einem ganz leisen Zug zusammen. Der Schuner war nur eben noch in Bewegung, und da die Segel fast gar nicht mehr zogen, so stand zu befürchten, daß sie bald vollständig wirkungslos an den Masten

Digitized by Google

und Raen hin- und herschlappen würden. Dann wurde das Schiff natürlich steuerlos, ein Zustand, der gerade so unheimlich werden kann, wie das Eingehülltsein in dichten Nebel. Piraten haben immer starke Mannschaft an Bord, die bei Windstille die Ruder handhabt.

„Nu sitt't wi in'n Dreck", brummte der Bootsmann, als gegen Mittag der gefürchtete Zustand wirklich eintrat. „Se steit still as'n Stubenklock, wenn de Pendel stoppt. De Hewen lett so rein as en Schöttel vor Dösch, an de Kimming is rundum ook nich de lüttjeste Wulke to sehn, wo en Mutze vull Wind instickt .... De Düwel bring uns man nich mit so wat tosamen, wo wir en Kriz vor maken mött't."

Der Kapitän mochte ähnliche Gedanken hegen. Er sprach angelegentlich mit dem Steuermann und wies auf die Geschütze hin. Beide suchten mit ihren Gläsern den Horizont ab, schienen aber unbesorgt zu sein und gingen nach einer Weile in die Kajüte hinunter.

Jan Maat überließ sich mit Behagen der Ruhe an Bord. Überall auf Deck bildeten sich rauchende und singende Gruppen; der Spaßvogel riß seine Witze, und als eine Handharmonika Tanzweisen aufspielte, da drehte sich bald alles, was junge Beine hatte, im Reigen. Bootsmann und Zimmermann aber schauten mit ihren alten scharfen Augen in die Runde. Plötzlich stieß der letztere seinen Freund an und flüsterte:

„Krischan, dar in't Osten is wat nich in'r Riege. Kiek ens her!"

Der Bootsmann blickte hin, sah aber nichts.

„Bild' Di eine Swachheiten in, Jan", sagte er. „Dar is nicks nich los, dat flimmert Di woll man for de Ogen."

„Flimmern? Nä, Krischan! Mine Ogen sind woll büter as Dine. Haal man ens den olen Kieker, dat Du Di äwertügen deist."

„Ach wat, dummet Tüg! .... Na, wenn Du aberst absolut wullt. Denn man to!"

Der Bootsmann ging und kehrte bald mit einem riesigen, alten Fernrohr zurück, das, ein Erbstück von seinem Vater, ihn auf allen Reisen begleitete. Er zog es aus, und der Zimmermann sah hindurch, der es dann mit bedeutungsvoller Miene dem Freunde übergab, welcher die bezeichnete Stelle lange im Auge behielt und überrascht darauf äußerte:

„Jan, Du heit Recht! Dat mutt der Ole wäten! Segg nicks nich to de Lüde, de noch kin Arg hefft. Legg den Kieker hier man up de Nagelbank dal, wi brukt det ole, gode Glas woll noch ens wedder."

Der Bootsmann meldete in der Kajüte seine und des Zimmermanns Entdeckung dem Kapitän. Steertblock verbarg seine Bewegung und entgegnete ruhig:

„Dschunken, seggt Ji? Und woll en halwet Dutz? Hoolt den Mund! Ji kam glifs an Deck!"

Vor sich hin sprach er, als er wieder allein war:

„Nu hefft wi de Paitete! Mi hett so wat ahnt! Na, et mag ook allens in't Gode afgahn! Und in't Awrige sind wi ja parat und könt jem dat Fräten dögt genog päpern (pfeffern).

Er nahm sein bestes Doppelglas und stand in wenigen Augenblicken auf dem Quarterdeck, in der angegebenen Richtung auspähend, wobei ihn, da er Deckung durch verschiedene Gegenstände hatte, von der Besatzung niemand beobachten konnte.

„Et is so", brummte er nach einiger Zeit „Ji telle veer Stück, so bewegt sick up us los. Herr Gott, harren wi doch en bäten Wind! Wenn wi Gange hefft, denn könt wi us helpen und brukt uns for den Düwel sulbens nich to furchten. Aberst so, — dar liggt wie faste as en Hus up'n Lanne und könt dat Unheil nich mal ut'n Wege gahn, wat for'n Koopfahrer, de ja kin Orlogschipp is, jümmer dat Beste, wenn't noch möglich blifft."

Wieder blickte er hin. Besorgt setzte er das Glas ab.

„An Briese is nich to denken," sprach er vor sich hin. „De See is rundum as 'n Spegel un de Luft klar. Wat jeewe if um so 'n lüttje Dampmaschine an Bord un en Schrumve achter'n Strom! Ik hess faken äwer de Dampers schimpt und räsonneert, — und un? Ik woll, de Schuner weer mit eenem Woord so'n olen Qualmkasten, denn . . . Indessen doch, un helpt dat nich! Wi staht's vor un willt wie Leewen dör verköpen, wenn't 'r up ankummt un Ernst ward. Gott verlett kinen goden Dütschen nich, und erst recht nich en ehrlich Bremer Blood . . . Stürmann!" rief er in die Kajüte hinab, „kamen Se ens mal na bawen!"

Er zeigte dem jungen, tüchtigen Manne die Dschunken, welche, wie mit bloßem Auge zu sehen war, durch Ruderkraft bewegt, auf die bewegungs- und steuerlos daliegende „Irene" hinsteuerten.

Digitized by Google

„Wi möt't up wat gefaßt wesen! Gott stah' us bi!", sagte er und kommandierte dann mit Donnerstimme:

„Alle Mann an Deck!"

Musik und Gesang verstummte; die ganze Mannschaft horchte gespannt auf die ernsten Worte des an der Brüstung des Quarterdecks stehenden Kapitäns:

„Kinners un Lüde, mine leewen, besten Jungens!" sprach er, „Dargunnen seht Ji de gottverfluchten Dschunken! Se roojet mit Macht heran; ik mutt furchten, dat wi mit jene to dohn kriegt. Ut'n Wege gahn is nich, — wi sind ja bekalmt. Nu gelt et, us de Hunt to wahren. Haalt Säbels, Flinten un Kanonen parat un hant un ballert 'rup los, wat dat Tüg holen kann, aberst mit Vernunft, denn jeder Slog un Schuß muß sitten. Laat 't de gälven Düwels nich an Bord kamen! Af mit de Hänne un Beene, de up de Rehling tum Börthein kamt, — ohne Gnade un Barmhartigkeit! Und möt't Ji, wat ik nich hopen will, datt Deck rümen, denn 'rin in de Kajüt un Back, dat wi dat Packgood twischen twee Füers nehmen könt. Settet Jo Vertroen up Gott, doht kin Pulver unnütz verswennen, un wenn Ji to haut, if segge dat nochmal, denn forens dägt, dat so'n sirnschen Gälen sick nich mehr rögen kann! . . . . Geiet de Seils an de Raen up un makt de Schnuerfiels fast!"

Die noch eben zuvor so übermütigen Leute wollten an ihre Posten eilen. Doch hielt der Alte sie noch einen Augenblick fest.

„Hört ens!" rief er. „Noch een Woort, Kinners! Et kann nich schaden, wenn Jeder for sick en Vadermiser bäten un sine Seele den leewen Gott befehlen deit. Wer Fro un Minner tohuse hett, de denk an jene, un de Ümrigen schalt an de Öllern un Bröder un Swestern un wat se sunst leef hefft, denken . . . Du, Hinnert", befahl er dem Jungen, „heiß' de Flagge an de Gaffel!"

Es geschah.

„So lang as de Flagge dar hangt," fuhr Steertblock fort, „gifft en ehrlichen Keerl de Sake nich up. Dat is de ole Bremer Flagge! Und Ji alle wät't, wat Bremen is un ook, wat Bremen deit, wenn Ener for Bremen blott't hett oder gar fullen es. Et geit um de Bremer Ehr! . . . Und wenn't r nu up ankummt, denn mit Gott un dütsche Füste rup los! Jungens und Lüde, hurrah hoch!"

Ein kräftiges Hurrah antwortete dem Braven, aber, wie aus dem Ton seiner Stimme hervorklang, tief bewegten Manne, der sich nun in die Kajüte begab, während die Leute die Segel festmachten, sich bewaffneten und die Kanonen in Gefechtsbereitschaft setzten. Wer dem Alten hätte folgen können, der würde gesehen haben, daß er die Hände faltete und einige Augenblicke still vor sich hinsann.

„Et is god, dat Alida nich an Bord is," sprach er. „Froenslüde sind bi sulke Affairen nich to bruken . . . Se steit jetzt ook villeicht up'n Slachtfeld, wo't scharp genog hergeit, — dat Wiwervolk hett of sine Nöt . . . . . Gott mit uns allen, sü de ole Kaptein Lütjes von Lübeck, wenn't ernsthaft wurd. Ja, Gott mit uns allen!"

Er schrieb einige Worte in das Schiffsjournal. Obgleich er sonst bei solchen Eintragungen nur auf das Sachlichste sich beschränkte, so fügte er doch, wie Kapitän Lütjes in ähnlichen Fällen, fast unwillkürlich, hinzu: Gott mit uns allen! Dann nahm er seinen Degen von der Kajütswand, schnallte ihn um und steckte ein Paar Pistolen in den mit einer Munitionstasche versehenen Gürtel. So gerüstet, trat er, jeder Zoll ein Mann, dem die Entschlossenheit aus den Augen leuchtete, auf das Quarterdeck, von wo aus er die von den Schiffsoffizieren getroffenen Verteidigungsmaßregeln besichtigte und guthieß.

Noch immer rührte sich nicht das leiseste Lüftchen. Die von einer großen Anzahl gelber, schlitzäugiger Unholde gerunderten Dschunken, vier an der Zahl, rückten schnell heran, konnten aber immerhin vor Verlauf einer Viertelstunde die „Treue" nicht erreichen, deren Kanonen so aufgestellt waren, daß sie von beiden Seiten und von vorn und achter die etwa Angreifenden bestreichen konnten.

Kapitän Steertblock suchte mit dem Fernglase den Horizont nochmals ringsumher ab. Er schüttelte, wie enttäuscht, sein Haupt und sah noch einmal hin, — da schien es, als ob ein freundlicher Strahl das wettergebräunte Antlitz erleuchte. War es ein Trugbild, was er schaute? Wahrscheinlich, denn er schwieg und zuckte fast unmerklich mit den Achseln. Seine Aufmerksamkeit wurde im nächsten Momente gänzlich von den Dschunken gefesselt, die zweifellos Böses im Schilde führten. Sie teilten sich, wohl, um von mehreren Punkten zugleich den Schuner,

Digitized by Google

welchen sie als gute Beute betrachten mochten, anzugreifen

Jedermann an Bord der „Irene" stand auf seinem Posten. Die Büchsen und Kanonen, letztere mit Kartätschen geladen, waren zum sofortigen Abfeuern fertig.

Jetzt erhob sich von allen Dschunken ein satanisches Kriegsgeheul, Schüsse fielen, die aber, der Entfernung wegen, ohne Wirkung blieben, wie auch die geschleuderten Stinktöpfe, die unschädlich in das Wasser sanken. Allem Anscheine nach beabsichtigten die Piraten, den Schuner zu entern. Zwei Dschunken gingen hinter dem Heck auf Steuerbordseite, die andern vor dem Bug der „Irene" vorüber, um sie zu umzingeln.

„Nu is't Tid, Jungens!" rief Kapitän Steertblock und befahl dem Steuermann, der vorn auf Deck das Kommando hatte, den auf Backbord liegenden Dschunken eine Lage zu geben, während er selbst die Kanone auf dem Quarterdeck abfeuerte und die unter dem Heck passierenden auf gut Deutsch bediente. Die Schüsse fielen zu gleicher Zeit und richteten unter den Chinesen ein furchtbares Blutbad an, nebenbei noch die Masten und Mattensegel der plumpen, abenteuerlich am Buge mit Fratzen und Glotzaugen bemalten Fahrzeuge zersplitternd. Was kümmerte die Piraten aber der Verlust einiger Dutzend Leute? Die Toten und Schwerverwundeten expedierten sie ohne Umstände über Bord und setzten ihren Weg, sobald neue Anderer die gefallenen ersetzt hatten, fort. Sie warfen abermals, und wieder vergeblich, Stinktöpfe und knallten ihre unbeholfenen Flinten los, die aber, weil überall auf der „Irene" gute Deckung vorhanden und gesucht war, der Besatzung nicht schadeten. Wieder rasierten die neu mit Kartätschen geladenen Kanonen eine Anzahl Menschen von den Decken der Dschunken hinweg, aber dennoch rückten letztere dem still liegenden Schuner unentwegt näher. Die Flintenschüsse der deutschen Seeleute blieben ohne wesentliche Wirkung, auch die jetzt mit Kugeln geladenen Geschütze brachten nur eine einzige der Dschunken zum Sinken, deren Mannschaft wie Enten zu Wasser ging und die gelichteten Reihen der anderen Dschunken vervollständigte, welche dem Schuner immer näher auf die Flanken rückten und in wenigen Minuten Bord an Bord mit ihm liegen mußten. Die Piraten heulten wutentbrannt und warfen wiederholt Stinktöpfe, die aber seltsamer- und glücklicherweise ihr Ziel verfehlten.

Kapitän Steertblock ließ nochmals mit Kartätschen laden, der zu großen Nähe wegen wirkten die Schüsse aber wenig. Dschunken und Schuner verhüllte jetzt fast vollständig der Pulverdampf, welcher bei der Windstille fast gar nicht, oder doch, nur sehr langsam, abzog. In weitere Ferne zu blicken, war ganz unmöglich geworden. Was hätte der brave Alte nicht darum gegeben, wenn er den Schleier hätte lüften können, der eine, wer konnte es wissen?, leise gehegte Hoffnung vielleicht verbarg.

„Gott mit uns allen," sprach er vor sich hin und rief dann laut:

„Nu up den Posten an de Rehlings, Jungens! Et gelt Mann gegen Mann! Ji laat't mi kinen von de gälen Düwels an Deck! Jedwern 'ne Kugel dör den Kopp, un Arm un Beene mit de Säbels un Äxte af, der sick äwer Bord sehen lett. Slagt wacker to, Gott ward . .."

Er beendete den Satz nicht, von einer Kugel an der Schläfe getroffen, wankte er und hielt sich krampfhaft an der Wante fest. Er rief noch im Fallen laut:

„Ik sage, Gott werd helpen . . . Es duchte mi, as wenn ik wat in't Westen to sehn harr . . . Gott mit uns!"

Dann sank er ohnmächtig, stark blutend, hin. Man band ihm ein Tuch um den Kopf und legte ihn im Schutze der Kajütskoppe hin.

„Et is nich slimm mit usen Olen, Jungens", rief der Bootsmann. „Wahrt Joen Posten!"

Zwei der Dschunken lagen jetzt Bord an Bord mit der „Irene", die dritte schien gefechtsunfähig zu sein.

Die Piraten suchten zu entern und sich über die Rehling an Deck des Schuners zu schwingen. Ein furchtbares Gemetzel entstand, die deutschen Jungens standen ihren Mann: Hände und Arme fielen unter ihren Art und Säbelhieben, gut gezielte Schüsse machten manchem der schlitzäugigen Bösewichter den Garaus. Doch trugen auch einige der braven Seeleute nicht unbedeutende Wunden davon, Ermattung ließ sich ob der sauren Blutarbeit allgemein spüren bei den an Zahl so Wenigen, gegenüber den vielen, sich sozusagen immer neugebärenden Chinesen. Der Verlust der „Irene" und ein grausiges Schicksal ihrer Besatzung war vielleicht nur mehr die Frage weniger Minuten. Die Steuerleute,

Digitized by Google

Boots- und Zimmermann boten alles Mögliche auf, um den Mut der kämpfenden aufrecht zu erhalten und wieder anzufachen, wo er zu erlahmen drohte. Mitten in den Lärm hinein rief der Spaßvogel:

„Hacke to, Broder, et geit for't Vaderland!" und zauberte damit ein Lächeln auf die Lippen und neue Kraft in die Muskeln seiner Kameraden. „Auf Gott und nicht auf meinen Rat!" setzte er hinzu und holte zu einem neuen wuchtigen Schlage aus, dem der Fall eines schweren Körpers in das blutgerötete Wasser folgte. „De Riese Goliath!"

„Nä, dat gelt nich!" schrie er im nächsten Augenblick ganz perplex. „Utflänten (auspfeifen) laat ik mi denn doch nich! Wer hett dat kount?"

Alles Gehenl, Gewimmer und Geschrei übertönte ein langgezogener Pfiff! Eine plötzliche Stille trat ein. Jeder, Freund und Feind, kannte den Ton nur zu gut: das Signal eines Dampfers! Die Dschunken trieben ab und suchten so schnell wie möglich das Weite zu gewinnen, während die Besatzung der „Irene" in ein lautes Hurrah ausbrach, das Halbtote hätte erwecken können.

Der Pulverrauch verzog. Im Sonnenglanz durchschnitt mit voller Kraft das aufbrausende schäumende Wasser der lange, schlanke Bau eines englischen Kanonenbootes, am Fock den Union Jack, welches den Piraten nachsetzte und durch einige wohlgezielte Schüsse die drei Dschunken zum Sinken brachte, deren Insassen unter Wutgeschrei und Angstgewimmer im Wasser zappelten, dem Tode geweiht.

„Laat se sick verinpen as de Ratten", rief der Bootsmann. „Dat Packgood is for den Galgen riep und verdeent nicks anners!"

Der ganze Vorgang war Sache weniger Minuten. Dann wendete das Kanonenboot und drehte bei. Ein Offizier kam an Bord der „Irene" und bot weitere Hilfe an, die für die Verwundeten gern angenommen wurde.

Zunächst regte man die Pumpen des Schuners, welcher äußerlich und an der Takelage wenig beschädigt zu sein schien. Wie entfärbte sich der Zimmermann aber, als er sechs Fuß Wasser im Raum fand! Von dem Kanonenboot wurde sogleich Mannschaft gesandt, um der ermüdeten Besatzung beim Auspumpen zu helfen. Zu bald nur stellte sich heraus, daß das Wasser nicht zu bewältigen und die „Irene" im raschen Sinken begriffen war. Es blieb keine andere Wahl: Das Schiff mußte verlassen werden. Die gelben Hallunken hatten am Hintersteven Löcher geschlagen, um den Schuner, nachdem sie ihn ausgeplündert haben würden, zu versenken.

Die Bremer Flagge ging von der Gaffel hernieder, die Schiffspapiere und das Journal, der Chronometer und sonstige Wertsachen wurden in Böte gebracht, Jan Maat barg seine ihm so lieben, oft sogar wertlosen Habseligkeiten, und endlich bettete man sorgfältig den noch immer bewußtlosen Kapitän und brachte ihn mit der Mannschaft an Bord des englischen Orlogschiffes.

Und als eben alles in Sicherheit war, versank die stolze „Irene", mit dem Heck voran, in die Tiefe.

„Dor geit se hen!" rief tief ergriffen der alte graue Bootsmann, und die Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen. „Wat ward de Ole seggen, wenn he wedder to sick kummt!"

„Laat fahren dahen, Jan!" brummte der Zimmermann. „Dat ward und — nutt he seggen, und wi alle ook und — de leewe Gott ward sudder helpen."

. . . . . .

Wie der Kommandant des Kanonenboots berichtete, machte er schon lange Jagd auf die Dschunken, welche der „Irene" den Untergang bereitet hatten. Er konnte nun direkt nach Shanghai dampfen, da eine weitere Kreuzfahrt zwecklos geworden war.

Kapitän und Mannschaft fanden selbstverständlich die freundlichste Aufnahme und sorgsamste Verpflegung. Der erstere erholte sich rasch, da seine Wunde nicht gefährlich war, ihn aber, wie der Schiffsarzt meinte, auf zeitlebens zeichnen werde.

„Deit nicks!" sagte Steertblock. „So'n Teken (Zeichen) schändet nich, und da ick nine Alida heff, fickt mi ja doch keine junge Deern mehr an."

Wenn er aber an die „Irene" dachte, deren Verlust ihm Anfangs wie ein schwerer Traum vorkam, da er ihren Untergang ja nicht gesehen hatte, dann konnte er seinen Thränen keinen Einhalt gebieten, und keiner, auch der hartgesottenste Engländer nicht, hat's ihm verdacht, so wenig wie, daß er recht herzhaft in Plattdeutsch und Englisch auf die Schurken von Piraten schimpfte, die ja aber ihren verdienten Lohn gekriegt hätten.

Digitized by Google

Nach schneller Fahrt langte das Kanonenboot in Shanghai an.

Kapitän Steertblock, den Kopf noch verbunden, eilte nach dem Kontor des Konsuls.

„Herr Gott, Kaptein, wo kamt Se her?“ rief ihm derselbe entgegen.

„Datt seggen Se man, Herr Kunsel!“

Und nun berichtete er, tief bewegt, alles Geschehene und schloß mit der Frage:

„Is hier denn allens up'r Riege und woll und mine Alida god towege?“

„Gott sei Dank, ja! Und ein Glück war es, daß Ihre liebe Frau der meinigen beistand. Ahne ähr weer't nich god afloopen, et gung hart genog her.“

„Denn hefft wi ja alle nie Deel harrd, Herr Kunsel! Na, is't en Jung oder en Deern?“

„En Deern! Se schall Alida Irene heeten, — wi könt ja nu an't Döpen denken, und — Se Beide staht woll Gevatter?“

„Ja, ja! Dat kann geschehen, und von Harten geern! . . . . . Telegrapheren Se nu man forens na Bremen an mine Rheders. Dat Schipp ist god verfäkert. Allens Ürige könt wi aftöwen nu mit goden Gewäten, da Kums sine Pflicht versümt hett.“

. . . . . .

Es war ein wehmütiges Wiedersehen mit Frau Alida.

Die Mannschaft wurde abgelohnt und fand auf andern Schiffen wieder Unterkommen und Verdienst.

In den nächsten Tagen folgte ein fröhliches Tauffest, obgleich kein deutscher Geistlicher, sondern ein zugelassener englischer Reverend, die heilige Handlung vollzog. Das letzte Glas beim Mahle brachte der Konsul den beiden Kapitänsleuten, die am folgenden Tage nach Bremen abzureisen beabsichtigten, mit den Schlußworten:

„Auf Wiedersehen!“

„Ja, up Wedderseh'n, Herr un Fro Kunsel!“ antwortete Steertblock. „Aberst in Düfschland! Ik kam nich wedder na de Küste herut, wo ik bi Kalmte riskeere, de gälen Dümels up'n Hals to kriegen. Ik heff nu en bäten wat verdeent und will mi en lüttjen Släpdamper in Bremen boen laaten, wo's if denn mit up'n Strom fahre, nuitdewil Alida Arweten un Erdtüffeln in usem Garen planten deit, de if mit ähr nu minen Diedrich Soundags bi'n dägtes Stuck Fleesch un en goden Buddel Rotspohn verähre.“

Dieses Programm hat Steertblock denn auch nach seiner Heimkehr ausgeführt und sich mit seiner Frau gut dabei gestanden. Beide sind dick und rund geblieben. Eine böse Narbe behielt er an der Stirn als Andenken an die Piraten. Ich habe dieselbe allerdings nie gesehen, da er immer einen Hut oder ein Käppchen trug. Hätte ich Arg aus ihr gehabt, dann würde ich ihn nach der Ursache gefragt und seine Geschichte, die ich erst ganz kürzlich von einem Freunde hörte, eher erfahren haben. Ich kannte den alten Steertblock recht gut; schweigsam, wie Seeleute gewöhnlich sind, sprach er unaufgefordert nie von seinen Erlebnissen.

. . . . . .

Sollten die guten Leutchen noch leben und ihnen diese Zeilen zu Gesicht kommen, dann seien sie aus der Ferne herzlich gegrüßt.

Weißt Du?

Ich trete ans Fenster und lausche hinaus
In die kalte, schweigende Nacht,
Ich schau in die flimmernden Sterne,
Ich blicke weit in die Ferne, —
Weißt Du, an wen ich gedacht?

Da unten rauschet leise der Fluß
Nach alter Weise dahin,
Ich möchte von dannen fliehen,
Hinaus in die Ferne ziehen, —
Weißt Du, wohin?

Hoch immer in ihrer klaren Pracht
Die schimmernden Sterne stehn.
Viel Grüße mögen sie sagen,
Die ich ihnen aufgetragen, —
Weißt Du, an wen?

Wolf Milewski.

Digitized by Google

Das Glück.

Prinzeßchen klein, Prinzeßchen fein,
Setzt sich aufs Haar ihr Krönelein,
Streift an die Füßchen die güld'nen Schuh'
Und nestelt am Busen den Gürtel zu.

Dann schlüpft sie hinaus vor Thau und Tag,
Ob sie dem Glück wohl begegnen mag,
Und wenn sie draußen gefunden das Glück,
Kehrt zum Palast sie nimmer zurück.

Prinzeßchen flieht aus dem Königsschloß,
Wie ist doch die Welt so weit und groß,
Wie dräuen die Berge so starr und fern,
Wie leuchten so kalt am Himmel die Stern',
Wie rauscht das Wasser so fürchterlich!
Prinzeßchen fröstelt's, sie fürchtet sich,
Doch weiter eilt sie mit flüchtigem Fuß,
Weil das Glück, das Glück sie ja finden muß!

Da kommt des Weges ein junger Gesell,
Sein Auge blitzet verwegen und hell,
Er schreitet so stolz und kühn und frei,
Als ob die Welt sein eigen sei.

Er neigt sich vor dem Prinzeßchen fein
Und spricht: „Wohin des Wegs so allein?"

Sie aber flüstert lächelnd zurück:
„Ich suche mir den Weg zum Glück."

„Den Weg zum Glück, Du schöne Maid?
Der ist gar dornenvoll und weit,
Den findest nimmer Du allein,
Das Glück, das find't man nur zu zwei'n,
Und folgst Du als mein Liebchen mir,
Den Weg zum Glücke zeig' ich Dir."

Erst ist das Prinzeßchen ein wenig scheu,
Doch blickt sein Auge so lieb und treu,
Sie geht mit dem fahrenden Sängersmann,
Der den Weg zum Glücke ihr weisen kann.

Sie wandern bergan auf steinigem Weg,
Prinzeßchen wird gar matt und träg,
Möcht' alle Augenblicke ruh'n,
Es wandert sich schlecht in güldenen Schuh'n.

Da streift ihr der Liebste sie lachend vom Fuß
Und wirft sie hinab in den schäumenden Fluß:

„So wanderst Du leichter, mein süßes Lieb,
Dem Glück Deine güldenen Schuhe gieb!"

Sie wandert mit nackten Füßen nunmehr,
Wie drückt die funkelnde Krone so schwer
Auf staubiger Straße im Sonnenbrand,
Da nimmt ihr vom Haupt sie des Liebsten Hand:

„Hinab mit der güldenen Last in den Staub!
Gieb auch Dein Krönlein dem Glück zum Raub!"

Prinzeßchens Herz ist traurig und schwer,
Sie liebte ihr funkelndes Krönlein so sehr,
Nun wandert sie nimmer als Königin,
Gleicht jetzt einer fahrenden Bettlerin.

Der Gürtel, der ihren Busen umschmiegt,
Beengt sie beim Wandern, ihr Atem fliegt,
Da hat ihr der Liebste den Gürtel gelös't,
Sie ihres letzten Schmuckes entblößt.
Und lächelnd spricht er: „Fort mit dem Band,
Gieb auch dem Glücke den bunten Tand!"

Prinzeßchen, die all ihren Schmuck verlor,
Klimmt mühsam den steilen Berg empor,
Es ritzt ihre Füße das spitze Gestein —
Wie weit mag's wohl zum Glücke noch sein·
„O Liebster, wie wohnt das Glück so hoch,
Sprich, glaubst Du, wir finden es heute noch?"

Da sagt er mit traurigem Angesicht:

„Mein dorniger Weg, der taugt Dir nicht!
Nur Liebe und Freiheit machen ihn leicht,
Bis kämpfend und ringend ihr Ziel sie erreicht.
Mein Liebchen, Dir wohnt zu hoch das Glück,
Du kehre in Deinen Palast zurück."

Er trägt sie den steilen Pfad hinab,
Er sucht auch, was sie dem Glücke gab
Zusammen, da liegt noch auf dürrem Laub
Der schimmernde Gürtel im Straßenstaub.

Nachdem er sie weitergetragen ein Stück,
Erspäht er ihr Krönlein und giebt ihr's zurück.
Und als er mit ihr das Wasser erreicht,
Da trägt's noch die Schuh'chen, schaukelnd und leicht.

Er holt sie herauf aus dem rauschenden Fluß:

„So, Liebchen, nun schütze den zarten Fuß,
Auf sammtenem Teppich wirst fürder Du geh'n,
Schon kannst Du die Zinnen des Schlosses erspäh'n.
Leb' wohl nun, mein Liebchen, hier scheiden wir."

Sie aber bittet: „O bleibe bei mir!"

„Prinzessin, ein Königsschloß taugt für mich

Digitized by Google

So schlecht, als der Weg zum Glücke für Dich.
Und war Deine Liebe für Mühsal zu schwach,
So wär' es die meine im güld'nen Gemach.
Du wirst mich vergessen in Glanz und in Pracht,
Doch klingt Dir dereinst durch die stille Nacht
Ein Lied wie im Traume, dann denke zurück
An unser Wandern — dann grüßt Dich das Glück!

H. Wolf.

Schmerz.

Was ich in dieser bangen Zeit
Geduldet unerschrocken:
Es drängt zusammen sich das Leid
Und macht die Seele stocken.

Und eine Woge schwillt empor
Aus Tropfen, die sich fanden;
Nun schießt ihr dumpfer Klang ins Ohr,
Nun sprengt die Brust ihr Branden.

Wo eben noch der Lebensmut
Ließ seine Kraft erbrausen:
Ins Herz dringt mir die kalte Flut
Und mit ihr dunkles Grausen.

Und wollt' ich nie den warmen Schein
Erträumten Glückes missen:
Jetzt fühl' ich nur das dumpfe Sein
Durchwühlt und tief zerrissen.

Ich litt zu lang, ich litt zu viel,
Nun lähmt mich das Entsetzen;
In ferne Nacht zerfließt mein Ziel —
Mein Wahn in tausend Fetzen.

Und der ich tief im Dunkel steh,
Mein ganzes Leid erfasse:
Ich bin zu schwach für so viel Weh,
Ich bin zu weich zum Hasse.

Und was ich von des Lebens Drang,
Doch fühlend, unterscheide,
Ist nur ein Schrei mit wildem Klang:
Ich leide und ich leide!

Emil Faktor.

Wer weiß?

Ich sah kristallhell einst ein Wasser rieseln
In frischem Moos hinab vom Bergesstamm;
Doch floß es nicht zum Meer auf blauen Kieseln —
Es stockt im Thal, vom Schilf erstickt, im Schlamm.

Und eine Feuergarbe sah ich lohen —
Ich wüßte nicht, was kost'ter golden wär' —
Doch ist sie nicht zum Himmel so entflohen:
Als Rauch schlug sie zu Boden, schwarz und schwer.

Ich frage seither oft, wenn bang erschrocken
Von finstern Thaten schaudernd liest mein Mund,
Ob staunend nicht mein Atem würde stocken,
Könnt' ich hinabsehn bis zum tiefsten Grund.

Maria Solina.

Lenzlob.

In neuen Farben rüstet sich der Lenz . . .

In mein verstecktes Waldesthal
Kam er in jähem Sturm geflogen,
Und wie ein weißgeschwungner Bogen
So blaut er über aller Qual
Des Winters . . . Freund, zur rechten Stunde
Durchfuhrst auf Deiner Weltenrunde
Du meinen Wald. Er schlief nun lang.
Schon ward mir's um den Trämmer bang.
Doch bei dem ersten Frühlingston

Auf schlug er auch die Augen schon:
Schneeglöckchen hatten ihn geweckt —
Da stand, wie sich ein Riese reckt,
Der Sieger in der blauen Luft,
Die Veilchen strömten Opferduft,
Die Anemonen geigten süß,
Und wieder ward das Paradies!

Das Alles hab' ich heut geseh'n
Und meiner Seele Auferstehn.

Karl Ernst Knodt.

„Zarte Flocken . . ."

Zarte Flocken schweben nieder,
Decken leis die Wege zu,
Alles, was im Frühling lebte,
Müde legte sich's zur Ruh.

Langsam schreit ich meiner Straße
In die graue Welt hinein,
Und im Herzen stillernd fragt es:
Sag, wann wird es wieder mai'n?

Alfred Semerau.

Digitized by Google

Gedichte

von

S. A. Weiß.

(Ungedruckter Nachlaß.*)

Frühlingsweben.

Veilchen blühen schon im Grunde:
Holde, milde Frühlingsstunde!

Warmer Hauch durchströmt die Erde
Nach des Winters Frostbeschwerde.

Leises Rühren in den Zweigen,
Wie die Säfte aufwärts steigen.

Wirkend will es sich gestalten,
Auch in Dir ist ein Entfalten.

Laue Luft, geheimes Weben,
Neues Licht und neues Leben —

O wie fühlt sich solcher Segen:
Außen, innen Frühlingsregen!

Italienische Frühlingstage.

Sonnige, herrliche Tage
Leb' ich, vom Lichte verklärt,
Wie sie die liebliche Sage
Sonst nur den Göttern gewährt.

Alles erscheint in der Klarheit,
Die ihm der Tag hier verleiht,
Reiner, bestimmter, wie Wahrheit,
Noch nicht vom Staube entweiht.

Segen der leuchtenden Sonne,
O, wie die Seele ihn trinkt!
Bis sie, vor Schauen und Wonne
Trunken, im Lichte versinkt.

Lenzgeheimnis.

Nun der Lenz mit Blüh'n und Singen
Frohmut mir ins Herz gebracht,
Weiß ich nicht, was heimlich dringen
Mir ins Aug' die Thränen macht?

Fließt aus lichter Freude Bronnen
Denn zugleich auch stilles Leid,
Weil für immer reinste Wonnen
Uns versagt der Götter Neid?

Pfingsten.

Blau der Himmel ausgespannt
Bis zum fernsten Rande,
Gottes Geist geht unerkannt
Durch die blüh'nden Lande.

Und ein Hauch der Stille legt
Sich auf alles Leben,
Das sich voll entfaltet regt
Mit geheimem Beben:

Überall sind buntgeschwellt
Blüten aufgebrochen,
Und erfüllt ist nun der Welt,
Was der Lenz versprochen.

Sonntagmorgen.

Übergoldet ruht das Land
In der Morgenstunde,
Nur ein Glöcklein unverwandt
Läutet fern im Grunde.

Wie sich durch die Lüfte sacht
Hin die Töne schwingen,
Ist auch bald das Thal erwacht
Dank dem Herrn zu bringen.

Und dann wieder wird es still:
Alles fühlt den Segen.
Wie die Hand der Liebe will
Sich aufs Herz ihm legen.

Im Zwielicht.

Stille Abendschatten weben,
Aus der Ferne klingt ein Ton,
Langsam weicht zurück das Leben,
Und die Sterne glänzen schon.

Also kommt Dir ein Erinnern,
Wenn Dein Tag sich neigen will,
Und in Deinem dunklen Innern
Wird es wieder licht und still.

Herbst.

Nun flieht die letzte Schwalbe schon,
Nun sinkt das Laub zu Grunde,
Es geht ein leiser Sterbeton
Wie klagend in der Runde.

*) Aus der in den nächsten Tagen zur Ausgabe gelangenden Sammlung: „Gedichte von S. A. Weiß. Herausgegeben von seiner Witwe" (Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt), aus der wir bereits wiederholt Proben gebracht haben. Wir glauben das Buch, das auch mit dem Bildnis des so früh dahingeschiedenen Dichters geschmückt ist, unseren Lesern nicht besser empfehlen zu können. D. Red.

Digitized by Google

Doch wird Natur zu Lenzbeginn
Verjüngt sich neu erheben —
Wir gehn mit jedem Herbst dahin
Ein Stück von meinem Leben.

Tat twam asi.

Im Tat twam asi ruht das Heil der Welt! —
Aus fernem Osten, weit im Sonnenland,
Wo holdumblüht der Ganges silbend rauscht,
Aus grauer Vorzeit kam der Weisheitsspruch
Durch die Jahrhunderte im Wechselstrom
Auf diesen Tag, der jung im Westen glüht.
Auch hier ist Schmerz, auch hier ist Kampf und Not
Des Erdenlebens steter Weggenoss',
Auch hier verbindet alle Kreatur
Ein Leidensjug und liegt wie Kummer Bann
Auf Allem, was das Dasein trägt zu Leh'n,
Und Alles sagt: Geschaffen sein ist Weh.
Doch giebt es Trost und Linderung ist nah:
Es klingt herüber jenes süße Wort
Und thät'ges Mitleid heilcht es liebevoll
So hier wie dort, so hier wie dort in Eins
Gesetz und Pflicht und innern Herzensdrang
Verschlingend: Tat twam asi! „Dies
Geschaffene bist Du!“ Es sagt sich vor
Im Stillen der Buddhist den heil'gen Spruch,
Wenn in Gedanken er versenkt dahin
Auf seinem Wege sinnend, wandelt, ernst,
Und vielgestaltig diese Schöpfung sieht:
Gestein und Baum, Lebend'ges, Mensch und Tier.
Er sagt sich: Tat twam asi. Das bist Du!
Und Tat twam asi leuchtet ihm voran
Auf der Gestaltung sanft gewundnem Pfad,
Da Mensch und Tier und Pflanze und Gestein
Ihm Eins nur sind in ihrer Wesenheit,
Und dieses Eine ist ihm, wohnumhüllt,
In der Geburten Kreis sein eignes Bild.
Im Tat twam asi ruht das Heil der Welt!

Schlaflos.

In der Seele mir erwacht
Oft ein heimlich Klingen,
Wenn ich schlaflos lieg' zur Nacht,
Wach mit ernsten Dingen.

Geister sah' ich, wohl ein Heer,
Durch das Dunkel schreiten,
Und sie kommen immer mehr
Und aus allen Zeiten.

Weise, Feldherrn mit dem Stab,
Dichter, Königinnen,
Alle steigen aus dem Grab,
Bleich, in tiefem Sinnen.

Dort der Weise mit dem Mal
Auf der hohen Stirne,
Tausendjähr'ge Denkerqual
Brennt ihm im Gehirne.

Vorurteil und Unverstand
Ließen ihn verderben
Und sein eignes Vaterland
Im Exil ihn sterben.

Hier der Feldherr, auf der Brust
Mit der off'nen Wunde,
Haucht: „O Krieg! Ha! Welche Lust! —
Doch wozu im Grunde?

Wohl erkämpft' ich manchen Sieg,
Alles ach! vergebens!
Doch vielleicht sind Tod und Krieg
Tiefster Grund des Lebens.“

Einen welken Lorbeerkranz
In den welken Händen,
Kommt der Dichter, Aug'rer Glanz
Kann das Aug' nicht blenden

Ungeehrt bis an sein End'
Lebt' er still, verlassen,
Nun er tot, ein Monument
Hat er auf der Gassen.

Hohe schöne Königin,
Dir wohl war das Leben
Immer holdester Gewinn,
Immer freud'ges Streben?

Doch Du sagst: „Wohl war mein Leib
Frei von jeder Bürde,
Doch empfand ich nie als Weib
Frau'n- und Mutterwürde.“ — —

Schönheit, Wissen, Macht und Ruhm,
Dichts wird ganz uns eigen,
In der Wahrheit Heiligtum
Wohnt unheimlich Schweigen.

In des Wissens weitem Reich
Herrscht nur leere Meinung
Tod und Leben sind sich gleich:
Alles ist Erscheinung.

Keiner weiß, woher der Hauch,
Der ihn bringt zum Hafen,
Möcht' nur bald, wie ich jetzt auch,
Schlafen — schlafen — schlafen —

Wintertag.

Rings die schneebedeckten Berge
Dämmern durch den Nebel bleich,
Wie aus Stein gehaute Särge,
In des Winters öden Reich.

Kalte Schauer — Schneegerieſel:
Langsam sinkt nun Flock' auf Flock',
Durch das Feld dort huscht ein Wiesel
Flink und scheu im weißen Rock.

Sonst kein Leben. In den feuchten
Wolken schläft der Sonne Licht,
Um der Erde nicht zu leuchten
In das tote Angesicht.

Digitized by Google

Ein Gestrandeter.

Der folgende Brief rührt von einem Manne her, dessen litterarische und menschliche Schicksale uns mit erschütternder Wucht die alte Wahrheit vor Augen führen, daß es beim Künstler nicht auf die natürliche Begabung allein ankommt, sondern auch auf den Charakter und wohl ebenso auf — ein bißchen Glück.

Ein starkes Talent war Karl Johann Braun Ritter von Braunthal (geb. 1802) ganz zweifellos, dennoch hat er, einige Lieder abgerechnet, nichts geschrieben, woran man volle Freude haben könnte, und was er zuletzt (unter dem Pseudonym „Jean Charles“) veröffentlichte, war eben nur Marktware, die mit dem Tage kam und ging. Die Schuld daran liegt zumeist an seinem haltlosen, zerfahrenen Wesen, aber allerdings war er auch sein Leben lang ein armes, vom Jäger Not gehetztes Wild. Nach einander liberal, radikal, reaktionär, wieder liberal und schließlich Beamter der Polizei-Hofstelle, dann, was seine religiösen Anschauungen betraf, nach einander katholisch, indifferent, ultramontan, evangelisch, atheistisch, um schließlich wieder ultramontan zu werden, dabei immer voll Feuereifers bei der jeweiligen Überzeugung und dennoch im Handumdrehen auch durch äußere Umstände besinnbar, wäre der unselige Mann wohl geeignet, dem Psychologen dankbaren Stoff für eine eingehende Darstellung zu bieten; der Litterarhistoriker wird die Mühe lieber auf Talente wenden, die Abgeklärteres leisteten, als er. Eine traurige Episode in seinem Leben ist sein Konflikt mit Anastasius Grün (Anton Alexander Graf von Auersperg). Völlig aufgeklärt und aktenmäßig festgestellt ist die unglückliche Affaire nie worden, jedenfalls hat man jedoch genügenden Grund für die Annahme, daß Braun den Dichter der „Spaziergänge eines Wiener Poeten“ öffentlich angriff und insgeheim denunzierte, dann, als ihn dieser forderte, sich nicht stellte, wohl aber die Sache so wenig diskret behandelte, daß die Polizei auch von dem bevorstehenden Duell Wind bekam. Dies der Kern; auf ein Mehr oder Weniger an Schuld Brauns kommt es ja nach Sachlage kaum an; sie ist jedenfalls groß genug. Der folgende, sehr seltsame Brief betrifft diese Episode; gleich seltsam ist die Veranlassung. Der vor mehreren Jahren verstorbene Wiener Dichter Ludwig Foglar, nebenbei bemerkt, ein Schwiegersohn Deinhardsteins, war Mitarbeiter an dem von L. C. Zamarski in Wien verlegten, von Braun redigierten „Haus- und Familienbuch“ und hatte für dieses eine Biographie Anastasius Grüns zu schreiben. In dieser Skizze nun nannte Foglar, nicht etwa aus bösem Willen, sondern aus Unbedachtsamkeit dem unglücklichen Redakteur zu, in seinem eigenen Blatte drucken zu lassen, daß er sich in jenem Konflikt mit Grün nicht „ritterlich“ benommen habe. Natürlich strich Braun diese Anspielung und schrieb zur Erklärung an den Autor, wie folgt:

Dem Dichter Ludwig Foglar,

dem poetischen, nicht dem Verstandesmenschen, denn Sie, geehrter Herr, haben fast ebenso wenig Verstand wie ich, was viel sagen will.

Wie schlecht es um den Verstand der Poeten „von Gottes Gnaden“ steht, haben Sie so recht eigentlich durch die von Ihnen verfaßte, biographisch-charakteristische Skizze „Anastasius Grün“ im „Haus- und Familienbuch“ bewiesen, durch den Schluß nämlich, der gestrichen werden mußte, nicht um meiner — sondern um des Blattes willen, denn obgleich manch Jahrzehnt über jenen Conflikt zwischen A. G. und mir hingegangen, so weiß doch die ganze litterarische Welt Deutschlands noch darum, wenn sie auch human genug ist, mich nicht daran zu „erinnern“, und dennoch müßte es auch als unzulässig, ja nachgerade unverständig erscheinen, einem Autor in dem von ihm selbst redigierten Blatte — wenn auch indirekt — in Erinnerung zu bringen, daß er in jenem vergangenen Falle nicht „ritterlich“ gehandelt habe . . . Da es Sie, geehrter Herr, wenn auch nicht von der Verstandesseite, so doch vorseiten der Gefühlsanschauung interessiren dürfte, Eingehendes über jenen Conflikt kennen zu lernen, so theile ich Ihnen Beifolgendes mit.

Vor allem ersuche ich Sie, in Pierers Lexicon den Artikel: „Jean Charles (Braun von Braunthal)“ nachzulesen. Darin werden Sie zur Orientirung über „Ritterlich“ finden, daß ich mir meine Sporen verdient habe. Die bezügliche Stelle lautet etwa so: „Mit Bezugnahme auf die in unserem Lexikon enthaltene Biographie B. v. B.'s haben wir nachzutragen, daß derselbe, in seinem Streite mit Anastasius Grün durch „locale“ Umstände behindert, der an ihn ergangenen Herausforderung rechtzeitig nachzukommen,

Digitized by Google

bei einem ähnlichen Anlasse (mit dem Reichsgrafen Schafgotsch) dem Gebote der Ehre vollkommen entsprochen (sich nämlich mit diesem Cavalier auf fünf Schritte Barriere bei Dresden auf Pistolen geschlagen) hat." (Die Kugel meines Gegners streifte mir die Stirne.)

Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir ein Gleiches von Anastasius Grün mittheilten, da ich hierüber nichts gelesen oder gehört.

Ich sende Ihnen hiemit zwei Druckschriften von mir: „Der Gang durch die Wüste" und „Dichterleben aus erster Zeit."

In ersterem finden Sie meine Seelenzustände nach jener Katastrophe geschildert; wie ich, da kaum die Mutter meines Kindes beerdigt und ich von Schwerz und Krankheit halb aufgerieben, arm und „ohne Reisepaß" war, also fisisch und moralisch verhindert, „an die Gränze" zu reisen, um „ritterlich" zu handeln, wie ich dann, halb genesen, ein freiwilliges Exil antrat und fortzog in die weite fremde Welt.

Im „Dichterleben" lesen Sie hierauf Begräbliches und Charakteristisches über Lenau (Nikolaus), Anastasius Grün (Alexander) und Betty Paoli (Clary).

Noch einmal, geehrter Herr, dies Alles nur in Achtung vor einer so durch und durch poetischen Natur wie die Ihrige, womit immer verharren wird

Ihr ergebener
Wien, 26. October 1861. **Braunthal.**

Man sieht, an thatsächlichem Material bringt Braun zu seiner Entlastung immerhin Einiges vor, das man gerechter Weise nicht ganz wird übersehen dürfen; die Wahrheit seiner Angaben, die wir nicht haben nachprüfen können, setzen wir dabei natürlich voraus. Aber auch all dies, was er anführt, zugegeben, wird man doch der Meinung bleiben dürfen, daß Braun, den seine bedrängten persönlichen Verhältnisse nicht verhindert hatten, eine unerquickliche Fehde vom Zaune zu brechen und sich verwerflicher Waffen gegen seinen Gegner zu bedienen, nun auch nicht berechtigt war, mit Rücksicht auf diese Verhältnisse das Duell abzulehnen. Auf den heiklen Punkt wie die Polizei von dem bevorstehenden Ehrenhandel erfuhr, geht Braun nicht ein; indes ist ihm ja nach dieser Hinsicht eine Schuld nicht nachgewiesen. Richtig ist endlich, daß Braun dann Oesterreich verließ, aber er that es nothgedrungen; die Affaire hatte die Gemüter so sehr gegen ihn erregt, daß nun thatsächlich dort nicht mehr seines Bleibens war. Wie übrigens der gestrandete Mann selbst am Abend seines Lebens über sein Verhalten dachte, erweist die Bemerkung, man sei sonst „human" genug, ihn nicht daran zu erinnern . . . .

Graphologie und litterarische Kritik.

Daß an der Graphologie „was dran ist", wer wollt' es leugnen?! — wenn sich in jeder Bewegung des Menschen bis zu einem gewissen Grad sein Charakter verrät, so wär's ja undenkbar, daß gerade seine Handschrift nicht auch dafür bezeichnend sein sollte. Aber Gott schütze die junge „Handschriften-Deutungskunde", wie ihre Jünger das griechische Wort nicht eben geschickt übersetzen, vor den „Handschriften-Deutungskundigen" von Beruf, die ihre Vereinigung zunächst allerdings noch, wahrscheinlich um ihr Publikum verblauen zu werden, mit dem Fremdwort beinennen. Diese „Deutsch-graphologische Gesellschaft" nämlich, giebt „Graphologische Monatshefte" heraus, deren erstes vom Jahre 1899 uns vorliegt und einen Aufsatz enthält, der bitter ernst gemeint ist, aber selbst dem ärgsten Hypochonder ein Lächeln abnötigen und Jenen, die noch nichts von Graphologie wissen, jedenfalls eine kuriose Ansicht von dieser „Kunde" beibringen wird. Der Aufsatz, dessen Verfasser — er ist ein begabter Lyriker — wir in diesem Zusammenhange nicht nennen mögen, analysiert die Charaktere einer Anzahl deutscher Schriftstellerinnen der Gegenwart auf Grundlage ihrer Unterschriften und es ist geradezu erstaunlich, was der kurze Namenszug dem kundigen Auge verrät! So hat eine der Dichterinnen nach des Herrn Verfassers Beschreibung eine „einfache, ziemlich kleine und nur mäßig geneigte Handschrift", die „der strengen Bindung des Buchstabens und des kräftigen Federdruckes entbehrt." Und nun lese man, was sich dem Graphologen von Beruf daraus erschließt. Die Dame ist — sagt ihm diese Schrift — „von Ruhe und Abgeklärtheit des Denkens," sie „besitzt kluge, sachliche Beobachtungsgabe und viel Urteilskraft". Das wäre ja gerade genug, aber ihm sagen die 23 Buchstaben ihres Namens noch mehr: „Sie ist", fährt er fort, „ein durchaus vornehmer, klug, feinfühlig und vielfach intuitiv beobachtender, etwas zurückhaltender, aber niemals steifer oder gemütskalter Charakter." Wohlgemerkt, dies Alles sagt ihm der Namenszug; der Leser aber staunt, denn ganz dasselbe haben ihm ihre Schriften gesagt: es ist Marie von Ebner-Eschenbach. Tenfelskerle, diese Graphologen! — aber was will dies gegen die folgende Probe seines Scharfblicks sagen! Eine Schriftstellerin hat in ihrer Unterschrift als „graphische Symptome" eine „große, sehr verbundene und unregelmäßig schräge Schrift, sowie deren außerordentliche Dicke und Freiheit von unnötigen Hinzufügungen." Und was sagen ihm die graphischen Symptome dieser zwölf Buchstaben?! „In dieser Schriftstellerin finden wir einen Charakter von großer, leidenschaftlicher und ernster Tiefe der Lebensauffassung, die allerdings einer intellektuell und ästhetisch-formal abgeklärten Einheitlichkeit entbehrt, aber dafür solch impulsive und ursprüngliche Selbständigkeit und solch fast fieberhaft energische und nie befriedigt ausrastende Thätigkeit zeigt, wie sie recht selten sind." Zwölf Buchstaben! Leider erfahren wir die Details der Ausdeutung nicht; und so wissen wir nicht, was die „außerordentliche Dicke" bedeutet: ob die Tiefe der Lebensauffassung oder den Mangel an Einheitlichkeit oder die impulsive Selbständigkeit; am Ende gar ist Dicke das Zeichen für die fast fieberhaft energische und doch nie befriedigt ausrastende Thätigkeit. Was wir aber ganz genau wissen, ist, daß wir von freundlichen Recensenten bereits einige Dutzend Male dieselben oder ähnliche Redensarten über die Werke dieser Schriftstellerin — es ist Ossip Schubin — gelesen haben! Da kann es kaum noch verblüffen, daß die „n" und „u" in der Unterschrift von Natalya von Eschstruth zwar für eine „größere Sensibilität" sprechen, „nur entbehrt diese völlig einer natürlichen und impulsiv-einfachen Aeußerung" — es ist ja wahr, wir haben diese Eigenschaften auch beim Genuß der „Gänseliesel" nicht gefunden, und beneiden den Mann, der zu derselben Ansicht über die begnadete Dichterin kommt, wenn er nur eines ihrer „n" und nur eines ihrer „u" stu-

Digitized by Google

diert, ohne erst ihre Werke lesen zu müssen, aber so freudig überrascht, wie über den Triumph der Graphologie bei der Auslegung der zwölf Buchstaben der österreichischen Erzählerin können wir hier doch nicht sein. Von welcher Tragweite die Enthüllungen des jungen Autors für die Kritik und Litteraturgeschichte sind, ist kaum auszudenken: diktiert ihm der Anblick der bloßen Unterschrift einer Autorin und selbstverständlich auch der eines Autors dieselben Urteile in die Feder, die wir Anderen aus ihren Werken gewinnen, so ist das Lesen künftig vollends für das Beurteilen überflüssig: man sieht sich eine Autographen-Sammlung an und schreibt dann eine Kritik, oder gleich eine ganze Litteraturgeschichte, die sich nur so gewaschen hat. Zum Schluß noch ein ernstes Wort — ist der Aufsatz Humbug oder Selbsttäuschung?! So nahe das erstere liegt, wir sind vom letzteren überzeugt. Der Herr wußte offenbar gar nicht, was er da seiner geliebten „Handschriften-Deutungskunde" zufügte

G. B.

Litterarische Notizen.

— „Das Wanderbuch." Eine dramatisierte Erzählung aus dem Nachlasse mit gelammelte kleine Schriften von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Der liebenswürdige, begabte, nimmermüde Dichter, der eine Zeit lang überschätzt wurde, um dann eine noch viel stärkere und ungerechtere Unterschätzung zu erleben, war keiner von den grüblerischen Schriftstellern, die ab und zu etwas nur für ihr Pult oder gar für ihren Papierkorb schreiben; daß sich in seinem Nachlaß Ungedrucktes von Bedeutung vorfinden würde, war nicht zu erhoffen, und thatsächlich bietet auch der Nachlaßband solche Gaben nicht. Das umfangreichste Stück des Bandes ist die „dramatisierte Erzählung in fünf Akten", die ihm den Haupttitel gegeben hat. Wollte man die strenge, kritische Richterminne anfiezen, so wäre ja natürlich zunächst dieser Nebentitel zu bemängeln; eine „Erzählung in Akten" ist ja auch gewiß ein Kuriosum; die Dichtung kann entweder ein Epos oder ein Drama sein, aber beides zugleich nicht. Aber Ebers dürfte dies ebenso genau gewußt haben, wie wir, und ebenso ist er sich über den litterarischen Wert dieses Versuchs zweifellos ganz klar gewesen, denn das „nonum prematur in annum" war sonst wahrlich nicht seine Sache; er selbst wird auch schwerlich an die Veröffentlichung ernstlich gedacht haben. Gleichwohl sei dem Herausgeber des Bandes — er hat sich nicht genannt — dafür gern Ihmnität erteilt: „Das Wanderbuch" ist keine Dichtung, geschweige denn, daß es eine bedeutende Dichtung wäre, aber es ist ein liebenswürdig und unbeschlos hingeschriebener Versuch, ein Lustspiel zu schaffen, und schon darum nicht ganz ohne Interesse: daß auch Ebers ernstlich an die Bühne gedacht hat, war bisher nicht bekannt. Wer das nett geschriebene Ding ohne viel Ansprüche an die Kunstform liest, wird sich von der flotten, sicheren, allerdings nicht eben tiefen Charakteristik und dem launigen Grundton angenehm berührt fühlen; wer solche Ansprüche erheben will, lasse es lieber ungelesen. An dichterischem Wert höher steht die Weihnachtsgeschichte: „Wie ich die Frau Liebste gewann", eine Skizze im Stil von Ebers „Gred", gleich diesem Roman im alten Nürnberg spielend, recht anmutig erzählt, auch sittengeschichtlich von Interesse. Daneben enthält der Band die schöne, zuerst in dieser Zeitschrift erschienene Studie über die Büste: „Büstengrün", ferner zwei ägyptische Märchen in sorglicher Uebertragung, endlich den Aufsatz aus Aegypten: „Mein Grab in Theben". Alles in Allem wird man sich diese Nachlese wohl gefallen lassen können; sie wäre innerlich reicher geworden, wenn ihr die Herausgeber eine Auslese aus Ebers' Gedichten und Sprüchen beigefügt hätten. Warum dies unterblieben ist, wissen wir nicht.

— Die Hauptmannsfrau. Ein Totentanz aus dem sechzehnten Jahrhundert. Roman von Josef Lauff. Köln, Albert Ahn. Daß Lauff ein preußischer Hauptmann, ein patriotischer Dichter und ein mittelmäßiger Dramatiker ist, weiß man seit seinen „Burggrafen" in weiten Kreisen. Die tönenden Phrasen dieses Dramas haben auch uns so dröhnend ins Ohr geklungen, daß wir nach diesem Roman nur zögernd und mit Mißtrauen gegriffen haben. Auch der kuriose Nebentitel war geeignet, ein unbehagliches Vorgefühl zu erwecken; er klingt anspruchsvoll und dilettantisch zugleich; besagen soll er, daß in dem Roman Krieg und Pestilenz eine Rolle spielen, aber auch ein Roman dieses Inhalts ist eben ein Roman und kein „Totentanz", wozumter man ja keine poetische Gattung versteht. Es liegt aber nicht bloß an diesem Vorgefühl, daß uns Schlimmes befürchten ließ, wenn uns das Buch im ganzen und großen angenehm enttäuschte. Es ist eine gute Unterhaltungslektüre: viel Handlung, viel Bewegung, viel Rührung; wollte der Himmel, die Leihbibliotheken brächten nur solche Bücher in Umlauf. Aber auch von der Begabung Lauff's hat uns der Roman eine bessere Meinung beigebracht; er ist beileibe kein Künstler, aber er kann als Romandichter doch ab und zu wirklich sehen, wirklich gestalten, während er dies als Dramatiker nicht kann. Das Schwächste ist auch hier die Sprache. Die Handlung spielt 1546 und darum hielt Lauff Wendungen berechtigt, wie die folgenden: „Die Gangart schaffte über Gebühr"; „seine Vorderen hatten den Falken geworfen"; „er sühnte und söhnte": „es war Holdein; ein grauenhafter Gesell weilte in seinem Schatten"; „alle Waffengattungen gaben Kriegsschein"; u. s. w. — das heißt aber die Sprache nicht künstlerisch färben, um ihr einen bestimmten Ton und Eindruck zu geben, sondern ihr schwer oder gar nicht verständliche Flicken aufsetzen, damit der Leser inne werde, daß der Herr Verfasser die Quellen studiert hat. Man vergleiche die Sprache von Lauff's „Hauptmannsfrau" mit der von Scheffels „Ekkehard" oder von K. F. Meyers „Richterin" und wird dann den Unterschied zwischen dem altertümelnden Schriftsteller und dem Dichter von historischem Sinn und Gefühl erkennen. Auch ein anderer Zug ist für die Unterscheidung zwischen dem Schriftsteller, der sich seinem Stoff zuliebe in eine bestimmte Sprachmanier hineinzwängt, und dem Künstler, dessen Sprache der organische, natürlich gewachsene Körper seines Stoffs ist, sehr lehrreich: Wendungen wie: „Das Licht umspielte voll und ganz den Gesellen", oder „Der weiche Stoff umschlang in malerischen Falten ihre schöne Gestalt", oder gar: „Sie war zufrieden mit dem Resultat ihrer Forschung", wird man bei Scheffel oder Meyer vergeblich suchen; bei Lauff finden sie sich zu Dutzenden, was auch gar nicht zu verwundern ist — auf Stelzen kann man eben nicht tagelang gehen . . . Indes, Künstler oder nicht, ein Schriftsteller, der gute Unterhaltungs-Lektüre schreibt, ist Lauff jedenfalls und darum sei das Buch jenen Lesern empfohlen, die viel lesen und dabei doch nichts Schlechtes lesen mögen.

— Gut aufgelegt. Neue Geschichten und Gedicht'ln von Leopold Hörmann. Dresden. G. Pierson. Frühere Sammlungen des Autors haben an dieser Stelle freundliche Empfehlung gefunden; auch der vorliegenden können wir sie mit auf den Weg geben. Hörmann ist immer lustig, ohne roh, immer gemütvoll, ohne sentimental zu werden — und das kann man selbst von viel berühmteren Dialekt-Dichtern nicht immer sagen. —nz—

— Tragödie. Gedichte von Heinrich Pudor, (München, Selbstverlag. Leipzig, Carl Fr. Fleischer.) Entweder ist Herr Pudor geistig nicht normal, und dann verdient er unser Bedauern; oder er stellt sich nur so, und dann gebührt ihm eine andere Empfindung. Die Kritik aber hat sich keinesfalls mit ihm zu beschäftigen. —g.

— Des hübschen, liebenswürdigen, auch durch sorglichen Kult der Form sympathisch berührenden Talents von Frida Schanz haben wir bereits wiederholt gedacht und diese gute Meinung rechtfertigen auch ihre „Neue Gedichte". (Leipzig, J. J. Weber.) Besonders erfreut haben uns in diesem Bande die feinen Nachdichtungen italienischer Lyrik. —nz—

— Der Schuldner von Alt-Zürich. Ein Gedicht von Albert Wstermann, Stuttgart, Greiner

Digitized by Google

und Pfeiffer. Offenbar ein junger Dichter, der noch nicht seinen eigenen Ton gefunden hat; er scheffelt, baumhardt und wolfft bunt durcheinander und immer aus voller Kehle. Gleichwohl ist der Gesamt-Eindruck kein unsympathischer; eine liebenswürdige Natur, nicht ohne Gestaltungskraft; aus dem Manne kann was werden. —g.

— Mittelmäßige Ware, Verse, über die sich weder im Guten noch im Schlechten viel sagen läßt, eben weil sie weder gut noch schlecht sind, enthält die Sammlung: „Waldwuchs". Gedichte von Hans Eschelbach, Köln a. R. Paul Neubner. Sie liegt uns sogar in „zweiter vermehrter Auflage" vor, ein Beweis, daß der Herr Verfasser viele Freunde gefunden hat, die sich seine Verse gern als Angebinde haben verehren lassen. Vielleicht wird auch Fran Adelheid Wendel-Schratz, der Verfasserin der Sammlung: „Aus Herz und Welt" (München, Seitz und Schauer) das gleiche Schicksal zu Teil; ihre Gedichte verdienen es ebenso, wie die Eschelbach's. In demselben Münchener Verlage hat A. de Nova unter dem Titel: „Mein Herz" eine Sammlung erscheinen lassen. Das Papier ist wunderschön, und es sind Verse drauf gedruckt, wie die folgenden:

Vor Deinem süßen blauen Blick
Wird mir so wohl, so weh . . .
Es schmilzt mein ganzes Herze hin
In thränenheißen Trieben,

worauf sich dann „lieben" reimt. Man sieht, das ist nicht mehr mittelmäßig, wogegen die „Dichtungen" von Josefine Gräfin zu Leiningen-Westerburg (Kassel, Th. G. Fisher & Co.) wieder dies Epitheton verdienen. Aber das sind feine Unterschiede, die für die Wertschätzung im ganzen und großen nicht in Betracht kommen . . . K B.

— In einer der letzten Nummern der Straßburger „Alsatia" teilt Th. Vulpinus den im XXIV. Band der „Deutschen Dichtung" (Seite 271 ff.) mitgeteilten Brief Pfeffel's mit und versieht ihn mit einigen, aus lokalgeschichtlichen Quellen geschöpften Erläuterungen, aus denen Einiges hier mitgeteilt sei. Der Adressat des Briefes war Christian von Mechel, ein aus Basel stammender Kupferstecher und Kunsthändler (1737—1818). Der Name „Klimurath" im Briefe ist richtig „Klimuroth" zu lesen; er war ein Colmarer Handelsherr; der Name „Beßner von Lavenne" soll: „Bößner von Cayenne" heißen; an beiden Versehen trägt nicht der Abdruck in unserer Zeitschrift, sondern der Sekretär des erblindeten Dichters die Schuld. Was mit der wahrscheinlich litterarischen Anspielung von „Stoppens gereistem Glog" gemeint ist, weiß uns leider auch Vulpinus nicht zu sagen. Daran sei auch eine andere Richtigstellung gereiht. Wie uns Herr Dr. Max Ewert in Arnstadt, der eine Biographie von Willibald Alexis vorbereitet, mitteilt, sind einige Stellen im Briefe des Dichters an Deinhardstein, den wir im laufenden Bande (Seite 220 ff.) mitgeteilt haben und dessen Original sich jetzt in Herrn Dr. Ewerts Händen befindet, nicht richtig wiedergegeben. So sieht im Original: „ob es denn wirklich da so schlimm aussieht"; in unserem Abdruck, Seite 226, Zeile 8 des Briefs von oben ist das Wörtchen „da" ausgefallen Zeile 18 von unten liest Herr Dr Ewert „beschumpt" [nicht „beschimpft"], dann Zeile 12 von unten „Schmutzangriffe" [nicht „Schmutzerzeugnisse"], Seite 227, Zeile 5 von oben „mahlen" [nicht „mehren"]; geringfügige orthographische Abweichungen seien nicht erst registriert. Auch die Abschrift, die unserem Abdruck zu Grunde lag, war von einer geübten Kraft angefertigt und sorglich mit dem Original, das damals uns zur Verfügung stand, verglichen; doch ist eben die Handschrift des Dichters sehr schwer zu entziffern. In welchem Maße dies der Fall ist, mag der umstand beweisen, daß auch Herr Dr. Ewert, der in letzter Zeit hunderte von Briefen Häring's geleten hat, bezüglich einiger Stellen ungewiß ist; so vermutet er, es müsse Seite 227, Zeile 6 von oben „Streech" statt „Furor" heißen, kann es aber nicht genau sagen; vom Eingang des vorletzten Absatzes („Ueber die" u. s. w.) meint er, derselbe könne nicht so lauten, wie bei uns gedruckt, aber den richtigen Wortlaut habe auch er noch nicht feststellen können. Zur sachlichen Erläuterung des Satzes: „Vor der Hand möchte ich noch nicht dahin (nach Wien) zurück, wiewohl es eigentlich meine Lebensaufgabe ist, schmerzliche Erinnerungen nicht zu fliehen, sondern ihnen in's Auge zu blicken", erinnert Herr Dr. Ewert an Härings Verlobung mit der Wiener Hofschauspielerin Anite Gleh, der nachmaligen Frau Rettich, die damals eben gelöst worden war.

— Durch ein Versehen der Druckerei ist im letzten Hefte bei dem Gedicht: „Die Stuhe der Mutter" (Seite 235 ff.) der Autorname ausgefallen. Derselbe lautet: Julius Koch.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen:

Braune, Rudolph. Spinnennmund. Lustspiel. Roßla. R. Braune's Verlag. 1898.

Nitschmann, Heinrich. Perlen französischer Dichtung. Köthen. Paul Dünnhaupt, o. J.

O'Wickedone, P. R. Entvorgepeitscht. Zürich. Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1898.

Sommerfeld, A. v. Blond und Schwarz. Ein Gedichtbuch. Zürich. Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1896.

Chillonius. „Wasser-Ringe". Zeitgedichte eines Oesterreichers. III. 1803 — Juli 1807. Zürich. Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Ein Tag. Drama. Zürich. Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1898.

Teichert, Adolf. Neue Gedichte. Dresden u. Leipzig. E. Pierson. 1898.

Ehrenfeld, Dr. Alex. Studien zur Theorie des Reims. 1. Teil. Zürich. E. Speidel. 1897.

Arnold, Dr. Rob F. Tadeusz Kosciusko in der deutschen Litteratur. Berlin. Mayer u. Müller. 1898.

Dietrich, Richard. Auf einsamer Straße. Gedichte. Dresden u. Leipzig. E. Pierson's Vlg. 1898.

Oertel, Georg. Von drinnen und draußen. Lieder. Berlin. Deutscher Schriftenverlag. o. J.

Hoffmann, Paul Nikolaus. Aphorismen München J. Haushalter. 1898.

Telmann, Konrad Das Ende vom Lied. Roman. Leipzig u. Dresden Carl Reißner. 1898.

Willgeroth, Gustav. Gedichte. Wismar. Willgeroth & Mentzel. 1898.

Byseebrad. Ein Cyklus epischer Dichtungen von Julius Zeyer Aus dem Böhmischen übertragen von O. Malubrok-Stieler. Prag. Fr Rivnáč. 1898.

G. E. Lichtenberg's Briefe an Dieterich 1770—1798 Herausgegeben von Eduard Grisebach. Leipzig. Dieterich'sche Verlbh. 1898.

Limprecht, Carl. Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter. Elberfeld. Im Selbstverlage d. Verf. o. J.

Litten, Julius. Der Bandwurm. Eine ärztliche Humoreske. 2. Aufl. Berlin. Beisellkarten- und Zeitungsverlag G. m. b. H. o. J.

Krüger, Hermann Anders. Der junge Eichendorff Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Oppeln. Georg Maske. 1898.

Forbndes, M. Die Leere. Roman. Leipzig. Wilhelm Friedrich. 1898.

Schäfer, Wilhelm. Faustine, der weibliche Faust. Tragödie in sechs Aufzügen nebst Vorspiel und Prolog Zürich. Emil Cotti's Witwe. 1898.

Ehrusen, P. P. Bühnenspiele. Intrigue, eine Komödie. Lösung durch ein Wunder, Historie. Berlin. J. Harrwitz Nachf. 1898.

Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Der Roman einer Toten.

Von A. Schoebel.

Der Bildhauer Konrad Dempwolf hielt das Gesicht in den Händen vergraben.

Er litt unter einem jener qualvollen Anfälle von Traurigkeit, die gleich einer akuten Krankheit den Menschen, vor allem den Künstler befallen und sehr häufig Vorbote und Verkünder eines unfrohen Ereignisses, einer Enttäuschung oder Verletzung sind.

Todmüde von stundenlanger, fruchtloser Arbeit, mit leerem Magen, verzweifelnd an seinem Können, hockte er auf dem Bett, welches man aus der gemütlichen, kleinen Stube, die er in besseren Tagen bewohnt, herabgeschleppt hatte in einen Winkel dieser kalten Höhle voller Staub und gipsgewordener Künstlerträume, die sich Atelier nannte.

Nach minutenlangem Hinbrüten riß sich der junge Mensch empor, um feuchte Tücher über ein großes Thonmodell zu decken. Es war eine unvollendete Arbeit, eine Arbeit, die vermutlich niemals die Vollendung erleben würde.

Mit finstrem Blick betrachtete Dempwolf das Werk. Im Herzen hatte er diese Gestalt getragen, sie genährt mit seinem besten Blut, sie umgossen mit dem Feuer seiner Phantasie — und seit sie Form angenommen, gedarbt, gehungert, sein Geld zum Fenster hinausgeschüttet, um Modelle für sie aufzutreiben.

Alles war gelungen an dieser ruhenden Gestalt, das Anatomische, die Linienführung, der Fall der Gewandung. Die Ausführung deckte sich mit der Idee, — bis auf einen Punkt. Psyche, die aus der Unterwelt Emporgestiegene, hat vorwitzigerweise das ihr von der Totenbeherrscherin mitgegebene Büchschen geöffnet, um der angeblich darin verwahrten, göttlichen Schönheit teilhaftig zu werden, — und ist in stygischen Schlaf versunken, der als Rauch hervorquillt aus dem nicht länger verschlossenen Gefäß.

An der Darstellung dieses Schlafes nun, der die Glieder des jungen Weibes löst und bindet zugleich, hatte Dempwolf die Grenze seines Könnens gefunden. Es war ein friedlicher, irdischer Schlaf, nicht der Schatten des Todes, der seine finstren Flügel hinbreitet über die holde Lebensgestalt, bis er der Macht und Gewalt der rettenden Liebe weichen muß. Das Geheimnisvolle, das den Vorgang einhüllt, kam nicht zum Ausdruck, — das Schreckнis, welches ihn begleitet, fehlte.

Dempwolf hatte diesen Mangel längst erkannt; aber er vermochte nicht herauszugrübeln, wie es anzugreifen sei, um die Arbeit zum echten, zum sprechenden Kunstwerk zu gestalten. Er hatte den Schlaf studiert und den Tod, aber jene Mittelstufe, welche er darzustellen sich vorgesetzt, nicht gefunden, — jenen von Mysterien erfüllten Zustand auf der Grenze zwischen hoffnungsfrohem Lebensgenuß und alles auslöschender Vernichtung.

Das letzte Tuch sank herab wie ein wassergetränktes Segel über einen Schiffbrüchigen, als draußen im Vorflur schwer niederfallende Tritte hörbar wurden. Es klang, als ob das Unglück herbeigeschritten käme, als ob man eine Leiche ins Haus schleppe.

An die Atelierthür klopfte es.

Dempwolf rief mit gepreßter Stimme sein „Herein“. Die Thür war unverschlossen. Er hätte höchstens absperren dürfen, um Diebe vor einer Enttäuschung zu bewahren.

Was man ihm so schwer dahergetragen brachte, war der Entwurf zu einer Brunnengruppe, welche, ohne den ausgesetzten Preis errungen zu haben, von einer Konkurrenz zurückkehrte.

Dempwolf suchte etwas kleine Münze zusammen, um die Leute für ihre Mühe abzulohnen, und beobachtete sodann schweigsam, wie

Digitized by Google

sie die groben Hüllen von dem Gipsmodell abnahmen und sich entfernten. Schließlich zog er sich wieder auf den Platz zurück, von dem aus er sonst mit Vorliebe tröstlichen Gedanken Audienz gewährte, auf die Bettkante.

Ein paar Minuten saß er da, ganz stumpf, in der angenehmen Verfassung eines Menschen etwa, dem man mitten in eine vage Hoffnung auf Begnadigung hinein sein Todesurteil verlesen hat. Dann stieg eine blutige Röte in sein Gesicht. Er sprang zum Werkzeugtisch, griff nach dem ersten besten Hammer und fing an, auf die zurückgewiesene Gruppe loszuschlagen, mit einer Wut, die weniger diesem einst so gehätschelten Kinde seines Könnens galt, als den Mandarinen der Bildhauerkunst, die darüber zu Gericht gesessen hatten.

Der junge Mensch stand eingehüllt in weiße, aufstiebende Wolken, zornig, grollend, und fast bis zum Weinen gereizt durch die über ihn hereingebrochene Enttäuschung.

Mitten im Zerstören hielt er inne.

Der Zauber, den das Werk für ihn gehabt, seit dem Tage, da er es concipiert, wirkte noch einmal stark und allmächtig. Die Seele desselben umfing ihn gleichsam, ehe sie sich in jenes unbekannte Land verflüchtigte, das die Seelen aller auf dieser Erde nicht ausgereiften Kunstwerke empfängt.

Er senkte den Arm. Mit unbarmherziger kritischer Gewissenhaftigkeit vertiefte er sich in die Betrachtung seiner Schöpfung, grübelte herum an der Verkörperung der Idee des Ganzen und hob dann von neuem den Hammer. Diesmal ganz ruhig, ganz besonnen. Er konnte nicht anders, als selber die Verurteilung der Jury bestätigen.

Freilich mußte es originell und fein erscheinen, daß die Gruppe — Zeus und Leda — von einem herabstürzenden Wasserfall gleichsam verschleiert gedacht war, durch das reinste und gewaltigste Element von der übrigen Welt abgesondert und in eine Atmosphäre voll zauberischen Lichts gerückt erschien. Doch die Kraft der Ausführung hatte der Gewalt der Idee nicht standgehalten.

Man konnte dem Schwan etwas Verzaubertes, geheimnisvoll Göttliches zugestehen, ohne Frage, aber das Weib, das in seinen mächtig gebreiteten Flügel hineingebettet ruhte, es war keine Leda. Ein holdes Königstöchterlein war's, das niemals an den Geheimnissen des Lebens herumgetastet hat, das sich voll süßer Erschrockenheit gefangen giebt, weil die Liebe so weich und kosend, auf Schwanenflügeln dahergezogen kommt. Keine Leda, die der Liebe des Gottes entgegenbebt, der die Erde kein Erlebnis bieten wird nach diesem.

Der junge Mensch nickte so trostlos. Er erkannte, daß seine Kraft erlahmt war an seinem Gegenstand. Vielleicht auch berührte die Kunst, seine Kunst, hier ihre Grenzen, und der Augenblick, da der Donnerer liebt, entzog sich jeglicher plastischen Darstellung. Da mußte die nachtverschleierte Erde beben, der Flammenatem des Olympiers über das entfesselte Meer dahinfahren, da mußten in Brand geratene Sterne herabtropfen.

Ein Trümmerhaufen lag vor dem Künstler. Von dem ganzen Werk war nur ein Teil unversehrt geblieben: die Mundpartie der Leda. Conrad bückte sich danach und versenkte sich in den Anblick der feinen, holden Linien.

Wie unter scharf einfallender Beleuchtung erkannte er plötzlich die Eigenart seines Talents, welches sich nicht vergewaltigen ließ. Er erkannte, daß es ihm versagt sei, in die Flammen des Lebens zu fassen, — Gluteffekte darzustellen. In der kühlen Dämmerung, unter dem blauen Märchenlicht des Mondes, dort lagen seine Reiche.

Dieser Atmosphäre drängte ihn seine ganze Konstitution zu. Seit der Geburt zart, von Frauen erzogen und behütet, hatte ihn die Gabe einer zwischen Himmel und Hölle dahinrasenden Phantasie befallen gleich einer seinen schwachen Körper erschütternden Krankheit. Von den Zerstreuungen der Altersgenossen zog es den Knaben fort in die schummrigen Winkel, wo es flüstert und schwirrt, wo die Schatten spielen und Gestalt annehmen. Und diese Schattengestalten zu bannen, trieb es ihn früh. Anfangs mit dem Wort in duftigen, zwischen den Wolken schwebenden Märchen, dann mit dem Stift, und zuletzt mit dem Meißel.

Trotz allem Widerspruchs der ihm verwandten Frauen, trotz ärztlicher Bedenken erwählte er den aufreibenden Beruf eines Künstlers.

Seine frühsten Arbeiten, in der Technik noch schwankend, waren Offenbarungen eines edlen, reinen Geistes. Das erste Werk, das er öffentlicher Ausstellung für würdig erachtete, ein trauernder Eros, errang die kleine, goldene Medaille und erweckte nicht nur das Interesse

Digitized by Google

weiterer Kreise, sondern auch den Neid der Kollegen. Irgend ein Mäcen ließ den Eros in Marmor ausführen, Aufträge von anderer Seite folgten. Konrad durfte sich den Luxus einer italienischen Reise gestatten. Geblendet von dem, was er gesehen, und verzweifelnd daran, es je zu erreichen, kehrte er zurück. Den erhabenen Kunstwerken gegenüber, vor denen die Jahrhunderte anbeten, hatte er das Vertrauen in seine Kraft verloren. Er zog sich vorerst zurück aus der Öffentlichkeit, um in der Stille zu streben, zu studieren, — errang jedoch leider durch diesen Entschluß nicht das, was ihm gebührt hätte: die Achtung der Welt, sondern deren Gleichgültigkeit! — Man zuckte die Achseln, man vergaß ihn. Sein Name, der begonnen hatte, sich zu übergolden in der Sonne des Ruhms, tauchte zurück ins Dunkle. Der Strom der Aufträge versickerte.

Dempwolf stand von da im Schatten mit seinen vornehmen, hauptsächlich die knospenhafte Schönheit des Weibes, den Duft und Zauber der Jugend verherrlichenden Arbeiten. Iris, Hebe, die geflügelte Hoffnung und ähnliche zarte Gestalten zogen seine Phantasie an.

Unter dieser bescheidenen Zurückhaltung schmolz Konrads kleines Vermögen dahin. Die Frauen, welche für ihn gespart und gesorgt hatten, starben rasch nach einander, ein trauriges Gefühl der Verlassenheit lähmte seinen Geistesflug. Nur selten noch kam die Hoffnung zu ihm, ging um in seinem Leben und griff nach seinem Herzen, um es mit Tränen zu erfüllen, — verschwand und kehrte zurück in süßem, trügerischem Wechselspiel.

Aber unter allen Entbehrungen stieg der junge Künstler nicht herab von seinem Piedestal. Mit feiner Selbstironie half er sich von Enttäuschung zu Enttäuschung hinüber. Kleinkunst, Handwerkerei würde er nicht um den Preis seines Lebens angerührt haben. Nur zu oft konnte er ja Kollegen in den blinkenden, goldenen Pfützen stecken bleiben sehen und hütete sich davor, die Flügel zu verlieren.

Im Leben hatte er seine Wünsche längst um einen Himmel tiefer gehängt. Er wartete nicht länger auf die große Liebe, welche sein Dasein erleuchten, seine Kunst befruchten sollte. Es war ihm deutlich geworden, daß die Fähigkeit, eine alles niedersengende Leidenschaft zu empfinden, ebenso selten ist, wie das Genie, und da ihm jedem Anschein nach das eine gegeben war, durfte er kaum hoffen, die andere über sich hereinbrechen zu sehen.

Oft erfaßte den jungen Menschen Zorn darüber, daß er seine Jugend, diese kostbare Sekunde der Ewigkeit, vorüberfliegen lassen mußte gleich einem schalen Traum. Wie er es sich ersehnte, das Große, das Gewaltige, das ihn vorwärts gestoßen hätte, — an den Abgrund, wenn es nicht anders sein konnte!

Den Erlebnissen, wie sie seine Kollegen verstanden und aufzusuchen für nötig hielten, um sich Sensationen zu verschaffen, stand er fern. Er kannte nicht das Tausend und eine Nacht-Leben der Großstadt. Kränklich, reizbar, überfein, wie er veranlagt war, genötigt seine durch Entbehrungen geschwächte Gesundheit zu hüten, mied er jede Unregelmäßigkeit und lebte still schaffend dahin, ein einsamer Mensch. Was er erlebte, er erlebte es innerlich, und seine Phantasie gab dazu eine Pracht der Beleuchtung und Szenerie her, wie sie auf Erden nicht gefunden wird.

So verwöhnte er sich selber, ein Aristokrat der Seele und erwachte aus seinen glanzvollen Träumen in einem staubigen Winkel seiner Werkstatt, hinter verdorrten, blaugrünen Gummibäumen, neben dem Käfig des kleinen Atelierspatzes, der etwas früher als sein Herr verhungert war. — — —

Immer noch zog der Staub in weißen Atomen durch die Luft. Konrad fing an zu husten. Fast hätte er ein erneutes Klopfen an der Atelierthür, das Klopfen eines harten Fingers, überhört.

Er wandte sich um.

Auf seinen Zuruf war ein Herr eingetreten. Tadellos gekleidet, von hervorstechender Poesielosigkeit der Erscheinung. Scharfblickende, blaue Augen neben alltäglichen Zügen. Das Gesicht Bronze, von Luft und Sonne gebeizt, hochaufgebogene, rötliche Schnurrbartspitzen über einem wulstigen, sinnlichen Mund. Als der Fremde den von einem Trauerflor umwundenen Cylinder begrüßend abnahm, zeigte sich eine niedrige, durch hineinwuchterndes Haar fast gedrückte Stirne. Die breite, ramassierte Gestalt überragte den blassen, jungen Künstler mit seiner vornübergeneigten Haltung fast um Haupteslänge.

„Kracht, Gutsbesitzer Kracht," stellte er sich vor, unter einem gewissen, verlegenen Zögern, während seine Blicke die Gipsabgüsse, welche

Digitized by Google

die Wände bedeckten, die grauverhüllten Modelle abstreiften.

Konrad durchfuhr ein Schreck, dieser Fremde mit der geistig leeren Physiognomie könne eine Porträtbüste bestellen wollen.

Nach kurzer Rede und Gegenrede stellte es sich jedoch heraus, daß Herr Kracht in dem ihm als Atelierhaus bekannten Gebäude einen Former suche, der im stande sein würde die Totenmaske eines vor wenigen Stunden verstorbenen jungen Mädchens abzunehmen. Der Vater der Hingeschiedenen kapriziere sich auf diese Seltsamkeit, obgleich Porträts genug vorhanden wären. Ihm, Gutsbesitzer Kracht, sei das unverständlich, — „doch Sie begreifen," er räusperte sich, als strebe er seine Stimme zu klären, die sich umfloren wollte, „Sie begreifen, in solcher Stunde muß man auf alles eingehen —"

Er zog die Hand, welche den tadellosen Cylinder hielt, fester an sich und klopfte mit der Linken seinen Rock ab, als sei bereits der ganze Staub der Werkstatt auf das feine Tuch niedergesunken.

Dempwolf dachte nach. „Da kann ich Ihnen die Adresse eines äußerst geschickten Handwerkers nennen." Er griff in seine Brusttasche. „Er wohnt freilich etwas weit von hier, — Sie müßten einen Wagen nehmen. Die Tote könnte sich verändern —"

Gutsbesitzer Kracht war augenscheinlich bestrebt, eine gewisse Verlegenheit zu überwinden. Das Auge auf Konrads groben Arbeitskittel heftend, bemerkte er: „Ich hatte mir geschmeichelt, daß Sie den Auftrag vielleicht übernehmen würden — — — Aber Sie sind wohl — mehr Künstler." Er bohrte seine hellen Blicke in das Tuch, unter welchem der holde Fluß der Linien an der Psyche-Gestalt sich nicht verbergen konnte.

Ein Ausdruck von Ungeduld erschien auf Konrads Gesicht.

„Es würde freilich eine unschätzbare Liebenswürdigkeit Ihrerseits sein, — zumal Sie selber die Dringlichkeit der Angelegenheit betonen — — — Daneben ist es nicht ausgeschlossen, daß eine Bestellung auf Marmor erfolgt."

Konrads Augen blitzten flüchtig auf. Das Wort Marmor wirkte stets elektrisierend auf ihn. Er warf die Notiztafel bei Seite. „Da wäre es wohl das Geratenste, Sie sofort zu begleiten. Ich werde alles zu einem Abguß nötige zusammenstellen."

Seltsame Erregung machte die Hände des Bildhauers erzittern. Der Gedanke an die unbekannte Tote präoccupierte ihn. Ein mit Gips gefüllter Sack entglitt seinen Fingern.

Beinahe empört flüchtete sich Kracht vor dem weißen Staub hinter die spanische Wand, welche Konrads Bett teilweise verbarg. Mit rascher Erkenntnis taxierte er den jungen Künstler auf hervorragende Besitzlosigkeit, und jenes verlegene Gefühl, welches er der undefinierbaren Überlegenheit Konrads gegenüber empfunden hatte, entwich. In einer Anwandlung von protzenhaftem Mäcenatentum faßte er den Entschluß, dem jungen Menschen noch einen zweiten Marmor in Auftrag zu geben.

Als er hinter dem Schirm hervorkam, war Dempwolf mit seiner Zusammenstellung fertig, hatte auch bereits den Leinwandkittel gegen einen Überrock vertauscht und nach dem Hauswart geklingelt.

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung, mein Herr."

Kracht zögerte einen Augenblick, that ein paar banale, die Kunst betreffende Fragen, und rückte dann mit seinem Vorsatz heraus, eventuell noch eine zweite Marmorkopie von dem Abguß zu bestellen. Seine Stimme, die einen so beleidigend schrillen und durchdringenden Klang hatte, daß sie durch nichts zu dämpfen schien, umflorte sich jetzt wirklich.

„Die Tote war meine Braut."

In einer anständigen Zurschaustellung von Trauer senkte er den Blick. Er schien ein ergreifendes Leid um sich, den Beraubten, zu empfinden.

Die roten Flämmchen, welche Hoffnung und Erregung unter Dempwolfs Augen entzündet hatten, erloschen. Die Braut dieses Menschen —! In Konrads Vorstellung trat das Bild eines robusten, plumpen Geschöpfs, dem erst der Tod die kupfrige Farbe rauben gekonnt — — —

Unschlüssig legte er den Hut aus der Hand. „Ich weiß doch nicht, ob es mir gegeben sein wird, Ihre Zufriedenheit zu erwerben. Meine Nervosität könnte mir einen Streich spielen —"

Fast befehlend erklang da die grelle Stimme dicht neben seinem Ohr. „Ah, was da, Nervosität, mein Verehrtester — Sie mit Ihren drei- oder vierundzwanzig Jahren! Was sollte ich da sagen!" Und von neuem überkam ihn die Trauer, an welche er noch nicht Zeit ge-

Digitized by Google

finden, sich zu gewöhnen. „Seien Sie nicht umständlich und setzen Sie mich nicht in Verlegenheit! Wahrhaftig, ich verstehe blutwenig von dieser Angelegenheit und würde sie gern rasch erledigt sehen!"

Die leicht erweckbare Gereiztheit von Menschen, welche gewohnt sind, alle Schlösser mit goldenem Schlüssel zu öffnen, ergriff ihn. Einen Blick auf die noble Schäbigkeit des jungen Menschen werfend, fuhr er fort: „Geld soll übrigens gar keine Rolle spielen, gar keine Rolle spielen." Dabei hätte er am liebsten seine Vertröstung auf einen zweiten Marmor zurückgezogen.

Dempwolf öffnete mit fast ironischer Höflichkeit die Thür. Er rechnete diesem Manne die taktlose Anspielung auf genügende Entschädigung nicht an. Warum hatte denn er sich in ein Geschäft eingelassen! Unter einer erniedrigenden Empfindung gedachte er der paar Münzen, die, ein aussterbendes Geschlecht, in seinen Taschen herumlärmten und warf noch einen Blick auf den Grabstein, den er in bittrem Humor aus einem Stück Sandstein herauszumeißeln begonnen hatte — für sich selber.

Dann schlug er die Thür zu und folgte dem Fremden aus der kühlen, weißen Atmosphäre des Ateliers hinaus auf die Straße, welche, vom nahen Tiergarten her, der eigentümlich herbe Duft sich aufrollenden, jungen Laubes durchwehte.

Schweigend schritten die Beiden neben einander her, gefolgt von dem die Gerätschaften und den Gips tragenden Manne. Bald erreichten sie den von Frühlingsschleiern umhangenen Park. Aus der Erde stieg eine einschmeichelnde, dumpfe Wärme!

Konrad, der sich seit acht Tagen neben seinen Entwürfen nur von kärglichen Bissen genährt hatte, schritt wie betäubt unter den Bäumen dahin. Vorüber an der Kirche, die zum Gedächtnis eines Kaisers aus dem Boden gestiegen ist, und ihren gothischen Turm spiegelt in einem verschlafenen, kleinen Weiher, den schwarzes Binsengestrüpp und scharfe Schilfschwerter umgürten.

Ein weltferner, märchenhafter Ort! Die roten Kirchenwände brannten in der heißen Frühlingssonne, die herrlichen Fenster schimmerten —, ein Geheimnis wob um das fromme Haus, als würde dort die Waldfei mit dem Ritter getraut. So eigen nickte das junge Laub der Erlen und Buchen, die Weiden tauchten ihre silberüberflogenen Zweige in das schlummernde Wasser des Weihers und die lichtgrünen Schleier der Birke flatterten gegen einen saphirblauen Himmel. Von goldgelbem Huflattich hoben sich ein paar Falter, einander nachschwebend, einander suchend, wie zwei Seelen, die himmelan streben — —

Konrads Blicke folgten sinnend dem blitzenden Spiel der Schwingen und ruhten dann aus auf der grünen, noch halb verhüllten Pracht des Waldes. Die schwere, duftgesättigte Luft stieg ihm zu Kopf gleich einem berauschenden Trank.

Wie im Traum schritt er weiter.

Der Frühling war geboren worden und da drüben in dem von Epheu versponnenen, unter Blütenbäumen halb versteckten Hause, auf welches der Gutsbesitzer jetzt mit einer schmerzlichen Geberde hinwies, starb man!

Die Vision von der robusten, durch den Tod blaßgeküßten Braut ging Konrad plötzlich verloren. Ein Gefühl heiliger Trauer unsichtlich sein junges Herz, als er zwischen die beiden hohen, finsteren Tannen am Eingang des Gartens trat.

Irgendwo rauschte verschlafen ein Springbrunnen, — es klang, als rieselten Thränenströme nieder zur Erde. Die Sterne der Tazetten waren aufgegangen, purpurstreifige Crokus und die spitzen Flammen der Tulpen säumten die goldigen und aurikelfarbenen Sammtpolster der Beete. Aus den weitgeöffneten, porzellanartigen Glocken der Hyacinthen strömte herb und streng der Duft hervor und die kalte Schönheit der Magnolien prunkte über den Grasplätzen.

Konrad atmete gepreßt unter dem lähmenden Zauber des Frühlings. Das Fieber der Natur glitt in seine Adern hinüber.

Eine milde Helligkeit schwebte über ihm, — der durch weiße Blütenblätter wie durch tausende von ausgespannten Schmetterlingsflügeln fallende Sonnenschein. Und weich und lind und unaufhaltsam sank duftiger Schnee nieder zu der bunten Pracht des Bodens, sie verhüllend, sie dämpfend.

Jetzt standen die Männer vor dem Hause. Dunkler, dunkler Epheu spann es ein, und unter den Fenstern blühten Veilchen, Iris und Narzissen.

Die Ahnung von etwas Gefährlichem, Wunderbarem, Unheimlichem schwebte auf den Jüngling zu, als er nun die Vorhalle betrat. Er hatte durchaus die Empfindung, in ein

Digitized by Google

bekanntes, ja verwandtes Haus zu treten, und die Trauer, welche den Schritt der Dienerschaft dämpfte, aus dem verhaltenen Schluchzen tönte, das jetzt das Treppenhaus durchklang, sie ergriff Besitz von ihm, beugte seine Gestalt, umflorte seine Augen.

Hier sollte eine Braut gestorben sein!

Konrad senkte das Haupt

Am Fuße der Treppe trat ein gutes Mütterchen auf ihn zu, ehrwürdig und fassungslos, in einem blumigen Kleide, dessen grelle Buntheit seltsam stand zu dem verzweifelten Schmerz in dem feinen, verweinten Gesicht. Ein ältlicher Mann folgte ihr, nahe, mit ausgebreiteten Händen, als fürchte er, sie könne jeden Augenblick umsinken, hinstürzen.

Dempwolf nahm die beiden für die Großeltern des gestorbenen Mädchens.

Der Bräutigam machte eine vorstellende Geberde: „Herr und Frau von Ingersheim, — hier der junge Bildhauer, Herr — hm — ganz recht, Herr Dempwolf, der unsere liebe Ortrud zu verewigen gedenkt — —“

Konrad durchfuhr's. Hatte man einen weichen, tiefen Accord neben ihm angeschlagen? Ortrud! Welch ein sanfter, dunkelumschatteter Name!

Mühsam suchte er nach Worten. Schließlich brachte er die Bitte heraus, daß man die Eltern von dem schmerzlichen Vorgange der Abnahme einer Totenmaske fern halten möge.

„Aber ich bin ja die Mutter!“ erklärte die ältliche Dame, „und dies ist mein Mann, und ich werde nicht von der Stelle gehen, bis die schreckliche Prozedur an meinem armen Kinde vollzogen ist.“

Der Bräutigam schob die Achseln in die Höhe. „Sie selber hatten ja vorhin nichts gegen Papachens Wunsch einzuwenden, liebe Mama.“ — Er sah jetzt um drei Schattierungen traniger aus.

Die alte Dame ließ das Tuch von den Augen sinken. Einem silbernen Wölkchen gleich lag das Haar über der schmerzgefurchten Stirn. „Lieber Gott, ich möchte sie ja selber so in Stein gehauen haben! Sie sieht jetzt schon aus wie von Marmor.“

Mit altmodischer Höflichkeit wandte sie sich an Dempwolf. „Vielleicht bereiten Sie alles vor, mein Herr, und lassen mich rufen, sobald —“ Sie vermochte nicht weiter zu sprechen und flüchtete mit ihrem mächtig hervorbrechenden Schmerz hinter die nächste Thür. Der alte Mann folgte ihr, nachdem er hastig dem Bräutigam ein paar Worte zugeflüstert und nach oben gedeutet hatte.

Kracht nickte und forderte dann Konrad auf, mit ihm die Treppe hinaufzusteigen. Eine von heimlichem Dämmer erfüllte Treppe, wie geschaffen zu verstohlenem Zwiegespräch, zu hastig ausgetauschten Küssen. Nur hin und wieder glitt ein Sonnenstrahl durch die epheuumsponnenen Fenster auf die Stufen.

Altfränkische Großartigkeit schien dies Haus erbaut und geschmückt zu haben. Ein durch Generationen aufgesammelter Reichtum lagerte anspruchslos und selbstverständlich in den Räumen, welche die beiden Männer durchschritten. Und überall das grünliche, von Sonnenreflexen durchspielte Halbdunkel.

Vor einer geschlossenen Thür blieb Kracht endlich stehen, mit einer gewissen Feierlichkeit.

Konrad begriff. Hier war das Sterbezimmer.

„Wenn Sie mir durch einen Diener Wasser und ein paar große Gefäße senden könnten, sowie den Gips und die mitgebrachten Gerätschaften —“ bat er flüsternd.

Kracht bejahte, öffnete die Thür vor dem jungen Mann und zog sich auf den Fußspitzen zurück.

Konrad stockte der Herzschlag. Er mußte die Augen schließen, so blendete ihn die plötzliche Helligkeit.

Eine halb quälende, halb bezaubernde Unruhe erfaßte ihn, schob ihn über die Schwelle.

Etwas Weißes, Mattes, Perlfarbiges schwebte auf ihn zu. Die klare, kühle Atmosphäre, in der er gewöhnt war zu leben, hier fand er sie wieder, nur geadelt, tausendfach verfeinert, und verklärt von einem sanften Schönheitszauber.

Die breiten Fenster des großen Raums waren weit geöffnet. Kein Epheugerank verschattete sie. Durch ganz leichte Schleier blickte man hinaus auf ein schaumiges Meer von Blüten, über dem eine Wolke summender Insekten hing, in das kleine Vögel ihre Flügelchen tauchten und das von der langsam hinter den Wipfeln sinkenden Sonne rosig durchglüht erschien.

An den Wänden schimmerte ein silbernes Geäder, im Herabrieseln gefrorenen Thränen gleichend. Den Boden bedeckten schneeige, strudelnde Felle, zum Liebkosen blasser, nackter Füße geschaffen. Versilberte Möbelchen füllten

Digitized by Google

die Ecken und venetianische Spiegel blickten, umkränzt mit gläsernen, tief im Kelch errötenden Blumen.

Die Mitte des Gemachs nahm ein von weißem Stoff umhangenes Lager ein, königlich streng und stolz, eine Riesenknospe in unerschlossener Jungfräulichkeit, eine Stätte weißer, geflügelter Träume.

Der junge Mann wagte es nicht, sich zu rühren. Das schneeige Todesweiß, das dieses Gemach erfüllte, schien ihm eine Atmosphäre der Sündenlosigkeit und Unschuld zu bedeuten, die ihn zum Schuldigen stempelte, die ihn dieses Aufenthalts unwürdig machte.

Der Atem kam ihm schwer. Etwas wie der Schatten weicher unsichtbarer Hände legte sich auf seine Brust, ihn sanft leitend und führend, jenem Lager entgegen — .

Er schlug die Vorhänge auseinander. Oben zwischen den Falten schwebte eine Lampe. Mit ihrer sich in roten Krystallfacetten hundertfach spiegelnden Flamme glich sie einem mystischen Funkenbündel, einer im innersten Kelch blutenden Blume.

Bebendes Licht fiel nieder auf eine verhüllte Gestalt, auf die Tote, die Braut. Ein Geheimnis schwebte auf den Mann zu, er wagte es, das deckende Tuch zu erfassen, zu erheben — —

Da durchfuhr's ihn vom Scheitel zur Sohle.

Die dort ruhte, marmorschön und marmorkalt, seine Psyche war's, gottgeküßt, pfeilgetroffen, von stygischem Schlaf umfangen, einen heiligen Schmerz und ein heiliges Glück um den jungen, halbaufgebrochenen Mund. Die er geahnt, die ihm in Träumen erschienen, die er gesucht und nicht mehr gehofft zu finden, sie zeigte sich ihm in dem Augenblick, da sie in den Sarg steigen sollte, um unter der Erde zu verschwinden.

Konrads Glieder flogen. Das Blut sang ihm vor den Ohren. Glühenden, weitoffnen Auges starrte er nieder auf das tote Menschenbild.

In schimmernder Linie folgte das Haar dem Oval des Kopfes. Mit entflohenem Glanz, halboffen, träumten die Augen unter der Seide der Wimpern hervor, welche die Richtung des letzten Blicks zu bezeichnen schienen.

Ein Mysterium von Tod und Liebe erhob sich neben dem Mann, gewaltig emporwachsend, ihn mit sich reißend, ihn führend an die Pforte der Ewigkeit. Macht über Leben und Tod schien in seine Hand gelegt, Feuer erfüllte seine Adern, er glaubte die Tote zurückrufen zu können, kraft des übermächtigen Gefühls, das sein Herz erheben machte.

Und er neigte sich tief, tiefer. Gleich einem Hauch des Lebens streifte sein heißer Atem das weiße Gesicht und in langem Kuß berührte er die Lippen der Toten, in einem Kuß, rein und keusch und heilig wie die Küsse der Engel. — — — — — — — — — — — — — —

Ein kühler Schauer glitt durch seine Adern. Die mystische Vermählung war geschlossen.

Die Tote hatte ihm einen Hauch aus jener unbekannten Welt zugesendet, aus der sie sich nicht entfernen mochte, um auf die von Glut und Staub erfüllte Erde zurückzukehren, welcher nur ihr Bild bleiben sollte in einer Verklärung.

Draußen sang der Abendwind in den Büschen, die Schatten der Frühlingsdämmerung fielen rasch. Stärker leuchtete der purpurne Gral zwischen den nebelfarbenen Vorhängen und versprengte blutige Tropfen über die weißen Falten.

Konrad richtete sich auf. Ein Knarren der Thür machte ihn zusammenfahren. Die Mutter der Toten trat ein, Gebet und Thränen zugleich im Antlitz. Sie hatte nicht warten mögen, bis man sie herbeirief. Blumen brachte sie, Narzissen, in einer großen, dunkelblauen Vase. Herber Duft verdrängte die geheimnisvolle Atmosphäre, welche Engelsflügel herübergefächelt zu haben schienen von jenem Ort, der der Seele des toten Mädchens Heimat geworden.

Konrad suchte vergebens nach einem Trosteswort für die Mutter. Er ging dem Diener entgegen, welcher das Wasser, ein paar große, flache Gefäße, sowie den Gipssack herbeibrachte. Gleich darauf trat auch der Bräutigam ein und schob seine breitauslandende Gestalt gleich einer finstren Mauer zwischen das weiße Lager und den jungen Künstler. Konrad begann Gipsmassen in den gefüllten Kübel zu senken, dieselben knetend und erweichend. Als Kracht das Plätschern des Wassers hörte, kam er herüber, sah minutenlang dem Prozeß zu und schritt dann zum Fenster, einen der Schleier hebend.

„Es dämmert schon. Man wird Licht bringen müssen. Eine große Lampe."

Konrad verneinte. Ihm war der Gedanke unerträglich seine Tote mit blendendem Licht zu erschrecken, das dustige Lager von grellem Lampenschein bestrahlt zu sehen.

„Der Rest des Tageslichts wird ausreichen.

Digitized by Google

Vielleicht haben Sie die Güte, mein Herr, Wimpern und Haar der Toten einzuölen. — Hier ist die Flasche und hier der Pinsel. Es geschieht, um das Abnehmen der Maske zu erleichtern," setzte er erklärend hinzu, als er dem verständnislosen Blick Krachts begegnete.

Zögernd tauchte dieser den feinen Pinsel ein und wollte sich über die Tote beugen. Doch ehe er das weiße Gesicht berühren gekonnt, fühlte er eine schwere Hand auf seinem Arm.

„Lassen Sie, lassen Sie," flüsterte Konrad heiser. „Reichen Sie mir die Flasche." Heftige Eifersucht war in ihm aufgebrannt gegen den Mann mit den plumpen Händen voll brutaler Kraft.

„Aber Sie sind ja totenblaß," bemerkte Kracht laut und verwundert. „Vielleicht wird es Sie doch zu sehr angreifen —". Und dann erinnerte er sich plötzlich seiner Trauer, die er über dem ihn befremdenden Vorgang fast vergessen gehabt.

Nach wenigen Minuten war alles vorüber, der Kopf der Toten gehoben, das Gesicht mit einer dichten Lage Gips bedeckt.

Konrad richtete sich auf. „Mein Gott," sagte er beinahe schluchzend. Er hatte zwei- oder dreimal das letzte Bild über toten Freunden geformt, heut wollte ihn diese Thätigkeit eine Entweihung, eine Verletzung von etwas Heiligem bedünken. Der gebrochene Blick der Verklärten schimmerte ihm durch die Seele, er ahnte eine erloschene Glut in diesen Adern, deren Rosenblut nun starr und kalt geworden. Das Haar klebte ihm um die Stirn vor Aufregung.

Noch einmal beugte er sich nieder. „Wenn man auch die Hände abformte — solche Hände giebt es nicht zum zweitenmale —"

Die Mutter nickte heftig unter ihrem Thränentuch. „Ja, ach ja, ihre Hände! Wie sanft sie waren! Und kein Blümchen ist ihnen jemals ausgegangen."

Der Bräutigam schob die Brauen zusammen. Ihm schien das hastige Arbeiten seitens des jungen Menschen eine bequeme Art Geld zu verdienen.

Konrad sah in diesem Augenblick nichts, als die zarten, schlanken Hände, die den seinen glichen mit ihren zugespitzten, edelgebogenen Fingern. Trugen sie nicht dieselbe Marke geistigen Adels? Sahen sie nicht aus, als hätten sie sich gescheut, Erdenstaub zu berühren?

Vorsichtig legte er eine Gipshülle darüber.

Die Mutter stand zu Häupten des Lagers, mit starren, trostlosen Augen das Thun des Bildhauers bewachend. Doch sanfter hätte sie selber die Tote nicht berühren können. „Es wird ihr nicht wehthun," murmelte sie liebevoll. „Arme, arme Ortrud."

Schweigend warteten die drei Menschen das Erhärten des Gipses ab. Nach zwanzig Minuten etwa konnte die Maske gehoben werden.

Der Mund der Toten hatte sich geschlossen, als habe er nun sein letztes Wort gesprochen, die Wimpern lagen fest an die Wangen gedrückt. Stärker leuchtete der Frieden von dem weißen Gesicht. Fast überirdisch erschien die Schönheit dieses blassen Profils.

Konrad füllte das Negativ mit Gips. Nach wenigen Minuten war der Abguß vollendet, tadellos gelungen, sogar die Struktur der Haut deutlich zu erkennen.

Es war ein feierlicher Augenblick, als das holde Gesicht matt und stumpf, ohne den Glanz, den es im Leben besessen, ans Licht stieg.

Mit Dank im Blick, unfähig zu sprechen, streckte die Mutter dem jungen Bildhauer beide Hände entgegen.

„O, diese mechanische Arbeit bedeutet ja nichts," wehrte er ab, sich tiefer über das weiße Köpfchen neigend. „Erst der Marmor ist die Verklärung" Er bettete die Maske neben den abgeformten Händen auf ein Kissen.

Dann erbat er sich mit so leiser Stimme, als könne er die Schlummernde wecken, die Erlaubnis, am anderen Tage wiederkommen zu dürfen, um Studien für die Ausführung in Marmor zu machen. Der Abguß gäbe eben nichts, als die genaue Form, ein Kunstwerk bedürfe anderer Voraussetzungen.

Der Bräutigam mischte seine scharfe Stimme ins Gespräch. „Ich dächte, die Sache könne nur unähnlich werden durch jede Änderung. Getreuer als der Abguß gewiß nicht. Für mein Teil begnüge ich mich vollkommen mit dieser prachtvollen Maske —" er berührte mit dem Finger die Stirn des Gipses.

Der Bildhauer war blutrot geworden. Er verbeugte sich schweigend und wollte sich entfernen.

Die alte Dame hielt ihn sanft zurück. „Mein lieber Herr — Ihren Namen kann ich in dieser Zeit nicht behalten — mein lieber Herr, ich verstehe zwar nicht, wieso das arme, tote Gesicht da noch anders, oder schöner, oder

Digitized by Google

ähnlicher werden kann in Stein — — Aber unsere Ortrud hat Marmor so geliebt und ihr größter Stolz war der zerbrochene Knabe unten im Garten. Auf ihr Grab sollen wir ihr den noch setzen! Ich dächte, wenn sie herabsehen kann, es muß sie freuen, daß wir ihr Köpfchen in Marmor nachbilden lassen." Der Gedanke, ihrer Tochter selbst nach dem Tode etwas Liebes zu erweisen, gab der Mutter einen Schatten von Trost.

Konrad war noch einmal an das weiße Lager getreten. Zwischen den davorliegenden Fellen hingen ein paar Blüten. Er hatte sie an seinen Sohlen hereingetragen.

Dem jungen Menschen war's, als könne er nicht scheiden von der Gestorbenen, als müsse er eine Frage an sie richten, die sie beantworten werde —

Doch ihr Mund blieb fest verschlossen, blieb kalt und stumm.

Irgend eine banale Bemerkung Krachts ließ ihn herumfahren. Er verabschiedete sich und durchschritt die stillen, jetzt schattenerfüllten Räume bis zum mattbeleuchteten Treppenhaus. Langsam, sich selber bezwingend, stieg er die Stufen hinunter. Es zog ihn, zog ihn zurück. Da hörte er oben das behutsame Öffnen einer Thür. Leichte, rasche Schritte folgten ihm. „Aber nicht wahr, lieber Herr, unähnlich machen Sie's doch nicht, ganz gewiß nicht?"

Konrads Augen leuchteten durch das Halbdunkel.

„Unähnlich?" Er neigte sich über die Hand der alten Frau, beinahe andächtig.

Der Mann da oben hatte es also nicht unterdrücken mögen, neben dem Totenbette der Braut einen Vortrag zu halten über die phantastische Idee der Künstler, daß sie über die Natur hinauskönnten.

Unter einer plötzlichen Eingebung sah Konrad auf. „Wenn Sie mir erlaubten, morgen in der Frühe das Totenzimmer zu schmücken?"

„Wir wollten Ortrud in den Saal tragen lassen, sobald der Sarg da ist."

Eine Vorstellung von grellem Prunk und verletzend roten Möbeln beunruhigte Konrad. „Ich flehe Sie an, legen Sie sie noch nicht in den Sarg. Nehmen Sie sie nicht fort aus dem weißen Zimmer."

Die alte Frau strich sich über ihr Haar. „Vielleicht haben Sie recht. Ortrud hielt sich so gern in ihrem Nestchen auf. Ihr halbes Leben hat sie darin zugebracht. Und immer allein. Eine rechte Träumerin ist sie gewesen — — " Das Herz der Mutter wallte über. Sie hätte dem teilnehmenden, jungen Menschen da vor ihr von tausend Dingen erzählen mögen, welche die Tochter betrafen. Aber drei Tage nur noch sollte die Tote über der Erde weilen — — —

Eine heiße Thräne tropfte auf Konrads Hand.

„Auf morgen früh denn!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Grafenschloß.

Zum Abbruch kommt der Grafen Haus,
Kahl ragt schon das Dach in die Nacht hinaus.

Durch nackte Sparr'n in die Hallen hinein
Fällt bleich und kalt der Mondenschein.

Da hebt sich ein Flüstern von Jünglein fein,
Es redet gespenstisch der Stein zum Stein:

„Denkt ihr des Grafen noch, der im Feld
Den Hunnenherzog, den wilden, gefällt?"

„„Und des Grafenkindes, so hold und schlank,
Dem der blonde Kaiser zu Füßen sank?""

„Und der frommen Gräfin, die gleich einer Fee
Sich huldvoll geneiget der Armen Weh?"

„„Und des Reiterführers, der kampfumdrängt
Dem Preußenkönig die Feinde versprengt?""

„Vor allen doch sei auch des Knaben gedacht,
Der hell wie keiner im Schlosse gelacht."

„„Wie strahlte er, da in den schimmernden Saal
Er führte sein schönes, sein junges Gemahl.""

„Dann dämmerte trübe herauf der Tag,
An dem er der Falschen den Buhlen erstach."

„„Wie schrie sie da auf in Reue und Weh,
Drauf brachte die Stille man heim aus dem See.""

„Und denket, gedenkt ihr des Einsamen dann,
Der das Lachen verlernt, ein freudloser Mann?"

„„Mit ihm ging zu Grunde das stolze Geschlecht,
Die hohe Halle erwarb ein Knecht.""

„Und morgen trägt man auch uns zerschellt
Hinweg und verstreut uns über die Welt."

Karl August Hückinghaus.

Digitized by Google

Wiedersehen.

Als ich dich nach langer Zeit
Wiedersah mit stillem Beben,
Fiel ein Strahl Vergangenheit
Hell und heiter in mein Leben.

Und ein längst durchträumtes Glück
Schoß empor mit neuem Rauben,
In ihr altes Nest zurück
Flogen liebliche Gedanken.

Und ich maß dich scheu und still,
Wie ein Sünder, der bewegen
Zum Gebet die Lippen will —
Und vermag sie nicht zu regen.

Emil Faktor.

März.

Der Abend kommt. Im Buchenwalde
Probieren Vögel noch ihr Lied.
Das, als im Schnee versank die Halde,
Die sangestrohen Kehlen mied.

Die Töne hören sie im Traume
Des Liedes, das sie einst gewußt.
Scheint kaum der Tag am Waldessaume,
Erwacht zu proben neu die Lust.

Weiß jeder seine Weise wieder,
Dann kommt ein Tag voll Sonnenschein.
Und bei dem Lilange ihrer Lieder
Im Walde zieht der Frühling ein.

Hans M. Grüninger.

Chiesa di San Pietro.

Am Wachle, wo zwischen Fleisch und Brot
Mit schlürfenden Schritten wandelt die Not,
Da steht eine kleine Kapelle.
Ihr Inn'res so kahl, so einfach und schlicht,
Erfüllt einer Ampel ewiges Licht
Mit zitternder, träumender Helle.

Und bist Du müd von des Tages Hast,
Dann steht dem friedebedürftigen Gast
Das traute Kirchlein offen.
Da drinnen birgt sich ein göttlicher Schatz,
Da beut sich der Sehnsucht ein heimlicher Platz,
So recht zum Vergessen, zum Hoffen. —

So fühl ich, wenn zwischen Wollen und Kraft
Verzehrend lodert die Leidenschaft,
Im Herzen Dein Bild mich grüßen.
Wohl mir, daß ein Plätzchen mir eigen ist,
Da drinnen, wo sich's des Lebens vergißt,
Wo ich kann beten und büßen.

Julius Roch.

Warte!

Noch ist die Kraft im Kampfe nicht erlahmt,
Noch ist der Kummer fern von ihm geblieben,
Drum kann er thun was ihm das Herz befiehlt,
Die Arbeit ehren und das Leben lieben.
Er ist erfüllt von süßer Hoffnungslust;
Und mit Vertrauen auf das, was er will wagen,
Fragt er das Schicksal: Wann erscheint mein Glück?
Und „Warte!“ hört er seine Göttin sagen.
Er lebt und prüft des Lebens wahren Kern
Mit all dem Bittren, das in ihm verborgen;
Sieht mehr so jung und kräftig ist sein Arm,
Das Haar ergraut von jehrend schweren Sorgen.

Er wendet wieder sich zur Göttin hin,
Die ihm einmal das schöne Glück versprochen,
Und trostlos tönt dasselbe Wort zurück,
Und wieder fühlt er sich ins Herz getroffen . .
Und wieder eilt in ungeflümem Lauf
Das Leben hin in stetem Hoffnungsdrange;
Schon aufgezehrt ist seines Lebens Mark,
Die Kraft dahin, die Seele todesbange.
Und so begräbt er mit sich selbst im Grab'
Die letzte Hoffnung auf das Glück, das harte;
Und auf das Kreuz noch schreibt in seinem Hohn
Das Glück zum letzten Male äffend: „Warte!“

Rudolf Stern.

Das höchste Gut.

Was ist der Erde höchstes Gut?
Ein Sieg erkämpft mit heißem Blut,
Ein Brot, mit saurem Schweiß errungen,

Eine sprödе Maid' in Lieb' errungen.
Der Schlemmer mag an seilem Gut sich weiden,
Werd' ihn nicht um sein Lotterbett beneiden!

P. G. Föhr.

Digitized by Google

Immaculata.

Nun höret Wunder sagen:
Den Bogen in der Hand
Cupido ritt zu jagen
Von Rom ins Alpenland.
Er sprengte Brenners Steile
Hinab im Morgenlicht,
Da hatt' er all' seine Pfeile
Verschossen, nur einen, den schärfsten nicht.

Es läuteten die Glocken
Den frohen Sonntag ein,
Da thät er hell frohlocken:
„Heißt mich willkommen sein!
Ob ihr mich nackten Heiden
Vertreibt mit heißem Trotz,
Ihr müßt mich doch erleiden,
Ihr Christenkent, und mein Geschoß!

Und wer mir jetzt begegnet,
Groß oder klein, schlicht oder stolz,
Ob er sich brennt und segnet,
Ihn trifft mein letzter Bolz.
Ich harre mit Verlangen:
Wer beut das Ziel mir wohl?"
Da kam des Wegs gegangen
Die schönste Jungfrau von Tirol.

Sie hatte niedergeschlagen
Ihr keusches Augenpaar,
Drum weiß ich nicht zu sagen,
Wie dessen Farbe war.
Sie ging mit leisen Schritten
Hochaufgerichtet hin,
So adelig von Sitten,
Als wär sie eine Königin.

„Soll diese Wange bleichen?
Dies Aug' sich weinen rot?
Auch diesen Reiz beschleichen
Die Liebe und der Tod?
In Qual dies Herz erbeben,
Dem reinstes Blut entquillt?
Nein, unverwundet leben
Sollst du, mein herrlich Edelwild.

Fürwahr, ein schlechter Jäger,
Der solch ein Reh verlehlt!
Dem Forst bin ich zum Heger,
Zum Wildrer nicht gefehlt.
Du bist's, die ich von laufenden
Allein verschonen will."
Da schoß er den Pfeil, den laufenden,
In die träumende, schäumende Bill.

Sie aber flog die Lände
Flußaufwärts, fest und leis;
Es hielten ihre Hände
Ein Büchlein schwarz, ein Tüchlein weiß.
So flott, wie sie genommen,
Unwissend der Gefahr,
Ging sie, da ihr benommen
Der Liebe Leid auf immerdar.

Der Bergwind sprach: „Du Holde,
Dich küß ich nun allein!"
Die Sonn': „Mit meinem Golde
Geschmückt nur wirst du sein!"
Da neigten sich die Tannen,
Die Blüten ihrem Gang.
Die Jungfrau schritt von dannen,
Dahin, wo hell die Glocke klang.

Robert J. Arnold.

Kalifornisches Madrigal.

Verlaß nun, Geliebte, dein Winterasyl,
Dein Heim, deinen Rancho, so feucht und so kühl;
Denn die Wasser verlaufen, der Winter entflieht,
Und der Yuba schon wieder sein Strombett bezieht.

Bald prangt nun der Frühling in duftigem Flor!
Schon tauchen die Corrals und Binsen empor!
Weich liegt auf den Bäuken des Tümpels der Schlamm,
Die Wasser durchbrachen das Loch in dem Damm.

Die Schöpfung, o Chloris, ein blühender Gruß,
Sie glänzt dir im Aug' und beflügelt den Fuß;
Denn die Pfade sind offen, die Wege sind frei,
Und die Ed'ne ertönt von des Räubers Geschrei.

Der Händler bereist schon den Felsgebirgspfad,
Und es wittert sein Pferdchen den Sturm, wenn er naht;
Der Schwur und die Scherzred' erklingen am Born,
Wo der Schmutz sich bisher noch nicht wälzt an das Korn

Hoch klimmert die Sonne auf Dach und auf Zelt,
Der Rolthon vom Hufschlag zu Pulver zerfällt;
Rot pudert der Staub die Verdeckpassagier',
Und noch einmal blinkt Whiskey im Posthaus hier

Drum flieh mit mir, Lieb, eh' der Sommer sich zeigt,
Und das Quecksilber hundert Grade erklegt;
Eh' das Gras, jetzt so grün, ist des Farbenschmuckes bar,
In den Lenz, der nur thront einen Monat im Jahr.'

Nach dem Englischen des Bret Harte von Max Kiesewetter.

Digitized by Google

Eheglück.

Roman von Bianca Bobertag.

(Fortsetzung.)

Etwa vierzehn Tage später ging Wanda nach angestrengtem Tagewerk noch gegen Abend ein Stück spazieren. Es war an einem der wundervollen Septembertage, da noch alles grün und sommerlich und doch die scharfe Glut gemildert ist, da es noch blüht und duftet, aber um Busch und Baum die Dämmerung schon frühe Schatten webt und die lebendigen Düfte sich mit dem Atem der Verwesung zu mischen beginnen, da die Sommerfäden zarten Silberhauch von Stamm zu Stamm ziehen, der Mond schon hoch steigt, die Nächte kühl sind und die Winde nicht mehr so warm.

Die Breslauer Promenaden besaßen damals noch keine Palmengruppen und Springbrunnen, keine Festons von wildem Weine und keine Teppichbeete. Nichts von Luxusbauten oder Denkmälern ragte auf den alten Bastionen, nichts von Konzert- und Biergärten füllte ihre schattenreichen Gänge mit Lärm und übeln Dünsten. Es gab sogar noch Gegenden, wo dichtes Gestrüpp von spanischer Weide, Haielgebüsch und Liguster hecken, alles ungepflegt und unverschnitten, versteckte Wandelgänge einfaßten, wo das Gras in die Wege hineinwucherte und hohe Platanen sich über morsche Bänke wölbten, während unter dem steilabfallenden Hügel die Wellen der Oder brausend einem Wehr entstürzten.

Wanda Rhode, von schwankenden Empfindungen hin und her gerissen, eilte fliegenden Schrittes den Stadtgraben entlang, nach dichterischem Ausdruck ringend, der sie wenigstens für Augenblicke von der Qual des inneren Widerstreites befreit hätte und der sie doch nicht eher befreien konnte, als bis sie diese Qual so hoch in sich gesteigert, daß dem Ausdruck Kraft und Präzision geworden wäre. Ein starker, aber weicher Wind wehte ihr entgegen, ein Wind, der in den Wipfeln der Bäume wühlte, unruhig flatternde Wolken über die Sonne spannte und sie wieder mit fortführte, mit zitterndem Flügel ihre Wangen streifte und seine Lieder in langgezogenen Klagetönen sang. Gereimte Zwiesprache mit dem beflügelten Genossen ihres Weges gab ihr doppelten Schwung der Empfindung und das wundervolle Gefühl des Zusammenhanges mit der Natur und des Hinausstrebens über irdische Gebundenheit. Ihre Sehnsucht stieg auf mit den Lüften, breitete Arme nach dem Himmel und kehrte wieder zurück nach ihrem Herzen, alles in ihr löste sich in ungestümes Verlangen nach dem Unfaßbaren, Unnennbaren, das heute künstlerische Begeisterung, morgen Liebe, heute Glück, morgen heiterer Schmerz, der Seele Flügel löst und sie zu sich emporreißt in einem Rausch, der zugleich Wunsch und Erfüllung ist.

Doch was war das? Welches Irdische eilte ihr entgegen? Da! — wo die Sonne goldigen Flor zwischen die Stämme wob — regte sich's dort nicht? Raschelte nicht ein Schritt im dürren Laube? Knickten nicht Zweige?

Schlug da nicht eine Flamme aus dem Boden und loderte vor ihr auf, ihre Brauen versengend? Zitterte nicht in ihrer Glut Himmel und Erde und ihr Herz?

Und lag sie — jetzt — wirklich jubelnd, schluchzend an einem andern Herzen?

Elftes Kapitel.

Die Tage kamen und gingen. Es wurde Herbst, es wurde Winter. Anfang Dezember machte Eduard Gernoth wieder einmal in der Stadt von sich reden. Es hieß, er müsse wegen politischer Umtriebe fliehen, wenn er nicht den Kopf verlieren wolle. Andere prophezeiten wenigstens eine längere Freiheitsstrafe. Eines Tages war er wirklich fort, kein Mensch wußte wohin.

Über diese Sache mit den Ihren zu sprechen,

Digitized by Google

war Madame Gernoth zu Rhodes geeilt, wo sie das gleiche Bedürfnis fand. So hatten sie denn alle drei lange zusammengesessen, allerlei Vermutungen getauscht und unerfreuliche Schlüsse gezogen. Danach hatte man sich anderen Dingen zugekehrt, Rhode hatte lebhaft politisiert; die Wogen des Zusammenstoßes reaktionärer und demokratischer Bestrebungen gingen wieder sehr hoch und regten die Gemüter gewaltig auf. Madame Gernoth war nicht ohne Interesse dafür, aber Wanda machte nur ihre scherzhaften Glossen darüber, sie war wirklich unglaublich unpolitisch. Zuletzt wurde sie ganz ausgelassen, von einer krankhaften, krampfhaften Ausgelassenheit. Ihrer Mutter war dabei nicht recht wohl: Wandas Lustigkeit bei der Flucht ihres Vaters kam ihr unnatürlich vor, und verletzte sie, ob gleich ihr selbst der Mann nichts mehr galt. Ihre Tochter machte ihr überhaupt schweren Kummer. Sie war ihr einmal Abends mit Kreowski begegnet und hatte sie trotz dichtester Verschleierung erkannt. Als wenn eine Andere ihre Figur und ihre Bewegungen gehabt hätte! Später hatte sie sie zur Rede gestellt und Wanda hatte erst geleugnet, dann alles zugegeben. Dabei war dann die Sache mit dem erbrochenen Sekretär zur Sprache gekommen. Frau Gernoth hatte das alles mit einem Schmerz erfahren, der ihr fast das Herz verkleinerte. Nicht zu zählen waren die schlaflosen Nächte, die die Kenntnis dieser Dinge ihr kostete. So, so hatte sich eine Ehe gestaltet, auf die sie die frohesten Erwartungen gesetzt! So suchte sich ihre Tochter zu helfen, zu trösten! Das war das Resultat ihres harten Entschlusses, Wanda dem Einfluß des Vaters zu entziehen, daß sie nun neben einem andern Manne alle Eigenschaften dieses Vaters entfaltete.

Aber indem sie gegen ihre Tochter Partei nahm, konnte sie deshalb noch keine für Rhode nehmen.

Der Mann hatte sich entwaffnet. Die Spargroschen aus der Mädchenzeit einer Frau mühsam mit Stickereien beim Talglicht erworben, anzugreifen — pfui! Sie den Gefahren, die in ihrer Natur lagen, zu überlassen, sie gerade in ihren besten Eigenschaften, der ängstlichen Rechtschaffenheit, dem haushälterischen Sinn zu treffen — thöricht bis zur Verächtlichkeit! Und wenn sie hier auch nicht ganz gerecht war, da sie nichts ahnte von jener unpersönlichen Selbstsucht eines starken idealen Triebes, um so sicherer erkannte sie die Unwahrheit eines Solidaritätsgefühles, das einseitige Interessen solidarische nannte.

Wie häuslicher und geselliger Zwang so tausendmal im Leben seine Schleier über Abgründe breitet! Unter ernstem, ruhigem Gespräch, unter Plaudern und Scherzen — wieviel verheimlichtes Mißtrauen, wieviel verstecktes Schuldgefühl, wieviel übertünchte Lüge!

So auch hier.

Man saß zusammen, untmaßte und folgerte, lachte und lächelte, und in der hellen Sonne, im traulichen Lampenschein, saßen zwischen den drei sich so nahe Stehenden Gespenster, die der eine nicht sah und die beiden andern ignorierten. Frau Florentine hatte plötzlich den Eindruck, als ob Wanda auch ihr etwas verheimliche, als ob eine Unruhe sie foltere, eine Niedergeschlagenheit sie drücke, die sich weder auf ihr Verhältnis zu dem Doktor noch auf diese unselige Liebelei bezöge. Diese jungen Frauen — ob am Ende Jesus, das fehlte nun grade noch!

Gegen sieben wollte Madame Gernoth gehen, blieb aber und ließ sich von Rhode ein paar gelehrte Geschichten vormachen, Experimente, die damals neu waren, während Wanda sehr eilfertig das Abendbrot rüstete. Dann aßen sie zusammen und schließlich bat die Großmutter, Klärchen zu Bett bringen zu dürfen.

Es war erst halb acht, da man von Tische aufstand.

„Es ist mir sehr lieb, Mutter, wenn Du mir Klärchen abnimmst," sagte Wanda hastig, „ich muß schnell noch mal zur Kleideranprobe."

„Jetzt?"

„Ja.

Die Mädchen nah'n im Flitterstaat
Mit bunter Bänder Wallen,
Ach! wer giebt ein Festgewand,
Dem Liebsten zu gefallen!

— oder auch:

Und den goldgestickten Schleier
Legt sie an, das Glanzgeschmeide,
Zu des Tages hoher Feier
Rauscht ihr Gang von stolzer Seide.

— kurz gesagt: ich habe kaum mehr meine Blöße zu decken, und also addio!" — Muß das Kind? Ja, mein Klärchen, mein kleines artiges Mädelchen." Sie küßte das Kind mit der Heftigkeit irgend einer seltsamen Erregung.

Mann und Mutter wollten sie trotz ihrer Schmaken nicht gehen lassen, aber da kam es heraus, daß sie oft des Abends kleine Be-

Digitized by Google

sorgungen mache oder ein Stück an die Luft gehe, wenn das Kind zu Bett und der Doktor in seinem Klub sei, und daß ihr noch niemals eine Unannehmlichkeit widerfahren.

Und damit hatte sie auch schon Hut und Mantel angelegt, küßte das Kind nochmals, sagte den andern: „In einer halben Stunde bin ich wieder da," und eilte fort.

Die Mutter seufzte und schloß die Aeste des Abendbrotes weg, der Doktor ging in sein Zimmer. Er hatte die Absicht gehabt, noch in eine politische Versammlung zu gehen, aber er wollte Frau Gernoth beweisen, daß er bisweilen abends zu Hause sei.

In seinem Zimmer überkam ihn eine sonderbare Unruhe, er ging wieder in die Wohnstube, öffnete das Fenster und sah hinaus, um Wanda zurückzurufen. Aber in dem schwachen Dämmerlicht und den tiefen Schatten, die ein paar Öllämpchen auf den Schnee draußen warfen, war nichts mehr von ihr zu sehen. So kehrte er zurück und nahm sich vor, jetzt öfter des Abends zu Hause zu bleiben. Er hatte sie am Flügel und mit ihren Gedichtbüchern immer sehr gut aufgehoben geglaubt und nicht daran gedacht, daß das Alleinsein, einen Abend wie den andern, Gift für ihr unruhiges Gemüt war. Jetzt machte er sich Vorwürfe, daß die Einsamkeit sie noch oft spät auf die Straßen trieb, um irgend welche Lappalien einzukaufen.

Unterdessen trug die Großmutter das Kind, das schon auf ihrem Arme eingeschlafen war, in das Schlafkabinett, in dem eine schmauchende Nachtlampe an Wände und Decke groteske Schatten warf, kleidete ihr Enkeltöchterchen aus, indem sie beständig in jener zärtlichen und zugleich monoton einschläfernden Weise zu ihm sprach, mit der man übermüdetes kleines Volk zur Ruhe bringt, und sah dabei in Gedanken immerfort ihre Tochter mit schnellen Füßen über den Schnee laufen, immerfort, ohne Ziel und Ende. Sie seufzte, küßte dem Kinde nochmals die Kissen, deckte es zu und faltete die Hände, aber das Bild vor ihren Augen wich nicht.

„Beten, mein Klärchen!"

Die Kleine war so verschlafen, daß sie nur mit den Augen blinzelte, den Kopf wieder fallen ließ, und sich hinlegte. Doch die Großmutter, der Pünktlichkeit und Ordnung auch der höchsten Instanz gegenüber über alles ging, richtete das kleine Mädel abermals auf und prägte ihr die Notwendigkeit seines Nachtgebetes dringlichst ein.

„Ja," sagte das Kind gehorsam, aber von Schläfrigkeit ganz verwirrt, schlug die Augen weit auf, legte die Fingerchen ineinander und sagte dann feierlich:

„Mein dunkles Herze lieb' Dich,
Es lieb' Dich und es dicht —"

„Schon gut, schon gut!"

„Amen, gute Nacht, Großel."

Und da schlief sie auch schon.

„Großer Gott, was für Zeug," flüsterte die Frau und sah gramerfüllt auf das kleine Ding nieder. „Rechne es ihr nicht an, mein Gott. Und behüte sie, mein Gott, behüte sie vor — vor — "

Ach! man spricht nicht alles aus, was man denkt, nicht einmal vor Gott.

Es kam ihr heiß und schwül im Zimmer vor.

Sie stand auf, ließ das trübe Nachtlichtchen etwas höher aufflammen und wollte sich eben mit einem Strickzeug wieder an das Bett des Kindes setzen, als eine klaffende Schranktür ihren Ordnungssinn beleidigte. Sie suchte sie zu schließen, öffnete sie, weil sie klemmte, weiter und sah das Kleid, zu dessen Anprobe Wanda gegangen, fertig dahängen; ein Anblick, der der graden Frau die Schamröte für ihre Tochter ins Gesicht trieb.

Wanda hatte also gelogen.

Das Lügen gehörte sonst nicht zu ihren Fehlern, sie war sogar wahrhafter und offenherziger, als zu sein klug ist. Wenn sie hier die Unwahrheit gesagt, konnte es nur einen Grund haben: sie war gegangen, ihren Liebhaber zu treffen.

Sie schloß den Schrank wieder, setzte sich steif in den Stuhl und starrte vor sich hin. Ihr sonst noch regelmäßig schönes und keineswegs ältliches Gesicht sah aus, wie das eines bekümmerten alten Mannes.

Nebenan hörte sie den Doktor mit Papieren knistern, den Stuhl rücken, auf- und abgehen und endlich mit seinen Apparaten hantieren. Ein eigentümlicher Geruch verriet ihren empfindlichen Sinnen, daß er die Zink-Kohlenelemente eingesetzt hatte. Er hatte ihr das vorhin gezeigt und sie belehrt, wie man in einem Augenblicke den Strom her- und die Verbindung wieder abstellen könne. Und sie lächelte vor sich hin. Unzweifelhaft: in der Tiefe seines Herzens war ein Strom von Liebe für ihre Tochter — aber der Mann verstand es nicht, die Verbindung

Digitized by Google

zwischen dem praktischen Leben und diesem Strome herzustellen. Der Thor!

Er verstand es nicht, weil da etwas war, das eine Binde um seine Augen legte, seine Hände fesselte, seinen Sinn bethörte, und ihn hinderte, diesen Strom herzustellen. Ach — sie wußte recht gut, was das war, sie hatte es selbst erfahren! Es war der Mangel an höchster Achtung, den der Mann der Frau als einer ihm nicht Gleichstehenden bezeigt, und der der verderbliche Dämon ist, der alle Paradiese in Wüsten verwandelt, die Ströme der Liebe versiegen und die Funken lebendigen Lebens verlöschen läßt. Wenigstens war das die Meinung von Madame Gernoth. —

Wenn sie ihm das alles sagte? ihn warnte, ihn beschwor, ihm alles rückhaltlos mitteilte?

Sie stand auf, zögerte — und ließ es.

Es war eine so verhaßte Rolle, die der warnenden, scheltenden Schwiegermutter.

Und warum vorzeitig Unfrieden erwecken? Kam er, so kam er früh genug. Warum ihr Kind anklagen vor diesem Thoren, der selbst nicht schuldlos war, der seine Hände befleckt hatte, mit einem Eingriff, der Unrecht war, auch wenn ihn tausend Gesetze ein Recht nannten? So wenigstens empfand sie.

Sie war nicht unfähig, sich seine Not, die Heftigkeit seiner Wünsche vor Augen zu halten, aber ihr Herz schrie danach, ihr Kind, obschon sie es verurteilte, zu verteidigen, und dieses Verlangen entsprang dem verletzten Rechtsgefühl der Frau, die selbst Unrecht gelitten, wo ihr Schutz verheißen worden war.

Die Hälfte der Schuld lag auf ihm — mochte er ihren Fluch tragen.

Als Wanda Rhode die Straße betrat, wunderte sie sich, daß es so kalt geworden war. Es war zwar nicht mehr als drei Grad unter Null, aber die Luft war rauh und scharf. Auf den Straßen lag ein dünner, trockener Schnee, der im Mondschein schimmerte. Glitzernd standen Brunnen und Laternenpfähle, Bäume und Sträucher, alle von buntem Rauhreif überzogen. Doch es sollte noch schöner kommen. Sie mußte das Stück Promenade nehmen, das sich von der Ziegelbastion bis zur Universitätsbrücke den Strom entlang hinzieht. Dort, in geringer Entfernung von der Brücke, erhob sich ein anderer vom Festungswall stehen gebliebener Hügel, der Eisberg. Auf ihm war die Begegnung verabredet.

Es war ein öder, menschenleerer und schlecht beleuchteter Weg, doch bei Vollmond sehr gut passierbar und verklärt von zauberhafter Schönheit. Unwillkürlich verlangsamten sich ihre Schritte. Man betritt nur bebenden Fußes ein Feenland, in dem, dem traumhaften, bleichen, doch alles zuckt in millionenfachem, buntem Geflimmer. Da waren die großen, feierlichen Platanen, die ihr nudichtes, hellfarbiges Astwerk, daran im Sommer die großen tiefschattigen Blätter prangen, weit ausbreiteten wie glänzende Arme, da die ehrwürdigen Roßkastanien und traulichen Linden, die stämmigen Kastanien und zierlich verästelten Buchen, und alle hatten sich die gleißende Verzauberung gefallen lassen müssen, so gut wie die Flieder- und Goldregenhecken, wie die Reste dürftigen Grases und das niedrige Fichtengesträuch am Wege, wie Weg und Steg selber.

Die Oder war fest gefroren und auf ihrer bläulich-silbernen und doch bunt überflimmerten Decke zogen ein paar einsame Schlittschuhläufer ihre Kurven.

Es war so schön, daß sie sich fragte, ob irgend ein Sommertag mit goldigen Lüften und prangendem Grün sich damit vergleichen ließe, so fremdartig, so märchenhaft schön wie die Welt verbotenen Glückes, die ihre Liebe war, mitten in dieser kahlen, nüchternen Alltagswelt.

Und da kam der Erwartete auch schon! In einen weiten, faltenreichen Burnus gewickelt, die viereckige Polenmütze auf dem Kopfe, die ihm so gut stand, kam er ihr entgegen.

„Mein Lieb, mein Lieb," flüsterte er und schloß sie in die Arme. Wie poetisch und romantisch das war, im Mondenschein über knisternde Stege durch den knirschenden, leuchtenden Schnee zu gehen und zu hören, daß man geliebt werde, daß man schön sei, genial und hinreißend, daß jeder Gedanke eines andern, jeder Vers, jede Melodie, jede Empfindung einem gehören, und versichern zu dürfen, wie man dieser kurzen Stunde entgegengejubelt, wie sie das Glück und der Glanz des Lebens sei.

Und wie ernsthaft-heimlich es war, sich dazu aus dem grellen Mondlicht in den Schatten der ehrwürdigen Alma Mater zu ducken, die fromme Jesuitenpatres erbaut, um verbotener Liebe Schirm zu gewähren.

„Was hast Du heute getrieben, mein Glück?" fragte er.

Digitized by Google

„Ein bischen genäht, Wäsche gefaltet, mit Klärchen gespielt, nach dem Himmel gesehen und immer an Dich gedacht. Und was Du?“

„Meine Serenade ins Reine geschrieben, eine Chorübung abgehalten, ein Stück spazieren gegangen und mich auf Dich gefreut. Macht es Dich glücklich, an mich zu denken?“

„Über alles glücklich! Ewald hegt irgend einen großen Plan, ich glaube, er bildet sich ein, man könne Leute mit elektrischen Funken gesund machen — das macht ihn ganz geistesabwesend, oder entgeistert mich, oder macht mich zu einem Gespenst, ich weiß nicht: er sieht mich, scheint es, überhaupt nicht mehr. Aber freilich, ich sehe ihn auch nicht mehr, ich sah nur Dich, immer nur Dich, Lieber, immer nur Dich.“

„Meine Fee, meine Göttin, mein Engel! Daß ich doch neue, süße, hohe Namen erfinden könnte, Dich zu ehren — aber nun ist meine Phantasie zu arm. Viel, viel zu arm. Und ich kann nur kläglich nachstammeln, was andere vor mir gestammelt. Du über alles Geliebte.“

„Das ist das liebste, was ich höre.“

Aus dem Austausch zärtlicher Versicherungen wurde die Unterhaltung schließlich ein allerliebstes, kleines Fachgespräch. Es war so lang weilig, an diesen einsamen, langen Winterabenden immer bloß zu lesen und zu singen. Wanda Rhode beschäftigte sich neuerdings damit, englische Gedichte zu übersetzen. Das war eine anmutige, kleine Anstrengung, die sie unterhielt und davor bewahrte, zu viele eigene Verse zu machen, die ihr allzu leicht von statten gingen und die gewissenhaft zu feilen sie noch nicht kritisch genug war, so daß die Arbeit daran das Gefährliche, Gefühlen starke Wendungen zu geben, aufgehoben hätte. Aber das Übersetzen war richtige Arbeit, die sie von ihrer Subjektivität und der schwankenden Unruhe ihres Innern abzog. Sie trug dem sanften und verständnisvollen Witold daher gern Text und deutsche Fassung vor, und dann hatten sie ihre kleinen Diskussionen über ihren und den Urtext, die sehr ernsthaft und lebhaft geführt wurden und von denen man dann zu musikalischen überging.

Wanda Rhode wollte heute schwören, daß eine Melodie, die sie zu summen anfing, aus einer Mozart'schen Symphonie sei, Kreowski schwur auf Beethoven.

„Wenn Du jetzt ein Mann und mein guter Freund wärest,“ sagte er scherzend, — „wir sind keine fünfzig Schritte mehr von meinem Hause — wie hübsch, wenn ich jetzt sagen könnte: komm' mit heraus, ich habe den Klavierauszug oben — und Du wärest geschlagen.“

Sie lächelte, und still gingen sie weiter. Leise sang sie die Stelle wieder. „Es ist nicht einmal ganz richtig so, es ist so: la — la — la — lalala, lala.“

Da standen sie vor seinem Hause.

Sie zuckte an seinem Arm:

„Zeig mir den Klavierauszug.“

„Wirklich?“

„Was ist da auch Schlimmes?“

„Wanda —“

„Du willst wohl nicht?“

Er lächelte seltsam, sah sie an und flüsterte endlich:

„Ein Mann — sagt da nicht nein.“

Sie zögerte einen Augenblick. „Ich komme bloß als guter Freund.“

„Hm, — Du bist es aber nicht. Willst Du wirklich?“

„Ja.“

Er gab ihr den Arm, an den sie sich leise lachend hing. „Ich glaube, das ist ein Abenteuer, wie?“

„Ja, es ist eins.“

„Ist das drollig. Weißt Du: ich habe mir immer schon gewünscht, einmal ein kleines Abenteuer zu erleben.“

Er drückte ihren Arm: „Leise, ganz leise. Und vorsichtig! Flur und Treppen sind finster —“

„Das seh ich wohl.“

„Halte Dich ganz fest an mich.“

„Ganz fest.“

So stiegen sie hinauf, zwei sich wendende Treppen, auf die die Mondhelle des Himmels ein leises Dämmerlicht fallen ließ. Dann schloß er eine Thür auf.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Frühlingsmärchen.

Von Maria Schneider.

Ich stand am Bach, der nach Süden fließt, ein Wellchen immer über das andere hüpfend, in Ungeduld, in Sehnsucht dem Frühling entgegen. Ich sah den Silberschlänglein nach, die rascher und froher und lustiger dahinrollten und dazu ein kleines, süßes Frühlingslied sangen. Die Worte waren etwa so und ganz einfach die Melodie:

Frühlingskind, Frühlingskind,
Komm doch herauf!
Sieh, wie wir fröhlich sind,
Frühlingskind, Frühlingskind,
Eilen zu Hauf.
Golden wie Sonnenschein
Sind Deine Locken,
Himmel die Augen Dein,
Rosen die Wängelein;
Frühlingskind, Frühlingskind,
Komm doch geschwind!

Seltsam, wie sich die Worte der Wellen in mein Ohr schmeichelten. Was ist denn am Frühling so wonnesam, daß er jedes Jahr wieder das schauernde Stammen erweckt, die Sehnsucht, das Weh, die Liebe, die Seligkeit? Seligkeit über ein wenig Grün, eine Hand voll zager Veilchen, den Duft von jungen, kräftigen Kräutern. Lenzeszauber. Du lässt Dich nicht enträtseln, aber Du bist da. Du atmest in den weichen Lüften. Du schläferst die Kräfte ein in unseren Muskeln, wie Thau sinkst Du auf unsere Augen, die noch der Glanz Deiner Sonne blendet. Und so laß mich träumen, träumen schon in der Vorahnung Deiner Wonnen.

Ich sitze wieder am Bach; es ist so warm, so warm. „Wie im Sommer" könnte man gedankenlos sagen, aber es ist eine ganz andere Wärme. Es spielen ahnungsschwere Lüfte um unsere Wangen und küssen sie rot. Nicht die Pfeile der Sommer-Sonne umflammen uns sengend, nein, lieblich, sanft, scheu ist alles, auch die Empfindungen. Und mit den Gedanken verwebt sich der Traum; auf lichten Schwingen sinkt der Schlaf hernieder. „Schließe die Augen, träume, dämmere, ahne. Die Jugend flieht, der Frühling verblüht, die Hoffnung zerfließt, die Kraft entschwindet; ruhe, träume!" Und da schlafe ich schon und träume, und höre es klingen aus der Ferne, silberhell, glockenrein, und ich bebe vor Sehnsucht.

Näher kommt's, näher, aber ich sehe nichts als eine Rosenwolke, die über mir schwebt. Klingt es aus ihr? Ich weiß es nicht. Läuten die Blumen, die plötzlich um mich blühen? Ich weiß es auch nicht. Ich glaube, die Luft, der Äther, das gewaltige All läuten und klingen. Und vor mir, wo die Erde noch eben braun war und hart und der letzte, schmelzende Schnee zerflossen, da ist alles grün, bunt, licht im Glanze ungezählter Blumen.

Woher sind sie gekommen? Eine unsichtbare Hand hat sie ausgestreut, ein leichter Fuß ist über sie hingeschwebt, aber ich konnte ihn nicht sehen. In dem wogenden Blumenhügel, auf dem grünen, weichen Rasen ruht ein Mann; der hatte Silberlocken, als ich zuerst hinsah, und dann plötzlich wurden sie braun und lang und fielen ihm in die Stirn. Seine Züge glätteten sich und wurden jung, der Wind koste und flüsterte um ihn, strich ihm die Stirn und küßte seine Augen und streichelte ihm die zusammengeballten Hände und machte das finstere Antlitz weich. Da lächelte es um des Mannes Lippen. Er breitete noch träumend die Arme aus und flüsterte: „O, kehre zurück, kehre zurück, mein armes, süßes, verstoßenes Weib!" Es sank aber nunmehr die Rosenwolke über ihn und verhüllte ihn. Und als sie sich erhob und emporschwebend am Frühlingshimmel zerflatterte, da war es noch viel, viel schöner auf Erden, noch viel heller, sonniger, bunter. Der Mann war aufgewacht und lehnte mit dem Haupt gegen einen blütenschweren Hollunderstrauch, und neben ihm saß ein wundersüßes Weib. Sie lächelten Beide, und das Lächeln war wie Sonnengold, und so belebend wirkte es auch ringsher auf die Blumen und auf das Rasenbeet. Der Mann sah dem schönen Weibe renevoll in die Augen und flüsterte:

„Bist Du wiedergekommen zu mir, dem unglücklichen Winterkönig? Hast Du mich wieder befreit aus den Banden meines eisigen Landes? Nun aber will ich gut mit Dir sein und Dich nicht wieder vertreiben, wenn Du alt wirst und matt. Denn ich werde auch alt, wenn Du gehst,

Digitized by Google

und wenn Du kommst, so bringst Du mir die Jugend."

Da küßte er sie auf den Mund, aber in all dem Glück und Lächeln zitterten plötzlich Thränen in ihren Augen.

„Warum weinst Du, holde Frühlingsgöttin?" fragte er angstvoll. Da stand sie auf und spielte mit den Fingern in einer Blütenharfe. Sie sang ein Lied dazu, in dem alle Wonne, alles Weh, alle Hoffnung und alle Trauer des Frühlings klang:

„Wenn die Blumen blühn, und die Welt erwacht,
Dann komm' ich zu Dir und küsse Dich leis';
Wenn die Quelle rauscht, und die Sonne lacht,
Dann hüpft Du mich wieder, so sehnsuchtsheiß.

Wenn der Sommer da und die Lüfte schwül,
Dann bist Du wild und schonest mein nicht,
Dann bin ich gebannt, Deiner Launen Spiel,
Und erglühend berg' ich das Angesicht.

Wenn der Herbststurm weht, und die Wasser sprüh'n,
Dann stößt Du mich fort, weil ich alt und bleich,
Und der Wind, der mich kost, er bricht mich schon;
Deine Stimme ist rauh, die einst süß und weich.

Ich irre umher, gemieden, verbannt;
Von der Wange schwindet auch Dir das Rot;
Ich sehn' mich zu Dir in das Liebesland —
Aber die Welt ist tot!"

Als sie das gesungen, warf sie sich bebend vor dem Manne nieder und preßte ihr liebes, holdes Angesicht in seine Hände.

„O, warum kann es nicht immer Frühling zwischen uns bleiben, Du Guter, Du Böser, Du Geliebter, warum nicht, warum?" und sie hob ihre schimmernden Augen zu ihm auf, aus denen Thränen flossen. — Ich sah die Thränen auf die Erde niederthauen, sah, wie es unter ihnen in aller Ferne zu atmen und zu leben begann. Ich fühlte, wie sich mein Herz zusammenzog in Weh und Wonne. Auf mein Antlitz fielen feuchte Tropfen, da schlug ich die Augen auf aus meinem Schlafe.

Der blaue Himmel war grau geworden; der erste, linde, warme Frühlingsregen überströmte die erwachende Erde. Nur ganz hinten in der Ferne schwebte ein Teilchen der Rosenwolke, in welcher die Frühlingsgöttin auf die Erde herniedergestiegen war.

„So still . . ."

So still wird es in mir —
So feierstill,
Wie traumhaft ruhen zur Spätsommerzeit
Die duftverhüllten, ernstmüden Tage —
Da singt kein Vogel mehr,
Und stürmt kein Leid . . .

Du meine Seele, Du,
So wunschlos still,
So sonnenmüde und so herbstbereit —
Still wallend wie der Strom in Meeres Nähe —
Ahnst Du die Todesruh'
Der Ewigkeit? . . .

Jenny Schnabl.

Das Weib.

Wie ein Gebilde von Entzücken
Erkrahlt' ihr anfangs meinen Blicken;
Von Lieblichkeit ein holder Schein,
Dem Augenblicke Schmuck zu leih'n.
Der Dämm'rung Stern ihr Auge gleich,
Ihr schattend Haar wie Dämm'rung weich;
Doch Altes sonst an ihr entronnen
Der Maienzeit, der Morgensonnen,
Ein Bild, im Tanze fröhlich schaukelnd,
Verfolgend, bannend mich umgaukelnd.

Als sie sich deutlicher enthüllt',
Da ward zum Weibe das Gebild.
Behend' und leicht ihr häuslich Regen,
Jungfräulich frei ihr froh Bewegen;
Es traten sich in ihrem Blick
Erinnern und Versprechens Glück.
Ein Wesen, nicht zu gut und licht
Für ird'schen Trank und Speise, nicht
Für flücht'gen Kummer, Lächeln, Weinen,
Lob, Tadel, Küsse, hold Verneinen.

Doch jetzt erkenn' ich klar und hell
Von ihrem Sein den Puls und Quell:
Ein Wesen, atmend Geistesweben,
Ein Wund'rer zwischen Tod und Leben.
Mit Kraft und Klugheit eint sie Zagen,
Mit Vorsicht Kühles, ernstes Wagen;
Ein echtes Weib, das heute mild
Dich tröstet und Dich morgen schilt,
Und doch ein Geist — im Angesicht
Ein Strahl von überird'schem Licht.

Aus dem Englischen des **William Wordsworth** von **Julius Rulenkampff.**

Digitized by Google

Meldung.

Über den dunklen schlafenden See
Hallt ein ferner Glockenschlag —
Wie doch an manch düstern Tag,
An manch ungeheures Weh
Dieser Ton mich zu mahnen vermag!
Wie ein Melden von Geistermund
Giebt sich in dem verhallenden kund
Eine ferne Totenklage
Von dem großen Unglückstage,
Von der verlorenen Schlacht,
Als der deutsche Ritterorden
Erlag der Polen Übermacht
Nach dem stundenlangen Morden,
Als räuberische Wut
Über Seelengröße, Heldenmut

Siegreich aufgepflanzt die Fahnen,
Wo der Tapfer'n letzter Rest
In Todesahnen,
Aber treu und fest
Dem sichern Sturz entgegensprengte.
Über ihren Leichen bald
Rauschte der dunkle Eichenwald,
Blächtige Todesschatten streckten
Sich das Leichenfeld entlang,
Wie zwei schwarze Flügel, und deckten
Ihren erhab'nen Untergang. —
Jener längst versunkne Tag
Und sein ungeheures Weh
Hallt in dem fernen Glockenschlag
Über dem lautlos ruhenden See.

Hermann Lingg.

Zwei Welten.

Es war im Land des Südens
— Der Tag ist längst verblaut —
Da hab' ich Schnee und Rosen
Mit einem Blick erschaut.

Es lag auf hoher Alpe
Der ew'ge Schnee des Firn,
Und einen Kranz aus Rosen
Wand Dir ich um die Stirn.

Da ward die Welt der Träume
Zur wachen Wirklichkeit . . .
Doch hat's seit diesem Tage
Mir nur noch Schnee geschneit.

Karl Ernst Knodt.

Im Süden.

Heil, Süden! Deine Sonnenstrahlen wie goldig sie mich überschauern!
Es blickt die heiße Lebenswonne aus Rosen um die Kirchhofmauern.
Doch wo Cypressen leise schwanken und Giftkrautblumen kriechend ranken,
Da keimen neu Erinnerungen an qualverstörte Mordgedanken.
Kahl, nüchtern, eingeschnürt, erfroren, der Pickelhaube rohe Bauern,
Der Dummheit Büttel und die Richter der Heuchelei wie Spinnen lauern.
Wer eurer Bacchen Faschingsspäße nicht grüßt mit hellen Narrenschellen,
Den stempelt ihr schon gravitätisch zum undeutlich fühlenden Gesellen.
Mein Vaterland das ist die Freiheit, der Genius nur ist mein König,
Sein Reich flammt in der Himmelsbläue, klingt aus den Wogen wundertönig.

Karl Bleibtreu.

Eine Hand.

Ich fühl' eine Hand
Warm in der meinen
Im Dämmertraum
Und möchte weinen.

Verlassen, verloren
Hab' ich mein Glück;
Das Schmerzenvergessen
Kehrt nie zurück.

Fern sucht eine Seele
Den Weg aus der Welt,
Die weinend mein Glück
Umfangen hält.

Johannes Grebling.

Digitized by Google

Oesterreichische Dichter.

Ungedruckte Briefe von Karl Herloßsohn, Uffo Horn, Ferdinand Kürnberger und Robert Hamerling

Die folgenden Mitteilungen bedürfen bei unserem Leserkreise weder einer Einführung, noch einer Entschuldigung; die kleinen, anspruchslosen Illustrationen zur Litteratur-Geschichte, die wir an dieser Stelle in Form ungedruckter Briefe und Aufzeichnungen zu veröffentlichen pflegen, begegnen immer gleich freundlicher Aufmerksamkeit. Der folgenden kleinen Auswahl fehlt auch insofern ein inneres Band nicht, als sie durchweg Briefe deutsch-oesterreichischer Dichter vereinigt; die Reihenfolge ist die chronologische; die Briefe erscheinen hier nach dem Geburtsdatum der Dichter gereiht.

Den Beginn macht der Böhme Karl Herloßsohn (geb. 1804 zu Prag). Es gab Zeiten, wo der Herausgeber der Zeitschrift „Der Komet" und des „Damen-Konversations-Lexikons" einer der einflußreichsten Schriftsteller seiner Zeit war, und der Verfasser des „Ungar" und „Wallenstein's erste Liebe" ein Romandichter, den die Zeitgenossen aufs Höchste schätzten. Auch hat er seinen Ruhm nicht überlebt; er ist fünfzig Jahre tot und noch vor dreißig Jahren konnte eine vielbändige Gesamt-Ausgabe seiner Romane erscheinen und fand guten Absatz. Wie aber klingt uns heute sein Name ins Ohr?! . . . Von Herloßsohn also liegen uns zwei Briefe vor, deren Inhalt uns ebenso lebhaft wie das Schicksal ihres Schreibers daran erinnert, wie rasch die Moden in der Litteratur wechseln. Sie sind beide an J. L. Deinhardstein gerichtet. Der erste lautet:

Ew. Wohlgeboren

danke ich für die überschickte Berichtigung. Sie soll unverzüglich abgedruckt werden. Es versteht sich von selbst, daß sie in keiner böswilligen Absicht weder abgedruckt noch aufgenommen worden ist. Der Mann, der mir sie eingesendet, war wohl nur falsch unterrichtet. Um so mehr halte ich's für Pflicht, Ihnen Satisfaction zu geben.

Für die Uebersendung Ihrer Reiseskizzen danke ich herzlich. Eine Anzeige derselben werden Sie in einer der nächsten Lieferungen des Kometen abgedruckt finden.

Geben Sie mir recht oft Gelegenheit Ihnen gefällig zu sein und genehmigen Sie die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung.

Ew. Wohlgeboren

ergebenster

Leipzig, 15. Juni 1831. Herloßsohn.

Wir haben, da „Der Komet" uns nicht zugänglich war, nicht feststellen können, um welche Thatsache es sich bei Deinhardstein's Berichtigung handelte. Eins aber ist unverkennbar, der redliche Wille des jungen, zensurflüchtigen Oesterreichers, sich mit seinem mächtigen Landsmann, dem Professor, Censor und Herausgeber der berühmten „Wiener Jahrbücher" auf möglichst guten Fuß zu stellen. Das Buch, dessen baldige Besprechung Herloßsohn zusicherte, war kurz vorher erschienen und führte den langatmigen Titel: „Skizzen einer Reise von Wien über Prag, Teplitz, Dresden, Berlin, Leipzig, Weimar, Frankfurt am Main, Darmstadt, Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Stuttgart, München, Salzburg, Linz und von da nach Wien zurück in Briefen an einen Freund von Deinhardstein. Wien. Gedruckt im Verlage bei Karl Gerold, 1831." Eine kurze Charakteristik des Buches, sowie ein Wiederabdruck des auf Goethe bezüglichen Kapitels findet sich in der „Deutschen Dichtung", Band V, S. 162 ff. und 201 ff.

Aus ganz anderer Tonart klingt der nächste, vierzehn Jahre später geschriebene Brief. Ein neues, radikales Geschlecht war emporgekommen, eroberte sich eine litterarische Position nach der andern und warf die alten Machthaber in den Staub. Auch Herloßsohn mußte sich auf Drängen des Verlegers bequemen, einem solchen „neuen Pharao", seinem Landsmann Moritz Hartmann, die Redaktion des Litteraturblattes zum „Komet" zu überlassen, und der debütierte dann gleich in der ersten Nummer mit einem heftigen Angriff auf Deinhardstein. Und als dieser sich nun bei Herloßsohn darüber beschwerte, konnte der arme, halb entthronte Chef-Redakteur nur erwidern:

Verehrter und liebenswürdiger Freund!

Zuerst zu dem Vorwurf in Ihrem Briefe. Ich habe das Literatur-Blatt seit der Nummer,

Digitized by Google

die Sie berührt. Herrn Moritz Hartmann, dem Verfasser von Kelch und Schwerdt auf seinen Wunsch und im Einverständniß mit dem Verleger übergeben, weil ich nicht länger im Stande war, wöchentlich 14 Spalten Feuilleton, das Telescop und die literarische Beilage auch noch zu schreiben. Hartmann gibt das Manuscript in die Druckerei, ohne daß ich es sehe, und da er versprochen hat, eine Aufsehen erregende Selbstständigkeit hineinzubringen, so darf ich ihn vor der Hand nicht meistern. Ich weiß nicht, ob der Aufsatz von ihm oder Herrn Landesmann in Wien herrührt, und habe dies Thema mit Fleiß nicht berührt. Lassen Sie die Sache auf sich beruhen; noch hat keiner von den Weltenstürmern Einen aufgefressen.

Die Recension Ihrer Gedichte, welche noch unter meiner Leitung erschien (unter Hartmann hätten Sie wohl eine andere bekahren) rührt von Ihrem Freunde H. Marr her, der Sie sehr in's Herz geschlossen hat. Er bat mich darum und wollte sich und Ihnen eine Freude machen. Es schickt sich nicht, weil er beim hiesigen Theater, daß wir von seiner Mitarbeiterschaft laut sprechen, aber wenn Sie ihm schreiben, so können Sie ihm schon sagen, Sie hätten ihn, M...r (der letzte und erste Buchstabe) errathen und ich dies bestätigt. Er wird sich freuen. —

Hoffentlich bin ich diesmal, wenn Sie kommen, hier und nicht in Hannover unter den Botokuden.

Wissen Sie denn Niemanden in Wien, dem ich ein gutes Wort geben könnte und der etwas für meinen Bruder in Lemberg thäte. Oft ist durch ein Wort geholfen!

Grüßen Sie vor Allen Castelli. Sagen Sie ihm, ich bliebe ihm treu und meinem Versprechen; er soll den schreib und redigirmüden alten Kriegskameraden bei sich sehen und ich will mich dort auf's Ohr legen und vielen — vielen Jammer auf kurze Zeit vergessen.

Gott erhalte Sie wohl und mir wohlwollend.

Ihr ergebenster

Leipzig, den 13. März 1845 Herlossohn.

Der Brief bedarf keines Kommentars. Daß der Trost, noch habe „keiner von den Weltenstürmern Einen aufgefressen", kein tröstiger war, wußte sicherlich Herlossohn selbst am besten; er spürte ja das Weh des Verdrängtwerdens am eigenen Leibe; es machte den 41jährigen Mann vor der Zeit krank und müde. Nur Eines hätte er Deinhardstein mit Fug und Recht schreiben dürfen: Daß dies der Lauf der Welt ist, daß auch in der Litteratur die neue Generation die alte auffrißt, bis sie selbst aufgefressen wird. So war es, so ist es heute, und so wird's immer sein.

Aus dem Lager der damals jungen Generation, die eben daran ging, die alte totzuschlagen und nun selbst längst tot ist, stammt der folgende Brief. Als Alfred Meißner, damals der ruhmumglänzte, 21jährige Dichter des „Ziska" im Herbst 1846 nach Deutschland ging, gab ihm sein Freund, der Lyriker Uffo Horn (geb. 1817) das nachfolgende Empfehlungsschreiben mit:

Lieber Julius!

Ich ergreife mit Freuden die Gelegenheit, Ihnen meinen Freund Alfred Meißner, einen höchst begabten jungen Dichter und enthusiastischen Verehrer Ihres Genius anzuempfehlen. Er geht über Dresden nach Leipzig, um sich dranzen etwas umzusehen und dann wieder zu kehren. Er sei Ihnen aufs Wärmste ans Herz gelegt — an Ihre Frau Alles Schöne. Herzlich Ihr

Uffo.

Mr. Jules de Mosen
avocat etc.

Dresde.

Von den drei Namen ist noch der Julius Mosens der klangvollste geblieben, seit der Name Meißners unter dem wüsten Lärm der Hedrich'schen Enthüllungen unrühmlich verhallt ist. Uffo Horn selbst, der einst zu hohen Erwartungen berechtigte, ist schon lange vor seinem Tode (1880) litterarisch ein stiller Mann gewesen.

Ferdinand Kürnberger (geb. 1821), der Verfasser des „Amerikamüden", war ein starkes Talent, aber ein Mensch voll Ecken und Kanten, der selbst ebenso rücksichtslos war, wie er von Anderen die höchste Rücksicht forderte. Der folgende Brief ist an einen Schriftsteller gerichtet, der in den Siebziger Jahren in Berlin zwei Zeitschriften herausgab, und lautet:

Werthester Herr College!

Sehr gefreut hat mich Ihre Freude an meiner Novelle, denn ich machte mir schon Selbstvorwürfe über den Ton meines Briefes, der so ungeniert objectiv war, als ob ich nicht die eigene Parthei wäre. Dergleichen kann mißverstanden werden. In Ihrer Rückäußerung aber sehe ich gewissermaßen meine Indemnität.

Was Ihren bewußten „ad latus" betrifft — um mit diesem Thema zu schließen — so haben Sie ganz Recht, mir nicht zuzutrauen, daß ich ihm noch länger nachtragen werde; es war ja ohnedies schon geschehen in dem mehr erwähnten Citat der Herzensfachen, pag. 127 und ich konnte nun meinerseits vermuthen, daß er mir dieses Nachtragen nachträgt. Nur dieses Umstandes wegen machte ich Sie aufmerksam, aus welcher Quelle es käme, wenn er als Ihr „Beirath"

Digitized by Google

möglicher weise eine getrübte und parteiische Stimme hätte. Ich meines Orts habe ja längst abgeschlossen mit diesem kleinen litterarischen Zwischenfall, bei dem er sich im Eifer seiner Münchener Camaraderie verbauen — und wohl gegen seine bessere Natur, denn eigentlich ist er ja doch ein bon enfant.

Auch an Martin Greif und Speidel mich zu reiben, lag mir so fern als möglich und bin ich in der angenehmen Lage, Ihren Wink darüber glücklicherweise als gegenstandslos zu constatiren.

Wohl war der „elementare Lyriker" ein Schwindel, aber was geht's mich an? Ich will ja nicht ein Rächer jeglichen Schwindels sein, wie Donauixotte „ein Rächer jeglicher Ungebühr". Nur der Schwindel mit offensiver Frechheit hat hin und wieder etwas Herausforderndes, dieser aber war inoffensiv und eine gemüthliche, harmlose Kneipbrüderei. Transeat!

Aus meinem Stephan Milow habe ich nun keinen „elementaren Lyriker" gemacht, aber was ich gemacht habe, das kann ich vertreten. Im gemüthlichen Plauderton von Notizen sagte ja die Neue Freie Presse, die Deutsche Zeitung, sagte die ganze Wiener und Grazer Presse ungefähr Stimmverwandtes. Natürlich — plaudern kann ich nicht. Auch ein so vornehmes Organ, wie das Ihrige kann und will es nicht. Ich habe daher das Thema in meiner Weise behandelt und zumal für ein externes, norddeutsches Publikum meine ich nicht ungeschickt das Litteraturbild auch ein klein wenig zum Genrebild aufgekrazt zu haben. Ich wäre gern noch ausführlicher gewesen, wenn ich mich nicht gefürchtet hätte, Ihren Raum zu contumiren. Überliest man es zwei- oder dreimal, so ist es eigentlich doch nur — eine aphoristische Skizze, gleichsam nicht eine Besprechung, sondern ein erster Versuch, den Besprechungsstoff einzuführen oder anzumelden. Es lag im Stoffe und wird sich nicht übel machen. Einen, dem meinen ähnlichen, d. h. größeren Aufsatz, wie ich höre, bereitet hier die „Heimath" vor und vielleicht wünschen Sie das zu wissen — nur der Erstere zu sein!

Umgehend bitte ich mir eine Postkarte aus als Certificat der richtigen Ankunft. Können Sie zugleich begutachten, wann Sie es ungefähr bringen werden und mir einen Bürstenabzug zur Correctur versprechen (der fremden Namen wegen wird es gut sein), so kann es mir nur so angenehmer sein. Ich werde es ja doch abwarten können, da es mir meinen Finmaner Ausflug leider verschneit hat. Im ungarischen Tieflande liegt der Schnee 6 Meter hoch und doch herrschen die noch stärkeren Schneewehen regelmäßig auf dem Karst.

Mit aller Ergebenheit
Ferdinand Kürnberger.

Wien, Sonntag den 11. März 1877.

Beiliegende Karte hielt ich nicht für überflüssig, wenigstens für ordnungsmäßig.

Wer der Redakteur und wer der „ad latus" war, mag, da es sich um Lebende handelt, hier nicht gesagt sein. „Ein elementarer Lyriker" betitelte sich der Essay eines bekannten Münchener Ästhetikers den das, damals von Ludwig Speidel redigierte Feuilleton der „Neuen Freien Presse" über Martin Greifs Gedichte gebracht hatte. Für Stephan Milow, dem er auch persönlich nahe stand, war Kürnberger rastlos thätig; dieser Lyriker war, seltsam genug, einer der wenigen Dichter unter den Lebenden, die Kürnberger überhaupt gelten ließ.

Sehr charakteristisch ist der folgende Brief Robert Hamerlings (geb. 1830), den er an einen Prager Litteraten, Ramens Landau richtete:

Hochgeehrter Herr!

Mit nichts in der Welt kann man mich in größere Verlegenheit setzen, als mit dem an mich gestellten Verlangen nach Empfehlungsbriefen.

Ich lebe so zurückgezogen, daß ich kaum 3—4 Bekannte hier in Graz habe, und in Triest verkehrte ich mit gar Niemand, außer mit der Redaktion der „Triester Zeitung". Ich könnte Sie daher höchstens dieser empfehlen; aber der mir bekannte Redacteur ist, so viel ich weiß, augenblicklich nicht in Triest, sondern bei einem volkswirthschaftlichen Congreß in Wien. Den Vorstand des Schillervereins hatte ich nicht einmal während meines Aufenthalts in Triest die Ehre persönlich zu kennen, geschweige daß ich jetzt, nach neunjähriger Abwesenheit, von seiner Person oder seinem Namen etwas wüßte. Bei Solchen aber, die ich nicht persönlich kenne, oder bei Körperschaften, wie dem Schillerverein in Triest selbst, als Vermittler und Fürsprecher aufzutreten habe ich verschworen. Seit ich bei einem ähnlichen Wagniß hier in Graz so betrübende Erfahrungen machte. Ein aus der Fremde gekommener Schriftsteller hat mich um meine Fürsprache beim Vorstand der hiesigen „Ressource", damit ihm von diesem der Saal der Gesellschaft für eine Vorlesung überlassen werde. Ich ließ mich dazu herbei — und was geschah? Der Vorstand des Schillervereins soll heißen: der Ressource] fand es „anmaßend", daß ich, bloß auf meinen Schriftstellerruf pochend, bei Personen, die mir persönlich unbekannt, zu Gunsten eines Dritten intervenire, und schlug dem Bittsteller sein Verlangen ab. Darauf wurde dieser

Digitized by Google

grob gegen mich, und sagte mir in's Gesicht, der Saal der Ressource sei ihm wegen Animosität des Vorstandes gegen mich verwrigert worden, ich allein sei Schuld an dem Scheitern seines Vorhabens. Diesen Lohn hatte ich davon! —

Das Einzige womit ich Ihnen in diesem Falle nützen kann, ist der Rath, nicht nach Triest zu gehen. Für das Beethoven-Album ist in dieser italienischen Hafenstadt kein sonderlicher Erfolg zu erwarten.

Bestehen Sie aber darauf, hin zu reisen, so schreiben Sie mir's (mittelst Correspondenzkarte), und ich sende Ihnen nach Triest (poste restante) ein Billet an Herrn Jul. Haller, Kapellmeister des Schillervereins; er ist ein dort sehr beliebter Mann und Ihr Glaubensgenosse. Ich bin zwar auch nicht näher mit ihm bekannt; aber er ist der Einzige, von dem ich weiß, daß er gutmüthig genug ist, meine Intervention nicht als „Anmaßung" zu halten.

Mit herzlichem Gruße meiner Eltern

Ihr ergebener

Hamerling.

Graz, 2. Sept. 73.

Die Weltlichen, die Vereinsamung, die Verbitterung, aber auch die Herzensgüte des Dichters, kurz fast all' die Züge, die an dem Menschen Hamerling auffielen, kommen hier zum Ausdruck. Der Schriftsteller, für den Hamerling, der berühmteste Mann des Landes, vergeblich bei der Ressource den Saal erbat, war, wenn uns unser Gedächtnis nicht täuscht, Bogumil Goltz; daß er zum Dank gegen Hamerling grob wurde, sieht ihm ähnlich. Zur Erläuterung sei nur noch beigefügt, daß der Adreßlat ein „Beethoven-Album" zusammengestellt hatte, das er selbst kolportierte.

Litterarische Notizen.

— Die Nachdichtung Hermann Stegemann's „Des Horatius schönste Lieder" hat an dieser Stelle vor einiger Zeit die Einwendung erfahren, daß sie trotz Glätte, ja Wohllaut der Form doch ihren Zweck nicht erreiche, weil sie eben von dem eigentlichen Wesen des Originals zu wenig mehr biete; wenn des Nachdichters Absicht, wurde ausgeführt, nach seinen eigenen Worten dahin ziele, „den Geist des Altertums zu vertreiben um des Geistes der Poesie willen," so sei dies ein Irrtum im Grundsatz; beide stünden sich ja nicht feindlich gegenüber und die rechte Aufgabe des Dichters sei hier, nicht den einen Geist durch den andern zu vertreiben, sondern beide zu vereinigen. Daß wir damit nicht im Unrecht waren, daß eine derartige Vereinigung möglich ist und da, wo sie gelingt, ein erfreuliches und erquickliches Kunstwerk ergiebt, dafür liefert uns nun Hermann Stegemann selbst zu unserer Freude einen vollgiltigen Beweis. Seine neueste Dichtung „Daphnis" (Franenfeld, J. Huber's Verlag) ist im Wesentlichen frei erfunden, er hat nur eben einige Dichtungen des Altertums, die Ode der Sappho an Aphrodite und Motive aus den Idyllen des Theokrit in sein selbigezponnenes Gewebe verflochten, und doch ist dies kleine, edle und schöne Werk so sehr vom Geist der Antike erfüllt, wie nur eben die allerbeste Nachdichtung, und dabei im feinsten Sinne des Worts modern: es liegt kein Stand darauf, man genießt sie mit derselben Freude, demselben menschlichen Antheil, als handelte es sich nicht um Hirtenleben des alten Hellas, sondern um ein Idyll aus der Gegenwart. Und doch ist das Kostüm hier gewahrt und die Menschen reden in der Sprache ihrer Zeit! Wir wollen den Inhalt der kleinen Dichtung, die in neun, mit den Namen der Musen betitelte Abschnitte geteilt ist, nicht erzählen, und Proben zu bieten, müssen wir uns leider aus Raumgründen versagen, aber aussprechen wollen wir, daß wir dem Büchlein einige Stunden reinen, vollen Genusses verdanken, und unsere Pflicht erfüllen, indem wir unsere Leser darauf hinweisen. Es ist eine Freude, daß in unseren Tagen freudlosen, von geilenden Kampfrufen erfüllten Straßenlärm auch noch eine solche Dichtung reifen konnte, aus welcher nur der Ton der Syrinx sanft und herzbeweglich aus Ohr und ins Gemüt klingt, und der Dichter verdient, daß man ihm lauschte. Auch die äußere Ausstattung ist von feinem Geschmack. —uz—

— Ernst Wicherts Roman „Vom alten Schlage" (Dresden, Carl Reißner) ist ein grundtüchtiges, verständiges Buch, das als Unterhaltungs-Lektüre wärmste Empfehlung verdient, aber auch darüber hinaus zu fesseln vermag. Der Inhalt der drei starken Bände hätte sich ja wohl vielleicht etwas komprimieren lassen, doch stimmt die behagliche epische Breite mit zu dem Wesen dieses sympathischen, ursprünglichen Erzählers —g.

— Flüssig gereimte Verse ohne höheren Wert, namentlich auch ohne schärfer ausgesprochene Physiognomie bringt das Büchlein „Lieder des Lebens". Neue lyrische und epische Dichtungen von Theodor Souchay (Leipzig, Georg Heinrich Meyer). Schlecht sind nur die „humoristischen" Stücke (z. B. „Der Scharfrichter von Souderburg"), aber auch die guten sind selten kind nicht gut genug. K. B.

— Ein frisches, liebenswürdiges Büchlein sind die „Alemannischen Gedichte", die Hans W. Gruninger unter dem Titel „Us em Oberland" im Verlage von Peter Weber in Baden-Baden hat erscheinen lassen. Ein großer Teil dieser anspruchslosen, aber durch schlichte Herzlichkeit, warmes Empfinden, durch Humor und scharfen Blick für die Volksseele ausgezeichneten Gedichte ist zuerst in den Spalten der „Deutschen Dichtung" erschienen; da ist denn an dieser Stelle eine weitere Empfehlung kaum nötig. Bemerkt sei nur, daß der Dichter für Leser, die des Dialekts unkundig sind, sprachliche Erläuterungen vorangeschickt hat. Wir haben sie bei der Lektüre sehr bald nicht mehr nötig gehabt; man liest sich in den Dialekt, wie ihn Gruninger gewandt und treu zugleich behandelt, sehr rasch hinein. —uz—

— Wann Konrad Telmann seinen Roman „Tod den Hüten" (Dresden, Carl Reißner) geschrieben hat, wissen wir nicht; erschienen ist er erst vor kurzem, etwa zwei Jahre nach seinem Tode. Eine sizilianische Geschichte mit gutem Lokal-Kolorit und bewegter Handlung, die aber, was den künstlerischen Wert betrifft, nicht eben schwer wiegt. — g.

— Auf einen verschollenen, aber verdienstvollen und interessanten Mann macht ein (bei Fr. Bartholomäus in Erfurt) erschienenes Schriftchen von Dr. Albert Pick aufmerksam: „Über den Erfurter Maler und Kunstgelehrten Manasse Unger". Als der Sohn jüdischer Eltern 1802 zu Gotha geboren und Angenzeuge des großen Erfurter Fürstentags von 1808 hob sich der Knabe sehr früh von seinen Altersgenossen durch sein starkes deutsches Nationalgefühl und den regen Kunstsinn ab. Er war Architekt, dann Maler und wandte sich schließlich der Kunstgeschichte zu; zwischendurch widmete er sich dichterischen Arbeiten; 1868 ist er gestorben. Picks Schriftchen ist ein wenig trocken geschrieben und mit überflüssigem Detail überladen, hingegen ist das Wichtigste kaum angedeutet: was dieser begabte, von edelster Vaterlandsliebe erfüllte Mann um seines Glaubens willen erdulden und entbehren mußte. Warum dies nur so zaghaft angedeutet ist, verstehen wir nicht. —uz—

Digitized by Google

— Man kann zu allen besten Willen nicht alles kennen, was an guten Dichtungen in Deutschland erschienen ist, gleichwohl waren wir ein wenig beschämt, als wir das sehr luxuriös ausgestattete Werk: „Die Bürgermeisterwahl, ein humoristisches Epos in lyrischen Einlagen“ von Hugo Söderström (Melle i. H., F. E. Haag) anschlugen, und aus dem Vorwort der Verlagshandlung erkannten, daß es sich um eine dritte Auflage handle und daß sich die Handlung nur, „um einen lebhaft ausgesprochenen Wunsch aus den Kreisen des Lesepublikums (!) zu erfüllen“, entschlossen habe, das „so freudig aufgenommene und in der gesamten deutschen Presse ausnahmslos auf den Schild gehobene Werk“ in einer illustrierten Prachtausgabe „der Gesellschaftslitteratur einzuverleiben“. Ein solches Buch nicht gekannt zu haben, bedrückte uns, besonders da ja das Vorwort auch darin recht hat, wenn es hinzufügt: „Die deutsche Litteratur ist ohnehin nicht reich an humoristischem Epos ausgestattet“. Nun, wir haben diese Lücke ausgefüllt, aber viel sei nicht darüber gesagt. Das Papier ist sehr gut, der Druck hübsch, die Sprache der des Vorworts an Korrektheit ebenbürtig und auch der Humor von derselben Sorte, nämlich kein ganz gewollter. So viel aber ist unzweifelhaft, daß Hugo Söderström ein wohlhabender Mann sein muß. K. B.

— Wilhelm Jensens Roman „Das Bild im Wasser“ (Dresden, Carl Reißner) gehört nicht eben zu den besten Arbeiten des reich begabten Dichters; die Erfindung hat viel Gewaltsames und Grausames; in der Ausführung machen sich Breiten störend fühlbar. Aber er enthält Episoden von solcher poetischen Kraft, von so leuchtender Schönheit, daß man aller Einwendungen gegen das Ganze gern vergißt. Wir wenigstens zählen die Stunden, die wir daran gewendet haben, nicht zu den verlorenen; wir haben sie in Gesellschaft eines wirklichen Dichters verbracht und das wird Einem recht selten zu Teil, wenn man neue deutsche Romane liest. —nz—

— In Eberswalde lebt ein armer, alter Mann, Namens Umlauft mit Namen, der schlechte Gedichte macht und deshalb dort viel gehänselt wird. Mit Zustimmung des bedauernswerten Greises hat nun irgend ein geschmackloser Mensch diese Gedichte unter dem Titel „Umlaufts Werke“ mit ironischen Randglossen (Verlag von Adolf Lemme in Eberswalde) erscheinen lassen. Hoffentlich ist die nicht eben feine Spekulation gründlich mißlungen. Fr.

— Ganz offenkundig in Scheffels Spuren wandelt Paul Warncke in seinen Büchlein: „Peter Melauder von Holzapfel“ Eine Geschichte aus dem Lahnthal. (Berlin, Fritz Pfenningstorff), und wenn der wackere Trompeter von Säkkingen nur eben dies frische, fröhliche Echo gefunden hätte, so könnte man sich's wohl gefallen lassen, während Einen auch die nimmer endende Reihe von Versen machern, die ihr Licht auch heute noch auf den Scheffel stellen wollen, ungeduldig machen kann, und gerade den Leser, der den schwäbischen Dichter liebt, am meisten. Freilich, gerade weil Warncke über eine gewisse Wärme, über Humor und Gestaltungskraft verfügt, bedauert man auf die Dauer die sehr weitgehende Abhängigkeit von seinem Vorbild: es ist, als hörte man Jemand unmittelbrochen das Organ eines andern nachahmen, und dieser Eindruck ist doch schließlich nicht der erquicklichste. Hoffen wir, daß uns Warncke in seinem nächsten Buche nicht als verkappter Scheffel kommen wird, sondern als Warncke. —g.

— Eine soziale Dichtung nennt Paul Granz sein erzählendes Gedicht „Hans“ (Leipzig, Friedrich Jansa) und weckt damit Erwartungen, welche die frisch gereimte, nur etwas zu breit vorgetragene Dichtung freilich nicht zu erfüllen vermag. Der wackere Schreiner Hans zieht in den Krieg von 1870, führt dann seine Liebste, Anna, die Lehrerstochter, heim und wird Meister, doch vernichtet dann — wie und warum wird dem Leser freilich nicht ganz klar — der „Krach“ von 1873 seinen Wohlstand, und er muß Fabrikarbeiter werden. Dort stürmen die Lehren der Sozial-Demokratie, aber auch noch härtere Prüfungen auf ihn ein, doch bleibt er standhaft, kasteien und gottergeben. Man sieht, der „soziale“ Inhalt ist nicht eben tief und originell, im Uebrigen ist gegen das kleine, wohlgemeinte Ding höchstens einzuwenden, daß es ein wenig zu viel mit Phrasen arbeitet. —g.

— Was ein „wilder Mann“ ist, weiß man; in demselben Sinn scheint uns H. Adler, die Verfasserin des wirren, wüsten, geschmacklosen Buchs: „Vorreden und Bruchstücke“ (kommissions-Verlag von Gebrüder Staudt, Frankfurt a. M.) die „wilde Frau“ zu markieren. Uns wenigstens hat Einzelnes den Eindruck gemacht, als stelle sich die Dame nur so — sagen wir — genial; als wäre sie in Wahrheit ebenso nüchtern, wie überflüssig. —g.

— „Frauengestalten“ Von Rudolf Knuffert. Dresden, E. Pierson's Verlag. Die meisten Gedichte des schmalen Heftchens sind zuerst in den Spalten dieser Zeitschrift erschienen; das ist ein Umstand, der uns hindert, sie nach Gebühr zu würdigen, aber andererseits auch das Lob für unsere Leser, die Knuffert kennen, überflüssig macht. Zudem haben wir die litterarische Physiognomie des banalen Poeten bereits einmal (Band XXI Seite 126) zu charakterisieren versucht; wir wüßten auch jetzt nicht anderes, und namentlich nicht weniger Gutes über ihn zu sagen. —nz—

— „Liebesstürme. Aus den Papieren eines vielgenannten Malers“ betitelt sich eine kleine Dichtung, die Robert Waldmüller vor kurzem (Hellmuth Henkliers Verlag in Dresden) hat erscheinen lassen. Es ist die Geschichte einer Künstlerliebe, hübsch, in schwungvollen Versen, mit viel Leidenschaft, nur vielleicht etwas zu breit erzählt. Indes, das ist Ansichtssache. Hingegen ist es schwerlich nur unsere subjektive Meinung, wenn wir aussprechen, daß ein vornehmer Poet wie Waldmüller den Beifall auf dem Titel, der doch nur eine sehr unkünstlerische Neugierde wachrufen soll, nicht hätten machen dürfen. Da ist es denn begreiflich, daß der Verleger noch pröhnender in dasselbe Horn stößt und verspricht, das Büchlein werde „schon um der Persönlichkeit des Künstlers willen viel Aufsehen erregen“. Noblesse oblige — und es muß auch äußerlich ein Unterschied sein zwischen einer Dichtung und — anderen Büchern . . . —g.

Neue Bücher.

Nachstehend verzeichnete Bücher sind der Redaktion zur Rezension zugekommen.

Becker, R. Traumbilder. Dichtungen. Neuwied. J. H. Heuser'sche Buchhandlung (Meincke & Gückow) 1899.

Buttkamer, Alberta von. Aus Vergangenheiten. Ein elsässisches Balladenbuch. Straßburg. Schlesier & Schweikhardt. 1899.

Breich, Johann. Vogesenklänge. Gedichte. Straßburg. J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel) 1899.

Mann, Heinrich. Ein Verbrechen und andere Geschichten. Leipzig-Reudnitz. Robert Bamm. 1898.

Schäfer, Theo. Schwein und Sterben. Gedichte. Bern. Steiger & Cie. 1899.

Forke, A. Blüten chinesischer Dichtung. Magdeburg. Kommissionsverlag: Faber'sche Buchdruckerei. 1899.

Friedrichs, Hermann. Gesammelte Werke. Band I: Lyrische Dichtungen. Band II: Episch—Lyrische Dichtungen und Kampfeslieder. Band III: Novellen. Band IV: Dramen. Berlin. Freund & Jeckel. 1899.

Deutsche Bühnenaussprache. Ergebnisse der Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache. Herausgegeben von Theodor Siebs. Berlin, Köln, Leipzig. Albert Ahn. 1898.

Piper, Otto. Ist nie litt Stadt. ne platzdürsch Geschicht. Bismar. Hinstorff'sche Hofbuchhandlung Verlagskonto 1898.

Quandt, C. Johannes Knades Selbsterkenntnis. Historische Erzählung aus der Zeit der Reformation. Fünfte Aufl. Braunschweig und Leipzig. Hellmuth Wollermann. 1899.

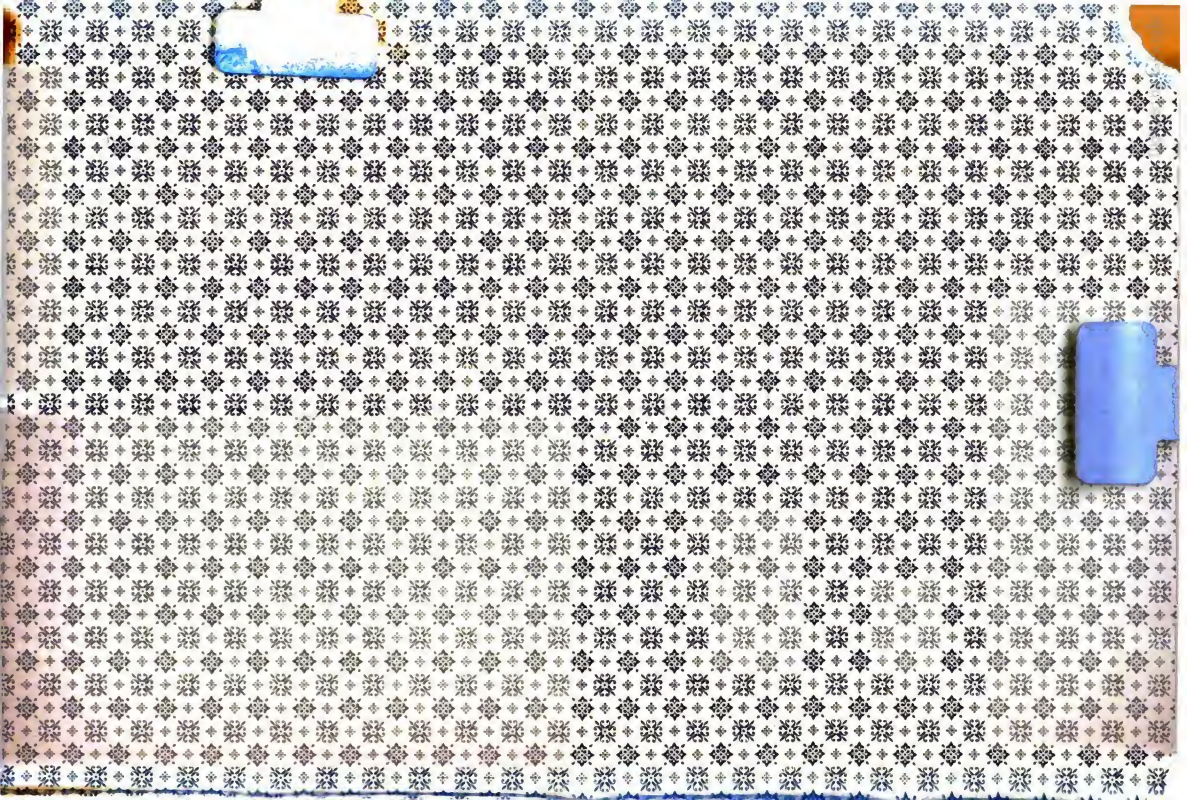
Redigiert unter Verantwortlichkeit des Herausgebers Karl Emil Franzos in Berlin. — Nachdruck auch im Einzelnen ist untersagt und wird strafgerichtlich verfolgt. — Verlag der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt in Berlin. — Druck von E. Brückmann in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 064479940

Digitized by Google



Digitized by Google